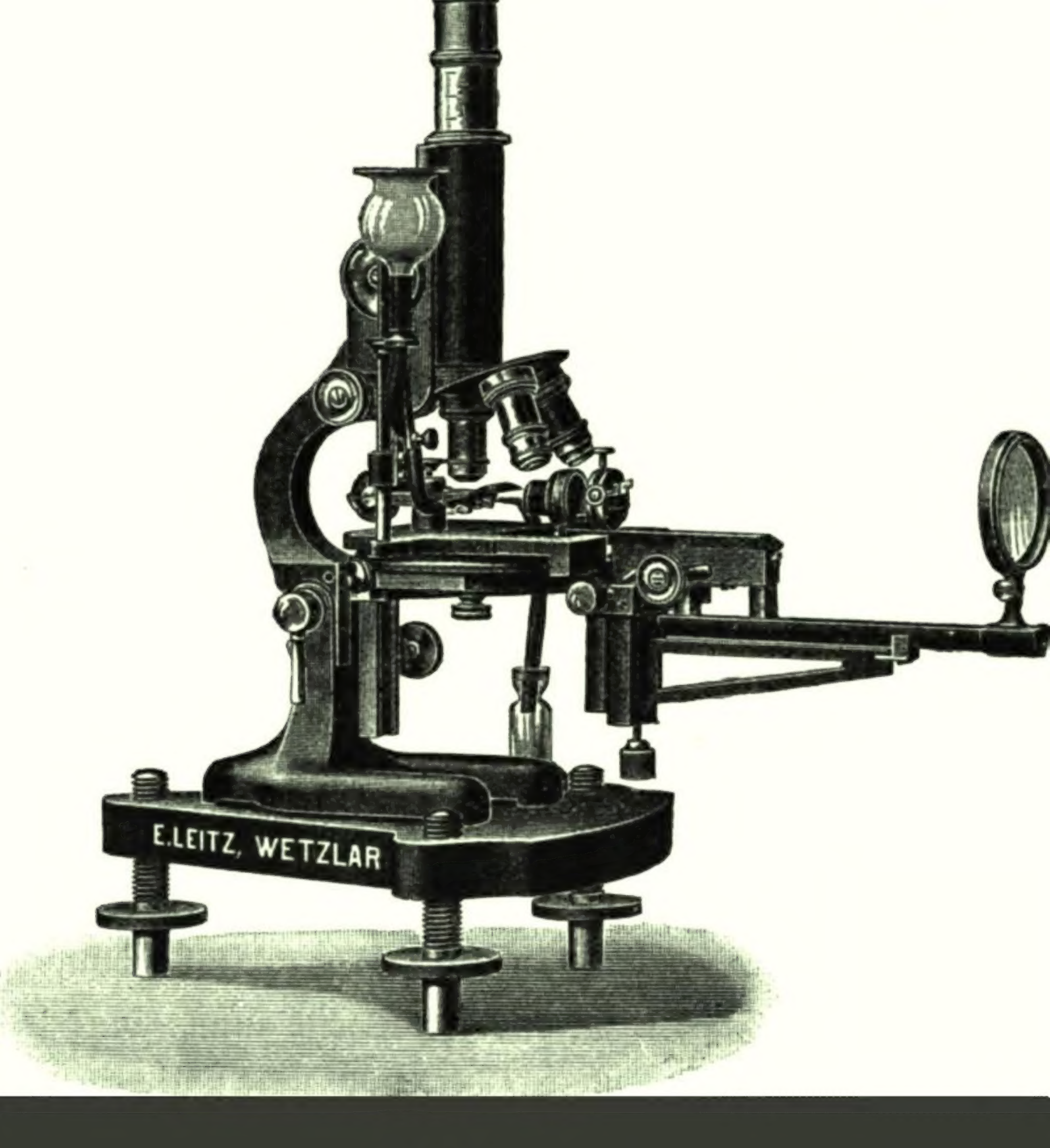


Maerz

Digitized by Google

- 32 - - 274.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

März

Digitized by Google

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram

Zweiter Jahrgang 1908
Vierter Band
(Oktober bis Dezember)

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

Digitized by Google

P Germ 2.74.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des vierten Bandes 1908

Hauptteil

Politik

Seite

Theodor Barth, Persönliches oder parlamentarisches Regiment? . . 241
D. Blumenthal, Ein neuer Kurs in Elsaß-Lothringen? 20
Professor Guglielmo Ferrero, Die Widersprüche einer Revolution 57
Graf Fleury, Napoleon III auf Schloß Wilhelmshöhe 24, 113
Anatole France, Unter Nachbarn 161
H. von Gerlach, Siegreiche Besiegte 83
Professor Otto Harnack, Warum hat das Deutsche Reich keine parlamentarische Regierung? 321
Conrad Haußmann, M. d. R., Die interparlamentarische Konferenz 1
Kongreß? 81
Elsässisches 180
Und nun? 326
Wolfgang Heine, M. d. R., Politik und Anwaltsehre 174
Georg Hirth, Ein Vorwort 342
Karl Kraus, Der Patriot 422
Dr. Heinz Potthoff, M. d. R., Was ist sozial? 443
Ludwig Thoma, Der Prozeß gegen den „März“ 185
Der Kaiser 249
Die Verfassungsdebatte 401
Verax, Bosnien 90
***, Die neue Gruppierung der Mächte 168
***, Die neue Lage am Balkan 93

Volkswirtschaft

Henriette Fürth, Zum Paragraph 218 96
Dr. Heinrich Hutter, Das Riesen-Defizit 7
Sven Lange, Alberti und Dänemark 10
Marcel Rouffie, Die finanziellen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland 458

Digitized by Google

Wissenschaft

Seite

Professor Dr. Gustav Aschaffenburg, Die Prügelstrafe . . . 122
Dr. Gustav Eichhorn, Das Ultramikroskop 363
R. H. Francé, Soziologie im Walde 214
Wolfgang Heine, M. d. R., Bureaukratenjustiz und Volksgerichte . 330
Major A. v. B., Über die „Zeppelins" 51

Kunst und Kultur

An die Jugend zwischen zwölf und siebzehn Jahren 32
Albert von Cà bianca, Welschtirol 369
Hermann Hesse, Billige Bücher 254
Robert Hessen, Zur Naturgeschichte des Berliners 207
Adolf Loos, Kultur 134
Ludwig Malyoth, Vom Faberbräutheater in München 193
Karl Schloß, Münchner Marionetten 470
Sir Galahad, Ganz kleine Reiseglossen (Ägypten) 127
Die ganz Weißen 203
Die Einzige und ihr Eigenkleid 353
Griechische Miniaturen 404
G. Stoskopf, Das Goethemuseum in Sesenheim 433
Fritz Wittels, Wiener Brief 101
***, Viereinhalb Jahre im Serailgefängnis des Prinzen Abdul Medjid (Schluß) 33

Erzählungen

Knut Hamsun, Unter Herbststernen 107, 188, 260, 344, 411
Hermann Hesse, Eine Liebesgeschichte (Schluß) 45
Grindelwald 450
Adolf Köster, Die schöne Brilaide 377
Selma Lagerlöf, Aus meinem Leben 273
Fritz Mauthner, Don Juan d'Austria (Fragmente) 136, 218, 296
Lothar Engelbert Schücking, Der eine Wahlmann (Politische Skizze) 339
Fritz Wittels, Das Kebsweib 360

Gedichte

Alfons Paquèt, Pe Ling 465

Digitized by Google

Illustrationen

Seite

Olaf Gulbransson, eine Zeichnung zu der Erzählung Knut Hamsun „Unter Herbststernen" 108

Henri Loux, zwei Abbildungen nach Gemälden zu dem Artikel „Das Goethemuseum in Sesenheim . . . . 435 und 439

Eine Abbildung zu dem Artikel „Das Ultramikroskop" von Dr. Gustav Eichhorn 366

Fünf Photographien zu der Erzählung „Aus meinem Leben" von Selma Lagerlöf . . . . 278—294

Neun Abbildungen zu dem Artikel „Münchner Marionetten" von Karl Schloß . . . . 470—478

Rundschau des März

Politik 145, 307, 487

Kunst 382

Medizin und Naturwissenschaft 225

Handel 146, 488

Sport 65

Technik 227, 384

Rundschau

Politik

L, Unsere Bundesbrüder 484

Simson, Bismarck in der Walhalla 148

Der künftige Fürst aller Reußen 233

Talbot, Lohengrin oder Telramund? 309

Der leichtsinnige Bismarck 479

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" und das Kaiser-Interview . . 312

Volkswirtschaft

Alexander Ular, Wahlversicherung 73

X, Reichsfinanzreform 387

Wissenschaft

Erhard, Radiumillusionen 232

Ein inhaltsreiches Buch 389

Kunst und Kultur

Kurt Aram, Münchener Theater 66

Antonius und Kleopatra 149

Dr. G. Falter, Zeitgemäße Gedanken über einen Rechtsfall 150

Digitized by Google

Seite

Eduard Fueter, Lesbare Ausgaben deutscher Klassiker 71
Stefan Großmann, Franz Josef, der Förderer der Künste . . . 314
H H, Ariost 486
Robert Hessen, Neues von Shakespeare 147
Roda Roda, Bosnien 228
—s, Zeitdiebe 393
Fritz Wittels, Exakte Germanistik 391
Leon Zeitlin, Der nackte und der angezogene Mensch 482
Das Verzeichnis der Pius IX zugeschriebenen Wunder, am Vorabend des Seligsprechungsprozesses 68

Glossen

Seite

Der nürnberger Parteitag . . 75
Schutz dem Auge 76
Sedan 77
Das münchener Glockenspiel . 78
Ein neues Reichstagswahlrecht 79
Arzt und Kellermeister . . . 79
Die rudolstädter Revolutionäre 80
Desinfektion 153
Nationale Kämpfe in Österreich 153
Laudabiliter sese subjecit . . 154
Über Hejdenstams Karl XII . . 155
Diabolo 156
Politik und Wissenschaft . . . 156
Getragene Kleider 157
Kirchenbau 157
Der heidelberger Philosophenkongreß 158
Magyarisches 159
Dalai-Lama 160
Wenn du noch einen Bruder hast — 235
Vorschlag zur Güte 236
Serbischer Größenwahn . . . 237
Handzeichnungen schweizerischer Meister 238
Gemeindewahlen 238
Vom jüngsten Rußland . . . 239
Berliner Hochzeitsattrappen . . 240

Seite

Der nie fertige Kessel . . . 316
Ein Kenner 316
Die Bibliothek des Kaisers . . 316
Das byzantinische Oberhemd . 317
Der Gedenkstein von Echterdingen 318
Das schimpfende Österreich . . 319
Psychologie in der Politik . . 320
An die Jugend zwischen zwölf und siebzehn Jahren . . 320, 399
Die beiden Schillerpreise . . 395
Zwei Vorbilder 396
Jünglingsverein 396
Mystik und Erotik 397
Namenraub 397
Henrik Steffens 398
Ibsen im Franziskanerkloster . 399
An unsere Abonnenten . . . 400
Eine denkwürdige Staatsurkunde 490
Auf Erden 490
Schmücke dein Heim! . . . 491
Die deutsche Sozialdemokratie Böhmens 492
Die konservativen Patrioten . 493
Wie die Alten sungen . . . 494
Weihnachtspoesie 495
Der Friedensbringer 495
Graf Zeppelin als Christ . . 496

Digitized by Google

Die interparlamentarische Konferenz

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die interparlamentarische Friedenskonferenz hat in Berlin getagt. Die auswärtigen Mitglieder haben sich höchst anerkennend und beinahe erstaunt ausgesprochen über den gastlichen und glänzenden Empfang. Empfang und Konferenz sind beinahe zu glänzend und groß geworden. Wenn man, wie ich, die Sitzungen seit einem Jahrzehnt nicht besucht hat, so fühlt man den Unterschied zwischen heute und früher besonders lebhaft.

Früher hundert Friedensfreunde im Kampf für die damals offiziell perhorreszierte Idee des Schiedsgerichts. Die persönliche Begegnung von Parlamentariern verschiedener Länder war zugleich Mittel und Zweck. Die offizielle Anerkennung fehlte, und die Vaterlandsliebe der Mitglieder wurde von den betreffenden Vaterländern als angekränkelt angesehen.

Berlin selbst verhielt sich ablehnend.

Heute ist die Konferenz im Reichstagssaal von mehr als fünfhundert Interparlamentariern besucht, — die Gäste sind willkommen. Die deutsche Gruppe hat Mitglieder aus vier Parteien. Der Reichskanzler erklärt: „Les gouvernements ont tenu compte de vos inspirations en se livrant à l'étude de toutes les questions, qui leurs paraissaient mûres. Si les gouvernements sont résolus à suivre cette voie à l'avenir comme dans le passé, c'est en partie votre mérite." Der deutsche Kaiser spricht telegraphisch von der Versammlung bedeutender Persönlichkeiten, die sich auf der Konferenz vereinigt haben. Kurz, die Konferenz hat sich als Einrichtung die offizielle Anerkennung erobert.

Ist die innere Kraft der Einrichtung mit ihrer Ausdehnung gewachsen? Ich hatte auf der Herfahrt ernste Zweifel. Denn wenn das Institut sich durchgesetzt hat, so ist es unausbleiblich, daß unter den neuen Mitgliedern,

Digitized by Google

die der interparlamentarischen Friedenskonferenz beitraten, viele das Wort „interparlamentarisch" stärker betonen als das Wort „Friedenskonferenz". Damit würde sich das Mittel auf Kosten des Zwecks ausdehnen, und der Elan, den die gemeinschaftlich verfolgte Idee der alten Mitglieder auslöste, würde eine Verdünnung erfahren müssen.

Diese Zweifel sind zu einem großen Teil zerstreut worden. Es ließ sich verfolgen, daß der ursprüngliche Zweck immer noch Triebkraft besitzt, daß die Berührung mit verantwortlichen Politikern anderer Staaten notwendig Annäherungsgedanken weckt, und daß die Einrichtung eine Zukunft besitzt. Wenn sogar in einem Zeitpunkt, in dem die nationalistische Voreingenommenheit so reizbar geworden ist, sich mit dem Gedanken eines Zusammenstoßes zwischen England und Deutschland zu belasten, — wenn in einer solchen Zeit die Konferenz ihren Weg fortzusetzen vermag, dann wird sie in den nicht ausbleibenden Zeiten wachsender europäischer Einsicht, der sie wertvolle Vorbereitungsdienste zu leisten vermag, kräftige Wirkungen auslösen. Sie wird höchst wahrscheinlich eine völkerrechtliche Zwischenstufe sein. Gladstone wird doch nicht unrecht gehabt haben, als er vom Gründungstag der interparlamentarischen Union sagte: „Der einunddreißigste Oktober ist ein historischer Tag."

Aber die Union muß sich, gerade weil sie quantitativ gewachsen ist, auch noch mehr festigen, um qualitativ noch mehr zu wachsen. Die loseren Formen genügten für eine kleine Konferenz, sie werden nicht mehr lange ausreichen. Arbeitsmethode, Vorbereitung des Stoffes und Verbindung des Elferrats zwischen der einen und der nächsten Tagung können sich noch mehr festigen und eine sichere Tradition schaffen.

Es wäre ungerecht, diesem Wunsch nicht die Anerkennung folgen zu lassen, daß das berner Bureau, der große Rat der Konferenz und der deutsche Ausschuß um das Gelingen der berliner Tagung große Verdienste haben.

Ein auswärtiges, kritisch veranlagtes Mitglied versicherte mir, daß Berlin im Arrangement die Konferenzen der letzten zehn Jahre schlägt. Die weiße Wandelhalle des Reichstags ist ein glänzender Begrüßungsort, und der Vorsitzende, Prinz Schoenaich-Carolath, hat gut geleitet und ebenso glänzende Gastfreundschaft geübt wie die Stadtgemeinde Berlin. Daß Fürst Bülow auch verbindlich, geschickt und gut französisch zu sprechen versteht, das

hat in Deutschland niemand bezweifelt, es wurde aber von auswärtigen Mitgliedern wie eine interessante „Neuheit“ bewundert.

Sehr stark waren die mittleren Staaten vertreten. Das entspricht einem inneren Gesetz. Sie haben das echteste Friedensbedürfnis und besitzen keinen Rest von dem dolus eventualis, den sie in der Politik der großen Staaten mit klugem Spürsinn herauswittern. Die Holländer, die Schweden, die Norweger, die Rumänen, die Schweizer, die Deutschamerikaner halten einen europäischen Krieg für einen kompletten Unsinn und zucken bei den Vorbehalten wegen „Ehre und vitaler Interessen“ gerade wie über ein Studentenduell die Achseln. Sie verstehen einfach nicht, weshalb die großen Staaten mehr „Ehre“ haben sollen als sie, die einen Krieg ihres Landes aus dem Kreis der vernünftigen Möglichkeiten ausgeschaltet haben. Diese relativ stärkere Beteiligung der mittleren und kleineren Staaten ist ganz proportionell dem moralischen Druck, den sie in der Richtung der Friedensstabilisierung auf die großen Staaten auszuüben das ideelle und praktische Bedürfnis haben. Sie sind legitimiert, dieses Mittel der moralischen Gewalt anzuwenden, denn sie wissen, daß sie mitleiden nicht nur unter einem Krieg der großen Staaten, sondern schon unter einem Zustand der wirtschaftlichen Beunruhigung. Sie ahnen, daß es unter den großen Staaten solche gibt, deren führende Kreise zwar den Frieden aufrichtig wollen, aber auch den Rüstungsapparat garnicht entbehren möchten. Das langsame Marschieren der Schiedsgerichtsidee hängt vielleicht damit zusammen.

Der Bundesgenosse der kleinen, humanitär gerichteten Staaten ist die öffentliche Meinung. Gewisse Thesen können überhaupt nicht öffentlich von gebildeten und vor gebildeten Menschen plädiert werden. In der Unmöglichkeit der öffentlichen Vertretbarkeit kriegerischer oder halbkriegerischer Neigungen liegt zugleich der Beweis ihrer inneren Minderwertigkeit.

Die interparlamentarische Konferenz, die ein Kongreß geworden ist, hat in Berlin sachlich einige Beschlüsse von besonderer Wichtigkeit gefaßt. Die Forderung einer völkerrechtlichen Anerkennung des Privateigentums auch im Seekrieg durch Abschaffung des Beuterechts und der Blockade offener Häfen ist einmütig erhoben worden; die Forderung der Schaffung eines Weltwechselrechts ist gleichfalls ein praktisches Beispiel für die Richtung der Arbeiten. Es war eine Konzession an die Realpolitiker, daß der Kongreß

beschloß, die Forderung der schiedsgerichtlichen Regelung solle nicht auf die Fragen ausgedehnt werden, welche die „Ehre und die vitalen Interessen" eines Volkes berühren; aber es wurde gleichzeitig zum Schutz gegen ein übereiltes Anrufen der Waffenentscheidung der Wunsch ausgesprochen, die Völker sollten sich in den Verträgen, in denen sie für andere Streitigkeiten, als die um Ehre und vitale Interessen das schiedsgerichtliche Verfahren festsetzen, sich gegenseitig vor einem Kriegsfall die Anrufung befreundeter Mächte zusagen, wie es schon im pariser Orientvertrag von den europäischen Mächten vorgesehen ist. Ein Antrag der nordamerikanischen Gruppe, sich gegenseitig völkerrechtlich und vertraglich alle feststehenden Grenzen zu garantieren, hat einen Vorgänger im Ostsee- und Nordseeabkommen vom letzten Sommer, wurde aber doch, da er in seiner Verallgemeinerung entzündliche Fragen berührt, auf eine bezügliche Anregung des Antragstellers und der deutschen Gruppe einer Kommission anvertraut.

Anläßlich der Beschlüsse, die einen Ausbau der eigenen Organisation der interparlamentarischen Union in die Wege leiteten, teilte der Vorsitzende der englischen Gruppe mit, daß die englische Regierung dem bisher alleinstehenden Beispiel Norwegens folgt und dem interparlamentarischen Institut einen jährlichen Staatsbeitrag zur Verfügung stellt, und zwar in Höhe von sechstausend Mark. Die anderen Staaten werden sich nun fragen müssen, ob es nicht zweckmäßig wäre, sich einem solchen Akt der Anerkennung des Instituts gleichfalls anzuschließen.

Neben den Beschlüssen, welche wie Meilenzeiger den Weg bezeichnen, hat die berliner Tagung auch wieder in ganz besonderem Maß persönliche Bekanntschaften vermittelt. Man durfte aufrichtig erfreut sein, wieviel Talent und Geist sich bei den Begegnungen unter vier Augen offenbarte. Das war auch ein übereinstimmender Eindruck gerade bei denen, die nicht blind sind für die kleinen Eitelkeiten, denen man auf allen Kongressen begegnet. Aber weit überwiegend war der Eindruck solider Bildung und intelligenten Verständnisses für deutsche Kulturwerte. Das gilt für die großen mitteleuropäischen Länder so gut wie für die romanischen Mittelmeerstaaten, für Rumänien, die Skandinavier und Rußland. Die Duma hatte aus allen ihren großen Parteien Vertreter, und darunter führende Persönlichkeiten, gesandt. Der tartarische, der lithauische, der polnische und der kosakische Vertreter

verfügten in der Unterhaltung über eine geschulte politische Bildung und über eine Allgemeinbildung, die eine weitgehende Gleichartigkeit der geistigen Entwicklung veranschaulichte.

Wenn man hört, wie ein dänischer Konservativer und eine fünfzehnjährige Rumänin im Faust bewandert sind, so macht man sich allerhand Gedanken, zum Beispiel darüber, welche Anziehungskräfte in der deutschen Kultur vorhanden sind, oder darüber, wie wenig der politische Regierungsgeist Deutschlands es versteht, der Annäherung anderer Staaten durch einen großen und klugen Liberalismus entgegenzukommen, oder darüber, welcher Zuwachs an Bildungsmöglichkeiten für die kleineren Staaten darin gegeben ist, daß ein sehr großer Teil ihrer Bewohner regelmäßig mehrere Sprachen erlernen muß und noch aus anderen, als nur aus den Quellen der eigenen Sprache trinken kann.

Bei dem Festmahl, das den auswärtigen Gästen im zoologischen Garten solenn, glänzend und lustig gegeben wurde, gingen die Genüsse der Tafel und Trinksprüche bunt durcheinander.

Suppe: deutscher Toast des roten Prinzen Schoenaich-Carolath; Forellen: französischer Trinkspruch des Vaters der interparlamentarischen Konferenz, des sechsundachtzigjährigen, hinreißend beredten Frédéric Passy; Rehrücken: deutsches Hoch des liberalen Abgeordneten Lord Weardale, des Signor Professore Attilio Brunialti und des amerikanischen Abgeordneten Richard Barthold; Hummer: Rede des schweizerischen Nationalrats Dr. Gobat und des beredten ungarischen Ministers Comte Albert Apponyi; Masthuhn: deutsche Ansprache des römisch-katholischen, liberalen japanischen Rechtsanwalts und Abgeordneten Washitaro Nagashima, des norwegischen Stortingmitglieds Horst und des Portugiesen João de Paiva; Stangenspargel: Toast des schwedischen Abgeordneten Carlson Bonde; Parlamentsbombe! Mich hat ein liebenswürdiger Zufall zwischen den Vertreter von Siena und die Dumaabgeordneten geführt. Der polnische Dumavertreter setzte mir überzeugend auseinander, daß die beiden Gesetze, die Reichstag und preußischer Landtag verabschiedet haben, die Polen gewaltsam zu den Slaven treiben; es wäre vor einem Jahr noch unmöglich gewesen, daß polnische Abgeordnete die Bewegung von Prag mitgemacht hätten; Deutschland habe einen Wall gegen den Panslavismus durchbrochen. Mit dem Dumavertreter der donischen

Kosaken, der Lithauer und der Tartaren geriet ich in eine Unterhaltung, in der wir uns schließlich über den griechischen Text einer Stelle der Odyssee stritten, und der Führer der Oktobristen beschrieb mir die Behaglichkeit der Dörfer um Tübingen. Alle großen Parteien mit Ausnahme der äußersten Rechten und der äußersten Linken waren vertreten, und der Eindruck der privaten politischen Erörterungen war der, daß die Duma trotz aller inneren und äußeren Hindernisse marschieren wird, sich aber zur Entlastung des Reichs und des Reichsparlaments lokale Selbstverwaltungskörper wird schaffen müssen, um nicht in Stoff zu ersaufen. Die Abgrenzung der Kompetenzen und Stoffe wird einen Teil der Arbeiten und Kämpfe der nächsten Jahre ausmachen. Aber die Duma hat Vertrauen in ihre Arbeit und in die Zukunft.

Die deutsche Gruppe war ziemlich zahlreich vertreten. Es waren etwa siebzig Abgeordnete anwesend, und zwar aus allen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie und der Nationalliberalen, die sich durch den Vizepräsidenten des Reichstags formaliter hatten vertreten lassen. Die Partei hat, trotzdem ihr Hospitant Vorsitzender war, diesen allein gelassen; sie besitzt von den bismarckischen Zeiten her eine Antipathie gegen die Tendenz der interparlamentarischen Konferenz, über die sie nicht wegkommt, weil ihre Presse das Institut mißtrauisch beurteilt. Die freikonservative und die konservative Partei erwiesen sich als vorurteilsfreier und haben dies auch bei den nichtöffentlichen Gruppensitzungen betätigt. Verhältnismäßig zahlreich waren das Zentrum und die Elsässer vertreten, welche die geborenen Dolmetscher nachbarlichen Gedankenaustausches sind und als Konferenzdolmetscher wichtige Dienste geleistet haben.

Alles in allem: die interparlamentarische Union hat an einem kritischen Punkt ihrer inneren Entwicklung, an einem kritischen Versammlungsort und in einer kritischen politischen Zeit Lebenskraft bewiesen. Sie hat sich durchgesetzt. Sie hat den Besuchern den Wunsch erneuter Begegnung hinterlassen, sie hat den Glauben an die eigne Nützlichkeit auch in skeptischen Teilnehmern befestigt. Sie könnte Aufgaben erfüllen, welche die Diplomatie und die Bureaukratie ihrer Natur nach nicht zu erfüllen vermögen. Was sie nicht kann, das ist, alle Wirkungen einer nicht immer geschickten europäischen Politik auszuschalten. Das Ma—Rokkoko ist ein unschöner Stil. Auch können leider nicht alle Verheerungen ungeschehen gemacht werden, die ein

unklarer und ungebildeter Nationalismus unter dem Einfluß jener Politik anzurichten vermag. Es war vor vierzehn Jahren auf der vierten interparlamentarischen Konferenz zu Bern, wo unter dem Beifall der französischen Friedensfreunde ein jetzt nicht mehr lebender deutscher Abgeordneter ausführte und aussprach: „Le chauvinisme, voilà l'ennemi!

Dieser Feind ist noch nicht besiegt, weder an der Themse noch an der Seine noch an der Spree; und die europäische Volkswirtschaft sehnt sich nach seiner Niederlage.

Das Riesen-Defizit / Von Dr. Heinrich Hutter

Man muß für eine peinliche Sache einen schönen Namen haben. Darum heißt man das Riesenreichsdefizit wohlklingend „Reichsfinanzreform". Das Defizit mußte kommen. Man schöpft seit zwanzig Jahren in Berlin aus dem Vollen. Man hat den Maßstab für den Geldwert in den Reichsverwaltungen verloren. Ausgaben zu bewilligen, ohne die Einnahmen zu haben, wurde eine Untugend, vor der die Finanzautorität Eugen Richter vergeblich gewarnt hat. Es ist eine schmerzliche Rechtfertigung seiner als antinational verschrieenen Sparsamkeit, wenn jetzt Herr von Bülow in der offiziellen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" schreiben läßt:

„Das Fehlen des Gleichgewichtes zwischen Einnahmen und Ausgaben seit Jahren hat Deutschland eine hohe Schuldenlast aufgebürdet. Es erfordert schwere finanzielle Opfer durch die Notwendigkeit der Zinszahlung, hemmt und schädigt seine Volkswirtschaft und setzt durch Erschütterung des nationalen Kredites seine politische Stellung unnötigen Gefahren aus. Die Schulden des Deutschen Reiches sind zwischen 1877 und 1900 von 160 auf 2300 Millionen Mark, in den letzten Jahren allein aber um weitere 2000 Millionen Mark gewachsen. Sie betragen heute einschließlich der langfristigen Schatzanweisungen viereinhalb Milliarden Mark. Jedes der letzten Jahre hat Anleihen von mehreren hundert Millionen Mark in Form von Schuldverschreibungen oder langfristigen Schatzanweisungen notwendig

gemacht. Die ursprünglich nur als Verstärkung der Betriebsfonds der Reichshauptkasse gedachten kurzfristigen Anweisungen sind durch das dauernde Defizit teilweise zu einer verdeckten Anleiheschuld geworden. Die durch dies alles veranlaßte überlastung des Kapitalmarktes hat ein Sinken des Kursstandes bewirkt. Dies schädigt die Finanzen des Reiches. Denn bei jeder neuen Ausgabe von Schuldverschreibungen wird der Kapitalerlös für die Reichskasse geringer. Es schädigt die Einzelstaaten und Kommunen bei der Aufnahme von Anleihen zum Ausbau ihrer Verkehrs- und Erwerbsanstalten; es schädigt in Zeiten der Geldknappheit durch Steigerung des Zins- und Diskontosatzes alle Produzenten, es schädigt endlich alle diejenigen, die mündelsichere Anlagen in Reichsanleihen gemacht haben. Es bedeutet für den Fall eines ausbrechenden Krieges eine nationale Gefahr, wenn ein derartig hoher Bestand von Obligationen mit niedrigem Kursstande im Umlauf ist, weil alsdann eine leichte und sichere Unterbringung der Kriegsanleihen erschwert wird.

Auf der Ausgabeseite ist insbesondere geboten, mehr wie bisher auf die bewährten Grundsätze altpreußischer Sparsamkeit zurückzugehen. Insbesondere muß sich bei der Ausführung von Bauten und anderen Neuanlagen eine Einschränkung der Ausgaben erreichen lassen. Dem beständigen Anwachsen des kostspieligen Beamtenapparates muß vorgebeugt werden, indem in der Verwaltung durch weitere Uebertragung der Befugnis oberer Behörden an nachgeordnete Instanzen Vereinfachungen erreicht werden und überdies ein Teil der Geschäfte der höheren Beamten auf die mittleren, von mittleren auf die unteren übertragen werden. Die Formen des Geschäftsverkehrs der Behörden müssen sich mehr denen des modernen Verkehrs anschließen. Bei der Prüfung der Wirtschaftlichkeit der Maßnahmen, Vergebung der Lieferungen und so weiter müssen die Erwägungen eines sorgfältigen Kaufmanns an die Stelle des bureaukratischen Schwergewichtes treten. Die Scheidung zwischen Wünschenswertem und Notwendigem muß bis zum Eintritt besserer Zeiten schärfer durchgeführt werden."

Diese Darlegungen bilden eine offizielle Anklageschrift gegen die Reichsfinanzpolitik, die an einer Stelle des Artikels ausdrücklich als „Vorschußwirtschaft" bezeichnet ist.

Wer ist der Schuldige? Jeder schiebt es auf den andern, und jeder kann es auf den andern schieben. Denn wir haben unverantwortliche Verhältnisse.

Der Kaiser ist unverantwortlich, denn der Kanzler hat die Verantwortung. Der Kanzler ist unverantwortlich, denn die großen Ausgaben werden von dem königlich-kaiserlichen Militär- und Marine-Kabinett bestimmt. Das Militär- und Marine-Kabinett ist unverantwortlich, weil es in der Verfassung nicht vorgesehen ist. Das Parlament ist unverantwortlich, denn es hat keine zur Verantwortung berufenen, von einer parlamentarischen Regierung erzogenen Parteien. Das Volk ist unverantwortlich, denn man hat ihm gesagt, daß es Vertrauen zu den Staatseinrichtungen und zu den verbündeten Regierungen haben solle. Die verbündeten Regierungen sind unverantwortlich, denn sie dürfen sich in nationalen Fragen nicht von der preußischen Regierung trennen, und Preußen ist unverantwortlich, denn der Drei-Klassen-Landtag ist mit dieser Art von Regierung einverstanden.

Das ist der Kreis, in dem jeder Verantwortliche unverantwortlich wird. Das Defizit der Finanzen ist der zahlenmäßige Ausweis für das Defizit der Reichseinrichtungen. Die Reform der Reichsfinanzen müßte eine Reform der Reichspolitik sein. Diese Reform wird ausbleiben, und darum wird die Reichsfinanzreform Stückwerk bleiben und ohne leitende Gedanken gelöst werden. Denn das ist keine leitende Idee: Wir wollen Geld! Wir nehmen es, wo wir es finden, beim Bierkrug, beim Branntweinkelch, beim Weinglas, bei der Zigarre, beim Gasglühlicht, bei der Bogenlampe, bei der elektrischen Kraftmaschine, beim Erblasser, wenn er Papiere hat, oder ratenweise beim Erben, wenn er Grundstücke bekommt, beim Wehrpflichtigen und bei der Zeitung. Wir wollen sparen, aber nur nicht bei der Marine und beim Militär, wir wollen jährlich fünfhundert Millionen mehr als bisher haben und versprechen dann auch einiges für die Schuldentilgung zu verwenden, selbstverständlich unter dem Vorbehalt neuer Schuldaufnahme im Bedarfsfalle.

Das ist mechanisch und ohne Prinzip und entbehrt der Reue und der Besserung. Und es fehlen die Garantieen. Es ist finanziell falsch, angesichts eines solchen Riesendefizits nicht scharfe Abstriche in *allen* Ressorts zu machen, und es ist *volkswirtschaftlich falsch, in einer Zeit volkswirtschaftlicher Depression* und *starker Ausfälle in den Privatwirtschaften* Steuern in solcher Menge aufzuerlegen und *dadurch die Erholung des Erwerbslebens zu erschweren*. Man müßte zunächst

sich einschränken und die Ergebnisse einiger Hauptsteuern, insbesondere der Erbschaftssteuer und des beabsichtigten Einzugs der Vermögen, die ohne Testament an entferntere Verwandte kommen würden, abwarten und nur deren Überschüsse über einen gewissen Betrag hinaus im jetzigen Augenblick für die Schuldentilgung binden. Sonst zwingt man die Bürger, Schulden zu machen, um Steuern zahlen zu können.

Es gibt harmlose Menschen, die von einer Reichstagsauflösung sprechen. Ein Halbmilliardendefizit und zwölferlei Steuern vor die Wähler zu bringen, das wäre eine Regierungsweisheit, die sogar die Sozialdemokratie vom nürnberger Albdrücken erlösen könnte.

Alberti und Dänemark / Von Sven Lange

Dienstag, den achten September dieses Jahres um Mittag stieg ein Mann die abgenutzten Stufen hinauf, die zum alten Gerichtsgebäude in Kopenhagen führen. Er war groß und stark, eine beinahe herkulische Erscheinung, strotzend von animalischer Kraft. Sein großes, glattes Gesicht trug einen kurzen, herabhängenden schwarzen Schnurrbart, die Augen waren hinter einem blauen Zwicker versteckt. Unter dem Arm trug er eine Anwaltsmappe.

Schweren, festen Schrittes und in aufrechter Haltung ging er in die Lokale der Geheimpolizei, wo die Bedienten bei seinem Anblick von ihren Stühlen aufsprangen und ihn ehrerbietig grüßten. Er verlangte, vor ihren Chef geführt zu werden, und als er einen Augenblick danach in dessen Bureau stand, sagte er in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton:

„Ich komme, um mich wegen Betrügereien und Fälschungen anzuzeigen."

Kurz darauf saß er in Untersuchungshaft in der Zelle Nummer 1 des Gerichtsgebäudes.

Der Name dieses Mannes war Peter Adler Alberti. Bis zum vierundzwanzigsten Juli 1908 hatte er während sieben Jahren die Stellung des ersten Wächters der Gerechtigkeit in Dänemark bekleidet, als Justiz-

minister des Landes. Bei seinem Rücktritt vom Ministerposten wurde er durch den König zum Geheimen Konferenzrat mit dem Titel Exzellenz ernannt.

Bei seiner ersten Vernehmung erklärte er, daß sich seine Betrügereien wahrscheinlich auf beinahe fünfzehn Millionen Kronen beliefen, und daß sie eine Zeitdauer von vierzehn Jahren umspannten.

Wer die dänischen Verhältnisse nicht kennt und durch den Albertiskandal zum erstenmal auf das Land aufmerksam wird, dem muß das politische und soziale Leben bei uns abnorm erscheinen. Mancher meint wohl gar, daß unser Land zwischen den wohlgeordneten europäischen Staatsverbänden isoliert dastehe und an gewisse südamerikanische Republiken erinnere.

Das ist aber nicht der Fall. Die dänische Gesellschaft enthält genau dieselben sozialen und politischen Elemente, die sich in den übrigen westeuropäischen Staaten geltendmachen. Nur daß die Verhältnisse bei uns wegen der Kleinheit des Landes weniger kompliziert und zusammengedrängter sind. Fatal zusammengedrängt.

Und als eine natürliche Konsequenz solcher fatal zusammengedrängten Verhältnisse — hat sich das Phänomen Alberti entwickelt.

Die politischen Parteien, die bis zu unserer Zeit in Dänemark die Macht hatten, waren konservativ und aristokratisch: hohe Beamte und agrarische Junker waren seit der Einführung der Konstitution (1849) fast ununterbrochen im Besitze der Portefeuilles. Allmählich wurde ihre Macht aber von der heranwachsenden demokratischen Partei untergraben; und als die Konservativen in ihrem Kampfe für die Befestigung Kopenhagens, der sich die Volksparteien widersetzten, ihre Zuflucht zu Gesetzwidrigkeiten nahmen, mußten sie sich zuletzt dareinfinden, allen Einfluß zu verlieren, obwohl sie immer noch das Land regierten.

So entstand allmählich eine Hauptstadtbevölkerung, die besonders in den höheren Schichten von dem willkürlichen Spiel mit Gesetz und Gerechtigkeit angesteckt und dadurch gründlich demoralisiert wurde; und als Gegensatz hierzu auf dem Lande eine große und gleichartige Demokratie, die sich durch ihre Einigkeit und ihren Gehorsam gegen die Gesetze stark fühlte und deswegen mit allen Kräften darauf aus war, zur Macht zu kommen, — obwohl sie unter sich keine Persönlichkeit besaß, die für die schwierige Regierungskunst erzogen und reif war.

Diese beiden feindlichen und höchst ungleichen Elemente fand Alberti als Hauptfaktoren in der Politik des kleinen Landes vor, als er sich dafür zu interessieren begann. Alberti war und blieb eine konservative Natur. Die Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, paßte ihm gut, weil sie innerhalb ihres elastischen Rahmens für einen Mann mit Ideen, aber ohne Ideale Platz hatte. Auch die regierende Partei paßte ihm. Er amüsierte sich darüber, wie ungeniert man die Gelder des Volkes ohne Erlaubnis verschwenden durfte, — und aus der Gleichgültigkeit dieser konservativen Partei gegenüber der öffentlichen Meinung lernte er früh die Menschenverachtung, die ihm bis zum Schluß folgen sollte.

An der aktiven Politik nahm er noch nicht teil; er gewann aber als gescheiter Rechtsanwalt von englischem Typus schnell einen Namen und wurde ohne besondere Schwierigkeiten Mitglied des höchsten Gerichtshofes. Gleichzeitig verlegte er sich auf merkantile Unternehmungen. Er gründete ein umfassendes Geschäft für den Export von Butter nach England (The Farmers of Danmark), wurde Ziegeleibesitzer und Grundstückspekulant. Wenn auch Juristen der alten Schule die Nase über ihn rümpften, so gewann er dafür durch sein joviales und unverzagtes äußeres Wesen seine nähere Umgebung. Man glaubte ihm, weil er scheinbar immer frisch von der Leber über die Dinge sprach, und man schätzte ihn wegen seines kräftigen Appetits, der auf eine schlichte und gesunde Moral deutete, und wegen seines immer bereiten Lachens, das ein gutes Gewissen verbürgte.

Er war auf dem Wege, sich von der Bourgeoisie der Hauptstadt als Stütze der Gesellschaft aufnehmen zu lassen, recht nach dem Muster der regierenden Partei: als kühner Patriot, als ehrlicher Antidemokrat.

Unterdessen hatte er davon Wind bekommen, daß es vielleicht in anderen Kreisen Chancen für ihn gäbe. Diese Chancen wuchsen in seiner Erwartung, als er sah, wie die regierende Partei, der er seinem Milieu nach angehörte, ihren Halt mehr und mehr verlor; eines schönen Tages drehte er mit dem hurtigen Griff des kühnen Spielers sein Ruder nach links — und wurde Demokrat.

Dies geschah so: Albertis Vater, ein schlauer und vorsichtiger, aber gerader alter Politiker, hatte als einer der Demokratenführer einen außerordentlichen Einfluß speziell in ökonomischer Hinsicht auf die seeländischen

Bauern. Er hatte nämlich allein für sie eine Bank gegründet, und diese „Sparkasse des seeländischen Bauernstandes" hatte unter seiner Leitung große Dimensionen angenommen. Das Vertrauen der Bauern zu ihm und der Bank war grenzenlos.

Im Jahre 1890 beschloß der alte Mann, sich zurückzuziehen, und hatte schon drei geprüfte Demokraten ausersehen, die seine Stelle hätten einnehmen können. Da meldete sich der Sohn, der gescheite kopenhagener Rechtsanwalt, als Alleinbewerber um das Amt.

War er vielleicht nicht tüchtig? War er nicht genau so bewandert und brutal, wie sich die Bauern den Mann wünschten, der ihre Interessen vertreten sollte? Hieß er nicht Alberti, zu welchem Namen sie das größte Vertrauen hatten?

Aber war er auch Demokrat ...? Selbstverständlich war er Demokrat! Denn was heißt das, Demokrat sein? Er konnte mit den Kleinbürgern so sprechen, daß sie denken mußten, er sei in allen Stücken ihresgleichen, — vielleicht den Verstand ausgenommen. Aber er konnte ihnen auf die Schulter klopfen und ihnen auf den Bauch schlagen und mit ihnen auf ihr Wohl einen Schnaps trinken, wenn es galt, — er konnte vor ihnen ein paar blöde Witze machen, daß sie sich schier zu Tode lachten und ganz vergaßen, daß er mehr Verstand besaß als sie.

Ob er sie nicht auf reelle, populäre Weise gewinnen könnte? — Versuch's! sagte der schlaue Vater mit einem Lächeln. Und der junge Alberti gewann sich seine Bauern. Er änderte den Ton seines Wesens so, daß er, der früher dem antidemokratischen Mittelstandsjargon der Hauptstadt so ausgezeichnet angepaßt gewesen war, jetzt der demokratischen Landbevölkerung vertraut klang.

Als Präsident der reichen und mächtigen Bank war er der spezielle Freund und erste Vertrauensmann der Bauern. Das Amt hatte aber noch einen Anspruch auf ihn: Er mußte aktiver Politiker werden, wie es sein Vater gewesen war.

Jetzt hieß es also, sich eine Politik anzuschaffen.

Demokratisch mußte sie sein; er war ja doch Demokrat geworden? — Anderseits gelang es ihm aber nicht, mit der konservativen Natur fertig zu werden, die ihm angeboren war, und der er bis jetzt gefolgt war. So wählte er sich denn den gemäßigt demokratischen Standpunkt und schloß sich der

Partei an, die sich schon früher im Reichstag unter dem Namen „Die verhandelnde Linke" gebildet hatte.

Und als er jetzt wirklich in einer politischen Partei Platz gefunden, beschloß er, als der kühne Spieler, der er immer war, seinen neuen Standpunkt mit möglichst großem Eklat zu demonstrieren. Er stellte sich zur Wahl gegen den vergötterten Führer der radikalen Demokratie, V. Hörup, und, von seinen alten konservativen Freunden unter der Stadtbevölkerung und seinen neuen gemäßigt-demokratischen Anhängern unter den Bauern gestützt, siegte er am Wahltag über Hörup und nahm seinen Platz im Volksthing ein (1892).

Als Repräsentant des gesunden Menschenverstandes im Gegensatz zu den übertrieben idealistischen Forderungen, die Hörup nach Albertis und vieler anderen Meinung vertreten hatte, saß er jetzt im Reichstag, breit und sicher, durch das Vertrauen seiner gesellschaftstützenden Mitbürger ausgezeichnet und bereit, seine neue Machtstellung aufs äußerste zum Schutz seiner privaten Interessen auszunützen.

Er hatte nämlich in den letzten Jahren verschiedene Schwierigkeiten gehabt. So tüchtig und energisch er als Geschäftsmann auch war, — es fehlte ihm doch die glückliche Hand. Besonders häuften sich die Schwierigkeiten bei dem Butterexportgeschäft. Die Sache hatte nicht richtig in Gang kommen wollen. Jetzt aber sollte es gehen! Und jetzt — zwei Jahre, nachdem er Abgeordneter geworden war — begann er mit dem Kassenbestand zu schwindeln. Anfangs war es nichts von Bedeutung, — nicht mehr, als sich viele andere Geschäftsleute in kritischen Perioden erlauben, in der Hoffnung, daß die künftigen „besseren Zeiten" die kleinen Unregelmäßigkeiten decken werden.

Für Alberti bedeuteten diese „besseren Zeiten" die Sparkasse des Bauernstandes, die er verwaltete, die er aber noch nicht anzurühren wagte. Bekäme er erst freie Verfügung über diese fette Bank, so würden sich ihm große Chancen öffnen, wobei er, als der Großspekulant, der er immer war, seine verschiedenen Geschäfte wieder ins Gleichgewicht bringen könnte. Um dies Ziel zu erreichen, mußte er erst Minister werden, — und dann am liebsten Justizminister. Ergo: Vorwärts, Demokratie! Vorwärts im Namen des Vaterlandes und des Volkes. Vorwärts auf das Ziel zu. Und das Ziel war: die Übernahme der Regierungsgewalt in Dänemark durch die Demo-

kratie. Alberti tat, was er konnte, um die Demokratie zur Regierungsfähigkeit zu erziehen. Er gründete eine Zeitung, der er spekulativ den Namen „Dannebrog" gab, wo er dem Königshause und dem Hofe gegenüber einen Ton einführte, so kriechend und servil, daß keines der konservativen Organe etwas Ähnliches bringen konnte *). Und nach englischem Muster nannte er seine Partei jetzt immer: Die loyale Opposition Seiner Majestät.

Durch seine Schlauheit und seine joviale Brutalität war er wirklich allmählich eine Art Führer im Volksthing geworden. Und sein Einfluß wurde noch größer, als er seine Partei, die gemäßigte Linke, spaltete und eine der Fraktionen in die große demokratische Bauernpartei einfügte, die im Reichstag „die linke Reformpartei" genannt wurde. Denn es war ihm klar, daß nur dieser Partei die Zukunft gehöre.

Im Jahre 1901 übernahm diese Partei die Regierung, und die Führer verteilten die Ministerposten unter sich. Alberti wurde, wie er es sich gewünscht hatte, — Justizminister. Der demoralisierte kopenhagener Rechtsanwalt und Geschäftsmann hatte sein Ziel erreicht, auf den Thron gehoben und gestützt von der naiv siegesberauschten Bauerndemokratie.

2

Kurz nachdem Alberti sein neues Amt übernommen hatte, wurde im Reichstag die Frage an ihn gestellt, ob er es richtig fände, immer noch als Vorstand der Sparkasse des Bauernstandes zu gelten?

Er antwortete: „Ich kann aus pekuniären Rücksichten dieses Amt nicht aufgeben."

Die Antwort klang verblüffend ehrlich. Erschöpfend wäre sie gewesen, wenn er hinzugefügt hätte: „Ich habe mich ja nur wegen der Sparkasse zum Minister machen lassen."

Denn jetzt erst konnte das Spiel ernstlich anfangen. Die Kasse lag offen vor ihm; jetzt hieß es, sie ungestört plündern.

---

*) In „Les affaires sont les affaires" hat Octave Mirbeau einen Typus der Gegenwart gezeichnet, der in vieler Hinsicht an Alberti erinnert. Die Zeitung, die Isidore Lechat zur Verteidigung seiner privaten und „demokratischen" Geschäftsinteressen gründete, hat sogar einen Namen, der genau dem Namen der Zeitung Albertis entspricht „La petite Tricolore".

Mit diesem Ziel vor Augen, umgab er seine Ministertätigkeit mit großem, immer wachsendem Lärm.

Er erreichte dadurch zweierlei: Er imponierte der öffentlichen Meinung und wurde ihr Herr im ganzen Lande, er wurde als der mächtigste Mann im Reiche gefürchtet, als Kopf und Hand der Regierung.

Die in ganz Europa berüchtigte Wiedereinführung der Prügelstrafe durch ihn war ein Symbol seiner ganzen Verwaltung. Aber viele andere seiner Taten hatten genau denselben Zweck: zu verblüffen. Und das Resultat war richtig vorausberechnet, überall hatte man die Empfindung: Diesem Manne darf man nicht zu nahe treten.

Besonders war es ihm darum zu tun, sich die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Bauern zu erhalten, die ihm ihr Geld anvertraut hatten. Und er wußte: das erreichte er am leichtesten, wenn er sich als Zielscheibe des Hasses der kopenhagener Bevölkerung darstellte.

Ein gut Teil seiner Ministertätigkeit war deshalb darauf gerichtet, das Hauptstadtpublikum durch Beschränkung seiner kleinen Vergnügungen zu ärgern: auf den Theatern die Redefreiheit zu knebeln, die Zensur zu verschärfen, die Revuen zu verbieten, und so weiter, — an und für sich Demonstrationen von geringer Bedeutung.

Er erreichte aber, was er wollte. Derlei veranlaßte tagtäglich unzählige kleine Angriffe in der kopenhagener Presse auf ihn; und je mehr er hier wegen Kleinigkeiten angegriffen wurde, umso stärker wurde das Vertrauen der Bauern zu dieser kräftigen Persönlichkeit.

So verschaffte er sich Ruhe für seine private Bureauarbeit an der Sparkasse und für das Buttererportgeschäft. Und er arbeitete so unermüdlich dafür, daß er in den sieben Jahren, die er Minister war, durchschnittlich zwei Millionen jährlich auf die Seite brachte.

Wozu aber?

Er war nicht das, was man gewöhnlich einen Verschwender nennt. Für sein Haus und seine Person wird er kaum mehr als die fünfzigtausend Kronen verwendet haben, die ihm gesetzlich als Gehalt für seine verschiedenen Vertrauensposten zukamen. Der Rest aber? Die Antwort lautet: Er war ein Spieler.

Zuerst hatte er nur gewissermaßen ehrlich versucht, in die Rechenschaftsberichte des Buttererportgeschäfts ein Gleichgewicht zu bringen, und zwar

mit Hilfe der Sparkasse. Das gelang ihm aber nicht ganz. Und als er durch diese Tätigkeit mit fremden, besonders mit englischen Börsenspekulanten in Berührung gekommen war, wurde er allmählich in das große Geldspiel der Welt hineingelockt.

Er spielte nur des Spieles wegen. Die Spannung hielt ihn aufrecht und gab seinen Nerven die künstliche Ruhe, die es ihm ermöglichte, seine Rolle zu Ende zu spielen.

Und wie er an der londoner und der pariser Börse mit den Millionen der Bauern in Goldminenaktien und ähnlichen Hasardpapieren spekulierte, — so spielte er auch mit den höchsten moralischen Wertbestimmungen der heimischen Gesellschaft: der mächtigste Mann des Reiches als Dieb!

Man erkennt, daß besonders dies Bewußtsein ihm großes Vergnügen gemacht hat, und dies Vergnügen steigerte sich mit der Zeit bis zur Wildheit, je weiter er das Spiel trieb.

Er hat über die Revision gelächelt, die ihm blind und ohne Zaudern die Wertpapiere zurücklieferte, auf die er mit seiner eigenen Schrift die Namen der Bankbeamten gekritzelt hatte, die für die angeführten Summen garantieren sollten. Wie er auch über die kleinmütige und erfolglose Vorsicht der kopenhagener Geschäftswelt gelächelt hat. Und wie er über seine Bauernkollegen im Ministerium gelächelt hat, die sich durch einen Händedruck gewinnen und durch ein Achselzucken erschrecken ließen. Er hat über die radikale und die sozialdemokratische Opposition gelächelt, die ihre Zähne nicht in ihn einhauen konnte, weil er immer von seiner Partei gedeckt wurde, wie er über seine Parteigenossen lächelte, die ihn als einen ihrer besten Männer auf den Schild hoben.

Als dann aber vor einem halben Jahre das lustige Spiel zu Ende war, als seine verschiedenen Kassen bis auf den Grund ausgekratzt waren und ihm der Kredit an den fremden Börsen gekündigt war, als die Banken ihm von allen Seiten auf den Leib rückten und Zahlung verlangten, und als im Reichstag Männer aller Parteien (seine eigene ausgenommen) von ihm eine öffentliche Klarlegung forderten, als er seinen Sturz in allernächster Zeit voraussehen konnte, — lachte er da vielleicht nicht?

Etwas deutet darauf hin, daß er gelacht hat, — wenn es vielleicht auch nur geschah, um vor sich selbst zu verhehlen, wie kalt es ihm den Rücken herunterrieselte.

Kurz vor Schluß des Reichstags (im Mai) wurde ein voluminöses Gesetz erlassen, das frühere Regierungen mehrere Jahre lang beschäftigt hatte. Es wurde jetzt in einem verpfuschten, fast unbrauchbaren Zustande durch die verblüfften Volksversammlungen gejagt, — weil Alberti seinen Verbrechernamen daruntersetzen wollte. Und was enthält das Gesetz? — Rechtsreformen in Dänemark.

Welch ein böses Grinsen über die Justiz!

Später im Sommer, als sein Schicksal ihm immer näher auf den Leib rückte und er sich als Minister stürzen ließ, machte es ihm Spaß, sich gleichzeitig zum Geheimen Konferenzrat mit dem Titel Exzellenz ernennen zu lassen, — die höchste Belohnung, die der Staat für treue und ausgezeichnete Dienste verleiht.

Welch eine diabolische Gaudi mit Titeln und Rang und ähnlichen Dingen!

Endlich: Drei Tage, bevor er sich selbst der größten Schwindeleien, die Dänemarks Geschichte aufweisen kann, bezichtigte, nahm er an dem jährlichen Vogelschießen teil, einer lächerlichen, fast mittelalterlichen Festivität, wobei die Matadoren der Bourgeoisie mit dem Könige und seinem Haus zusammenkommen, um mit ein paar alten Musketen auf einen ausgestopften Papagei loszuknallen, — und er saß bei der Tafel an der Seite der Majestät!

Mit dieser genial ausgedachten Verhöhnung des Königs von Gottes Gnaden, der ihm persönlich nahegestanden hatte, und dessen Protektion er zum Teil seine Existenz als unentdeckter Verbrecher verdankte, — machte er mit diesem ganzen Dasein endlich Schluß.

Jetzt sitzt er im Gefängnis. — Als er sein Schicksal schon lange voraussehen konnte, hat er die letzten Jahre seiner Ministerstellung benützt, um dies Schicksal durch einige Verordnungen zu mildern, die nicht ohne einen gewissen bescheidenen Charme sind. Er hat zum Beispiel verordnet, daß die Arrestanten mit Sie, nicht wie früher mit Du angeredet werden. Er hat verordnet, daß die Gefangenen von den kleinen Beträgen (einigen Pfennigen in der Woche), die sie für ihre Arbeit im Gefängnis erhalten, Zinsen bekämen. Und er hat bestimmt, daß die „bedingten Begnadigungen", die er eingeführt hat, vor allem Dieben und Betrügern zugute kommen sollen.

Eine solche bedingte Begnadigung wird ihm wahrscheinlich das Gefängnistor nach einigen Jahren öffnen. Er wird dann sechzig Jahre alt sein und bei

seiner eisernen Gesundheit immer noch in den besten Jahren. Mit einem mitleidigen Achselzucken für Dänemark wird er das Land verlassen, denn einem so horrenden Zyniker steht die Welt immer offen.

Sein Vaterland aber hat er in eine Verwirrung gebracht, die größer ist als je eine vorher. Alle Parteien — vielleicht die Sozialdemokratie ausgenommen — finden, daß sie an dieser Katastrophe mehr oder weniger Schuld haben und werfen sich das gegenseitig vor. Keiner glaubt dem andern, obwohl sie alle recht haben. Das gegenseitige Mißtrauen wächst mit jedem Tage.

Zuerst wurde natürlich das Ministerium getroffen und gestürzt. Niemand weiß, wer es ersetzen soll.

Gleichzeitig richtet die Bauerndemokratie ihre Anklagen gegen Kopenhagen und die Finanzwelt. Nur, daß Kopenhagen die Anklagen den Bauern zurückgibt. Man muß leider beiden Parteien recht geben: die Faktoren, die unser politisches und soziales Leben völlig beherrschen, haben dem Phänomen Alberti die Existenzberechtigung gegeben, — und diese Faktoren gehen beide Parteien an.

Und doch liegt kein Grund vor, um die Zukunft besorgt zu sein. Welche Bedeutung diese große Krisis auch für das ganze Land haben mag, — ich halte sie doch nur für eine akute Kinderkrankheit. Das rasche Wachstum Kopenhagens in den letzten Jahren hat viel Ungesundes in die ökonomischen Verhältnisse gebracht. Zu derselben Zeit ist auch unsere Bauerndemokratie so schnell emporgeschossen, daß ihr Wachstum ihrer Reife vorauseilte.

Wenn das ungeheuere Mißtrauen, das jetzt alle gegen alle treibt, von einer ruhigen Skepsis abgelöst wird, wird der große Reinigungsprozeß vor sich gehen können. Er allein kann in unserem ökonomischen und politischen Leben gesunde Verhältnisse erzeugen; und man wird dann sehen, daß die Katastrophe Alberti der Entwicklung des Landes eher nützlich war.

Mit solchen Aussichten werden wir uns darein finden müssen, daß Dänemark in dieser Zeit eine fatale Ähnlichkeit mit einer Gans hat, die nur gemästet wird, um im rechten Augenblick von ihrem Herrn geschlachtet und verspeist zu werden; und das nur einem Privatvergnügen dieses Herrn zuliebe.

Ein neuer Kurs in Elsaß-Lothringen?

Von D. Blumenthal (Bürgermeister von Colmar)

Elsaß-Lothringen erfreut sich seit einiger Zeit wieder einer erhöhten Aufmerksamkeit in Altdeutschland. Besonders sind es die Alldeutschen drüben, welche sich um die Zukunft unseres Landes besorgt zeigen. Sie wollen bemerkt haben, daß der neue Statthalter sich durch Jesuitenzöglinge habe einfangen lassen und im Begriffe sei, das Deutschtum dem Ultramontanismus auszuliefern. Was ist denn Neues geschehen, das die patriotischen Beklemmungen der alldeutschen Wächter zu erklären vermöchte? Nichts weiter, als daß man an maßgebender Stelle mit richtigem politischem Blick die Notwendigkeit erkannt hat, Land und Leute sowie unsere Einrichtungen aus der Nähe kennen zu lernen, um sich aus eigener Wahrnehmung ein Urteil über die Bedürfnisse der Bevölkerung bilden zu können. Nun gibt es aber Leute, die eine derartige Orientierung für überflüssig oder gar gefährlich halten. Sie befürchten, wohl nicht mit Unrecht, daß der Kontakt des Statthalters mit dem Volke die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen in ganz anderem Lichte erscheinen lassen würde, als sie von oft übelunterrichteten, kurzsichtigen oder wenig wohlwollenden Informatoren geschildert zu werden pflegen. Wir haben Personen, die ihrer Stellung nach besonders berufen sind, an der Ausgleichung der Gegensätze zwischen Eingewanderten und Einheimischen zu arbeiten, und deren sich eine förmliche Angst bemächtigt, wenn sie nur vage Spuren einer fortschreitenden Annäherung zu bemerken glauben. Sie befürchten, daß ihre Stellung als Germanisatoren und Vaterlandsretter zu rasch überflüssig werden möchte. Und ihre Besorgnisse sind in der Tat nicht unbegründet.

Das Ausscheiden des Protestes aus der aktiven Politik hatte der Parteibildung im Reichslande die Wege geebnet. In den nun folgenden politischen

Kämpfen zeigte sich die in den meisten Bundesstaaten unbekannte Erscheinung, daß neben den parteipolitischen Forderungen Eingewanderte als solche eine besondere Interessenberücksichtigung für sich in Anspruch nahmen. Die Altdeutschen bilden in Elsaß-Lothringen eine kleine Minorität. Außer in den Städten Metz und Straßburg stellen sie nur einen unerheblichen Bruchteil der Bevölkerung dar. Dagegen besetzen sie den weitaus größten Teil aller Ämter im Lande. Diese Situation ist sehr verständlich, wenn man bedenkt, daß nach der Annexion zunächst keine einheimischen Kräfte für die Verwaltung der Staatsämter zur Verfügung standen und die Politik des Protestes, die mit einer nahe bevorstehenden Umwälzung rechnete, folgerichtig eine Beteiligung an der Neuordnung der Dinge ausschloß. Je mehr die Wahrscheinlichkeit einer in absehbarer Zeit sich vollziehenden Änderung schwand, umsomehr rechnete man mit den gegebenen Verhältnissen. Die Einsicht wurde allgemein, daß praktische Politik nur auf der Basis der vollendeten Tatsachen getrieben werden könne. Die Beteiligung der Massen an den öffentlichen Angelegenheiten steigerte sich von Jahr zu Jahr, und da keine Partei je daran gedacht hat, den verfassungsmäßigen Boden zu verlassen, so war für einen Nationalitätengegensatz zwischen Eingewanderten und Einheimischen kein Raum mehr.

Es beruht auf einem, nur allzuoft gewollten, Mißverständnis, wenn der Ruf „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" so gedeutet wurde, als solle damit ein Gegensatz zwischen Deutschen und Elsaß-Lothringern markiert werden. Jenes Wort drückt nichts als die selbstverständliche Forderung aus, daß Elsaß-Lothringen bei normalen Verhältnissen, wie die deutschen Bundesstaaten selbst, innerhalb des Rahmens der Reichsverfassung für seine Interessen sorgen solle, und daß, sobald das nötige einheimische Personal vorhanden sein würde, die Staatsämter mit Kindern des Landes besetzt werden müßten. Weder Bayern, noch Württemberg oder Baden, noch irgendein anderes Glied des deutschen Reiches wird für seine Verhältnisse eine andere Auffassung haben. Die durch die Folgen der Annexion geschaffene Situation bildete für das berechtigte Vorhaben der Elsaß-Lothringer ein Hindernis, das aber keineswegs unüberwindbar ist. Es hat niemand daran gedacht, an dem Besitzstande der eingewanderten Beamten rütteln zu wollen, aber die Einsichtigen unter ihnen haben selbst nie verkannt, daß die Besetzung der

Ämter durch Eingewanderte nur ein Notbehelf sein konnte für die Übergangszeit, solange das Land seinen Bedarf aus eigenen Kräften zu decken nicht in der Lage war. In der Voraussicht, daß die Zeit kommen würde, wo Elsaß-Lothringen auswärtiger Beamter nicht mehr bedürftig wäre, ist ein Zuzug von auswärts auch nur noch ganz ausnahmsweise erfolgt.

Die Regierung hat auch schon vereinzelt gezeigt, daß sie bei der Besetzung der Ämter, bei denen sie freie Auswahl hat, darauf Rücksicht zu nehmen und einheimische Elemente heranzuziehen gewillt ist. Kein verständiger Altdeutscher wird ihr das verübeln. Die Elsaß-Lothringer haben lange genug unter der teilweise durch die Verhältnisse bedingten Zurücksetzung leiden müssen, daß es nun natürlich ist, wenn sie bei den veränderten Umständen vorzugsweise berücksichtigt werden. Es liegt auch im Interesse des Landes, daß die Einheimischen, welche die Bevölkerung und deren berechtigte Wünsche am besten kennen, in den Posten der Verwaltung mehr als bisher Verwendung finden. Ihre Fernhaltung von der Verwaltung hätte keine Berechtigung. Der Elsaß-Lothringer ist ebenso ordnungsliebend wie aufrichtig. Er wird sich nie in eine Stelle einschleichen mit dem Hintergedanken, sie gegen den Staat, dem er darin dienen soll, zu mißbrauchen. Solange er sich in das Unvermeidliche nicht fügen konnte, hat er dieser Stimmung durch offenen Protest ehrlich Ausdruck verliehen. Sobald er sich aber entschlossen hatte, sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen, hat er nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er sich bei seiner ganzen Tätigkeit loyal ausschließlich auf dem Boden der verfassungsmäßigen Zustände bewegen wolle. Deshalb ist das ganze Geschrei der Alldeutschen über eine Gefährdung des Deutschtums durch die normale Entwickelung der Elsaß-Lothringischen Verhältnisse gegenstandslos. Allerdings gibt es bei uns einen kleinen Kreis von Altdeutschen, die sich eingebildet hatten, die nach dem deutsch-französischen Kriege eingewanderten Beamten und ihre Abkömmlinge müßten auf ewige Zeiten eine Art überlegene, zum Beherrschen der minderwertigen Elsaß-Lothringer berufene Kaste bilden. Diese glauben, daß der Eintritt der Einheimischen in die öffentlichen Ämter ihren vermeintlich erworbenen Vorrechten Eintrag tue. Sie sind es zumeist, die ein Fortbestehen sogenannter altdeutscher Interessen gegenüber denen der Elsaß-Lothringer glauben proklamieren und verteidigen zu sollen. Solcher Verirrung gegenüber haben alle Parteien ohne Rücksicht auf ihre

sonstigen Gegensätze immer stärker die Wahrung der einheimischen Interessen sich angelegen sein lassen. Das normale Funktionieren der von den Elsaß-Lothringern ersehnten Verfassung, die uns die Autonomie bringen soll, ist bedingt durch die in immer größerem Maße erfolgende Beteiligung der Einheimischen an der Verwaltung des Landes. Erst wenn die Elsaß-Lothringer in der Lage sind, ihre Angelegenheiten selbständig besorgen zu können, wird das Parteileben mit seinem Ringen um den Einfluß auf die Geschicke des Landes sein natürliches, den Interessen des Landes förderliches Spiel entfalten können.

Wenn, wie es den erfreulichen Anschein hat, der neue Kurs sich von dieser Erkenntnis in zielbewußter Weise leiten läßt, so wird Elsaß-Lothringen bald ein nach den Wünschen der Elsaß-Lothringer durch Elsaß-Lothringer geleitetes, den deutschen Bundesstaaten ebenbürtiges Staatswesen sein. Und das deutsche Reich kann dabei nur gewinnen, insbesondere auch in seinem Ansehen vor dem Auslande.

Napoleon III auf Schloß Wilhelmshöhe

Erinnerungen und Eindrücke nach neuen Dokumenten vom Grafen Fleury*)

Kaiser Napoleon sprach sich ungemein lobend über die Offiziere aus, denen seine Bewachung in Wilhelmshöhe anvertraut war; besonders über den General Graf von Monts, Gouverneur von Kassel, der König Wilhelm und die preußische Regierung bei Napoleon III vertrat. Er gehörte einer Hugenottenfamilie an, die nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland geflohen war. Eben wollte er um seinen Abschied einkommen, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. Es wurde ihm der kasseler Bezirk militärisch anvertraut, der, wäre das Glück den französischen Waffen günstig gewesen, ein wichtiger strategischer Punkt geworden wäre. Da dieser Fall nicht eintrat, verlor der kasseler Bezirk seine Bedeutung, und der alte General hatte sich gerade mit einer Eingabe an den König gewendet, um einen einflußreichen Posten zu erhalten, als sich die Tragödie von Sedan abspielte. Dieser blutige Tag brachte dem General von Monts den größten Schmerz seines Lebens: sein einziger Sohn, der eine Kompagnie befehligte, fiel, tötlich getroffen, am Morgen der Schlacht. Einige Tage darauf wurde dem General die Bewachung Napoleons III anvertraut.

*) Wir baten den Grafen Fleury, dessen historische Arbeiten zum siebziger Krieg ja bekannt sind, um den einen oder andern Aufsatz über Sedan und Napoleons Gefangenschaft. Auf Grund von Papieren, in deren Besitz sich Graf Fleury befindet, und auf Grund von Aufzeichnungen anderer, die ihm zur Verfügung standen, schrieb der Autor uns diesen und noch einen zweiten Aufsatz, die mancherlei unbekannte und interessante Details bringen. Daß wir als Deutsche nicht immer die Gesichtspunkte teilen, unter denen die Dinge hier gesehen werden, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung. Die Redaktion

Diese vom Zufall begünstigte Wahl war außerordentlich glücklich, denn der Gouverneur von Kassel hatte nichts von einem Hudson Lowe. Schwerlich hätte man unter allen preußischen Generalen einen geeigneteren für das Takt und Feingefühl erfordernde Amt finden können als diesen hochherzigen Soldaten.

Außerdem waren dem Grafen Monts, das darf nicht vergessen werden, durch den mit der Begleitung des Kaisers betrauten Grafen Lynar die genauesten Weisungen des Königs über die Behandlung des kaiserlichen Gefangenen zugegangen. Und dies in einem Augenblick der größten Erregung in Preußen und Deutschland. Jedermann tobte und wütete gegen Napoleon III, den man allein für alles vergossene Blut, für alle Schrecken des Krieges verantwortlich machte. Alle von Bismarck beeinflußten Zeitungen lehnten sich gegen die Nachricht auf, daß Napoleon III in der Gefangenschaft als Kaiser behandelt werden solle. Die Organe des freisinnigen Bürgertums verlangten, daß er nach Spandau überführt werde, „um Wolle zu spinnen" (sic) — .... Spaudau! wie es in der damals in Frankreich verbreiteten verabscheuungswürdigen bildlichen Darstellung der Monarchenzusammenkunft hieß.

Mit gutem Gewissen darf man sagen, daß, wenn Deutschland die Schande erspart blieb, ein Gegenstück zum Drama von St. Helena zu liefern, dies weder der preußischen Regierung noch Bismarck zu danken ist, denn beide ließen sich von der öffentlichen Meinung beeinflussen, nachdem sie selbst diese „Meinung" gegen den gefangenen Kaiser aufgestachelt hatten. Es ist allein dem Geist und der Hochherzigkeit König Wilhelms und dem edeln Gemüt der Königin Augusta zu danken.

„Der Kaiser ist auf Wilhelmshöhe der Gegenstand vollendeter, feinfühligster Gastfreundschaft," schreibt General de Waubert am neunzehnten September an General Fleury, der sich damals noch in Petersburg aufhielt. „Man fühlt es überall, wie jemand darüber wacht, daß dem vom Unglück so schwer Getroffenen nichts mangle. überdies ist der Aufenthaltsort prachtvoll und in einer Provinz gelegen, in der die durch den Krieg aufgewühlten politischen Leidenschaften vielleicht weniger erregt sind als anderswo. Der König hätte gar keinen passenderen Wohnsitz wählen können. . . ."

Zu derselben Zeit, als Graf von Lynar dem General von Monts die Weisung des Königs überbrachte, Napoleon III als Herrscher zu behandeln, traf der

Oberſthofmeiſter der Königin mit eingehenden Verhaltungsbefehlen in Kaſſel ein, die der zartfühlenden Großmut einer echten Prinzeſſin entſprangen. Dieſe Verfügungen ſtanden in vollem Einklang mit dem Charakter des Gouverneurs von Kaſſel. Als General Fleury zum erſtenmal zu ſeinem geliebten Herrn nach Wilhelmshöhe kam, hörte er durch die Adjutanten nicht ohne tiefe Befriedigung, daß dem Kaiſer die erſten peinlichen Eindrücke durch den Takt des Gouverneurs erſpart geblieben waren. Er hatte nämlich ſofort die ärgſten Schreier, die eine Bittſchrift an den König einreichen wollten, er möge der Stadt die Schande erſparen, einen Napoleon beherbergen zu müſſen; zum Schweigen gebracht. Graf von Monts hatte eine drohende Haltung angenommen; die Adreſſe verſchwand, und ſpäter verlangten die Unterzeichner ihre Unterſchrift zurück und wieſen darauf hin, daß ſie ihnen von berliner Agitatoren abgenötigt worden ſei.

Der von tiefem Schmerz gebeugte Graf Monts war in ſeiner beſonnenen Tüchtigkeit und in der großen Höflichkeit ſeines Benehmens eine Miſchung von franzöſiſchen und deutſchen Eigenſchaften, die ihn dem Kaiſer von Anfang an außerordentlich ſympathiſch machten. Niemals gab es zwiſchen dem Herrſcher und dem Manne, dem ſeine Bewachung übertragen war, das geringſte Mißverſtändnis. Ich ſage meinen Leſern nichts Neues, wenn ich daran erinnere, daß Kaiſer Napoleon der beſterzogene, ruhigſte Menſch und von vollendeten Umgangsformen war. Hatte er einem ſeiner Untergebenen eine Rüge zu erteilen, ſo ſuchte er ſtets die am wenigſten verletzende Form dafür, indem er ſich der Ausdrücke bediente: Vielleicht wäre es beſſer, oder: beſſer geweſen ... Nie ein heftiger Ausdruck — niemals Zorn. Dieſe „troſtloſe" Ruhe des Gefangenen, die ſeine Widerſacher entwaffnete und entzückte!

Äußerſt taktvoll war die Art des Grafen, dem Kaiſer und ſeinen Mitgefangenen Erlaſſe der preußiſchen Regierung mitzuteilen, die ſie betrafen. In Galauniform erſchien er auf Wilhelmshöhe, erbat eine Audienz, und in dem eleganten, korrekten Franzöſiſch vergangener Zeiten erkundigte er ſich nach den „Wünſchen Seiner Majeſtät im Hinblick auf die Inſtruktionen, die ihm zugegangen waren."

Als dann die Stunde gekommen war, die dem Kaiſer die Freiheit wiedergab, ſandte Kaiſer Wilhelm neuerdings den Grafen Lynar, um ſeinen ehemaligen Gefangenen zu begleiten. Einer ſchönen Regung gehorchend, bat

General von Monts um die Ehre, sich mit seinem Adjutanten dem Gefolge Napoleons III anschließen zu dürfen, was der Kaiser wohlwollend gewährte.

Unter dem Befehl des Generals stand Baron Diepenbroick-Grüter, der ausschließlich mit dem Dienst bei dem kaiserlichen Gefangenen betraut war. Ein hervorragender Mann, der vorzüglich französisch sprach, und dessen heiteres Gemüt jedermann, manchmal selbst den Kaiser, erheiterte. Auch ihm fehlte jegliche Veranlagung zum Gefängniswärter. Er litt schließlich ernstlich unter seiner Stellung, und der seelische Zwiespalt wurde ihm mit der Zeit unerträglich: Einerseits die Freude am Sieg, anderseits der tötliche Schmerz des Kaisers über seine Ursache. Er wurde nach Versailles abberufen und durch den Artilleriehauptmann von Spangenberg ersetzt. Dieser, ein starker Mann, haßte den Kaiser anfangs. Aber eines Tages setzten ihn die großen artilleristischen Kenntnisse des Kaisers in Erstaunen, und von dieser Stunde an widmete er ihm die aufrichtigste Verehrung. Er weinte heiße Tränen, als der Kaiser Wilhelmshöhe verließ. Noch ist die tiefe Ergebenheit des Journalisten Mels zu erwähnen, der, ein guter Deutscher und ohne jegliche Falschheit der Gesinnung, dem Kaiser aufrichtig zugetan war.

* * *

Königin Augusta hatte mit dem ihr eigenen Herzenstakt bei der Auswahl der Leute für die Bedienung des Kaisers darauf geachtet, daß sich kein Deutscher unter ihnen befand. Vier Franzosen, mehrere Schweizer und ein Engländer wurden von Berlin nach Wilhelmshöhe geschickt.

Der Kaiser war tief gerührt von dieser zartfühlenden Aufmerksamkeit.... Einer der hervorragendsten Küchenchefs der Königin war Mr. Bernard von Grenoble, der ein bekanntes Buch über die Kochkunst verfaßt hat. Stolz und traurig zugleich war er gekommen, dem gefangenen Kaiser die Mahlzeiten zu bereiten. Er bemühte sich, Abwechslung in die Speisenfolge zu bringen, er brachte die feinsten Gerichte auf die Tafel, aber zu seiner Verzweiflung bemerkte der Kaiser seine Bemühungen nicht einmal. Er aß wenig, wünschte für gewöhnlich die größte Einfachheit und fand immer, daß seinetwegen zu große Ausgaben gemacht würden. Mr. Bernard beklagte sich schüchtern bei den Adjutanten; er grämte sich so sehr, daß seine Gesundheit darunter litt und man dem Kaiser davon Mitteilung machte.

„Armer Mann," meinte dieser, „an mir soll es nicht fehlen; um ihm Vergnügen zu machen, will ich zum Feinschmecker werden."

Und tatsächlich versuchte er an diesem Abend, wie man aus seiner Umgebung berichtet, von jeder Platte, ließ Mr. Bernard heraufrufen, lobte ihn seiner Kunst und seiner Arrangements wegen und ließ sich die Zubereitung einzelner Speisen erklären. Mr. Bernard war vor Freude außer sich.

* * *

Die Kosten für den Aufenthalt des Kaisers auf Wilhelmshöhe wurden aus der Zivilliste König Wilhelms bestritten. Königin Augusta hatte durch diese Verfügung alle böswilligen Reklamationen gewisser Zeitungsschreiber abgeschnitten, die sich über die Kosten beschwert hatten, die der kaiserliche Gefangene dem Staat verursache.

Sofort verminderte der Kaiser den Stand seines Haushaltes und entließ einen Teil der Leute, die ihm und seinem Stab zugewiesen waren. Einige schimpften über diese Maßregel; der Gouverneur wollte diese Leute festnehmen lassen, der Kaiser jedoch verwendete sich für ihre sofortige Entlassung aus der Haft.

Der Kaiser hatte nur zwei Pferde behalten: Phöbus, das er bei Sedan, und sein altes Pferd Heros, das er in Italien geritten hatte. Königin Augusta bestand darauf, ihm ihre eigenen Wagen und Pferde zu schicken, doch benützte er sie nur zwei- bis dreimal während der Zeit seiner Gefangenschaft. Unter den Entlassenen befanden sich Mr. Gamble, der erste Piqueur, und der Veterinärarzt Mr. Zeller. Beide erwiesen sich als dem Kaiser so ergeben, daß er sie auf Wilhelmshöhe behielt; sie waren Tischgenossen des treuen Charles Thélin, des kaiserlichen Schatzmeisters, und des früheren Dieners Jean, dem es gelungen war, wieder in die Umgebung des Kaisers zu gelangen; das Andenken, das er auf Wilhelmshöhe zurückließ, war ein vortreffliches. Ihm waren die Beträge anvertraut, die der Kaiser unter die Gefangenen verteilen ließ. Napoleon III besaß damals nicht achtzig Millionen, wie die „Kölnische Zeitung" berichtete, oder achthundert Millionen, wie die „Indépendance Belge" vertrauensselig versicherte, indem sie sich nicht scheute, noch eine Null anzuhängen, sondern nicht einmal dreihunderttausend Franken. „Ich besitze nur zweihundertsechzigtausend Franken," schrieb der Kaiser an die Kaiserin, die mit leeren Händen nach England gekommen war, „aber gleich dir bin

ich stolz, kein Geld im Ausland angelegt zu haben." Um sich Kapital zu verschaffen, mußte der Kaiser, durch Vermittlung seines ergebenen Freundes, des Grafen Arese, das Palais des Césars um etwa eine Million verkaufen. Die Hälfte des Geldes schickte er nach Chislehurst, die andere Hälfte blieb in Wilhelmshöhe, — wo sie nicht allzu lange bleiben sollte.

* * *

Der Kaiser hatte die Erlaubnis, seine Getreuen und die gefangenen Offiziere zu empfangen. Die Marschälle — nach der Kapitulation von Metz —, die Offiziere des Hauses und viele andere besuchten den Kaiser im Verlauf seiner Gefangenschaft .... Am Neujahrstag überbrachte der Herzog von Bassano dem Gefangenen Nachrichten von der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen. Das war ein Lichtstrahl in diesem Trauerhause.

Alle Fürsten, die deutschen Prinzen selbstverständlich ausgenommen, haben dem Kaiser telegraphiert, schreibt General X an General Fleury. Er war tief bewegt von dieser allgemeinen Sympathiekundgebung. Der Gouverneur von Kassel war gleichfalls mit seinem Stab erschienen und hatte Worte voll Takt gesprochen, in denen er der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß eine lange Friedenszeit die Erinnerungen an diese letzten Monate auslöschen und die Freundschaft zwischen den beiden Herrschern wieder herstellen möge. Was den Kaiser tief rührte, war ein Schreiben der Königin Augusta, „die keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, unserm unglücklichen Herrn ihre aufrichtige Teilnahme zu bezeigen." .... Dann Tausende von Briefen bekannter und unbekannter Freunde aus Frankreich, ein Schreiben dankbarer Arbeiter, die Adresse der Gefangenen mit mehr als dreißigtausend Unterschriften! „Von allen Seiten strömen Kundgebungen der Achtung, der innigsten Teilnahme herbei. Engländer und Franzosen bringen ihre Ergebenheit zum Ausdruck, Bürger der Vereinigten Staaten bieten Geldmittel an ...." — „Wie ist es möglich," schreibt ein Mitgefangener des Kaisers, „daß es einen Gedanken gibt, der die Menschen aller Klassen und beider Erdteile vereinigt, daß dieser Gedanke sich in dem Namen Napoleon verkörpert, und daß nur die Franzosen für ihn kein Verständnis haben".

Der Kaiser arbeitete viel: Morgens, wenn er vom Spaziergange heimkehrte, und bis tief in die Nacht hinein. Wenn alles im Schlosse schlief,

wachte er, ordnete und überarbeitete die Akten, die er entworfen hatte, und machte Notizen. Er schrieb an einer militärischen Arbeit: Die Ursachen der Kapitulation von Sedan.

Er entwarf eine politische Broschüre: „Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland unter Napoleon III".

Diese kleine Schrift, die damals nur wenig Beachtung fand, war dennoch für jene Zeit von großer Wichtigkeit. Graf Bismarck hatte die napoleonische Politik beschuldigt, seit langen Jahren gegen Preußen und Deutschland zu arbeiten, und da diese Beschuldigungen in der gesamten Presse wiederholt wurden, hielt der Kaiser es für notwendig, darauf zu antworten.

Seine Stellung als gefangener Herrscher machte es ihm unendlich schwer, sich mit dem Minister eines siegreichen Königs auseinanderzusetzen und den ungerechtfertigten und vorurteilsvollen Anklagen des Kanzlers unleugbare erwiesene Tatsachen gegenüberzustellen. Deshalb zeichnete er die Schrift mit dem Namen des Marquis de Gricourt, eines seiner ergebensten Freunde.

Kaum war die Broschüre im Druck erschienen, als sie der Geheimrat Ludwig Schneider dem König in Versailles vorlas. Sie machte auf den König einen starken Eindruck. Seit Jahren derart von Bismarck beeinflußt, daß er nur durch dessen Auge sah, und nur, was ihn Bismarck sehen lassen wollte, war dem König mancherlei Wichtiges entgangen. Nun wurde es ihm klar, wie vorteilhaft die Neutralität Frankreichs im Jahre 1866 für ihn gewesen war, wie ängstlich gewissenhaft der Kaiser, selbst seinen eigenen Interessen entgegen, den geleisteten Schwur gehalten und dadurch Preußen freies Feld gelassen hatte. Voll Interesse las der König die Blätter, auf denen der Kaiser der Opposition gegenüber sein Nichteinschreiten nach Sadowa auf Grund seines Nationalitätensystems rechtfertigt; und er konnte nicht umhin, die über Luxemburg geäußerten Klagen als gerechtfertigt anzuerkennen, wo die aus unfähigen Mitgliedern zusammengesetzte preußische Regierung der kaiserlichen Politik eine unleugbare Niederlage bereitet und den Kaiser überdies der Opposition gegenüber in eine schiefe Stellung gebracht hatte.

Hierauf führt der Kaiser aus, wie er, ohne den Krieg zu wollen, diesen nicht vermieden hatte, weil man ihn jenseits des Rheines unbedingt wollte und die öffentliche Meinung in Frankreich sich rückhaltlos für den Krieg erklärte. Die von Marschall Niel unter der Leitung des Kaisers begonnene Reorganisation

der Armee hatte infolge der feindselig ablehnenden Haltung der Opposition nicht bis zur erwünschten Höhe durchgeführt werden können. . . . . Preußen mußte daraus Nutzen ziehen.

Hat sich nicht der Vertraute Bismarcks, Busch, folgendermaßen geäußert: „Im Jahre 1867 hatte Bismarck den Krieg vermieden, weil er Preußen nicht für stark genug hielt. Im Jahre 1870 war diese Schwierigkeit behoben. Der Aufschub, bis dahin von Vorteil, wurde nun zur Gefahr. Und wie früher eine Politik der Verzögerung Pflicht des Staatsmannes gewesen, mußte jetzt ein Weg eingeschlagen werden, der das absolut Unvermeidliche beschleunigte. Im Interesse Deutschlands mußte ein Mittel gefunden werden, Frankreich, das auf den Krieg nicht vorbereitet war, zu überrumpeln und aus seiner Reserve herauszubringen." . . .

Die Broschüre enthielt unter anderm Interessanten die Erinnerung an die Haltung Frankreichs im Jahre 1856, wie der Kaiser sich die Dankbarkeit Preußens erworben hatte durch die Bereitwilligkeit, mit der er dem Wunsch König Friedrich Wilhelms IV, sein Land auf dem pariser Kongreß vertreten zu sehen, entgegengekommen war. Der Kaiser hatte, durch diesen Appell an sein Gerechtigkeitsgefühl gerührt, die Teilnahme Preußens an den wichtigen europäischen Beratungen angestrebt und erwirkt, und der König hatte ihm öffentlich, im Namen Preußens und des Hauses Hohenzollern, seinen Dank ausgesprochen.

Diese Stelle machte besonderen Eindruck auf den König Wilhelm; während Bismarck sich öffentlich darüber beklagte, „daß Kaiser Napoleon die ihm zugestandene relative Freiheit zu Angriffen gegen ihn mißbrauche". Man verbot die Übersetzung der in Brüssel gedruckten Broschüre, doch wurde das Verbot wieder aufgehoben. Der erste Erlaß stammt ohne Zweifel von Bismarck, der zweite vom König, nach dessen Ansicht der Kaiser das Maß des Erlaubten nicht überschritten hatte. Er weigerte sich unbedingt, die dem Kaiser noch gebliebene Freiheit in irgendeiner Hinsicht einzuschränken, ordnete im Gegenteil an, daß die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser *persönlich* wieder aufgenommen werden sollten.

Gleich dem früheren, bei der Regentin unternommenen Versuche scheiterte auch dieser; doch scheint das die Folge der vom Marquis de Gricourt gezeichneten Broschüre gewesen zu sein.

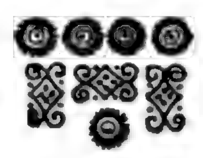
(Schluß folgt)

An die Jugend zwischen zwölf und siebzehn Jahren!

Für uns Erwachsene ist es oft schwierig, die Neigungen und Gedanken der Jugend richtig zu beurteilen, was wir doch gerne täten. Nun feiert Selma Lagerlöf am zwanzigsten November ihren fünfzigsten Geburtstag. Unsere Frage an Euch heißt: Welches von den Büchern der Selma Lagerlöf, die Ihr gelesen habt, gefällt Euch am besten? Doch ist uns mit bloßen Namen nicht gedient; wir möchten auch eine kurze Begründung dazu haben. Es kommt uns nämlich nicht darauf an, welches Buch die meisten Stimmen für sich bekommt, sondern welches die besten Gründe für sich anführen kann. Wir bitten Euch alle um Mitarbeit, und zwar sollen die Antworten in Form kleiner Briefe oder Aufsätze gehalten sein und jede womöglich nicht mehr als etwa eine halbe Seite des „März" einnehmen. Von den einlaufenden Antworten werden wir etwa zehn, die wir für die besten halten, auswählen und hier im „März" abdrucken. Die Verfasser dieser Antworten erhalten als Dank je ein gebundenes Exemplar der sämtlichen Schriften von Selma Lagerlöf, die so aufmerksamen Lesern gewiß Freude machen werden.

Bis spätestens dreißigsten Oktober müßten die Antworten in unseren Händen sein.

Die Redaktion des „März"



Viereinhalb Jahre im Serailgefängnis des Prinzen Abdul Medjid*)

(Schluß)

Kurz nach der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II begann sich Deutschland, zum großen, neidischen Erstaunen der Mittelmeermächte, aktiv und mit Volldampf für die Fragen des nahen Orients zu interessieren. Die ersten Jahre der nahen Freundschaft zwischen Deutschland und der Türkei waren Jahre nicht nur der persönlichen Freundschaft zwischen Abdul Hamid und Wilhelm II, sondern auch der Freundschaft zwischen dem türkischen Volke und dem deutschen. Mindestens aufseiten der Türkei, die hocherfreut war, in der deutschen Nation und ihrem Oberhaupte einen willkommenen Beschützer der mohammedanischen Religion zu sehen. Die Orientreisen Kaiser Wilhelms haben einen massiven Grundstein zu dieser Freundschaft gelegt, die besonders von Abdul Hamid bei allen Gelegenheiten und noch heute sehr geschickt gegen England ausgespielt wird. Die Freundschaft zwischen Abdul Hamid und Wilhelm II ist heute noch unverändert die gleiche wie seit Beginn der neunziger Jahre. Aber die Verehrung des türkischen Volkes für das deutsche hat stark nachgelassen. Aus vielen Gründen.

Der Hauptgrund heißt Bagdadbahn, — der Nebengrund ist eine geheime Enttäuschung der festen Hoffnung, Wilhelm II könnte Abdul Hamid zu einem menschlicheren Sultan machen, und die Einsicht, daß Kaiser Wilhelm in seiner Freundschaft für die mohammedanische Rasse der Türkei nicht das deutsche Volk sondern das deutsche Großkapital vertritt. Mißtrauen und Gleichgültigkeit sind im türkischen Volke heute an die Stelle warmer Freundschaft getreten. Man hatte geglaubt, daß die Nation eines Goethe und Schiller,

*) Abdul Medjid scheint sich aufzuraffen; denn er hat in diesen Tagen, wie zu lesen war, einen sehr energischen Brief an den Großwesir gerichtet, in dem er für sich und alle Prinzen dasselbe Maß an Freiheit verlangt, das jetzt jedem andern Türken zusteht. Was darunter zu verstehen ist, das hat der Führer der Jungtürken, Ahmed Riza, unsern Lesern in Heft 16 auseinandergesetzt, der darauf ja auch vom Reichskanzler empfangen wurde. Die Redaktion

eines Kant und Schopenhauer, eines Mendelssohn und Wagner, die Nation eines Bismarck, die Nation eines prächtigen jungen Kaisers, der bei seinem ersten Besuche die Herzen im Sturm erobert hatte, sei eine Nation edler Idealisten. Nun hat man, wie enttäuschte Kinder, herausgefunden, daß jener Kaiser die Türken nur aus Geschäftsinteresse liebt. Was deutsches Kapital in den letzten fünfzehn Jahren im nahen Orient geleistet hat, ist mehr, als sich die Engländer und Russen dort je in ihren kühnsten Geschäftshoffnungen erträumten. Bankhäuser, Eisenbahnen, Brücken, Fabriken, Industrien allerlei Arten, ein Heer von Arbeitern, gesunde Unternehmungen in Konstantinopel, Smyrna, Salonichi, in Konia, Beirut, Bagdad, — alles geht mit deutschem Gelde und mit deutscher Kraft. Die anatolische Eisenbahn, die von Haidar Pascha—Konstantinopel über Ismid nach Konia führt, die Bagdadbahn, die die Fortsetzung dieser Bahn von Konia über Adaua nach Bagdad bildet, gehören zu den großartigsten Unternehmungen, die fremdem Kapitale je in einem Lande gelungen sind. Dreißig Kilometer zu beiden Seiten der Bahngeleise sind Eigentum der Bahngesellschaft, die zu fünfundsechzig Prozent mit deutschem Kapital arbeitet und Deutschland zu einem Machtfaktor in der orientalischen Frage macht.

Das türkische Volk aber hat seit dem Tage des ersten Spatenstiches für die deutsche Bagdadbahn wohl nicht mehr viel übrig für das Volk der Denker und Dichter. Die ganze Bahnstrecke ist noch nicht fertig, vielleicht wird der Segen das Volk einst versöhnen, den die Bagdadbahn für die Bodenschätze der inneren Türkei bilden wird, deren Reichtum unschätzbar ist. Abdul Hamid, der die Stimmung seines Volkes nach Erteilung der Konzession für die Bagdadbahn sehr wohl kannte, hat ihr entgegenzuarbeiten gesucht, indem er Befehl gab, daß von der Türkei selbst — natürlich unter Leitung deutscher Ingenieure — eine Bahn von Damaskus nach Mekka, dem heiligen Mekka, erbaut und das Geld für diese heilige Bahn, die es allen frommen Mohammedanern ermöglichen würde, einmal im Leben nach Mekka zu pilgern und ein Hadji zu werden, aus freiwilligen Subskriptionen gesammelt werden solle. Auch diese Bahn ist heute wirklich fertig geworden, — nachdem Millionen an Wert aus allen mohammedanischen Teilen der Welt für den frommen Zweck in Konstantinopel eingelaufen und allen türkischen Zivil- und Militärbeamten zehn Prozent ihres Monatsgehaltes seit Jahren für Mekkabahnzwecke

abgezogen waren. Nicht von den zehn Monatsgehältern im Jahre, die sie nicht erhalten, sondern von den zwei, die sie glücklich bekommen!

Wir glauben nicht, daß die deutsche Orientpolitik eine Bedrohung des Friedens sei, sondern sind sicher, daß sie die etwas selbstische Basis für eine reine Handelspolitik ist, die keinem andern Lande der Welt im Orient so glänzend gelang wie den Deutschen und ihrem geschickten Kaiser. Noch vor zwanzig Jahren war die Geschäftssprache im Orient englisch und französisch — heute hat das Deutsche mindestens die gleichen Rechte, und morgen wird das Französische vertrieben sein. Besonders auch, seitdem Frankreich den Schutz der Katholiken im Orient verloren hat und jede Macht ihre Katholiken selbst schützt.

Rußlands Einfluß auf die Politik der Türken hat seit dem russisch-japanischen Krieg einen schweren Stoß erlitten. Bis dahin war Rußland beinahe Herr der Situation. Der erste Dragoman der russischen Botschaft, der jetzt als Generalkonsul in Kairo wohnende Maximow, hatte stets und in allen Dingen das letzte Wort. Abdul Hamid, der Yildiz, die Türkei, — alle zitterten sie vor Rußland, bis Japan der Welt die Schwächen des Zarenreiches bloßlegte und der Türkei damit mehr als einen Liebesdienst erwies. Heute tanzt das Goldene Horn nicht mehr nach der Pfeife des Zaren, die Scheibe hat sich etwas gedreht, und Rußland, immer noch das starke Rußland, kann für Jahre hinaus nicht so auftreten wie bis zum Kriege.

Englands Haltung gegenüber der Türkei soll hier nicht untersucht werden. Es genügt, daß die Türkei niemals Vertrauen zu England hatte und auch niemals welches haben wird.

* * *

Vier schöne Jahre habe ich mit dem Prinzen Abdul Medjid im Serail zugebracht. Ich habe wie ein Türke gelebt und vieles im orientalischen Charakter verstehen lernen, was ich sonst nie begriffen hätte. Ich habe die äußere und innere Reinlichkeit der Türken schätzen und ihre Fehler milder beurteilen lernen. Ein Tagebuch, das ich während jener Zeit führte, und dessen Manuskript ich jeden Monat an einen Freund nach Wien sandte, sollte mir eine bleibende Erinnerung an diese Türkenjahre sein. Begreiflicherweise durfte auch ich keinen Verkehr mit der Außenwelt pflegen. Aber ich durfte, von Spionen begleitet, jeden zweiten Freitag in Pera verbringen. Die Spione wurden gewechselt.

Sie berichteten jedes Gespräch, das ich in Pera mit einem oder einer Bekannten führte, in den Yildiz. Da ich das natürlich wußte, vermied ich alles, was anstoßen konnte, und verschlenderte meine paar Stunden auf der Straße. Einmal traf ich einen alten Bekannten, den ich als Knaben in Leipzig gekannt hatte. Die Freude des Wiedersehens war groß. Wenn man aus einem Gefängnis kommt, wirft man sich dem ersten besten an den Hals. Ich erzählte ihm von meinem Buche. Und als er mich bat, ihn doch die nächste Sendung durchblättern zu lassen, bevor ich sie nach Wien schickte, beging ich diese Dummheit. Das war mein Unglück und führte das Ende meiner türkischen Tage herauf, ein Ende, das an Sensationen und tragikomischen Zwischenfällen nichts zu wünschen übrigließ.

* * *

Am achten September des Jahres 1904 sah ich den Prinzen Abdul Medjid zum letztenmal.

Das Grauen, das ihn immer befiel, wenn der August zu Ende war — denn das bedeutete die Übersiedelung in das Winterzuchthaus von Ortakeny — war so tief, daß er tagelang kaum sprach. Und so stand er auch an dem Abend jenes achten September 1904 düster vor mir. Endlich brach er das Schweigen:

„Morgen ist ja Freitag? Sie Glücklicher — doch ein paar Stunden Freiheit für Sie. Werden Sie nach Pera gehen? Und mir morgen abend alles erzählen, was Sie gesehen haben? Wenn Sie nur vorsichtiger sein wollten! Sie wissen doch, wie man jetzt hinter Ihnen her ist, und daß man mir auch Sie noch nehmen will. Wer wohl der nächste meiner Leute sein wird, der verbannt wird? Mehmed Bey, Zeki Bey, Rassim Bey, Saïd Bey, — alle sind sie verbannt worden, alle gingen sie eines Tages, und keiner kehrte wieder. Jetzt ist gar niemand mehr zum Verbannen da. Lauter waschechte Spitzel im Hause. Nur noch Sie, — Gott, wenn man auch Sie noch beseitigen würde. . . . Ihr Buch macht mir manchmal böse Nächte. Sein Sie doch vorsichtiger. . . . Ich weiß garnicht, was für dumme Gedanken mir in diesen Tagen durch den Kopf gehen. Als ob ein neues Unglück bevorstünde. Schlafen kann ich schon garnicht mehr. . . . Ach was — amüsieren Sie sich recht gut morgen in Pera und grüßen Sie Ihre schöne Griechin von mir. . . Gute Nacht."

Und ich ging. Ich legte mich früh zu Bett, nahm am nächsten Morgen — Freitag den neunten September 1904 — frühzeitig einen Wagen, fuhr nach der Landungsstelle der Bosporusdampfer in Skutari und von da nach Galata hinüber. Kaum aber hatte ich den Fuß auf festen Boden gesetzt, als zwei Türken in Zivilkleidung auf mich zukamen: meine Spitzel, nach denen ich mich unwillkürlich umwandte. Sie lächelten stumpfsinnig, begrüßten mich sehr höflich und teilten mir sehr kalt mit, daß Seine Exzellenz Hamdi Bey, Kommandant von Pera, mich sofort im Galata Serail zu sprechen wünsche. Ich solle freiwillig mitgehen, es handle sich um eine rein private Angelegenheit ganz harmloser Natur. Da ich wußte, daß ein Skandal in meiner Lage die Dinge nur verwickelter machen könnte, sagte ich den beiden Herren, daß ich in einer Stunde bestimmt beim Gouverneur erscheinen würde; das befriedigte sie indes nicht, sondern sie erklärten, es sei ihre Pflicht, mich sofort hinzubringen. Ich ging schließlich, begleitet von beiden Herren, nach dem Galata Serail, jenem im Herzen von Pera gelegenen alten Gebäude, in dem heute die Polizei von Konstantinopel untergebracht ist. Man führte mich in das Vorzimmer Hamdi Beys, ließ mich allein und kam nach ein paar Minuten mit der Meldung zurück, Hamdi Bey müsse eben zur Selamlik Zeremonie nach dem Yildiz fahren, werde aber in höchstens einer Stunde zurück sein; ich solle auf ihn warten. Dann kamen sie mit der Speisenkarte des elegantesten konstantinopler Restaurants, Tokatlian, und ließen mich ein Menu zusammenstellen. Ich bestellte wenig und aß nicht viel; meine beiden Begleiter dagegen entwickelten einen Riesenappetit. So wartete ich in immer wachsender Aufregung auf die Rückkehr Hamdi Beys.

Es war zwei Uhr, als ich endlich in seine Office zitiert wurde und dort drei Leuten gegenüberstand, die mir zur Genüge bekannt waren: Faïk Pascha, der Militärkommandant von Konstantinopel, Hamdi Bey, der Kommandant von Pera, und Kadri Bey, einer der gemeinsten Spionagechefs Abdul Hamids. Hamdi Bey lud mich sehr höflich ein, Platz zu nehmen, stellte mich, was ganz überflüssig war, den beiden andern Herren vor und sagte, das Wetter sei sehr warm. Ich bestätigte das eifrig, konnte mich aber nach wenigen Minuten eifriger Wetterdiskussion nicht enthalten, zu fragen, was man von mir wünsche? „Oh, nehmen Sie nicht eine Portion Eis?" antwortete Hamdi Bey? „Sehr gern, Exzellenz." — „Also, Nasri, bringen

Sie vier Portionen Eis von Tokatlian — Vanille, bitte!" Ich konnte meine Erregung kaum mehr bemeistern und begann, Böses zu ahnen. Eine Viertelstunde verging mit Eisessen und Zigarettenrauchen, — dann nahm Faïk Pascha das Wort und bat mich, eine vor ihm liegende französisch abgefaßte Depesche vom Kriegsschauplatz in Ostasien ins Türkische zu übersetzen. Da riß meine Geduld, und meiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte ich zur Tür, um mich zu entfernen. Kadri Bey packte mich und brachte mich auf meinen Stuhl zurück, und dann begann folgende Rede dieses Gentlemans, die ich zu unterbrechen unfähig war, — so tief schmetterte mich der Eindruck nieder, besonders als Kadri aus seiner Brusttasche die letzten hundert Seiten meines Manuskriptes hervorzog, die ich meinem vermeintlichen deutschen Freunde vor der Sendung nach Europa anvertraut hatte.

„Jetzt wissen wir alle, warum du bei dem Prinzen Medjid bist. Kennst du diese Blätter? Dein Freund, ja? Schöne Freunde das! Ein Buch schreiben? Wir haben immer gewußt, daß Abdul Medjid Schlechtes gegen den Padischah im Schilde führt. So steht ihr also alle mit Paris in Verbindung, und die Jungtürken mit euch? Der Padischah ist außer sich. Aber er ist gut. Er will dir alles, was du geschrieben hast, verzeihen, will dich nicht nur nicht bestrafen, sondern dich in seinen eigenen Dienst nehmen, wenn du ihm das ganze Buch — wir wissen genau, wo es sich befindet — freiwillig herausgibst. Und deshalb haben wir dich jetzt hierhergerufen. Sage uns, was du für dein Buch haben willst, und alles wird gut sein .... Gibst du es aber nicht freiwillig, dann wisse, daß es keine Macht der Welt, keinen Botschafter und keinen Konsul gibt, der verhindern kann, daß Abdul Hamid dein Buch doch bekommt!"

Ich war sprachlos. Was ich in meiner Bestürzung damals sagte, weiß ich nicht mehr. Ich faselte vom deutschen Konsul und Botschafter; als mir Kadri Bey aber sagte, daß der deutsche Konsul bereits von meiner Verhaftung wisse, faßte ich einen tollkühnen Plan und erklärte mich bereit, das Buch dem Sultan zu übergeben. „Brav von dir, sehr brav, mein Sohn. Willst du den Brief an den Mann in Europa, der dein Manuskript aufbewahrt, gleich hier schreiben?"

Ich schrieb — aber nicht nach Wien, sondern nach Sheffield in England, an meinen Bruder, der in Wirklichkeit keine Ahnung von meinem Manuskripte

hatte. Aus den ruhigen Mienen meiner drei Richter entnahm ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte: sie wußten nicht, daß mein Manuskript sich in Wien befand. Glücklicherweise hatte ich das auch meinem „Freunde" verschwiegen. Also ich schrieb in doppelter Ausfertigung an meinen Bruder nach Sheffield, daß er mir sofort mein Manuskript zurückschicken solle, per Adresse: Kadri Bey. Der Brief wurde kuvertiert, Kadri Bey steckte beide Exemplare in die Tasche, und ich atmete erleichtert auf, — aber um vier Wochen zu früh! Denn nun nahm Faïk Pascha das Wort und erklärte mir — es war mittlerweile fünf Uhr geworden —, daß der Padischah befohlen habe, ich solle mit meinen drei Richtern nach Beendigung des Verhörs in den Yildiz kommen. Und wir bestiegen bereitstehende Wagen und fuhren nach Abdul Hamids Palais, wo wir sofort von Tachsin Pascha, dem ersten Sekretär Seiner Majestät, empfangen wurden. Dieser wartete offenbar sehr ungeduldig auf uns und hatte, während ich warten mußte, ein langes Gespräch im Flüstertone mit Kadri Bey und Hamdi Bey, während Faïk Pascha nicht von meiner Seite wich. Tachsin Pascha ging zum Sultan und kehrte nach einer Stunde bangen Wartens zurück. Alle erhoben sich. Eine Botschaft vom Padischah. Tachsin wendete sich zu mir und sagte stehend, die Hand beim Gruße bis zum Erdboden senkend:

„Padischahim Hazerellere sendet dir durch mich, seinen ersten Sekretär, seine kaiserlichen Grüße und seinen kaiserlichen Dank für deine Bereitwilligkeit, ihm dein Buch zu geben. Da du aber ein so guter Schriftsteller bist und ein so ausgezeichneter Mensch, der mehr verdient, als nur Diener des Schattens zu sein — Medjid Effendi ist nur ein Schatten —, so bist du von heute ab in seinem Dienste, im Dienste der Sonne. Padischah Hazerellere verbietet dir, je wieder zu Medjid Effendi zurückzukehren. Du sollst sofort, hier auf der Stelle, einen Brief an Medjid Effendi schreiben, daß du plötzlich an — Typhus erkrankt seiest und für ein paar Tage nicht zurückkehren könnest. Ich werde den Brief diktieren. Dann sollst du sofort in das Hotel Grande Bretagne nach Pera gehen, sollst dort weder jemand empfangen noch jemand sehen, und dort im Hotel warten, bis das Buch aus Sheffield kommt. Wenn es dann hier eingetroffen sein wird, wird der Padischah dir den Platz anweisen, der dir zukommt."

Das war Abdul Hamids Botschaft an mich. Ich war mit sofort klar

darüber, daß jedes Wort der Erwiderung zwecklos war; ich schrieb nach Tachsins Diktat an den Prinzen, daß ich plötzlich am Typhus erkrankt sei, und daß die Ärzte mir verboten hätten, zu ihm zurückzukehren. Dann ging ich, von Spionen begleitet, nach dem mir vorgeschriebenen Hotel. Es war bereits zehn Uhr abends, als mir der Portier mein bereits bestelltes Zimmer anwies, wo ich mich endlich allein fand. Man erspare mir eine Beschreibung jener traurigen Nacht, in der mir die Tragweite meiner Affäre in den düstersten Farben und das Leben des Prinzen als von mir gänzlich zerstört erschien. Ich hatte nach Sheffield geschrieben. Was würde ich in sechs Tagen sagen, wenn das Buch nicht da wäre und mein verrückter Plan aufgedeckt würde? Und was würde Abdul Medjid jetzt leiden, wenn er den wahnsinnigen Typhusbrief läse und sicher sofort verstünde, was vorgefallen war? Das war das nötigste, den Prinzen zu beruhigen, ihm die Wahrheit zu schreiben, — aber wie, durch wen?

Am Samstag morgen schrieb ich in meinem Zimmer einen Brief an den Prinzen, der ihm kurz alles meldete und ihm versicherte, daß der Sultan mein Buch nie bekommen würde — und wenn das mein Leben kostete. In der Küche des Hotels fand ich einen verläßlichen Buben, der meinen Brief sicher zu befördern versprach. Ich weiß noch heute nicht, ob ihm das gelungen ist, da ich seit meiner Verhaftung nie wieder direkt oder indirekt ein Sterbenswörtchen vom Prinzen erhielt. Den ganzen Samstag brachte ich, allerlei Pläne schmiedend, im Zimmer zu und konnte ungestört und ruhig über meine verzwickte Lage nachdenken. Sonntag morgen, am elften September 1904, verließ ich das Hotel und ging kurz entschlossen nach der deutschen Botschaft, die sich noch an ihrem Sommersitze in Therapia befand. Meine Spitzel kalt lächelnd neben mir. Als sie mich fragten, wohin ich ginge, sagte ich, sie sollten mir nur folgen. Und sie folgten mir, hinderten mich nicht am Besteigen des Bosporusdampfers, fuhren mit mir nach Therapia und sahen mich mit demselben unverändert kalten Lächeln im Palais der Botschaft verschwinden. Ich verlangte Herrn Geheimen Legationsrat Dr. Gieß, den ersten Dragoman der deutschen Botschaft, zu sprechen. Er empfing mich sofort, hörte meine Geschichte an, die in der flehentlichen Bitte um Schutz nicht meiner Person, sondern der Person des Prinzen gipfelte, und sagte, als ich fertig war: „Ja, mein lieber M., wir kennen die ganze Geschichte schon, — dumme Geschichte, das! Es ist ja sehr anständig von Ihnen, daß Sie das Buch nicht herausgeben

wollen, aber ich fürchte, Sie werden es tun müssen, da Abdul Hamid uns gegenüber vor Ihrer Verhaftung erklärt hat, das Buch sei staatsgefährlichen, anarchistischen Inhaltes. Wir können in solchen Sachen nichts tun, zumal Sie ja die freundschaftlichen Tendenzen unsrer Regierung kennen. Es tut mir persönlich sehr leid, und ich werde in einer Konferenz mit dem Botschafter selbst, zu der wir unsern Generalkonsul hinzuziehen werden, sehen, was die Herren darüber denken. Wollen Sie sich einstweilen nach dem Garten bemühen?" Und ich ging, des Mißerfolges meiner Mission schon sicher, in den Garten, wo ich beinahe zwei Stunden auf das Resultat der Konferenz wartete. Endlich erschienen die Herren; Herr Marschall von Bieberstein erklärte mir bedauernd, daß die Botschaft in einem „so schweren" Falle wie dem meinen ohne Ermächtigung von Berlin nichts tun könne. Man rate mir, sofort ein Immediatgesuch an Kaiser Wilhelm II und Herrn von Bülow abzuschicken, dann würde Berlin wahrscheinlich telegraphisch für Schutz der Persönlichkeit Abdul Medjids sorgen. Ich war empört und ging, vom Generalkonsul begleitet, niedergeschlagen nach der Landungsstelle, wo meine treuen Spitzel mich mit ihrem unveränderlichen Lächeln in Empfang nahmen, und pilgerte, in Galata angelangt, niedergeschlagen nach dem Hotel zurück. Es dauerte keine halbe Stunde, und Hamdi Bey, der Kommandant von Pera, ließ mich rufen. „Warum bist du nach der deutschen Botschaft gegangen? Bist du toll? Willst du dir dein Glück verscherzen? Die Freundschaft des Padischahs, — was fällt dir ein? Ich habe diesen Schritt von dir nicht nach dem Yildiz berichtet, weil ich denke, daß du ihn unüberlegt getan hast, — aber wisse, daß eine Wiederholung solchen Wahnsinns dir dein Leben kosten kann. . . . Nun also, geh nach Hause und warte, bis das Buch kommt. . . . übrigens — sag mal: wird es Donnerstag hier sein? . . ."

Und ich ging langsam, von meinen Spitzeln begleitet, nach dem Hotel.

Sonntag abend. Eifrig gleiten meine Finger über das Papier, das mir mein Freund, der Küchenjunge, verschafft hat. Ich schreibe ein Immediatgesuch an Kaiser Wilhelm, Kopie an von Bülow mit der Bitte um Intervention. Daß dieses Gesuch, wie ich später hörte, Erfolg hatte, freilich viel zu spät, wundert mich in Anbetracht der nervösen Stimmung, in der ich die Gesuche abfaßte, noch heute. Montag morgen besorgte mir der Küchenjunge die Expedition der Briefe. Der Dienstag kam heran, der Mittwoch, —

ich verzweifelte und faßte einen neuen tollkühnen Plan. Fehim Pascha, der König aller Spitzel, könnte vielleicht helfen. Mittwoch mittag ging ich zu Fehim Pascha — diesmal konnten meine Spitzel ihr Erstaunen nicht verbergen — und sagte ihm, nachdem er mich sehr überrascht begrüßt und mir mitgeteilt hatte, daß er meine Affäre kenne, folgendes:

„Fehim Pascha, willst du untätig zusehen, wie dein Nebenbuhler Kadri Bey durch Erlangung meines Buches, für das mir der Sultan zehntausend Pfund angeboten hat, dich bei Abdul Hamid aussticht und sich außerdem die Taschen füllt? Ich will dir einen Vorschlag machen: Sage deinen Spitzeln im Hafen, sie sollen mich ungestört abreisen lassen, — ich werde dir dann von Europa aus das Buch zusenden, dir die Hälfte des Preises, den Seine Majestät zahlt, abgeben, und du wirst dem Sultan gezeigt haben, daß es nur einen Fehim gibt. . . .“ Fehim lachte nur und sagte, daß ich mich sehr irre, wenn ich ihn für so dumm hielte. In der Erregung tut man manches; es war Mittwoch, am Donnerstag wurden meine Manuskriptblätter erwartet. Ich wußte mir keinen Ausweg mehr und tat am Donnerstag morgen den letzten Rettungsschritt, der, falls er mißlungen wäre, die schlimmsten Folgen gehabt hätte. Ich flüchtete nach der russischen Botschaft, der jeder Handel mit der türkischen Botschaft stets willkommen war, und deren Winterhotel sich nur wenige Schritte vom Hotel Bretagne befand. Glücklicherweise sind einige Herren der Botschaft immer, auch im Sommer, im Winterhotel, und ich wurde vom zweiten Dragoman der Botschaft sofort empfangen. Er hörte meine Geschichte bis zu Ende an, lächelte ironisch, als ich ihm den Zwischenfall auf der deutschen Botschaft erzählte, und fragte, wo ich als Nichtrusse denn eigentlich den Mut hergenommen hätte, die russische Botschaft um Schutz und Intervention in einer so delikaten Angelegenheit zu bitten. Ich sagte, daß ich nicht um Schutz für meine Person, sondern für die des macht- und hilflosen Prinzen Abdul Medjid bäte, dessen Leben auf dem Spiele stünde, wenn Abdul Hamid mein Manuskript wirklich in seine Hände bekäme. Ich sagte ihm ferner, daß meine Spitzel mir außerhalb des Botschaftstores auflauerten, daß der Tag, an dem die Behörden mein Manuskript aus Sheffield erwarteten, gekommen sei, daß sich dieses garnicht in Sheffield befinde, — kurz, die ganze Tragik des Falles legte ich dem russischen Diplomaten vor und ließ auch nicht unerwähnt, daß mein

Großvater Russe war. Der Erfolg meiner Rede ließ etwa zwei Stunden auf sich warten, während der ich allein gelassen wurde. Dann erschien der russische Botschafter selbst, der mich prüfend anschaute, sich von mir nochmals mehrere Einzelheiten der Sache bestätigen ließ und mich wiederum warten hieß.

Endlich erschien der erste Dragoman der Botschaft und erklärte mir, daß die Herren nach einer Konferenz beschlossen hätten, die ganze Sache sofort telegraphisch nach St. Petersburg zu berichten und mich bis zum Eintreffen der Antwort im Botschaftsgebäude zu behalten und zu schützen, da sie Grund zu der Annahme hätten, daß mein Leben auf der Straße nicht mehr sicher sei. Eine Zentnerlast war damit von meinem Herzen genommen, obwohl ich mich wegen der Petersburger Antwort, die in etwa vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden eintreffen sollte, keinen gar zu optimistischen Hoffnungen hingab. Man wies mir ein Zimmer an, ein Botschaftskawaß brachte mir Wäsche und Essen, und ich wartete. Den ersten Tag geduldig, am zweiten unruhig, am dritten bestürzt; als aber am vierten, fünften, sechsten Tag noch immer kein Bescheid von der russischen Regierung eingetroffen war, begann ich mit unangenehmer Sicherheit zu fühlen, daß die Antwort negativ lauten würde. Endlich, nach zehn langen Tagen und zehn schlaflosen Nächten, erschien der erste Dragoman der Botschaft und teilte mir mit, daß die russische Regierung ihre Ermächtigung zu einer Intervention der russischen Botschaft in meiner Angelegenheit erteilt hätte. Ich könne mich sofort zur Abreise nach Europa vorbereiten, ein Sekretär der russischen Botschaft würde mich bis an die Grenze begleiten. Meine Freude kannte keine Grenzen, und meine Vorbereitungen — ich hatte nicht viel, da alle meine Sachen noch beim Prinzen waren — waren gerade erledigt, als derselbe Dragoman nach wenigen Stunden wieder in meinem Zimmer erschien und mir zu meiner nicht geringen Überraschung sagte: „Jetzt hat sich wieder alles geändert. Warum hatten Sie uns nicht mitgeteilt, daß sie ein Immediatgesuch mit der Bitte um Schutz an den Deutschen Kaiser gerichtet haben? Die deutsche Botschaft reklamiert Sie jetzt und hat sich an den Yildiz gewendet, um zu erfahren, wo Sie sind. Die Sache ist recht verwickelt und unangenehm für uns geworden. Sie werden jetzt mit mir in meinem Wagen nach dem Yildiz fahren. Ihre Reisegedanken müssen Sie aufgeben."

Trostlos stieg ich in den Wagen. Eine halbe Stunde später stand ich neben

dem russischen Diplomaten vor Tachsin Pascha, dem ersten Sekretär Abdul Hamids. Ein ironisches Lächeln Tachsins begrüßte mich kühl. Mein Begleiter zog sich mit Tachsin Pascha für eine Weile zurück; als beide wieder erschienen, ersuchte mich mein Begleiter, aufzustehen, und sagte zu Tachsin Pascha: „Exzellenz, im Namen des Zaren ersuche ich Sie, mir in Gegenwart dieses jungen Mannes das kaiserliche Wort Abdul Hamids zu geben, daß diesem jungen Manne niemals ein Haar gekrümmt, ihm ferner seine persönliche Freiheit garantiert und ihm freigestellt werde, sofort dieses Land zu verlassen. Ich ersuche Exzellenz ferner im Namen des Zaren, mir in Gegenwart dieses jungen Mannes das kaiserliche Wort Abdul Hamids zu geben, daß niemand, der durch das Buch dieses jungen Mannes kompromittiert erscheint, vor allen Dingen auch nicht Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz Abdul Medjid Effendi, jemals ein Haar gekrümmt werde." Tachsin Pascha gab in sehr feierlich türkischer Weise das „kaiserliche" Wort Abdul Hamids, woraufhin sich mein Begleiter an mich wendete: „Unsere Pflicht Ihnen gegenüber ist hiermit erledigt. Sie können jetzt tun, was Sie wollen, niemand wird Ihnen etwas anhaben. Leben Sie wohl . . ."

Und er ließ mich allein mit Tachsin Pascha, der mich sofort in der allerfreundschaftlichsten Weise, als ob überhaupt nichts vorgefallen wäre, zu einer Tasse Kaffee und einer Zigarette einlud, vom Wetter und vom Krieg in Ostasien sprach, mich eine Stunde lang festhielt und schließlich sagte: „Wozu hast du eigentlich das alles getan? Hast du gedacht, du könntest uns hintergehen, wenn du uns sagtest, das Buch sei in Sheffield, wo es sich doch in Wien befand? Du weißt, Abdul Hamid ist allmächtig. Er besitzt dein Buch schon . . . ." Weiter kam er nicht. Meine Überraschung war so groß, daß er nach ein paar Gläsern Wasser für mich klingeln mußte. Als ich mich ein wenig erholt hatte, erzählte er mir, der Padischah habe durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes in Wien die Herausgabe des Manuskriptes von meinen wiener Freunden erzwungen; er sei entzückt von meinem „wunderbaren" Schriftstellertalent und habe gar nichts Kompromittierendes in den Blättern gefunden . . . Ich atmete erleichtert auf, da ich begriff, daß meine wiener Freunde alles Böse vernichtet hatten. Schließlich erfuhr ich, daß der Padischah mehr als je gesonnen sei, mich in kaiserliche Dienste zu nehmen . . . . Ich solle mir dies überlegen und in ein paar Tagen wieder im Yildiz vorsprechen. Frei ging

ich nach Pera, beklommen schrieb ich nach Wien, von wo aus ich nach wenigen Tagen von meinen Freunden die beruhigende Meldung erhielt, daß sie nur die belanglosesten Blätter ausgeliefert und den Rest vernichtet hätten. Am dreißigsten Oktober 1904 erhielt ich vom Sultan die Ernennung zum Botschaftssekretär in Wien und verließ Konstantinopel am ersten November, blieb aber nur bis zum Mai 1905 in Wien, da mir niemals ein Heller meines Gehaltes ausbezahlt wurde. Meine Kollegen und auch der Botschafter selbst, Mahmond Nedim Pascha, konnten das aushalten. Denn wenn auch sie anstatt zwölf Gehältern im Jahre nur zwei oder drei erhielten, so waren sie doch reiche, unabhängige Leute. Ich kam um meinen Abschied ein, der aber nicht bewilligt wurde, und reiste im August des Jahres 1905 nach Amerika. Meine Erlebnisse in der Türkei, über die ich in naher Zukunft im Verlage von McClure ein Buch herauszugeben gedenke, erscheinen mir heute wie ein Sommernachtstraum, aus dem ein armer Held, Prinz Abdul Medjid, hoch emporragt, alles andere überschattend. Ich weiß nicht, ob er noch lebt, — wenn er lebt, dann quält ihn Abdul Hamid langsam zu Tode. Ein Mord mehr oder weniger. . . .

Eine Liebesgeschichte / Von Hermann Hesse

(Schluß)

Frau Dierlamm, da die Gesellschaft mittlerweile die Hügelhöhe und einen nahezu ebenen Pfad erreicht hatte, begann mit wiedergewonnenen Atem nun die besorgte Mutter zu trösten; und wenn sie dabei auch weit davon entfernt war, an ihre Tochter zu denken, versicherte sie doch, daß eine Verbindung mit Andreas für jede ledige Tochter der Stadt nur willkommen sein könne. Diese Worte sog Frau Ohngelt wie Honig ein, und über ihr vom Gehen warm gewordenes Gesicht leuchtete eine so reine Genugtuung, daß es fast wie Schadenfreude anzusehen war.

Unterdessen war Margret mit andern jungen Leuten der Gesellschaft weit vorangeeilt, und diesem kleinen Kreise der Jüngsten und Lustigsten schloß sich auch Ohngelt an, obwohl er alle Not hatte, mit seinen kurzen Beinen nach-

zukommen. Wieder waren alle ausnehmend freundlich gegen ihn, denn für diese Spaßvögel war der ängstliche Kleine mit seinen verliebten Augen ein gefundenes Fressen. Auch die hübsche Margret tat mit und zog den Anbeter je und je mit scheinbarem Ernste ins Gespräch, sodaß er vor glücklicher Erregung und verschluckten Satzteilen ganz heiß wurde.

Allein das Vergnügen dauerte nicht lange. Allmählich merkte der arme Teufel doch, daß er hinterrücks beständig ausgelacht wurde; und wenn er sich auch darein zu schicken wußte, so ward er doch niedergeschlagen und ließ alle Hoffnung wieder sinken. Äußerlich ließ er sich jedoch möglichst wenig anmerken. Die Ausgelassenheit der jungen Leute stieg mit jeder Viertelstunde, und er lachte angestrengt desto lauter mit, je deutlicher er alle Witze und Andeutungen als auf ihn selber gemünzt erkannte. Schließlich endete der Keckste von den Jungen, ein baumlanger Apothekergehilfe, die Neckereien durch einen recht groben Scherz.

Man kam gerade an einer schönen alten Eiche vorüber, und der Apotheker bot sich an, zu versuchen, ob er den untersten Ast des hohen Baumes mit den Händen erreichen könne. Er stellte sich auf und sprang mehrmals in die Höhe, aber es reichte nicht ganz, und die im Halbkreise umherstehenden Zuschauer begannen ihn auszulachen. Da kam er auf den Einfall, sich durch einen Witz wieder in Ehren und einen andern an die Stelle des Ausgelachten zu bringen. Plötzlich griff er den kleinen Ohngelt um den Leib, hob ihn in die Höhe und forderte ihn auf, den Ast zu fassen und sich daran zu halten. Der Überraschte war empört und wäre gewiß nicht darauf eingegangen, hätte er nicht in seiner schwebenden Lage Furcht vor einem Sturze gehabt. So packte er denn zu und klammerte sich an; sobald sein Träger dies aber bemerkte, ließ er ihn los, und Ohngelt hing nun unter dem Gelächter der Jugend hilflos hoch am Aste, mit den Beinen zappelnd und zornige Schreie ausstoßend.

„Herunter!" schrie er heftig. „Nehmen Sie mich sofort wieder herunter, Sie!"

Seine Stimme überschlug sich, er fühlte sich vollkommen vernichtet und ewiger Schande preisgegeben. Der Apotheker aber meinte, nun müsse er sich loskaufen, und alle jubelten Beifall.

„Sie müssen sich loskaufen," rief auch Margret Dierlamm.

Da konnte er doch nicht widerstehen.

„Ja, ja," rief er, „aber schnell!"

Sein Peiniger hielt nun eine kleine Rede des Inhalts, daß Herr Ohngelt schon seit drei Wochen Mitglied des Kirchengesangvereins wäre, ohne daß jemand ihn habe singen hören. Nun könne er nicht eher aus seiner hohen und gefährlichen Lage befreit werden, als bis er der Versammlung ein Lied vorgesungen habe.

Kaum hatte er gesprochen, so begann Andreas auch schon zu singen, denn er fühlte sich von seinen Kräften verlassen. Halb schluchzend fing er an: „Gedenkst du noch der Stunde —" und war noch nicht mit der ersten Strophe fertig, so mußte er loslassen und stürzte mit einem Schrei herab. Alle waren nun doch erschrocken, und wenn er ein Bein gebrochen hätte, wäre er gewiß eines reumütigen Mitleids sicher gewesen. Aber er stand zwar blaß, doch unversehrt wieder auf, griff nach seinem Hute, der neben ihm im Moose lag, setzte ihn sorgfältig wieder auf und ging schweigend davon — denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Hinter der nächsten Wegbiegung setzte er sich am Straßenrande nieder und suchte sich zu erholen.

Hier fand ihn der Apotheker, der ihm mit schlechtem Gewissen nachgeschlichen war. Er bat um Verzeihung, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Es tut mir wirklich furchtbar leid," sagte er nochmals bittend, „ich hatte gewiß nichts Böses im Sinn. Bitte verzeihen Sie mir und kommen Sie wieder mit!"

„Es ist schon gut," sagte Ohngelt und winkte ab, und der andere ging unbefriedigt davon.

Wenig später kam der zweite Teil der Gesellschaft mit den älteren Leuten und den beiden Müttern dabei langsam angerückt. Ohngelt ging zu seiner Mutter hin und sagte:

„Ich will heim."

„Heim? Ja warum denn? Ist was passiert?"

„Nein. Aber es hat doch keinen Wert, ich weiß es jetzt gewiß."

„So? Hast einen Korb gekriegt?"

„Nein. Aber ich weiß doch —"

Sie unterbrach ihn und zog ihn mit.

„Jetzt keine Faxen! Du kommst mit, und es wird schon recht werden. Beim Kaffee setz' ich dich neben die Margret, paß auf."

Er schüttelte bekümmert den Kopf, gehorchte aber und ging mit. Das Kircherspäule versuchte eine Unterhaltung mit ihm anzufangen und mußte es wieder aufgeben, denn er blickte schweigend geradeaus und hatte ein gereiztes und verbittertes Gesicht, wie es niemand an ihm je gesehen hatte.

Nach einer halben Stunde erreichte die Gesellschaft das Ziel des Ausflugs, ein kleines Walddorf, dessen Wirtshaus durch seinen guten Kaffee bekannt war, und in dessen Nähe die Ruinen einer kleinen Raubritterburg lagen. Im Wirtsgarten war die schon länger angekommene Jugend lebhaften Spielen hingegeben, Gelächter und laute Rufe klangen hell durch die sonnige Frühlingsluft. Jetzt wurden Tische aus dem Hause gebracht und zusammengerückt, die jungen Leute trugen Stühle und Bänke herbei, frisches Tischzeug wurde aufgelegt und die Tafeln mit Tassen, Kannen, Tellern und Backwerk bestellt. Frau Ohngelt gelang es richtig, ihren Sohn an Margrets Seite zu bringen. Er aber nahm seines Vorteils nicht wahr, sondern dämmerte im Gefühl seines Unglücks trostlos vor sich hin, rührte gedankenlos mit dem Löffel im erkaltenden Kaffee und schwieg hartnäckig, trotz allen Blicken, die seine Mutter ihm sandte. Gleichgültig hörte er zu, wie Margret mit ihrem andern Tischnachbarn ein lebhaftes Gespräch begann und weiterführte, und er nickte nur still vor sich hin, als weiter unten an der Tafel im Gewirre der Unterhaltungen auch Anspielungen auf sein Abenteuer laut wurden. Er hörte mehrmals unter Kichern das Wort Zachäus aussprechen und wußte, wem es galt, und dennoch war er nicht mehr zornig, sondern gab sich dem Gefühl eines widerstandslosen Untersinkens in Schmach und Unglück mit einer Art von Wollust hin.

Nach der zweiten Tasse beschlossen die Anführer der Jungen, einen Gang nach der Burgruine zu tun und dort Spiele zu machen. Lärmend erhob sich die Jungmannschaft samt den Mädchen. Auch Margret Dierlamm stand auf, und im Aufstehen übergab sie dem mutlos verharrenden Ohngelt ihr hübsches perlengesticktes Handtäschlein mit den Worten: „Bitte bewahren Sie mir das gut, Herr Ohngelt, wir gehen zum Spielen." Er nickte und nahm das Ding zu sich. Die grausame Selbstverständlichkeit, mit der sie annahm, er werde bei den Alten bleiben und sich nicht an den Spielen beteiligen, wunderte ihn nicht mehr. Ihn wunderte nur noch, daß er das alles nicht von Anfang an bemerkt hatte, die merkwürdige Freundlichkeit bei den Proben, die Geschichte mit dem Kistlein und alles andere.

Als die fröhlichen jungen Leute gegangen waren und die Zurückgebliebenen weiter Kaffee tranken und Gespräche spannen, verschwand Ohngelt unvermerkt von seinem Platz und ging hinterm Garten übers Feld dem Walde zu. Die hübsche Tasche, die er in der Hand trug, glitzerte freudig im Sonnenlicht; er aber wußte nicht, sollte er das nette Spielzeug mit Küssen bedecken oder weit in die Büsche schleudern. Vor einem frischen Baumstrunk machte er halt. Er zog sein Taschentuch heraus, breitete es über das noch lichte, feuchte Holz und setzte sich darauf. Dann stützte er den Kopf in die Hände und brütete über traurigen Gedanken, und als sein Blick wieder auf die bunte Tasche fiel und zugleich mit einem Windzug die Schreie und Freudenrufe der in der Burg Ballspielenden herüberklangen, neigte er den schweren Kopf tiefer und begann lautlos und kindlich zu weinen.

Wohl eine Stunde lang blieb er so sitzen. Seine Augen waren wieder trocken und seine Erregung verflogen, aber das Traurige seines Zustandes und die Hoffnungslosigkeit seiner sehnlichsten Bestrebungen war ihm jetzt noch klarer als zuvor. Da hörte er einen leichten Schritt sich nähern und ein Kleid rauschen, und ehe er von seinem Sitz aufspringen konnte, stand die Paula Kircher neben ihm.

„Ganz allein?" fragte sie scherzend. Und da er nicht antwortete und sie ihn genauer anschaute, wurde sie plötzlich ernst und fragte mit frauenhafter Güte: „Wo fehlt es denn? Ist Ihnen ein Unglück geschehen?"

„Nein," sagte Ohngelt leise und ohne nach Phrasen zu suchen. „Nein. Ich habe nur eingesehen, daß ich nicht unter die Leute passe. Und daß ich ihr Hanswurst gewesen bin."

„Nun, so schlimm wird es nicht sein —"

„Doch, gerade so. Ihr Hanswurst bin ich gewesen, und besonders noch den Mädchen ihrer. Weil ich gut gewesen bin und es redlich gemeint habe. Sie haben recht gehabt, ich hätte nicht in den Verein gehen sollen."

„Sie können ja wieder austreten, und dann ist alles gut."

„Austreten kann ich schon, und ich tu' es lieber heut als morgen. Aber damit ist noch lange nicht alles gut."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich zum Spott für sie geworden bin. Und weil jetzt vollends keine mehr —"

Das Schluchzen übernahm ihn beinahe. Sie fragte freundlich: „— und weil jetzt keine mehr —?"

Mit zitternder Stimme fuhr er fort: „Weil jetzt vollends kein Mädchen mehr mich achtet und mich ernst nehmen will."

„Herr Ohngelt", sagte das Päule langsam, „sind Sie jetzt nicht ungerecht? Oder meinen Sie, ich achte Sie nicht und nehme Sie nicht ernst?"

„Ja, das wohl, das war nicht recht von mir. Aber das war auch eigentlich nicht das, was ich gemeint habe. Ich glaube schon, daß Sie mich noch achten. Aber das ist es nicht."

„Ja, was ist es denn?"

„Ach Gott, ich sollte garnicht davon reden. Aber ich werde ganz irr, wenn ich denke, daß jeder andere es besser hat als ich, und ich bin doch auch ein Mensch, nicht? Aber mich — mich will — mich will keine heiraten!"

Es entstand eine längere Pause. Dann fing das Päule wieder an:

„Ja, haben Sie denn schon die eine oder andere gefragt, ob sie will oder nicht?"

„Gefragt? Nein, das nicht. Zu was auch? Ich weiß ja vorher, daß keine will."

„Dann verlangen Sie also, daß die Mädchen zu Ihnen kommen und sagen: Ach, Herr Ohngelt, verzeihen Sie, aber ich möchte so schrecklich gern haben, daß Sie mich heiraten! Ja, auf das werden Sie freilich noch lang warten können."

„Das weiß ich wohl," seufzte Andreas. „Sie wissen schon, wie ich's meine, Fräulein Päule. Wenn ich ja wüßte, daß eine es gut mit mir meint und mich ein wenig gut leiden könnte, dann —"

„Dann würden Sie vielleicht so gnädig sein und ihr zublinzeln oder mit dem Zeigefinger winken! Lieber Gott, Sie sind — Sie sind —"

Damit lief sie davon, aber nicht etwa mit einem Gelächter, sondern mit Tränen in den Augen. Ohngelt konnte das nicht sehen, doch hatte er etwas Sonderbares in ihrer Stimme und in ihrem Davonlaufen bemerkt, darum rannte er ihr nach, und als er bei ihr war und beide keine Worte fanden, hielten sie sich plötzlich umarmt und gaben sich einen Kuß. Da war der kleine Ohngelt verlobt.

Als er mit seiner Braut verschämt und doch tapfer Arm in Arm in den Wirtsgarten zurückkehrte, war alles schon zum Aufbruch bereit und hatte

nur noch auf die zwei gewartet. In dem allgemeinen Tumult, Erstaunen, Kopfschütteln und Glückwünschen trat die schöne Margret vor Ohngelt hin und fragte: „Ja, wo haben Sie denn meine Handtasche gelassen?"

Bestürzt gab der Bräutigam Auskunft und eilte in den Wald zurück, und das Päule lief mit. An der Stelle, wo er solang gesessen und geweint hatte, lag im braunen Laube der schimmernde Beutel, und die Braut sagte: „Es ist gut, daß wir noch einmal herüber sind. Da liegt ja auch noch dein Sacktuch."

Über die „Zeppelins"

Geehrte Redaktion!

Sie waren so gütig, mich um meine Meinung über die „Zeppelins" zu fragen. Nur mit einer gewissen Besorgnis gehe ich an die Antwort — an eine ehrliche Antwort —, und vielleicht wäre es klüger, zu schweigen angesichts einer erhabenen Bewegung, die einem großen neuen Werk gilt. Aber Sie haben mich gefragt.

Um mich vorher noch ganz zu entlasten, muß ich vorausschicken, daß ich, wenn ich auch glaube, alles, was darüber veröffentlicht wurde, gelesen zu haben, doch nicht über alle Details der Konstruktion so informiert sein kann wie der Konstrukteur und seine Mitarbeiter, und daß diese meine „kritischen Bemerkungen" eigentlich nichts anderes sind als Fragen, die ich an die Zukunft stelle.

* * *

Schon vor einigen Jahren schrieb ich über dasselbe Thema auf Verlangen einer ausgezeichneten Zeitschrift — in weiteren Grenzen allerdings. Bis heute hatte ich nicht Gelegenheit, meine Anschauungen von damals zu ändern: daß nämlich nur das Flugwerkzeug, das schwerer ist als die Luft, unsere Hoffnungen auf große Geschwindigkeiten erfüllen werde; daß die Lenkballons niemals

weder ein Verkehrs- noch ein unanfechtbares Kriegsmittel sein werden. Ganz besonders schwere Bedenken sprach ich damals gegen die großen starren Ballons aus, mit ihrer Unlenksamkeit, der Schwierigkeit ihrer Füllung und Bedienung, gegen ihre Zartheit, um nicht zu sagen Gebrechlichkeit, ihre Hilflosigkeit bei der Landung bei nur halbwegs schwachen Winden und so weiter.

Von diesen Bedenken wurden einige glänzend widerlegt, andere bestehen trotz den Fortschritten der Technik gerade auf diesem Gebiete heute noch; und ich fürchte, sie werden nicht zu beseitigen sein.

Von ihnen will ich sprechen, da man mich dazu auffordert; denn sie entscheiden.

Bisher ist ein unbedingt impermeabler Ballonstoff noch nicht gefunden worden. Selbst durch die beste gummierte Seide findet ein Gasaustausch statt. Schon bei der ersten Füllung eines ganz neuen Ballons diffundieren Gas und atmosphärische Luft. Wann beginnt der Moment der Abnützung? Bei unseren schweren Geschützen wissen wir es. Bei unseren Ballonhüllen ist noch nie danach gefragt worden. Wie verhalten sich die Stellen besonders starker Inanspruchnahme, die Nähte? Schon beim ersten Aufstieg — das heißt bei der ersten Benutzung — muß sich das Gefüge des Stoffes und seiner Bekleidung, seines Firnisses ändern. Der mikroskopisch kleinen Löcher werden immer mehr werden.

Eine neue Lage Firnis macht das wieder gut. Beim unstarren Ballon läßt sie sich einfach herstellen. Wie ist's aber beim starren?

Ich weiß, daß ein „Zeppelin" aus mehreren zylinderförmigen Ballons besteht, die in einer gemeinsamen, über ein leichtes Metallgerüst gezogenen Hülle stecken. Sind diese Einzelballons kontrollierbar? Dem Auge, der Hand des Untersuchenden zugänglich?

Nichts ist dem Konstrukteur eines Schiffes, einer Maschine unheimlicher als die unzugänglichen Stellen an seinem Werk. Sie sind die wahren Krankheitsherde. Beim Holz der Schwamm, der Bohrwurm; beim Eisen der Rost, die molekularen Verschiebungen; beim Stoff der Schimmel, die Brüche und Risse.

Weiter: Was für ein Mittel besteht, um solche Einzelschäden an den Ballonelementen zu finden? Zeppelin wird wahrscheinlich ihr Vorhandensein

entdecken, weil ein solcher Ballon nur durch stetes Aufpumpen der sogenannten Ballonets in seiner Form erhalten werden kann. Das aber hat seine Grenzen; auch ist damit nur das Vorhandensein eines Schadens konstatiert, die kranke Stelle damit aber noch nicht gefunden, denn die starre Außenhaut verrät den Schaden nicht. Es ist mir unbekannt, ob diese äußere Hülle auch mit leichtem Gas gefüllt ist, oder ob sie nur zum Schutze und zur Erhaltung der Form dient. In jedem Fall wird sie eine gewisse Zeit nach der Füllung ein Luftgemenge von höchst explosibelm Charakter einschließen, das seinerseits wieder an den schadhaften Stellen entweicht, beziehungsweise mit der Außenluft kommuniziert. Die Mischung des Gasgemenges wird durch die Flackerbewegung der immerhin etwas elastisch-nachgiebigen Ballonhülle noch befördert.

Bei den gewöhnlichen und den halbstarren Ballons, die unter einem permanenten Innendruck stehen, entweicht dies gefährliche Gas in die Luft, wird verweht und so unschädlich gemacht. Beim starren Ballon bleibt es eingeschlossen und wird nur dann austreten, wenn ein Druck von außen auf die Außenhaut wirkt. Trifft dann ein solcher Gasstrahl auf irgendeinen glühenden Körper, zum Beispiel auf den überspringenden Funken des Motors, so explodiert die ganze eingeschlossene Gasmasse, und in der enormen Hitze des Knallgases zerstiebt alles Brennbare zu Asche, zerschmilzt das Metallgerüst in einer kaum meßbaren Zeit zu einem unentwirrbaren Haufen verbogener Sparren.

Es drängt sich mir die Frage auf, wozu die Außenhaut dient. Schwerlich nur zur Herstellung einer gefälligen Form, die nebenbei noch den Vorteil hat, einem seitlichen Wind weniger günstige Angriffspunkte zu bieten als ein offenes Bündel von Einzelballons. Da es ganz gut möglich ist, die Einzelballons auch ohne Außenhaut zu einem genügend steifen Ganzen zu verbinden, so halte ich dafür, daß der Konstrukteur mit dieser Außenhaut noch andere Zwecke verfolgt, die sehr gewichtiger Art sein müssen. Mit dem Aufgeben der Außenhaut wäre ja die Explosionsgefahr auf ein Minimum reduziert, die Möglichkeit, Schäden aufzufinden und zu heilen, erleichtert, die Herstellung aufs äußerste vereinfacht, eine immense Gewichtsersparung und endlich auch die Möglichkeit, die Reißleine anzuwenden, gegeben. Diese Möglichkeit der Anwendung des allerdings letzten Mittels zum Vermeiden

von Katastrophen und zur Bergung des Ballons halte ich für eine Hauptbedingung für die praktische Verwendbarkeit von Luftschiffen dieser Form.

Denn es muß daran festgehalten werden, daß beim Versagen, sei es des Steuer- oder des Bewegungsmechanismus, ein Landen nur bei Windstille oder höchstens bis Windstärke zwei und nur, wenn zahlreiche Hände zum Helfen bereit sind, ohne Zerreißen der Einzelballons möglich sein wird.

Jedem stärkeren Wind muß ein Ballon entweder durch Aufsteigen ausweichen, oder er muß zerrissen werden können. Man stelle sich daher ja nicht vor, daß ein solcher Riese wie ein Schiff vor Anker gehen könne.

Das Schiff wird vom Wasser getragen, der Ballon aber wird, vorausgesetzt, daß sein Gefüge einem Längszug standhält, auf den Boden geschlagen; und zwar so lange, bis er sich in Fetzen auflöst.

Naive Gemüter haben den Vorschlag gemacht, auf den wahrscheinlichen Wegen des Ballons eine „genügende" Anzahl von Ballonhallen aufzustellen. „Das Geld dazu sei ja jetzt da." Näher auf solche Vorschläge einzugehen, wird man mir wohl erlassen; ich stelle nur fest, daß leider selbst von großen Tagesblättern dieser Unsinn weiterverbreitet wurde. Niemand dürfte mehr darüber gelacht haben als Zeppelin selbst.

Daß es notwendig sein wird, Stationen für solche Luftschiffe zu bauen, um Gas zu nehmen, Reparaturen durchzuführen und so weiter, das ist selbstverständlich. Wo und in welcher Zahl, hängt aber davon ab, welchem Zweck das Luftschiff dienen soll.

Als Verkehrsmittel kann ich mir Lenkballons überhaupt nicht denken, dafür sind sie zu kostspielig und zu unsicher. Nur im Dienste der Wissenschaft oder des Kriegs werden die „Zeppelins" Nutzen bringen, vorausgesetzt, daß sie weiter entwickelt, das heißt verläßlicher werden.

Hier möchte ich noch eine Eigenheit der „Zeppelins" erwähnen, deren bisher meines Wissens in all den vielen Berichten nicht gedacht wurde, und die doch interessant genug ist, um hier genannt zu werden.

Die „Zeppelins" sind nicht leichter als die Luft, wie alle andern Lenkballons, sondern um ein geringeres schwerer. Sie können also nur nach Abgabe von Ballast oder mit Hilfe der Horizontalsteuer aufsteigen. Diese schiefen Ebenen wirken nur beim Vorwärtstreiben des Luftschiffes, absorbieren also eine Kraftäußerung, die von der zu leistenden Maschinenarbeit für die

Vorwärtsbewegung abgezogen werden muß. Dieser Verlust ist allerdings nicht bedeutend und wird auf der andern Seite durch den Vorteil, an die Füllung beim Abstieg nicht rühren zu müssen, weitaus aufgewogen.

Über die Verwendung des Aluminiums für die Versteifungen erlaube ich mir nicht, ein Votum abzugeben. Wahrscheinlich ist die Verwendung leichter Hölzer, wie gespaltenes Tannenholz oder Bambus, bei solchen ausgedehnten Konstruktionen nicht angebracht.

Ich kehre zurück zu der Frage: Wozu werden diese großen Ballons verwendet werden können?

Um unbekannte Länder zu durchqueren und zu untersuchen, genügt ihr Aktionsradius nicht. Um so weniger, als der Fahrer hierbei auf keinerlei Hilfe wird rechnen können.

Bleibt allein der Kriegszweck übrig.

Betrachten Sie die Aktion eines solchen Ballons auf dem Kriegsschauplatz.

Das erste Bild ist bestechend.

Über dem Aufmarschraum schwebt ein solches Ungeheuer — immer gutes Wetter und mäßigen Wind vorausgesetzt. Es sieht alle Truppenbewegungen des Gegners, seine Lager, seine Marschmagazine, seine Befestigungen; und es meldet präzis zurück. Daß aber in seinem Rücken, zum mindesten fünfzig bis hundert Kilometer entfernt (um vor einem gegnerischen Handstreich durch Reiterei gesichert zu sein), an dem Bau einer mobilen Ballonhalle von riesenhaften Dimensionen gearbeitet wird, daß ganze Züge mit Material und Mannschaft dazu notwendig sind, — das entzieht sich Ihrer Wahrnehmung.

Mit einem gewissen Sicherheitskoeffizienten muß man rechnen: immer schönes Wetter vorausgesetzt, wird eine solche Ballonhalle in zwei Tagen kaum aufgestellt sein; es muß also der Ballon auf seiner ersten Fahrt schon die zwei- bis dreihundert Kilometer von der Zentrale bis zur Grenze zurückgelegt haben, um auf seinem Aktionsfeld anzukommen. Dazu braucht er günstigenfalls vier bis sechs Stunden, wenn die Angaben von einer Geschwindigkeit von fünfzig Kilometern in der Stunde richtig sind.

Dann muß er, will er nicht zur Zentrale zurückkehren, warten, bis seine Ballonhalle fertig ist, das heißt zwei Tage in den Lüften bleiben. Das hat bisher keine Ballonseide ausgehalten, ohne Gas auszulassen Nach diesem Maximum muß der Ballon nachgefüllt werden.

Daß in diesen zwei Tagen kein Windstoß diese Doppelarbeiten, wenn auch nur für Stunden, aufhalten sollte, ist kaum zu denken.

Sprechen wir von den Wahrnehmungen aus dem Ballon! Immer schönes Wetter vorausgesetzt, wird der Beobachter aus einer Höhe von mindestens eintausendfünfhundert Metern nur die großen Truppenbewegungen wahrnehmen, Details, wie zum Beispiel Stäbe im Marsch, aufgefahrene Batterien, arbeitende Mannschaften, aber nicht mehr wahrnehmen.

Tiefer herabzugehen, ist nicht mehr rätlich. Man hat sich angewöhnt, von der Unempfindlichkeit der Ballons gegen Kleingewehr-, selbst Schrapnellfeuer zu reden. Das trifft beim Rundballon zu. Anders aber bei einem „Zeppelin" mit seinem zarten Gefüge. Ballons seien schwer zu treffen, sagt man. Gewiß ist ein gewöhnlicher Rundballon mit seinen zwanzig bis fünfundzwanzig Metern Durchmesser ein kleines Ziel, dessen Entfernung überdies, weil man seine Größenverhältnisse nicht kennt, schwierig zu schätzen ist.

Aber denken Sie sich einen „Zeppelin", dessen Umfang und Aussehen bekannt ist, der vielleicht gerade auf eine Batterie losfährt, — und das muß er doch, um über die feindliche Stellung zu gelangen.

Glauben Sie, daß man so eine Scheibe von zehn Meter Breite und hundert Meter Länge mit einem kleinkalibrigen Schnellfeuergeschütz, das vielleicht auf einem Automobil montiert ist, auf zweitausend Meter fehlen kann? Ich nicht.

Denken Sie sich das Geschoß als Brandgeschoß adjustiert, das sich nach dem Abbrennen des Satzes durch eine Enderplosionsladung in kleinste Splitter auflöst, um den eigenen Truppen, auf die es schließlich herabfallen kann, keinen Schaden zu tun.

Ich glaube, Sie würden gar bald die Theorie von der Unverletzlichkeit der Ballons zu den Märchen einer vergangenen Zeit legen.

Daß die kleinen Lenkballons, wie die von Santos Dumont, Parseval und so weiter, von einem ähnlichen Geschick betroffen werden können, beweist der Unfall des Parsevalschen Luftschiffes nach der überaus glänzenden Probefahrt. Aber dies Mißgeschick zeigte zugleich, daß die kleinen Ballons beweglicher und gesicherter sind. Außerdem sind sie billiger. Und was ist besser: viele kleine oder ein großer? Das ist die Endfrage, solange es keine Aeroplane gibt, denen die Zukunft gehört.

A. v. B., Major

Die Widersprüche einer Revolution

Von Professor Guglielmo Ferrero

Die so überraschend ausgebrochene, eigenartige türkische Revolution, die sich bis zur Stunde durch Zielbewußtsein und Mäßigung auszeichnet, mag auf den ersten Blick als ein großer Triumph der Grundsätze und Ideen erscheinen, auf denen die soziale Ordnung in Europa ruht. Die Konstitution gewährleistet allen Untertanen des Reiches Gleichheit vor dem Gesetze; sie läßt in einer religiös duldsamen Gemeinschaft alle Glaubensbekenntnisse gelten; sie verleiht der Bevölkerung weitgehende staatsbürgerliche Rechte; sie will aus dem Kriegsdienst ein Recht und eine Pflicht machen, die allen Rassen und Religionen gemeinsam sind. Die Urheber der Revolution haben in den letzten Wochen Europa durch alle großen Tageszeitungen wiederholt erklärt, daß sie der Welt durch die Tat beweisen wollen, mit welchem Unrecht die Türken für unfähig gehalten werden, die Lebensprinzipien europäischer Kultur in sich aufzunehmen, und wie ungerecht es von den Europäern ist, sie in der Erstarrung einer fatalistischen, unwissenden Barbarei stumpf zusammengekauert erhalten zu wollen. Sie haben wiederholt erklärt, daß sie die Europäer als ihre Lehrer betrachten, daß sie durch Europa auf eine Neugestaltung, auf Belehrung und Bereicherung der Türkei hoffen, auf die Errichtung von Bankinstituten, Industriebetrieben und Eisenbahnverbindungen, und daß sich das Land so, einer freieren Existenz in größerem Wohlstande zugeführt, seiner Ziele besser bewußt würde.

Da waren Akte und Erklärungen, die durch ihre Zahl und Bestimmtheit eine zu klare und deutliche Sprache redeten, als daß sie als trügerische Machwerke einer revolutionären Partei zum Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge angesehen werden könnten. Wenn es sich auch nicht geziemt, an der guten Absicht deren zu zweifeln, die diese große politische Umwälzung eingeleitet haben und nunmehr die Türkei regieren, so ist doch in den türkischen

Ereignissen unschwer eine andere, vollständig entgegengesetzte Kraft zu erkennen: nämlich eine Reaktion gegen die zersetzende Wirkung, die die europäische Kultur auf die türkische Gesellschaft ausübt. Die Partei der Jungtürken hat gesiegt, da sich das Heer — besonders die unteren Offiziersgrade, unter denen seit langer Zeit tiefe Erbitterung herrscht — für die Revolution erklärte. Man wird daher den wahren Ursprung und den Charakter dieser Revolution nicht richtig erfassen, wenn man lediglich untersucht, auf welche Weise sich die Anschauungen der Jungtürken herausgebildet haben, und mit welchen Mitteln ihre Partei Propaganda gemacht hat. Es ist durchaus notwendig, zu erforschen, weshalb Unzufriedenheit unter den Offizieren entstanden ist, und welche Ursachen die Mißstimmung so weit in Gärung umgesetzt haben, daß es zu einem Aufstande kam. Man wird dann leicht erkennen, daß die Ursachen zu dieser Unzufriedenheit in der Politik liegen, zu der Europa die türkische Regierung in den letzten dreißig Jahren aus Eigennutz gezwungen hat, wo die Türkei durch die Niederlagen von 1878, durch die finanzielle Krisis, die inneren Wirren und die militärische Unfähigkeit des Sultans ohnehin geschwächt war.

Ein Grund zu dieser Unzufriedenheit — der materielle Hauptgrund — war die durch die geringen Diensteinkommen und die unregelmäßigen Gehaltsbezüge bedingte Notlage der Offiziere, die so leicht Wucherern zum Opfer fielen. Wie aber war es möglich, daß das türkische Finanzwesen in so tiefe Zerrütung verfiel, daß der Staat nicht einmal mehr dafür sorgte, seinen Offizieren ausreichende und anständige Gehälter zu bezahlen? Ohne die europäische Politik wäre selbst bei einer türkischen Regierung keine Erklärung für diesen seltsamen Mangel an Umsicht zu finden. Trotz Unbildung und niederer Kulturstufe hat die türkische Regierung nach und nach begriffen, daß in den letzten dreißig Jahren der religiöse Enthusiasmus für das Christentum, die humanitäre Freiheitsbegeisterung und das ehrgeizige Streben nach Gebietserweiterung in Europa der Geldgier, dem Kampfe aller Industriezweige um Absatz ihrer Erzeugnisse und den Bedürfnissen der wachsenden Bevölkerung Platz gemacht haben. Die türkische Regierung hat denn auch erfaßt, daß Friede und Ruhe von Europa zu kaufen sind, wenn sie den ehrgeizigen Bestrebungen der Diplomaten und Militärs die Interessen der Bankiers, der Kaufleute und Industriellen entgegensetzt. Auf diese Weise

brachte es Europa fertig, die türkische Regierung seit dreißig Jahren zur weitestgehenden Förderung der europäischen Einfuhr zu zwingen, — sie zu zwingen, eine das vernünftige Maß überschreitende Anzahl neuer Eisenbahnverbindungen herzustellen und mit Hilfsgeldern zu unterstützen, ungeheuere Waffenvorräte zu kaufen, kostspielige und verfrühte Neuerungen im Staatsdienste einzuführen, kurz: ungeeignete, den Staatshaushalt schwer schädigende Ausgaben zu machen, um alsdann das Defizit mit Anleihen in Europa zu decken. Da die hohen türkischen Beamten allmählich zu der Annahme gelangten, daß die Türkei der Gier Europas nicht standhalten werde, hielten sie es für das beste, die Beute mit den Hauptinteressenten zu teilen. Damit schien die vor dreißig Jahren viel umstrittene Orientfrage in ein Übereinkommen der hohen türkischen Bureaukratie mit den europäischen Finanzinteressen hinüberzuschlummern, das dahin ging, die Türkei nach Kräften auszusaugen. Konstantinopel wurde zum Dorado für Europäer, die die verborgenen, viel verschlungenen Wege zum Reichtum zu finden wußten. Die hohen Staatsbeamten in der Umgebung des Sultans sammelten ungeheuere Vermögen an. Europa sah der Niedermetzlung der Armenier und der Fortdauer des blutigen Bürgerkrieges in Makedonien ruhig zu. Verwaltung und Staatshaushalt wirtschafteten sich herunter. Armut und Unzufriedenheit verbreiteten sich über das ganze Reich und suchten besonders die Muselmanen heim. Während die Regierung mehr oder minder wichtige Eisenbahnlinien, deren Bau in den Händen von Europäern lag, mit Hilfsgeldern unterstützte, wurden die für die Landwirtschaft notwendigen Staatsstraßen und Arbeiten vernachlässigt und die niederen Beamten und Offiziere des Heeres unregelmäßig bezahlt.

Was mußte im tiefsten Innern eines türkischen Offiziers vorgehen, der, durch die schlechte, unpünktliche Bezahlung verschuldet, in der Garnison eines entlegenen Provinznestes ein kümmerliches Dasein führte, bei dem Gedanken, daß alle seine Entbehrungen keineswegs zur Vergrößerung des Ruhmes und der Macht des Islams beitrugen, wohl aber zur Bereicherung einer kleinen Koterie von Ausländern, die in der altehrwürdigen Stadt Konstantins ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, um Geld zu machen?

Nach dieser Richtung entspringt die staatsbefreiende türkische Revolution aus einem leicht begreiflichen antieuropäischen Empfinden. Der türkische

Offizier will nicht nur, daß keine christliche Herrschaft in Konstantinopel einziehe und unter der Kuppel der Sophienkirche neuerdings Messe lesen lasse, er will auch mit einer Politik aufräumen, die eifriger um die Wahrnehmung der finanziellen Interessen Europas, als um die pünktliche Bezahlung der Staatsbeamten bemüht ist. In Zukunft wird die türkische Regierung, bevor sie neue Verpflichtungen gegenüber europäischen Finanzmännern und Industriellen eingeht, daran denken müssen, daß sie nicht mehr wie früher nach Gutdünken über den zur Bezahlung der niederen Beamten bestimmten Staatsfonds verfügen kann. Mit anderen Worten: die türkische Revolution ist eine Revolte der Subalternbeamten gegen die Koalition der hohen Staatsbeamten mit den europäischen Großhändlern, die bisher nach freiem Belieben gemeinsam über die Schätze des Landes verfügten.

Noch andere Tatsachen beweisen, daß das Heer die Revolution begünstigt und zum Siege geführt und dem Sultan Vorschriften über die Einführung von politischen Einrichtungen nach dem Muster Europas gemacht hat, nachdem die ungebetene Einmischung der europäischen Mächte in die inneren Angelegenheiten der Türkei das nationale Selbstbewußtsein des Heeres tödlich verletzt hatte. Ein Redakteur des *Temps* in Paris interviewte in Saloniki den türkischen Offizier, der als erster die Revolutionsfahne erhob und mit einem Trupp Soldaten zum Kampfe ausrückte, um, wie er sagte, „vom Dienste der Regierung in den Dienst des Vaterlandes überzutreten". Da Niazi nur wenig Französisch spricht, führte in seinem Beisein der Jägerhauptmann Metge Duddin das Wort und berichtete folgendes (Temps, 20. August 1908): „Fünf Jahre lang war Niazi Bey mit der Verfolgung der makedonischen Banden betraut und trat vor anderthalb Jahren dem Komitee für „Einigkeit und Fortschritt" bei. Wie bei allen makedonischen Offizieren, lag die Veranlassung zu diesem Schritte auch bei ihm in der Empörung über die fortgesetzte Einmischung fremder Mächte in die makedonischen Angelegenheiten, — eine Einmischung, die durch die klägliche Politik der türkischen Regierung nur allzusehr gerechtfertigt wurde. Wir alle waren über die Lage der Dinge ganz verzweifelt. Lange hatten wir Geduld, bis wir schließlich der Sache müde wurden und lieber sterben wollten, als eine solche Schmach ertragen."

Diese Worte verdienen in Europa tiefe Beherzigung. Hier sehen wir in verkleinertem Maßstabe das ganze gewaltige Orientproblem. Dreißig Jahre

Geschichte stellen es dem verlegenen, bestürzten Eurapa vor Augen. Europa hat es nicht dabei bewenden lassen, die Türkei wirtschaftlich auszuplündern, die alten Haus- und Volksindustrien durch die Einfuhr seiner Fabrikate zugrunde zu richten und dementsprechend die Finanzen des Landes zu entkräften; es empfand auch noch das Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit den muselmanischen Stolz zu demütigen. Bald durch Flottenkundgebungen, bald durch offensichtliche Gönnerschaften, bald durch indiskrete Fragen, die von lauten Drohungen begleitet waren. Deutschland, Frankreich, England, Österreich und Rußland haben in den letzten Jahren in der Demütigung der Türkei gewetteifert; selbst Italien, das sich klugerweise sonst immer abseits hielt, konnte es sich im letzten Augenblicke nicht versagen, auch einen Stein auf das gemeinsame Opfer zu werfen. Fast als ob das vom trüben Materialismus neuer Geschlechter gemästete und erhitzte Europa nicht einmal eine Gefahr darin erblickte, zum materiellen Schaden leichtfertigerweise noch moralischen Schimpf zu häufen.

Die soziale Macht, die über den Sieg einer Revolution entschieden hat, behält stets einen starken Einfluß auf die Neuordnung der Dinge. Das neue türkische Regime wird daher mehr oder minder vollkommen konstitutionell sein; allein es wird deshalb nicht viel mehr Gewicht auf die Bestrebungen und Wünsche der Offiziere des Heeres legen können als das frühere Regime, obgleich das Militär mehr als die anderen Stände zu seiner Einführung beigetragen hat. Wenn nun die Bestrebungen und Wünsche der Offiziere eine Hauptrolle im neuen Regime spielen sollen, wird man nach Untersuchung dieser Tatsachen über die Bedeutung der türkischen Revolution unschwer ins klare kommen. Der Gedanke, von dem sie getragen wird, ist kurz folgender: es ist klar, daß Europa die Mutter der Kultur, die Lehrmeisterin alles Wissens, jedes Fortschrittes, die Hüterin der kostbarsten Schätze, der Urquell des Ruhmes, der Freiheit, Gerechtigkeit, Ordnung und Wohlfahrt ist. Deshalb wollen wir vom Unglück niedergebeugte Türken uns die Einrichtungen und Ideen europäischer Kultur zu eigen machen, die so gerecht und weise ist. Durch sie wollen wir Schutz vor der Plünderung unserer Güter und vor den Demütigungen finden, die unser Inneres heute zu ertragen gezwungen ist. Wie es auch immer sein mag, ob uns die Plünderungen und Demütigungen von Europäern oder von Türken im Verein mit Europäern zu-

gefügt wurden, — es kann dies nur auf einem Mißverständnis beruhen, das die Freiheit bald aufklären wird. Wir werden unsere vollen Gehälter einfordern; wir werden Herr im eigenen Hause sein und werden die europäische Kultur als das größte Wunder aller Zeiten bewundern.

Diese Tatsachen würden zur Genüge beweisen, daß die türkische Revolution, wenigstens zum Teil, nicht mehr und nicht weniger eine antieuropäische Bewegung ist als viele andere Unruhen der muselmanischen Welt während des letzten halben Jahrhunderts: eine Reaktion gegen die zersetzende Wirkung, die die europäische Kultur auf die muselmanische Gesellschaft und im allgemeinen auf die Landstriche mit einfach bäuerlicher Bevölkerung ausübt. Die in diesen Gebieten durch die Aufnahme gewisser europäischer Zivilisationsgrundsätze hervorgerufene Krisis tritt immer wieder unter denselben Erscheinungen auf. Die Einfuhr europäischer Fabrikate unterdrückt in jenen Ländern zahlreiche Hausindustrieen und zerstört das von alters her notwendige Gleichgewicht zwischen Ackerbau und Industrie. Die wachsende Ausfuhr von Landwirtschaftsprodukten, die das natürliche Gegengewicht zur Einfuhr von gewerblichen Erzeugnissen bildet, erschüttert die wirtschaftlichen Verhältnisse der ackerbautreibenden Bevölkerung immer nachhaltiger. Die großen Summen, die die europäische Zivilisation fordert, um sich Bahn zu brechen und, wenn auch unter Schuldenlast, festen Fuß zu fassen, stürzen Länder, die die notwendigen Kapitalien nicht aufzubringen vermögen, in zahllose Schwierigkeiten. So hat in Indien der englische Import die einzigartigen Volksindustrieen, deren Meisterwerke nur noch in Museen zu bewundern sind, zugrunde gerichtet. Und die Getreideausfuhr ist als eigentlicher Grund der furchtbaren Hungersnöte anzusehen, die Indien zeitweise heimsuchen. In Ägypten, dessen Wiederherstellung durch England von den Anbetern Albions immer von neuem gepriesen wird, hat die englische Regierung große öffentliche Bauten ausführen lassen, die den englischen Großindustriellen hohe Summen eintrugen, aber so viel vom Staatsvermögen verschlangen, daß sie die gegenwärtige finanzielle Krisis in Ägypten zur Folge hatten. Durch französische, nicht durch englische Staatsgelder erfuhr diese Krisis eine Erleichterung.

Der sozialen und wirtschaftlichen Krisis folgt in diesen Ländern stets eine moralische. Wir betrachten uns so sehr als unübertreffliche Vorbilder aller Tugenden, daß wir garnicht begreifen, wie „Barbaren" uns Aufgeregtheit

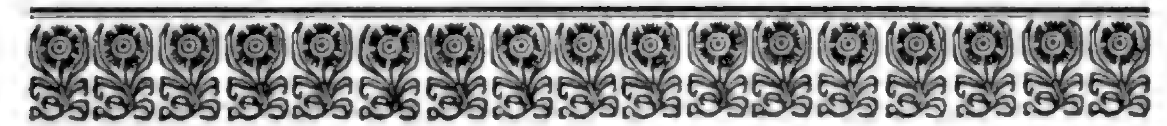
Bestechlichkeit, Habgier, Skrupellosigkeit, Mangel an Rechtschaffenheit und lockere Sitten vorwerfen und sich darüber freuen können, von diesen Gebrechen verschont zu sein. Aber wir dürfen nicht vergessen, wenn wir diese Anschauung, die Ereignisse aller Art zeitigen kann, verstehen wollen, daß unsere Zivilisation zugleich voll von Vorzügen und Fehlern steckt, und daß die guten Eigenschaften: Arbeitsamkeit, Wissen, der philosophische Geist, der aus einer Reihe von Gesetzen, und der hohe menschliche Verstand, der aus zahlreichen Einrichtungen spricht — hauptsächlich in Europa zutage treten, die Laster hingegen: Skrupellosigkeit, Habgier, lockere Sitten — sich vor allem außerhalb Europas bemerkbar machen. Da entsendet Europa Abenteurer nach allen Weltteilen, die rasch ein Vermögen zusammenraffen wollen; da gibt es diplomatische Intriguen und eine ränkesüchtige Politik, in die Europa verwickelt ist. Wenn auch nicht alle „Barbaren", wie die Chinesen, den Mut haben, die Beschuldiger mit den eigenen Worten zu schlagen, so hegen andere Völker gegen viele europäische Dinge in so hohem Maße Widerwillen und Mißtrauen, daß unser Reichtum und unsere Macht sie nicht immer besiegen können.

Bei den muselmanischen Völkern hat sich diese Reaktion gegen die europäische Zivilisation im vorigen Jahrhundert hauptsächlich in Ausbrüchen von religiösem Fanatismus geäußert. Seit ungefähr fünfzig Jahren zeigt sich jedoch eine neue Tendenz, für die die jüngste türkische Revolution in überraschender Weise Zeugnis ablegt, — eine Tendenz zur Bekämpfung der europäischen Zivilisation, gegen die man ihre eigenen Waffen und Werkzeuge allmählich handhaben lernt. Die gleiche Tendenz, welche die in der Türkei siegreiche Revolution beseelt, zeigt auch die nationalistische Bewegung in Ägypten, der England mit wachsender Unruhe gegenübersteht. Aber gerade deshalb, weil die neue islamitische Bewegung in ihrem ganzen Umfange mit diesem großen Widerspruche durchsetzt ist, kann die Befürchtung nicht von der Hand gewiesen werden, daß sie früher oder später sowohl für die muselmanischen Staaten als auch für Europa Anlaß zu einer ernsten Krisis geben könnte. Es hat sich jetzt gezeigt, daß Europa sich einer Täuschung hingab, als es glaubte, die Türkei werde auf unbestimmte Zeiten die über sie verhängte, schrankenlose Ausplünderung mit der gleichmütigen Gelassenheit ertragen, die wir für einen unausrottbaren Charakterzug der türkischen Rasse halten. Es hat sich ferner gezeigt, daß zur Abwehr der europäischen Habgier und Unredlich-

keit das Aufflackern von religiösem Fanatismus, die Schrecken des heiligen Krieges und unversöhnlicher Fremdenhaß ohne Erfolg waren. Nach zahlreichen mißlungenen Experimenten liefern die marokkanischen Ereignisse den Beweis dafür. Wird die gewagte Nachahmung von Europa für diese Völker zu einem wirksameren Verteidigungsmittel gegen Europa werden? Gerade der Widerwillen der Muselmanen gegen viele europäische Dinge beweist, daß eine Vereinigung unserer Zivilisation mit islamitischem Geiste eine verwickelte, schwierige Aufgabe ist. Und wenn nun die Türkei in der Europäisierung nicht die Kraft zur Verringerung ihrer Unterwürfigkeit Europa gegenüber finden sollte, was wird dann eintreten?

Alles das sind ernste Fragen, die die Zeit allein beantworten kann. Augenblicklich zeigt die Orientpolitik die Richtung, die die Politik der äußersten Ostens eingeschlagen hat. Und das bedeutet: die Zeiten, in denen Europa mit Leichtigkeit die Suprematie über die sogenannten „Barbaren" behauptete, sind zu Ende oder gehen zu Ende. Unter diesen sogenannten „Barbaren" befinden sich große Staaten, die allmählich zum Bewußtsein ihrer Widerstandskraft gelangen und sie zu gebrauchen anfangen. Hoffen wir, es möge sich das Phänomen nicht wiederholen, das die Politik des äußersten Ostens hervorrief. Das heißt: es möge sich die Türkei, über die, als einen untergeordneten Staat, Europa bisher in leichtfertiger Zuversicht gefahrlos und ohne große Schwierigkeiten herrschte, nicht in einen Gegenstand maßloser Furcht verwandeln. Das ist vielleicht garnicht so unmöglich, wie man auf den ersten Blick annehmen mag.

Die türkische Revolution hat durch ihre Zielbewußtheit und ihre Mäßigung bereits einen tiefen Eindruck auf die Europäer hervorgerufen, in deren Seelenleben gerade die entgegengesetzten Fehler groß zu werden beginnen: Unentschlossenheit und Nervosität. Wenn die Türken in der Neugestaltung ihres Staatswesens einigermaßen glücklich wären und in einigen Jahren als Sieger aus einem Feldzuge hervorgingen, könnten sie zu den Japanern des Mittelmeeres werden und sich in der so beweglichen, nervösen Phantasie der Europäer in ein Volk von Halbgöttern verwandeln, nachdem Europa sie bis vor zwei Monaten als minderwertige, untergeordnete Rasse betrachtet hatte, die zu seiner Bereicherung und Bedienung gerade gut genug war.



Rundschau des März

Sport

Die Jubiläumsrennen von Baden-Baden, die Ende August unsre Sportswelt in Atem hielten, haben diesmal einen deutschen Hengst mit Namen „Faust" siegreich gesehen, während der dortige Rasen sonst bekanntlich Schauplatz französischer Triumphe zu sein pflegt. Die Gründe für diese merkwürdige Überlegenheit Frankreichs — von England zu schweigen — über ein Land, das durch die Zahl seiner Gestüte wie durch die Liebe seiner Landwirte zur Pferdezucht sich auszeichnet, werden von Fachleuten darin gesucht, daß erstens unser Klima zu rauh sei, um ein „Training" auch im Winter wie in Frankreich zu gestatten, und daß es zweitens in Deutschland an wirklich großen Rennställen fehle. Der vom graditzer Gestüt, von Oppenheim-Köln, von Schmieder-Hamburg und von Weinberg, dem auch „Faust" gehörte, bilden zusammen erst vier, während Frankreich etwa zwanzig solche mit gewaltigen Mitteln arbeitende Unternehmungen sein eigen nennt.

Eine bittre Enttäuschung erlebte die deutsche Tenniswelt anfangs August, weil unser Champion Otto Froitzheim durch einen Trauerfall verhindert wurde, die Meisterschaft von Deutschland, die er im vorigen Sommer nach zehnjähriger Besitznahme durch Ausländer zurückgewonnen hatte, in Hamburg zu verteidigen. So ward sie dem Engländer Ritschie wieder zur leichten Beute. Dagegen blieb Froitzheim kurz darauf siegreich im Kampf um den homburger Pokal gegen den Australier Wilding. Auf dem ebenfalls in Homburg vor der Höhe alljährlich stattfindenden Offiziersturnier errang der Gardehauptmann Otto von Müller zum drittenmal den Kaiserpreis.

Äußerst lebhaft wurden den ganzen Sommer hindurch olympische Spiele veranstaltet. Tatsächlich ist die Leichtathletik in Westdeutschland in einer Weise angebaut, daß man nur wünschen kann, der Osten möge sich ein Beispiel daran nehmen. Eine ganze Reihe von Mittelstädten sogar beteiligt sich an diesem Wetteifer und zieht ausländische Konkurrenz heran; Frankfurt allein versammelte Ende August 350 Leichtathleten, darunter zahlreiche Amerikaner, Österreicher, Engländer und so weiter. Einen Schluß auf deutsche Leistungsfähigkeit gestatten gewisse Resultate. Die Briten haben das Sprichwort: „Wer hundert Meter nicht in zwölf Sekunden läuft, ist überhaupt kein rechter Kerl." Dieser Durchschnitt gehört dort zur allgemeinen Bildung wie bei uns die Musik. Den sportlichen „Rekord" aber halten $9^{3}/_{5}$ Sekunden über 100 Yards (92 Meter) oder $10^{3}/_{5}$ Sekunden über 100 Meter. In Frankfurt nun wurde sowohl das Junioren- wie das Seniorenlaufen über 100 Meter in $11^{2}/_{5}$ Sekunden gewonnen, woraus man ersehen kann, wie weit unsere Schnelligkeit hinter der englischen noch zurücksteht. Im Seniorenlaufen über 1000 Meter siegte der Amerikaner Lightbody in nur 2 Minuten $36^{2}/_{5}$ Sekunden, über 5000 Meter Dvozak aus Prag in 16 Minuten $7^{3}/_{5}$ Sekunden,

während die bisherige deutsche Höchstleistung 16 Minuten 21 Sekunden betrug. Ähnlich ist es bei den meisten anderen Ausschreibungen, was unsere schwere Niederlage bei den olympischen Spielen in London erklärlich macht. Allein im Lawn-Tennis haben wir zum Staunen der Briten aufgeholt; vielleicht gelingt das allmählich auch auf anderen Gebieten der Körperkultur.

Am dreizehnten September gewannen in Frankfurt am Main die Pariser vom „Cercle nautique de France" das Achterrudern über 2500 Meter gegen die frankfurter Mannschaft mit einer halben Länge. Jede der beiden Mannschaften hat jetzt, bald an der Seine, bald am Main, viermal den Sieg errungen. Es wurde mit den Parisern viel Wesens gemacht, und der französische Sprecher quittierte im Namen seiner Landsleute mit den Worten, daß sie es als unmöglich empfänden, im nächsten Jahr den Frankfurtern eine ähnliche Aufnahme zu bieten, — eine durch ihren Unterton recht beachtenswerte Höflichkeit.

Rundschau

Münchener Theater

Kürzlich feierte das Münchener Schauspielhaus, das als Theater der Moderne gegründet wurde, das Jubiläum seines zehnjährigen Bestehens. Es ist Brauch geworden, nicht nur über Tote nichts Böses zu sagen, sondern auch über Jubilierende. Privatjubiläen gegenüber mag es damit jeder halten, wie er will, aber es ist bedenklich, wenn dieser Brauch auch für öffentliche Institute Gültigkeit erlangt. Schon auf die Toten angewandt, ist der Brauch ein feiger Brauch, eine Verlegenheitsauskunft. Das Wort konnte nur geprägt werden, um die Feigheit hinter einer hübschen Sentenz zu verstecken, jene Feigheit, die nie und nirgends Farbe bekennt, der selbst das Lebenswerk eines Toten zu mächtig ist, um Kritik zu üben, wo Kritik nötig wäre. Wird es aber gar Brauch, bei Jubiläen öffentlicher Einrichtungen jedes kritische Wort, wenn es auch dringend nottut, ängstlich zu verbergen, so ist das erst recht eine Feigheit; und zwar eine sehr gefährliche. Ein Toter ändert sich nicht mehr, ob er nun gelobt oder getadelt wird. Wird aber bei einem Theaterjubiläum nichts laut als Jubel und Dank und Anerkennung, so hieße es von seinem Direktor Unmenschliches erwarten, wenn er dann nicht der Meinung wäre, er habe es herrlich weit gebracht. Rücksichten sentimentaler Natur mögen Eindruck machen, wenn es sich um Privatpersonen handelt, aber öffentlichen Einrichtungen gegenüber kann es solche Rücksichten nicht geben

Den Leitern unseres Schauspielhauses mögen heute noch die Ohren klingen von all dem Jubel bei ihrem Jubiläum; denn nur privatim und leise fielen ungünstige Äußerungen über die fatale Entwicklung dieser Bühne. Kaum einer hat sie laut werden lassen. Man will den Leuten an ihrem Ehrentag doch nicht die Freude verderben, nicht wahr? Wenn es nur ein Ehrentag gewesen wäre! Hätte man zu diesem Tag einen pariser Schwank aufgeführt oder irgendein normales Dutzendstück von kleinstem literarischem Kaliber, so hätte darin eine Selbstkritik gelegen, an der man sich hätte freuen, zu der man der Bühne aufrichtig

hätte gratulieren können. So aber wagte man sich mit dem augenblicklichen Ensemble an Tolstois „Macht der Finsternis“. Das war nicht Mut, das war Verblendung, denn diese Vorstellung mußte offenbaren, auf welch traurigem Kunst-Niveau sich das Theater zurzeit befindet. Was gab es nach einer solchen Vorstellung wohl zu jubilieren? Daß dies Theater eine so schöne, reiche Vergangenheit hinter sich hat? Dann hätte man sie feiern sollen, aber nicht die Gegenwart, wie sie diese Aufführung zeigte! Man würde jede Privatperson auslachen, die heute ein Jubiläum feiert, weil sie vor Jahren einmal Tüchtiges leistete. Und wenn die Direktion ihre Hände in Unschuld wäscht und sagt: dafür können nicht wir, sondern unsere guten Schauspieler, die so hohe Honorare forderten, daß wir diese Kräfte einfach nicht mehr länger halten konnten, so sage ich: daraus folgt doch noch nicht, daß man als Ersatz in großer Anzahl neue Kräfte engagiert, die die Unzulänglichkeit ihres Honorars in der Unzulänglichkeit jeder ihrer Gesten und Bewegungen markant zum Ausdruck bringen. Oder sind die Honorare garnicht so niedrig? Dann ist es um so schlimmer mit der Verblendung der Engagierenden bestellt. Ich mache mich auf den Einwand gefaßt: aber wenn nun die nächsten Premieren viel besser sind, was dann? Ich antworte, das würde nur für den Fall etwas gegen mein Urteil beweisen, wenn es sich um Stücke von so großer dichterischer Kraft handelte wie Tolstois Macht der Finsternis. Wenn ich die lustige Witwe geben kann, so beweist das garnichts für mein musikalisches Verständnis. Hingegen würden Schumann und Schubert mir darüber schon mehr verraten. Nicht das ist das Elend, daß diese Bühne den normalen Theaterkram zur Not noch leidlich herausbringt, sondern das ist der Jammer, daß das Werk eines Dichters, selbst wenn es seiner ganzen Art nach so ausgezeichnet zu den Traditionen der Bühne paßt, so aufgeführt wird, wie es geschah. Für jeden einsichtigen Theaterbesucher mußte diese Aufführung zu einer sehr schmerzhaften Jubiläumsfeier werden.

Das Künstlertheater hat gute Kassenerfolge zu verzeichnen. Damit ist für seine Unternehmer sein künstlerischer Erfolg bewiesen. Und wenn nun gar noch einige Ausländer einige verbindliche Bemerkungen über das Gesehene von sich geben, so finden wir noch an demselben Tag einen Triumphgesang in demselben Blatt, das auf der ersten Seite jeden Morgen und Abend mindestens einen Franzosen verspeist. Daß die modernen Maler auch für das Theater Wertvolles leisten, haben sie bewiesen. Das konnten sie aber auch bei jedem anderen Theater beweisen, das ihnen so weitgehende Vollmacht gab, wie es hier geschehen ist. Aber das beweist doch noch garnichts für die Reformbühne als solche. Doch es wäre über das ganze wilde Treiben kein Wort zu verlieren, wenn nicht neuerdings ein Versuch gemacht würde, das Hoftheater nicht nur mit den angeblichen Erfolgen, sondern auch mit den Personen zu belasten, die man für diese Erfolge verantwortlich macht. Derlei pflegt durch „Eingesandtes“ vorbereitet zu werden. Erst mußte Herr Runge fort, weil alles Heil von Herrn Kilian erwartet wurde. Aber Herr Kilian scheint nicht so begeistert von der „Reliefbühne“ zu sein, wie mancherlei Drahtzieher möchten. Folglich erscheint ein „Eingesandt“, das voll Schmerz und Wehmut von dieser Tatsache Notiz nimmt und dann rät, neben Herrn Kilian noch einen anderen Herrn zu gewinnen, der mehr Fühlung mit den Künstlern und den Erfolgen der Reformbühne hat. Daß gerade die Münchener Neueste Nachrichten dies Eingesandt bringen, begreifen wir. Wenn sie einen ihrer früheren Angestellten so freudig an das Künstlertheater abgaben, werden sie ihn gewiß mit der gleichen freudigen

Selbstaufopferung, die dies Blatt auszeichnet, an ein anderes Theater abgeben. Fragt sich nur, ob das unter allen Umständen für das Hoftheater ein Gewinn wäre. Noch ein neuer Koch? Wieder neue Einflüsse von außen her? Haben wir davon nicht schon mehr als genug? Nein, verehrtes „Eingesandt“, dazu liegt nirgends ein Bedürfnis vor, wenigstens für das Hoftheater selbst nicht. Es genügt nämlich vollkommen, wenn hier gut gespielt wird. Und auch rein geschäftlich gesehen, worauf du, verehrtes „Eingesandt“, ja stets besonderen Wert legst, — auch geschäftlich würde das Theater dabei am besten fahren. Es ist nämlich merkwürdig, das Theater braucht in erster Linie gar keine übermäßig große „Fühlung mit den Künstlern“, es braucht noch weniger einen, der diese Fühlung unausgesetzt vermittelt, — es genügt vollkommen, wenn in ihm gespielt wird, um Erfolg zu haben, künstlerischen und geschäftlichen, verehrtes „Eingesandt“.

Kurt Aram

Das Verzeichnis der Pius IX zugeschriebenen Wunder, am Vorabend des Seligsprechungsprozesses

[Dem „Corriere della Sera“ brieflich mitgeteilt.]*)

Imola, 31. August

Alles, was einen Hauch vom Übernatürlichen, vom Geheimnisvollen an sich trägt, besitzt die Fähigkeit, die verschiedenartigsten Menschen und Anschauungen mit in den Kreis der Erörterung zu ziehen. Und so ereifert sich heute — da aus dem Seligsprechungsprozeß Pius IX die übernatürlichen Gaben und Wunder hervorschießen — alles, vom Arbeiter und Kaffeekellner bis hinauf zum ernsten Denker, mit ungewöhnlicher Heftigkeit in diesem Streite.

Ein Versuch, Pius IX als Geisel festzunehmen.

Die Postulatoren des Prozesses von Imola erzählen „den Zwischenfall, der die Bürgerschaft im September 1843 beunruhigte, als der Diener Gottes um ein Haar einem Trupp Wegelagerer unter Führung des Piemontesen Ignazio Ribotti in die Hände gefallen wäre. Von Parteihaß erfüllt, hatte der piemontesische Anführer zweihundert junge Leute in Bologna zusammengebracht und sie so gut wie möglich bewaffnet; er überrumpelte die schwachen Besatzungstruppen längs Ämilia und zog nun gegen Imola, wo er Freunde und Mitschuldige hatte. Um sich und den Seinigen Straflosigkeit zu sichern, faßte er den Plan, den Diener Gottes, der sich mit zwei anderen Purpurträgern, dem Legaten, Kardinal Amati, und dem Erzbischof von Ravenna, Kardinal Falconieri, in der zwei Kilometer von Imola entfernten bischöflichen Villa von Torano befand, zu überraschen und die drei zu Geiseln zu machen“.

Gegen diese Behauptung erheben die wenigen überlebenden Freiheitskämpfer jener Zeit Einspruch. Sie weisen die Bezeichnung „Wegelagerer“, mit der Ribotti und die Seinigen belegt werden, entrüstet zurück; denn es hat sich nicht um Abenteurer oder Schlimmeres gehandelt, sondern um authentische Liberale, die die drei Purpurträger zu Geiseln machen wollten, um Papst Gregor XVI zur Herausgabe der politischen Gefangenen zu zwingen. Es handelte sich also, fügen sie hinzu, um ein politisches Unternehmen und nicht

*) Dies „Dokument des zwanzigsten Jahrhunderts“, das sich in der Nachmittagsausgabe des Blattes vom dritten September befindet, bedarf keines weiteren Kommentars.

Die Redaktion

um eine erpresserische Freiheitsberaubung, wie im ersten Augenblick nach der Erzählung der Postulatoren angenommen werden könnte. Und an diesem politischen Unternehmen nahm der Freund Garibaldis, der heldenmütige Patriot Don Giovanni Verità von Modigliana nicht nur teil: er war es auch, der es wagte, die Unternehmer bei sich aufzunehmen und zu verbergen, als die Unternehmung fehlschlug, solange, bis er ihnen zur Flucht nach Toskana verhelfen konnte.

Um der historischen Wahrheit die Ehre zu geben, glaubte ich bei dieser Tatsache verweilen zu müssen, und gehe nun ohne weiteres zu zwei anderen dieser Art über, die ihrer Gattung nach engen Zusammenhang mit der ersten haben. Das sind die folgenden:

Eines Tages wies der Bischof von Imola eine Tasse Schokolade zurück, in die ein Bösewicht ohne Wissen des Koches und des Dieners starkes Gift gemischt hatte. Zum Beweis und zur Rechtfertigung des intuitiven Widerwillens des Bischofes wurde einem Hunde von dem Getränk gegeben, und dieser verendete binnen kurzem an unverkennbaren Vergiftungserscheinungen.

In der Hauskapelle des bischöflichen Palastes fand feierlicher Gottesdienst statt. Plötzlich befahl der Diener Gottes, daß eine mächtige Wachskerze, die vor dem Marienbilde brannte und die er tags zuvor geschenkt bekommen hatte, auf der Stelle ausgelöscht werde. Die Kerze wurde hierauf einer Untersuchung unterzogen, und es fand sich, daß sie Pulver, nach Art einer Bombe, enthielt und also zu einem Anschlag gegen das Leben des künftigen Papstes bestimmt war, der durch übernatürliche Erleuchtung Kenntnis davon erhalten hatte!

Natürlich muß die Richtigkeit dieser Vorkommnisse, durch die sich seine übersinnlichen Gaben geoffenbart haben, bezeugt werden. Ebenso müssen die den Postulatoren des Prozesses schriftlich oder mündlich angemeldeten Wunder, von denen noch die Rede sein wird, bewiesen werden. Und es haben sich denn auch Leute gefunden, die irgendwelche uralte Personen, namentlich auch aus Imola, ausgefragt haben und sich nun voll Eifers an die Postulatoren herandrängen. Jene biederen Gewährsmänner aber haben nur deshalb ein so hohes Alter erreicht, weil sie vor beendigter Instruktion des Prozesses nicht sterben konnten.

Die Heilungen

Und nun ein kurzer Hinweis auf die Wunder!

Eine in Rom wohnhafte fromme Dame aus Frankreich litt entsetzlich an Rheumatismus der Extremitäten: es wurde auf die schmerzenden Stellen ein Strumpf des Dieners Gottes aufgelegt, und die Dame war augenblicklich geheilt. Die Prinzessin Odescalchi in Rom war schwer erkrankt, und da die Angehörigen an ärztlicher Hilfe verzweifelten, wurde um den päpstlichen Segen in articulo mortis gebeten. Allein der Diener Gottes antwortete dem Überbringer der Bitte, daß die Prinzessin genesen werde, und daß er ihr von Herzen nur den Segen sende (das Wort in articulo mortis ließ er weg), damit sie gesund werden möge, was auch wirklich eintrat.

Der Kanonikus Zama Zamponi in Ravenna wurde in seiner Jugend, gestärkt durch den Segen des Dieners Gottes, von einer schmerzhaften Krankheit geheilt. Er wurde rückfällig, und das Leiden erregte bei den kirchlichen Oberen Bedenken, da sie sich den Moment zunutze machen wollten, um ihm eine Koadjutorstelle bei einer Pfründe zu verweigern. Man wendete sich an den Bischof von Imola, und dieser wünschte, daß der Kanonikus wieder in sein Recht

eingesetzt werde, mit der Bemerkung: „Es genügt, wenn er außer Bett ist.“ Und in der Tat, der gute Kanonikus blieb am Leben und war von nun an frisch und gesund zum Ärger derer, die ihn lieber hätten sterben lassen.

Schwester Gertrude vom Kloster der Anbeterinnen in Lugo in der Romagna war Epileptikerin. Da Mastai zu Besuch im Kloster war, bat ihn die Oberin um den Segen für die Unglückliche. Dieser bedeckte sie mit seinem Mantel und ermahnte sie, sich ruhig zu verhalten Von jener Zeit ab wurde sie von Anfällen nicht wieder heimgesucht!

Maria Luzzi aus Rom, Zögling im Erziehungsinstitute in Fognano und in Brisighella, hegte den Wunsch, als Nonne in das Kloster einzutreten. Da aber die Eltern die Zustimmung ablehnten, verlangte sie durch Monsignore Pianori den Segen Mastais und bat überdies um die Gnade, der Bischof möge ihren Vater bereden, die bisher verweigerte Einwilligung zu ihrer Einkleidung zu geben. Es scheint, daß der Diener Gottes hier keinen vollen Erfolg hatte, da Maria Luzzi statt in Fognano in Rom Nonne wurde.

Eine gewisse Schwester Magdalena Franceschini, Nonne im Kloster des heiligen Sakramentes in Fognano, schwebte infolge einer tiefen Schnittwunde, die sie durch eine zerbrochene Glasflasche erlitten hatte, in Lebensgefahr. Die tiefbetrübte Priorin gab der Kranken ein Bildchen des Dieners Gottes und ermahnte sie, auf ihn zu vertrauen. Als Schwester Magdalena zu Bett ging, band sie das Bild auf die Wunde, schlief ruhig ein, und am anderen Morgen — war si e vollständig geheilt.

Später erkrankte die gle iche Schwester an Gesichtsrose. Nach Aussage des Arztes bedrohte die Infek tion das Sehvermögen und das Gehirn . Die besorgte Priorin Hedwig Michalo wska riet ihr, abermals zur Fürbitte des Dieners Gottes ihre Zuflucht zu nehmen, übergab ihr eine Reliquie, die die Patientin auf den Kopf legte, und in kurzer Zeit trat völlige Genesung ein.

Abermals ereignete es sich in Fognano, im Jahre 1879, daß Schwester Klara Zaniboni an einem Unterleibstumor erkrankte. Obgleich sich das Leiden rasch verschlimmerte, wagte sie aus Schamgefühl nicht, darüber zu sprechen, und suchte es zu verbergen. Eines Nachts, als sie bei einer Kranken zu wachen hatte und sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, vertraute sie sich der Mitschwester Liverani an und zeigte ihr die erkrankte Stelle. Bei diesem Anlaß gab ihr die Mitschwester ein Stück eines vom Papste gebrauchten Leintuches, riet ihr, es auf die leidende Stelle zu legen, und die Geschwulst verschwand.

Und nun in Imola:

Maria Andaro, fünfundsechzig Jahre alt, litt an Knieschwamm. Nachdem sie ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hatte, erklärte ihr der behandelnde Arzt rückhaltslos, daß eine Heilung unmöglich sei. Unter diesen Umständen redete die Gräfin Giulia Della Volpe der Patientin zu, ihre Zuflucht zum Diener Gottes zu nehmen, und nach einer ihm zu Ehren gehaltenen dreitägigen Andacht zur Muttergottes und Auflegung des Scheitelkäppchens auf das Knie wurde sie sofort geheilt.

Der Kanonikus Minganti berichtet, daß eine Dame aus der Pfarrei von San Giovanni an einem Herzleiden schwer erkrankt war und, nachdem sie vergebens ärztliche Hilfe gesucht, aufs äußerste abgezehrt und in den Kräften herabgekommen war. Von lebendigem Vertrauen beseelt, nahm sie ihre Zuflucht zur Fürbitte des Dieners Gottes und legte sich eine Reliquie von ihm auf das Herz.

Die Heilwirkung trat augenblicklich ein.

Vom Feind zum Freund

Zum Schluß noch folgende Anekdote: Der Gonfaloniere von Imola, der, wenn ich nicht irre, Graf Cesare Codronchi hieß und, wie man sagte, die Österreicher begünstigte, lebte aus diesen und jenen politischen Gründen mit Mastai im Zwiespalt. Da seine Gemahlin ihrer schweren Stunde nahe war und die Gelegenheit benützen wollte, um zwischen den beiden Frieden zu stiften, begab sie sich zum Kardinal mit der Bitte, der Kardinal möge sich bei ihrem Manne zum Paten für das zu erwartende Kind anbieten. Es war kühn, an einen Purpurträger ein derartiges Ansinnen zu stellen. Allein Mastai nahm die Bitte freundlich auf und unterbreitete dem Gonfaloniere den Wunsch seiner Gattin und seinen eigenen. Der Graf antwortete jedoch abschlägig, in gereizter und herausfordernder Weise.

Nach einigen Monaten wurde der Kardinal Mastai Papst, und in einem Handschreiben an den Gonfaloniere — sicherlich auf Betreiben der Gemahlin Gräfin Katherina und um sich eine Genugtuung zu verschaffen, — erbot er sich neuerdings zur Übernahme der Patenschaft. Und diesmal konnte er süße Rache nehmen. Der Gonfaloniere eilte nach Rom, warf sich dem verhaßten Pontifex zu Füßen, bat um Verzeihung und ... dankte für die ihm erwiesene Ehre! ...

Solche Dinge muß man mit den Veteranen des Liberalismus und mit der Jugend mit ihren Hoffnungen und Wünschen besprechen, dann wird man verstehen, daß die Erhöhung Pio Nonos nicht von allen gebilligt wird. Die Klerikalen bestehen jedoch auf ihrem Vorhaben und berufen sich dafür auf die historische Gerechtigkeit.

Und gerade um dieser Gerechtigkeit willen wollten auch wir in objektiver Weise diese Berichte wiedergeben.

Lesbare Ausgaben deutscher Klassiker

ie Prachtwerke sind glücklich aus der Mode gekommen. Die Klassikerausgaben der Siebziger- und Achtzigerjahre mit dem sentimentalen Porträt, den zuckerig theatralischen Illustrationen und den protzigen Einbänden sind verschwunden. Haben wir etwas Besseres eingetauscht?

Es gibt Zeiten, da man sich nach diesen alten Ausgaben zurücksehnt. Gewiß bezeugte das Flittergold, mit dem man die Statuen der Klassiker behängte, eine recht äußerliche Kunstauffassung, und gewiß war die Freude an geschmacklosem Prunk mehr barbarisch als künstlerisch; aber es lag doch die gesunde Ansicht zugrunde, die schöne Ausgabe eines Klassikers sei dazu da, damit man sie genieße; und wenn man sich auch in dem Mittel versah, wie man sie genießbar machen könne, so geschah dies nur, weil man überhaupt vom Wesen des künstlerischen Schmuckes anders dachte. Seither hat sich nun allerdings eine Wandlung vollzogen. Hier wie im Kunstgewerbe haben wir an die Stelle des Protzen den Schulmeister bekommen.

Man holte sich bekanntlich bei den Engländern Motive. Einzelnen Verlegern gelang es auch gar nicht übel, die englischen Ausgaben mit ihrem klaren Druck, ihrem dünnen und doch starken Papier, ihren vornehmen, einfachen Einbänden und ihrem diskret abgetönten Schnitt zu kopieren. Der Bücherfreund, der sich seine Lieblingsautoren nicht nur zutut, um sie im Schrank aufzustellen, sondern um sie zu lesen, mußte trotzdem diese deutschen Ausgaben fast ohne Ausnahme enttäuscht beiseite legen. Bei der Fahrt über den Kanal war der deutsche Schulmeister über sie gekommen und hatte sie verdorben.

Es ist bekannt, daß auf deutschem Kulturboden immer noch alles als anrüchig gilt, was bloß des Vergnügens wegen geschieht. So hätten denn die deutschen Verleger niemals gewagt, eine ältere, deutsche Schrift nur deshalb neu herauszugeben, weil gewisse Leute eine Freude an ihr haben und sie gern einmal in einem saubern neuen Drucke lesen möchten. So frivol sind sie glücklicherweise nicht. Ohne einen belehrenden oder wissenschaftlichen Zweck geht es nicht. So erscheinen denn die neuen Ausgaben entweder, weil der zu edierende Autor ein Erzieher zur Vertiefung unserer Bildung ist, oder weil sein Werk einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte liefert. Man wird einwerfen, dies seien Reklame- und Waschzettelphrasen, die niemand ernst nehme. Wenn das nur so wäre! Ich weiß nicht, ob die Verleger selbst an ihre Anzeigen glauben; das aber sehe ich, daß sie so handeln, als wenn ihre offiziellen Motive auch ihre wirklichen wären. Trotzdem ihnen eine sittlich bildende oder wissenschaftlich belehrende Ausgabe teurer zu stehen kommt als eine bloß fürs Vergnügen bestimmte.

Ein Kolleg pflegt der Herr Professor damit zu eröffnen, daß er sich darüber ausläßt, was er im laufenden Semester zu lesen gedenkt, und in gebührenden Worten auf die Wichtigkeit des Gegenstandes hinweist. Daher gehört zu einer neuen Ausgabe vor allem eine Einleitung. Und zwar eine Einleitung in der speziellen deutschen Form. Es läßt sich nicht viel dagegen einwenden, wenn auf einer halben Seite zu Beginn des Buches einige Daten über Leben und Werke des Autors kurz zusammengestellt werden, wie es auch in englischen Ausgaben etwa vorkommt. Aber eine eigentliche Beurteilung sollte durchaus ausgeschlossen sein. Sie mag Leuten willkommen sein, die keinen Schritt ohne fremde Hilfe zu gehen wagen, oder denen sowieso mehr daran liegt, über einen Autor als ihn selbst zu lesen; wer bloß ein Werk genießen will, das ihm nun gerade lieb geworden ist, für den ist es unerträglich, immer zuerst den sich als Kustoden aufdrängenden Professor oder Literaten wegschieben zu müssen. Ein bekannter Verlag hat vor einigen Jahren einmal Schillers Gedichte in einer neuen Ausgabe ediert, die äußerlich die besten englischen Muster ausgezeichnet imitierte. Der Band lockte mich; ich schlug ihn auf, um einige Lieblingsdichtungen zu lesen. Unglücklicherweise fiel mein Blick zuerst auf den Beginn der Vorrede, wo ein mir unbekannter Literat mit Emphase verkündete, daß Schiller als Lyriker nicht neben Goethe zu nennen sei. Natürlich warf ich das Buch weg. Der Herausgeber mochte mit seiner erstaunlich originellen Bemerkung recht haben oder nicht, — was ging mich das in dem Momente an, da ich gerade in der Stimmung war, ein schillersches Gedicht zu lesen? Jedem geht es bekanntlich so, daß ihm zu gewissen Zeiten ein von der Kritik vielleicht mit Recht nicht hochgestellter Dichter mehr bietet als ein größerer; warum soll man sich da stets von einem Fremden stören und belehren lassen, daß unserm Autor dies und das fehle, daß er neben dem und dem andern doch nur eine geringe Figur mache?

Nun kann man Vorreden allerdings ignorieren. Bei anderem kommt man nicht so leichten Kaufs davon. Anmerkungen sind schon viel störender. Solange sie durchaus sachlich sind und sich auf das durchaus Nötige, das heißt auf die Erklärung von vergessenen Eigennamen und von Wörtern, die ihre Bedeutung gewechselt haben, beschränken, läßt sich nicht viel dagegen sagen, obwohl es sich auch in diesem Falle empfiehlt, wie in den mustergültigen französischen Jouaustausgaben alle Anmerkungen am Schlusse

ohne Verweisungen im Texte anzubringen. Aber mir ist keine deutsche Ausgabe bekannt, die sich in den Anmerkungen wirklich mit dem Unentbehrlichen begnügt hätte. In einer neuen Ausgabe Grillparzers steht bei den Versen Edritas in „Weh' dem, der lügt!" über das Merkwort „Arbogast" die Bemerkung: „So hieß ein fränkischer Heerführer im vierten Jahrhundert." Das zu wissen, mag nun für die Analyse von Grillparzers dichterischem Schaffen nicht unwichtig sein, und in einer wissenschaftlichen Ausgabe wird der Umstand ohne Zweifel notiert werden müssen; aber was geht diese Notiz den gewöhnlichen Leser an, der das Gedicht einfach auf sich wirken lassen soll, wie man denn im Theater diesen Kommentar auch nicht geben könnte? Vor allem aber hat die Tendenz, Anmerkungen anzubringen, die Ausstattung überhaupt verpfuscht.

Anmerkungen setzen nicht nur Zahlen im Texte, sie setzen die scheußlichen Zahlen am Rande der Seite voraus, an denen der Leser stets das Quantum der geleisteten Pflichtarbeit konstatieren kann. Es mag andern anders gehen; mir ist jede Ausgabe ungenießbar, der man auf jeder Seite ansieht, daß sie für den kommentierenden Professor oder den erklärenden Schullehrer bestimmt ist. Und für wen sonst würden die Zeilen und die Verse gezählt? Hat sonst irgendjemand ein Interesse daran, zu wissen, daß nun glücklich wieder fünfzig Verse durchgenommen sind? Die Ausgaben der großen italienischen Epiker können der Stanzenzählung auch nicht entraten; aber wie diskret wirken die großen, römischen Zahlen, die niemand während der Lektüre bestimmt auflösen kann, in den Prachtausgaben Ariosts und Tassos; bloß in den billigen Schulausgaben müssen auch die italienischen Knaben mit den prosaischen arabischen Ziffern vorlieb nehmen.

Im Grunde nicht viel besser steht es mit den Ausgaben im Stile der Zeit. Unbedeutenden Werken und Kuriositäten, die bloß als kulturhistorische Dokumente genießbar sind, mag man mit diesem Mittel aufhelfen. Bei den Großen aber wollen wir an die Schnörkel und Floskeln, die sie äußerlich mit ihrer Zeit verbinden, ihren sterblichen und unpersönlichen Teil also, so wenig erinnert werden wie möglich; was wir an ihnen genießen, ist ja gerade das andere, das, wodurch sie sich über die bloßen Zeitströmungen erhoben. Der störendste und törichteste Sport dieser Art ist bekanntlich die Verwendung einer alten Orthographie; glücklicherweise ist aber dieses kindliche Mittel, alte Autoren den Lesern künstlich fern zu rücken, ziemlich aus der Mode gekommen.

Ob wir es einmal im Deutschen zu lesbaren Ausgaben klassischer Werke bringen, Ausgaben, in denen nur der Autor zu Wort kommt, und die doch so ausgestattet sind, daß man sie neben eine englische Einschillingausgabe stellen kann? Hoffentlich begnügt man sich dann aber nicht nur mit der schönen Literatur. Die englischen Verleger bringen in prachtvoller Neuausstattung nicht nur Shakespeare und Milton sondern auch Prescott und Darwin, und zwar ungekürzt und unbearbeitet. Gegenwärtig steht es immer noch so, daß man gewisse Schriften Schopenhauers in einer anständigen Ausstattung nur in englischer Übersetzung bekommt.

Eduard Fueter

Wahlversicherung

Im Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten wurde vor wenigen Wochen eine neue Industrie geboren, die in allen Kulturstaaten, und solchen, die es werden wollen, auf eine ersprießliche Zukunft blicken darf. Und ob-

wohl sie noch sozusagen in den Windeln liegt, schröpft das Volk sie schon mit unheimlicher Trustgeschicklichkeit. Durch die Vereinigten Staaten rasen auf Eilzügen Versicherungsagenten erster Güte, stellen den Wählern mit Siouxlist bis in ihre letzten Fluchtlöcher nach und schlagen sie mit unwiderleglichen Beweisen so lange platt, bis sie begeisterungsvoll teure Policen zu unverschämt hohen Prämien unterzeichnen.

Mit Wucht halten sie ihren Opfern vor, daß es sich für sie darum handelt, dem ungeheuerlichen Risiko nationaler Katastrophen zu entweichen. Hämisch verhören sie den freien und wählenden Bürger über die bisher von ihm eingegangenen Versicherungskontrakte. Mit Herablassung konstatieren sie, daß der Zahlenmüssende kaum gegen ein paar der alleralbernsten Zufälle versichert ist, als da sind: Tod (natürlicher oder unnatürlicher), Heirat, Einsturz von Wolkenkratzern, Zersplitterung der Fensterscheiben, Herunterfallen der Aufzüge, Ehescheidung, Zyklon, Bankrott des Schwiegervaters, Raubmord, Kinderzahl über zwei, Feuer, Wasser, Enterbung, Stellenverlust, Erpressung, Einbruch. Und triumphierend hält er ihnen vor, daß alle diese Risikos ohne Ausnahme zusammengenommen noch nicht so entsetzlich sind wie das, den Kandidaten der gegnerischen Partei zum Präsidenten der Union gewählt zu sehen.

Jeder vernünftige Amerikaner sieht es ein. Jeder vernünftige Amerikaner zahlt folglich. Denn es ist ja wahr. Je nachdem die eine oder die andere Partei siegt, hat er entweder nichts zu fürchten, oder die Katastrophen brechen herein: er verliert seine Stelle; seine Geschäfte werden ihm verboten; sein Einkommen fällt fort; er wird ausgeraubt; verliert sein Ansehen; seine Frau geht durch oder läßt sich scheiden; die Gegner müssen, damit er weiterleben kann, bestochen werden, und so fort. In den Kassen der Versicherungsgesellschaften fließen die Millionen zusammen. Am dritten November wird nämlich der Nachfolger Roosevelts gewählt.

Versicherung haben natürlich nur die Anhänger Tafts nötig. Aber die gründlich. Denn wenn Bryan gewählt wird, ist es mit ihrer Milliardenherrlichkeit und allem, was drum und dran hängt, aus. Bryan will ja die Trusts in Stücke schlagen. Und nichts wäre ihm leichter, wenn er die Staatsgewalt in die Hand bekommt. Er wird nämlich erstens einmal ein wenn auch praktisch undurchführbares Gesetz durchbringen, wonach kein Trust die absolute Mehrheit einer Industriebranche behalten darf. Und zweitens, viel schlauer und fürchterlicher, wird er die Zölle, welche durch die Ausschaltung jeder fremden Konkurrenz die Gründung der Trusts und die schauderhafte Preissteigerung aller Gebrauchsgegenstände zum Millionenprofit der Milliardäre möglich gemacht haben, derart heruntersetzen, daß gerade die Artikel der großen Trusts gegen die europäische Konkurrenz nicht mehr standhalten können, und daß damit über die Gesellschaft, die gegenwärtig Amerika wortwörtlich ausplündert, eine wahre Sintflut hereinbricht. Dagegen lohnt es sich schon, eine gehörige Versicherungsprämie zu bezahlen. Und wenn ein Milliardär, der nach Bryans Wahl etwa jährlich zehn Millionen einbüßen würde, jetzt eine bezahlt, um im Falle des Unglücks dreißig als Entschädigung zu bekommen, so ist das garnicht so dumm.

Noch weniger dumm wird die Sache, wenn man sich nach der Persönlichkeit derer umsieht, die als große, wenn auch versteckte Herren der einschlägigen Versicherungsgesellschaften, im letzten Grunde die Prämien einstecken. Gott sei Dank! es sind gerade dieselben, die beim großen Unfall am schlimmsten abfahren müßten.

Und daran zeigt sich wieder einmal, daß die Amerikaner uns Altweltlern in der Politik weit überlegen sind.

Manche Dummköpfe haben geglaubt, als die Milliardäre anfingen, sich gegen Bryans Wahl zu versichern, daß sie kein Vertrauen zu ihrer eigenen Sache mehr hätten. Und diese Unruhe der Erstbeteiligten war natürlich eine großartige Reklame für die Versicherungsgesellschaften. Jeder mußte sich doch versichern, wenn der Eisenbahnkönig X... und der Speckzar Y... und der Schmierölkaiser Z... es für nötig fanden, mit der Möglichkeit von Bryans Wahl nach Hunderttausenden von Dollars zu rechnen. Aber im Grunde sind diese Herren der Niederlage Bryans ganz sicher. Bloß ist nicht zu vergessen, daß, wenn Taft siegt, die sämtlichen Versicherungsprämien den Gesellschaften, also ihnen, verbleiben. Ein großartiges Geschäft!

Warum sieht man so etwas in Europa nicht? Es wäre kulturell höchst wünschenswert, um nämlich dem Volke endlich einmal klarzumachen, was denn eigentlich Nationalpolitik ist, und wie man dem Wohlstande des Vaterlandes politisch aufhelfen soll. Gerade handelt es sich in Deutschland um eine halbe Milliarde Steuern mehr. Kein Bierbrauer, kein Elektrizitätshändler, kein Zigarrenfabrikant ist auf die Idee gekommen, sich hinter Versicherungsgesellschaften zu stecken, sich dann selbst gegen die Annahme der ihm schädlichen Steuer zu versichern und damit alle Interessenten mittelbar durch Einzahlung identischer Prämien massenhaft zu schröpfen! Es ist das ein Mangel an politischem Scharfblick, der nicht kräftig genug gerügt werden kann.

Und die Erben! Die unheimliche Erbschaftssteuerzulagen zu befürchten haben! Würde nicht jeder sich versichern? Und wenn nachher der eine oder andere Teil der Reform, wie es sicher ist, ins Wasser fällt, werden sich dann nicht zum Frommen des Vaterlandes einige neue riesige Vermögen gebildet haben?

Es liegt da eine Goldgrube, die nicht, wie die in Alaska, notwendig auf ausländischem Territorium liegen zu bleiben braucht. Auf, wackre Europäer! Das größte Geschäft kann mit Politik gemacht werden. Macht es, denn nichts ist natürlicher, seitdem Geschäft und Politik überhaupt eines und dasselbe geworden sind.

Alexander Ular

Glossen

Der nürnberger Parteitag

In Nürnberg haben die Sozialdemokraten eine Mainlinie gezogen. Die Norddeutschen haben die süddeutschen Abgeordneten in Anklagezustand versetzt. Dies und die scharfe Abwehr der Süddeutschen ist eine Erscheinung von politischer Wichtigkeit in der Entwicklung der Partei und des politischen Lebens. Der Zusammenstoß war kein Zufall, und die gemäßigten Elemente der norddeutschen Sozialdemokratie standen auf seiten der Süddeutschen, die in der Abstimmung unterlagen, aber eine unerwartet große Minderheit erhielten, trotzdem oder weil sie sich nicht unterworfen haben. Es ist zweifelhaft, ob eine Spaltung kommen wird. Unzweifelhaft aber klafft ein scharfer Riß. Der Parteivorstand kämpft als Partei und versäumte sein Richteramt

über den beiden Teilen. Das verschärfte den Kampf, und es herrschte eine robuste Grobheit. Der Streit ist durch den Gleichheitsfanatismus und die Schablone verursacht. Die Parteileitung fordert die gleiche Auffassung gegenüber verschiedenen Verhältnissen. Berlin will die Süddeutschen zur immer geballten Faust zwingen, die in Preußen und Sachsen der Stimmung der Genossen gegen ihre verfolgungssüchtigen Regierungen entspricht. Die Süddeutschen können ehrlicherweise diese Stimmung nicht in gleicher Weise simulieren, denn die süddeutschen Regierungen sind unter dem toleranteren süddeutschen Geist weniger schneidig Das ärgert die preußischen Konservativen und die preußischen Sozialdemokraten, jene wegen der Gesinnung dieser Regierungen, diese wegen der Rückwirkung auf die Genossen.

Die Hauptlehre liegt aber noch tiefer. In Süddeutschland ist die politische Kluft weniger groß als in Norddeutschland, die süddeutschen Demokraten, die süddeutschen Nationalliberalen und die süddeutschen Konservativen sind je um ein paar Grade liberaler als ihre norddeutschen Parteibrüder. Deshalb ist die Spannung weniger groß, und deshalb können die Sozialdemokraten in den Parlamenten mit allgemeinem Stimmrecht die ewige Demonstration der Verweigerung aller Staatsmittel zu nützlichen Zwecken nicht durchführen, ohne sich zu schädigen und ohne sich innerlich Zwang anzutun. Ungleiches gleich zu behandeln war von je ein Fehler, der sich rächt, und Parteibeschlüsse sind nirgends weniger ein „Evangelium“ als in einer Partei, in der das Evangelium „Privatsache“ ist.

C H

Schutz dem Auge

Nichts von Ästhetik! Meiner Meinung nach haben die Menschen als einzelne wie als Gesamtheiten durchaus ein Recht auf Geschmacklosigkeit, solange ihre Lebensführung nicht völlig von ästhetischen Normen bestimmt wird. Für Wesen, die sich noch etwas darauf einbilden, daß sie miteinander ums Dasein raufen müssen, kann Ästhetik nichts als Privatsache sein. Es ist ja ganz hübsch, wenn der oder jener in sein Leben Schönheit zu bringen sucht, wenn sich ein Großunternehmer den Luxus leistet, in seinem Betriebe einen Künstler anzustellen, und wenn Staat und Gemeinde zuweilen dem „Kunstwart“ folgen; aber daran ausschweifende Hoffnung für eine Kulturmorgenröte zu knüpfen, erscheint mir recht töricht. Das Herumdoktorn an Symptomen hilft niemals. Will man das Reich der Schönheit errichten, so muß man sich zu einer sozialen Romantik bekennen, auf John Ruskin und William Morris hören. Darauf aber wird man noch ein Weilchen zu warten haben.

Nichts also von Ästhetik, wenn ich um Schutz des Auges bitte. Ich meine einfach, es solle doch dafür Sorge getragen werden, daß das, was wir im täglichen Leben zu sehen bekommen — sei es geschmackvoll oder geschmacklos — unseren Augen jedenfalls nicht schade. Wir haben ja auch den Begriff des ruhestörenden Lärms, unter den zuweilen selbst Geräusche von unzweifelhaft künstlerischer Herkunft fallen — Gesang und Spiel zu später Stunde —, und ebenso nimmt man auf unsere Geruchsnerven Rücksicht. Betriebe, die unsere Nase empfindlich belästigen, werden gezwungen, ihre übelduftenden Verrichtungen in geziemender Entfernung von den Wohnstätten der Menschen auszuüben. Man ist also offenbar der Ansicht, daß im Interesse des allge-

meinen Wohlbefindens Ohren und Nase eines Normalmenschen mancherlei nicht zugemutet werden darf. Warum versagt man dem Auge die gleiche Schonung?

Ich behaupte ganz entschieden, daß bestimmte Arten der modernen Beleuchtungsreklame dem Auge wirklich schädlich sind, und daß der Anblick über einen Lichtkreis fliehender Schatten, der jähe Wechsel zwischen grellfarbiger Helle und totem Schwarz physische Schmerzen bereitet. Auf den von den „berechtigten Interessenten“ sofort gemachten Einwurf: Du brauchst ja nicht hinzusehen, weiß ich eine Antwort: Man könnte mir ebensogut sagen, halte dir ein Taschentuch vor die Nase, wenn die Luft verpestet ist, oder stopf dir Watte in die Ohren, wenn dich nächtlicher Lärm stört. Man kann eben im modernen Leben die Sinne nicht vor allen Angriffen schützen, und deshalb sucht man den ärgsten Nöten abzuhelfen. Und weil man in den weitaus meisten Fällen den Wirkungen der Beleuchtungsreklame nicht entgehen kann — was übrigens ganz begreiflich ist, denn wer Geld dafür hergibt, müßte schon ein arger Narr sein, wenn er seine Reklamelichter nicht dort anbringen ließe, wo sie den Passanten ins Auge fallen —, deshalb möchte ich wenigstens gegen ihre Schädlichkeiten mobil machen. Ja, diese flimmernden, flackernden, zuckenden, huschenden, ruhelosen Lichteffekte fallen ins Auge — das ist schon das richtige Wort —, und sie fallen schmerzhaft ins Auge. Wer beispielsweise in Berlin über die Leipziger Straße nach dem Potsdamer Platz zu geht, kann sich allabendlich davon überzeugen. Ein ewiger Wechsel von Licht und Schatten, von Hell und Dunkel: das ist wirklich kein frohes Farbenspiel. Mag die Reklame nützlich sein oder nicht, ich protestiere dagegen, daß ich die Überzeugung, Herrn Schulzes Schokolade sei die allerwohlschmeckendste und Herrn Meiers Zigaretten seien die allerbesten, mit meinem Augenlicht zu bezahlen habe!

Leon Zeitlin

Sedan

Jeder normale Mensch ist von seinem eigenen Wert durchdrungen und weiß, daß sich die Welt eigentlich um ihn dreht. Das ist zwar ein Irrtum, aber es ist ein notwendiger Irrtum, denn er hängt auf das engste mit dem Selbsterhaltungstrieb zusammen und gibt dem Menschen eine schöne subjektive Lebensauffassung, die es ihm ermöglicht, von der Berechtigung seiner Interessen ganz ehrlich überzeugt zu sein, selbst wenn er damit jedem objektiven Rechtsgefühl ins Gesicht schlägt.

Wie die Natur alles fördert, was zur Erhaltung ihrer Geschöpfe beiträgt, so hat sie auch dieses Bewußtsein des eigenen Wertes im Menschen zur schönsten Blüte entwickelt, und zwar derart, daß der Mensch zuweilen Dampf ablassen muß, um nicht durch die Pression des Selbstbewußtseins auch sonstwie geistig Schaden zu leiden.

Das Dampfablassen geschieht auf verschiedene Weise.

Vaterlandslose Gesellen und sonstiges Gesindel geht lumpen. Alsdann wenn sie trunken sind, fangen sie an zu renommieren und schaffen ihrem Herzen Erleichterung. Das ist natürlich im höchsten Grade verwerflich. Ein Mensch, der auf eigene Hand renommiert, beleidigt seine Mitmenschen und wird zum öffentlichen Ärgernis. Deshalb haben sich die gut bürgerlich gesinnten, besseren Elemente zusammengetan und sind übereingekommen, hinfürder das Dampfablassen gemeinschaftlich zu besorgen. Sie haben Kriegervereine und ähnliche Institutionen ins Leben gerufen. Damit nun auch die Einheitlichkeit der Sache

nicht fehle, kommt man an sogenannten patriotischen Festtagen zusammen und öffnet mit den Schleusen der Beredsamkeit zugleich das Sicherheitsventil.

Und diese so nützliche sanitäre Einrichtung nehmen uns die Franzosen übel. Sie halten sich darüber auf, daß wir noch immer Sedan feiern.

Natürlich feiern wir Sedan.

Wir lassen dem „Matin" gern das Recht, sämtliche Verdienste aller nord- und südamerikanischen Luftschiffer und Flugmaschinenerfinder für Frankreich in Anspruch zu nehmen, aber unsere großen nationalen Tage gemeinschaftlichen Dampfablassens lassen wir uns nicht streitig machen, das sind wir unserer Gesundheit schuldig.

Ad. Wittmaack

Das münchener Glockenspiel

Im Schaufenster der kleinen Papierläden sieht man bisweilen ganz artige Spielereien, vor denen die Schulkinder der untersten Klassen stehenbleiben: bunte Männchen, die die Augen verdrehen, einen Schulmeister, der mit dem Bakel nach einer Fliege schlägt, oder ein liebendes Pärchen, das beständig die Lippen zum Kusse spitzt und erschrocken zurückfährt. Die Münchener wollten auf ihrem Rathaus auch so eine Spielerei haben. Ganz natürlich. Da der gotische Bau mit seinen Hunderten von Steinfiguren ohnehin schon zappelt, so passen ein Karussel, das sich wirklich dreht (man nennt es auf münchnerisch Turnierspiel), und die tanzenden Schäffler ausgezeichnet in den Stil von Meister Hauberrisser. Aber ebenso selbstverständlich sind die mechanischen Kunstwerke nicht aus Papier, sondern aus bemaltem Kupfer. Schon weil's mehr kostet und wir München 1908 schreiben. Und die Musikbegleitung zum Tanz besorgt kein Phonograph, sondern ein Glockenspiel. Wahrscheinlich, weil der Phonograph in der Regel richtig spielt, die Glocken aber meistens falsch klingen. Und sie klingen falsch. Wenigstens bis heute (wir schreiben den achtzehnten September). Oder vielmehr, sie klingen noch garnicht, weil die verantwortlichen Leute sich immer noch nicht getrauen, die Katzenmusik auf die Stadt loszulassen.

Die Geschichte des münchener Glockenspiels verdient wirklich, für die Ewigkeit aufgezeichnet zu werden. Ursprünglich bestimmt, die Ausstellung 1908 am ersten Mai einzuläuten, wird es wahrscheinlich noch das ganze Oktoberfest über stumm bleiben. Herr Rosipal, der es für die Stadt gestiftet hat, trägt keine Schuld daran. Wer sonst? Der Glockengießer behauptete, die Fabrik, aus der das elektrische Hammerwerk stammt, und diese sagte wiederum, der Glockengießer. Darum rief der Magistrat die musikalischen Sachverständigen, wohl ein halbes Dutzend an der Zahl, um den Streit zu entscheiden. Auf der Kohleninsel wurde das unglückselige Glockenspiel provisorisch montiert und ein halbes Jahr lang probiert. Einzelne Glocken wurden zurückgeschickt und umgegossen und am elektrischen Tastwerk Verbesserungen angebracht, bis endlich alle Sachverständigen erklärten: „Es stimmt!" Aber als die Glocken endlich nach langer Mühe (man brauchte wieder zwei Monate dazu!) im Rathausturm oben waren, stimmte es wieder nicht. Vermutlich wegen des Temperaturwechsels. Oder weil die Sachverständigen dort oben besser hörten.

Tatsache ist, daß beim Schäfflertanz, wenn er am Ende des vierten Taktes angelangt ist, die sämtlichen Akkorde der vorhergehenden drei Takte noch mitklingen. Und Tatsache ist, daß man die schlichte Volksmelodie „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus" garnicht wiedererkennt, wenn sie vom Rat-

hausturm herab ertönt. Sie ist nämlich in der Art von Straußens „Salome" instrumentiert. Wie sagen doch die „Münchner Neuesten Nachrichten?" Unser Glockenspiel muß die Glockenspiele aller anderen deutschen Städte übertreffen. Ganz gewiß. Ich zweifle keinen Augenblick, daß alle Mieter am Marienplatz, in der Wein-, Theatiner- und Sendlingerstraße ihre Wohnungen kündigen werden, sobald es im Betrieb ist. Wird dann der Magistrat die Hausbesitzer entschädigen? Oder Herr Rosipal? Oder Herr Hofkapellmeister Cortolezis, der seit vier Wochen jeden Nachmittag einige Stunden auf dem Rathausturm verbringt, um sein Ohr an Dissonanzen zu gewöhnen.

Tarub

Ein neues Reichstagswahlrecht

Viele Norddeutsche, durchaus nicht nur solche, die zu den „echt preußischen Leuten" gehören, lasen, als Dr. Sigl noch lebte, sein „Bayerisches Vaterland" mit Vergnügen als — Witzblatt. Für die freiheitlich Gesinnten Süddeutschlands muß die Beschäftigung mit manchen Erzeugnissen der alldeutschen Literatur ähnliche vergnügliche Wirkungen haben. Das gilt kaum von den „Alldeutschen Blättern" der offiziellen, mehr förderalistischen Richtung, aber sehr von Reineckes „Heimdall", dem Blatte mit Runenromantik, das für einen „strammen alldeutschen Einheitsstaat" schwärmt.

In Nummer zwei seines „Heimdall" bespricht Reinecke einen Aufsatz von Dr. Otto Ammon in der „Deutschen Welt", berichtet, Ammon habe gefunden, daß den Volksvertretern mit Rundköpfen und Breitgesichtern die „Vielseitigkeit der Kenntnisse, der Überblick, das Urteil fehle, gerade die Fähigkeit, die die langköpfige Rasse mit ihrem entwickelten Vorderhirne auszeichne . . ." und so weiter. Reinecke schreibt dann noch: „Dr. Ammon macht zu dem Ende, daß wir Volksvertretungen mit geistig hervorragenderen, germanischeren Mitgliedern bekommen, den eigenartigen, kühnen, scharfsinnigen Vorschlag, das Wahlrecht für Wähler und Wahlbewerber an eine Kopflänge von neunzehn Zentimetern zu knüpfen. Jeder, der mit dem Wahlzettel vor der Urne erscheint, solle sich auf einen Stuhl setzen und seinen Kopf messen lassen. Hat er die nötige Kopflänge, wählt er, anderen Falles kann er wieder gehen. Die Zahl der Wähler würde sich von vierzehn auf drei Millionen einschränken. Welch eine mutige und stolze Reichsversammlung, meint Dr. Ammon, würden diese aber zusammenbringen! . . . . Ein Vorschlag zum Nachdenken."

Ein Wahlrecht nach Schädellängen! Wer derartige Vorschläge nicht mit dem Gefühl reiner, lauterer, freudiger Dankbarkeit liest, der ist ein schlechter Mensch, der ist nicht wert, daß ihn solch rührende Käuze zum „Nachdenken" veranlassen.

Otto Seidl

Arzt und Kellermeister

Beide sind entweder Wohltäter der Menschheit oder Gottesgeißeln. Beide sind Hygieniker, aber beide können uns auch vergiften. Man sollte also denken, sie stünden im Range so ziemlich gleich und bezögen ungefähr dieselben Gehälter. Aber weit gefehlt. Als kürzlich der dresdner Stadtrat die Stelle eines Amtsarztes ausschrieb, setzte er den Anfangsgehalt auf dreitausend, den Höchstgehalt, der erreicht werden konnte, auf dreitausendsechshundert Mark fest. Er rechnete offenbar mit der augenblicklichen Notlage des ärztlichen Stan-

des. Einen Privatmann, der so handelt, nennt man einen Lohndrücker und Ausbeuter. Von einer Behörde, die dasselbe tut, darf man nicht so unehrerbietig reden. Da spricht man höchstenfalls von kaufmännischem Sinn der Bureaukratie, von geschickter Ausnutzung der augenblicklichen Konjunktur, wenn nicht gar von sozialer Fürsorge für die Notleidenden oder von Staatshilfe für den kleinen Mann. Aber hören wir weiter! Das ärztliche Standesgefühl war so groß, daß keiner der Darbenden sich meldete. Da erhöhte der dresdner Stadtrat das Anfangsgehalt des Amtsarztes auf viertausend und das Höchstgehalt auf fünftausendfünfhundert Mark. Zu gleicher Zeit aber schrieb er die Stelle des Ratskellermeisters aus und setzte darin das Anfangsgehalt auf fünftausend Mark fest mit der Zusage jährlicher Steigerung, bis das Höchstgehalt von siebentausend Mark erreicht sei. Man sieht daraus, um wieviel höher als den Arzt man in Dresden den Kellermeister einschätzt. Und ganz mit Recht. Den Arzt brauchen nur die Kranken, den Kellermeister aber wir alle, ob wir gesund oder krank sind. Und die erhöhte Nachfrage steigert den Preis einer Ware. Quod erat demonstrandum.

Elkan

Die Rudolstädter Revolutionäre

Wie sagt doch Hartleben in seiner „sittlichen Forderung"? „Grüße mir Rudolstadt und seine Helden!" Wer hätte gedacht, daß diese scherzhafte Wagnerparodie binnem einem Jahrzehnt zur ernsten Prophetie würde? Und doch ist es so. Die Rudolstädter sind mit einem Male Helden geworden. Der Geist der alten Thüringe, die dereinst den alten Sachsen so viel zu schaffen machten, regt sich wieder. Man revoltiert gegen Bayern und alle, so sich vor der Oberherrschaft von Bayern beugen. Man sagt sich los, man zerreißt das Tischtuch und fordert das übrige Deutschland auf, desgleichen zu tun. Und siehe da! Ganz Rheinland leistet mit zwanzigtausend Mann den Rudolstädtern Gefolgschaft. So ist der Herr in den Kleinen mächtig. Und die Bayern zittern.

Wovon rede ich eigentlich? Vom neuesten deutschen Bruderkriege, vom Sturm im Wasserglase des Flottenvereins. Die Anhänger Keims können es den Bayern nicht vergessen, daß sie den preußischen Wahlmacher aus dem Vorstand des Flottenvereins verdrängt haben, und General Keim selbst zieht hinter den Kulissen die Fäden, an denen seine Kreaturen baumeln. Gerade wie der sozialdemokratische Parteivorstand in der Schlacht bei Nürnberg. Also auch hier wieder ein Stück Mainlinie. Man ist verärgert, daß man in Danzig unterlag. Man will die Herrschaft wieder an sich reißen um jeden Preis, man scheut selbst vor einer offenen Spaltung nicht zurück. Und wie ehrlich auch hier der Kampf geführt wird! Die Bayern sollen Schleppträger des Zentrums sein. Man stelle sich einmal den alldeutschen Tillyfresser Graf Du Moulin als Schleppträger des Zentrums vor! Doch gönnen wir den Herren das Vergnügen beiderseits! Es ist zu schön, wenn General Keim, der nördlich des Mains in untertänigster Ehrfurcht erstirbt, vor bayerischen Fürstensöhnen den starrnackigen Demokraten herauskehrt. „Grüße mir Rudolstadt . . . .!"

Simson

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Kongreß? / Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Balkan ist in Bewegung. Es schien, als ob er ohne Wehen eine Verfassung und ein Parlament bekommen sollte. Nun hat er Eigenmacht geboren und soll einen Kongreß zur Welt bringen. In dem Augenblick, in dem der Türke an Stelle der Willkür das Verfassungsrecht zu setzen versucht, brechen die europäischen „Rechtsstaaten" das Völkerrecht. Österreich-Ungarn, Bulgarien und Griechenland sprengen den berliner Orientvertrag.

Die Ereignisse sind der Ausdruck der europäischen Desorganisation. Der Ruf nach dem Kongreß aber ist der Ausdruck der allgemeinen Verlegenheit und des Bedürfnisses nach Bemäntelung dieser Verlegenheit und Desorganisation. Sie wird durch den „Kongreß" nur noch mehr beleuchtet werden.

An sich müßte Europa, das den berliner Vertrag geschlossen und garantiert hat, einmütig dafür eintreten, daß niemand einseitig diesen Vertrag verletzen und sprengen darf. Europa müßte klug und wachsam der Konsolidierung des Rechtsbewußtseins gerade auch in Asien und auf völkerrechtlichem Gebiet vorarbeiten, weil dieses Rechtsbewußtsein ein Element seiner Sicherheit und seiner Vorherrschaft ist, und weil die großen Völker nicht den ungebärdigen Staaten auf dem Balkan und in Südamerika das Beispiel und die Erlaubnis der Eigenmacht geben dürfen.

Aber Europa ist selbst noch unfertig und zuchtlos, und der Kaiser Franz Josef hat zugegriffen. Der Zustand, den er durch einen Handstreich schafft, liegt in der Linie der politischen Entwicklung und Folgerichtigkeit. Gerade deshalb hätte die Sanktionierung nicht in der Form des Unrechts, nicht unter dem Schein der Ausnutzung der Schwäche des neuen türkischen Reiches sich vollziehen sollen. Eine höhere Staatskunst als die, welche zurzeit in Europa landläufig ist, hätte die Zustimmung der Türkei und der europäischen Staaten erlangen können zur Einführung einer Repräsentativverfassung in Bosnien und der Herzegowina unter Rückgabe des Sandschakgebiets an die Türkei,

und diese Zustimmung hätte eine Änderung der staatsrechtlichen Stellung und des berliner Vertrags bedeutet. Dann konnten die Mächte Bulgarien und Griechenland auf den gleichen Weg verweisen und mußten sich nicht in die wenig erhebende Stellung drängen lassen, zu einer Verletzung der Verträge, die sie geschlossen und garantiert haben, achselzuckend ein Auge zuzudrücken. Über jene Verletzung und diese Gleichgültigkeit klagen jetzt in mehr oder weniger echtem Zorn die Westmächte, die am Nordrand von Afrika in Ägypten und Marokko das schlechte Beispiel eigenmächtigen Vorgehens gegeben haben. Und sie suchen ihren Zorn in Konstantinopel zum Zweck der Erlangung eines politischen Vorsprungs in der türkischen Sympathie nutzbar zu machen und zu fruktifizieren.

Man muß im Interesse der Beseitigung von Erschütterungen, unter denen Europa mitzuleiden hätte, den Wunsch haben, daß das jungtürkische Regiment, das vor schweren Aufgaben steht, nicht allzu heftigen Anklagen vonseiten seiner gestürzten, faulen innerpolitischen Gegner ausgesetzt werde. Man hat für die Alttürken, die von der mohammedanischen Priesterschaft aufgewiegelt werden, allzu gefährliche Waffen geschmiedet, als man in Europa zuließ, daß gleichzeitig und unmittelbar vor Zusammentritt des türkischen Parlaments an drei Ecken Amputationen vorgenommen werden und durch den bloß papiernen Protest die Ohnmacht der Türkei zur Schau gestellt wird. Diese Ohnmacht, eine Folge der alttürkischen Mißwirtschaft, wird von den Alttürken als Unfähigkeitsbeweis ihren politischen Besiegern heuchlerisch vorgeworfen werden, und der Nationalitäten- und Parteienstreit wird dadurch auf die Schwelle des türkischen Parlaments gepflanzt. Das kann Europa noch schwer zu schaffen machen.

Der Kongreß ist die Negation des Krieges.

Darum ist der Kongreß für den Augenblick ein scheinbar höchst sympathischer Gedanke und Ausweg. Aber doch nur für den Augenblick. In ein paar Wochen wird der Kongreß, der schon vor seinem Zusammentritt wochenlangen Notenwechsel und ellenlange Artikel erzeugen wird, eine ernste Verlegenheit und eine Quelle neuer Verstimmungen und Beunruhigungen sein. Auch Algeciras schien eine Zeitlang eine Erlösung zu sein.

Kann der Kongreß nachträglich und formell Willkür zu Recht stempeln und die Moral wenigstens einigermaßen retten in Ansehung der vollzogenen

Tatsachen durch materielle Kompensationen, die den Bereicherten auferlegt werden können, so birgt die Anmeldung neuer Ansprüche an die Türkei und die Abweisung großserbischer und anderer Wünsche neue Verwicklungen. Man sollte für die Umgrenzung der Aufgaben des Kongresses einen Vorkongreß einberufen. Dieser könnte dann ja auch darüber beraten, ob ein Kongreß überhaupt zweckmäßig wäre.

Der Kongreß wird kein Konzert, sondern eine Dissonanz vorführen. Rivalitäten werden in Gruppen aufmarschieren, und der Anlaß der Zusammenkunft wird die Beutegier nicht veredeln. Der kranke Mann ist noch nicht gesund, und Europa hat noch keinen Stil.

Siegreiche Besiegte / Von H. von Gerlach

Jede Partei hat ihre zwei Flügel. Das war immer so und wird nach menschlichem Ermessen auch immer so bleiben. Allerdings gibt es innerhalb der Sozialdemokratie eine doktrinärere Gruppe, die gern den Glauben erwecken möchte, als wenn auch in dieser Beziehung die Sozialdemokratie sich nicht bloß graduell, sondern dem Wesen nach von den bürgerlichen Parteien unterscheide. Sie wünscht die Fiktion von der „einen reaktionären Masse" der Fiktion von der nicht bloß einigen, sondern auch einheitlichen Sozialdemokratie entgegenzustellen. Diese Fiktion ist dem Beschluß des dresdener Parteitages von 1903 zu verdanken, der endgültig dem vorher schon so oft totgeschlagenen Revisionismus den Garaus machen sollte.

Aber die Dinge sind stärker als papierene Beschlüsse. Der Revisionismus ist seit Dresden nicht verschwunden, sondern im Gegenteil so stark geworden, daß er jetzt in Nürnberg zum erstenmal als gleichberechtigter Faktor in die Erscheinung treten konnte. Noch war ihm kein formeller Sieg beschieden. Scheinbar wurde er sogar geschlagen. Aber wer tiefer blickt, sieht doch: es war eine Partie remis.

Radikalismus und Revisionismus oder, um es korrekter auszudrücken, Orthodoxie und Reformismus müssen miteinander ringen, solange es eine

Sozialdemokratie gibt. Nicht um das Unmögliche kann es sich handeln, die eine von beiden Richtungen zu vernichten, sondern nur darum, welche von ihnen in der Partei dominiert. Bisher herrschte der Radikalismus unbeschränkt. Durch Nürnberg hat sich der Revisionismus seinen „Platz in der Sonne" erkämpft. Noch ist er nur eine Minderheit, eine geduldete Minderheit. Aber einen gewaltigen Erfolg stellt es für ihn schon dar, daß er sich aus der Rolle der verbotenen, der eigentlich nicht existierensollenden Minderheit zu der eines geduldeten Bestandteils der Partei emporgearbeitet hat.

Ein erheblicher Bruchteil der bürgerlichen Presse hat sich wieder einmal völlig außerstande gezeigt, den Vorgängen innerhalb der Sozialdemokratie gerecht zu werden. Diese Herren, die in den „Münchener Neuesten Nachrichten" für Süddeutschland und in der „Täglichen Rundschau" für Norddeutschland ihre typische Vertretung besitzen, sind entweder nicht in der Lage oder nicht gewillt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Mangel des Intellekts oder der Moral, wie es beliebt! Sie setzen sich hin und ziehen aus den sechstätigen Verhandlungen vierundzwanzig Zwischenrufe oder sonstige scharfe Ausdrücke heraus und erklären dann schmunzelnd: seht diese Proleten! Wie sie schimpfen. Seht diese Brüderlichkeit! Wie sie sich untereinander verhauen. Seht diese Weltverbesserer! Wie sie unser öffentliches Leben mit Stank und Niedrigkeit erfüllen.

Nun, schmutzige Wäsche gibt es in allen Parteien, der Unterschied ist nur der, daß die allermeisten bürgerlichen Parteien ihre Parteilage sorgfältig vor dem Licht der Öffentlichkeit bergen. Die Sozialdemokratie dagegen fühlt sich so stark und zukunftsfroh, daß sie alle ihre Differenzen in breitester Form vor aller Welt zum Austrag bringt. Zugegeben kann werden, daß nationalliberale Kommerzienräte im allgemeinen ihre Diskussionen in einer anderen Tonart führen werden als sozialdemokratische Arbeiter. Aber man soll auch nicht vergessen, daß es eine andere Sache ist, ob gesättigte Existenzen sich über Fragen auseinandersetzen, die doch nur in der Peripherie ihres Interesses liegen, oder ob Arbeiter im geistigen Kampfe um die Fragen des täglichen Brotes oder um die Ziele ihres glühenden Idealismus ringen. Was den einen eine Nebensächlichkeit, ist den andern der Inhalt ihres Lebens.

Ob in Nürnberg überscharfe und sogar häßliche Ausdrücke gefallen sind, ist wahrhaftig verzweifelt gleichgültig. Auf die Sache allein kommt es an.

Wer sich als bürgerlicher Politiker in Objektivität bemüht, wird zugeben müssen, daß gerade in der Frage der Budgetbewilligung auch der Standpunkt der Preußen und Sachsen erklärlich ist. Der wilde Radikalismus der Berliner ist das natürliche Produkt der barbarischen Rückständigkeit des preußischen Regierungssystems.

Wie sieht es in Preußen aus? Nur ein paar Beispiele seien willkürlich herausgegriffen.

Das Sozialistengesetz ist aufgehoben. Aber de facto wird nach wie vor nach seinen Grundsätzen verfahren. Die Sozialdemokraten sind Staatsbürger zweiter Klasse. Kein Sozialdemokrat wird im bescheidensten Staats- oder Gemeindeamt, als Nachtwächter oder Laternenanzünder, geduldet. Kein Sozialdemokrat wird als Mitglied einer Schulverwaltung bestätigt. Kein Sozialdemokrat kann es auch nur zum Turnlehrer bringen. Sozialdemokratische Staatsarbeiter werden fortgejagt. Die „Freiheit der Wissenschaft" an den Hochschulen macht halt vor der Sozialdemokratie. Ein Wirt, der seinen Saal den Sozialdemokraten öffnet, ein Barbier, der in einem sozialdemokratischen Blatt inseriert, wird von den Militärbehörden boykottiert. Ein Bürgermeister, der ein städtisches Gebäude allen Parteien für Versammlungen zur Verfügung stellt, wird diszipliniert. Ein Amtsvorsteher, der eine Wohnung einem Sozialdemokraten vermietet, wird aus dem Amte entfernt. Ein Lehrer, der sich bei der Stichwahl zwischen Sozialdemokraten und Antisemiten der Stimme enthält, wird in Geldstrafe genommen.

Die brutale Unterdrückungspolitik beschränkt sich aber nicht auf die Sozialdemokratie. Sie erstreckt sich auf alle oppositionellen und freigesinnten Elemente. Es sei nur an die Anklageschrift gegen den Bürgermeister Schücking erinnert, dies eklatante Dokument preußischer Regierungsunkultur.

Wie anders in Süddeutschland! Noch ist auch dort die Gleichberechtigung aller Bürger einschließlich der Sozialdemokraten nicht durchgeführt. Aber man befindet sich wenigstens auf dem bestem Wege dazu. Schon äußerlich mußte jeder norddeutsche Sozialdemokrat, der den nürnberger Parteitag mitmachte, den Unterschied empfinden. Auf dem Bahnhof konnte er seine Parteipresse kaufen. Ein Teil des Stationsgebäudes war dem Empfangs-

komitee eingeräumt. Städtische Gebäude dienten den Zwecken des Parteitages. Die Post hatte ein besonderes Amt für den Parteitag eingerichtet. Die Polizei belästigte die Verhandlungen nicht. Der Staat stellte seinen Grund und Boden, das Ludwigsfeld, für eine Riesendemonstration zur Verfügung.

Doch das sind Nebensachen, so ungeheuerlich sie auch einem preußischen Patriziergehirn erscheinen mögen. Daß prinzipiell in Süddeutschland der Staat anders zur Sozialdemokratie steht als in Norddeutschland, dafür ist der Fall Roßhaupter ein zwingender Beweis. Man stelle sich vor: ein bayerischer Staatsbahnarbeiter kandidiert für die Sozialdemokratie zum Landtag, wird gewählt, erhält von der Regierung den zur Ausübung seines Mandates nötigen Urlaub, bezieht während dieses Urlaubs seinen Lohn weiter, und zwar einschließlich der erhöhten Akkordsätze. Gewiß, lauter Selbstverständlichkeiten für einen Kulturstaat. Für Preußen oder Sachsen — eine zukunftsstaatlich anmutende Utopie.

Die klaffenden Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland zu übersehen, dazu gehört die ganze doktrinäre Verwirrtheit eines verstiegenen Radikalismus. Die süddeutschen Sozialdemokraten, duldsam und praktisch, denken gar nicht daran, sich in die Taktik ihrer norddeutschen Brüder einzumischen, auch wenn sie sie für verkehrt halten. Aber die Norddeutschen wollten die preußische Taktik — das heißt die für Preußen nicht nur geltende, sondern auch gebotene Taktik — der Gesamtpartei aufzwingen. Preußische Herrschsucht paarte sich hier mit Kautskyscher Prinzipienreiterei, die in jeder Frage der Taktik auch eine des Prinzips erblickt. Zwar hat die Budgetbewilligung nichts mit dem sozialdemokratischen Programm zu tun. In dubiis libertas! plädierten die Süddeutschen. Aber die Norddeutschen kennen nur schematisieren, egalisieren, aufoktroyieren. Vergebens baten die Süddeutschen, man möge doch ihre so fruchtbare Parteiarbeit nicht stören, ihre parlamentarische Tätigkeit nicht lähmen, die Bedeutung ihrer Entschließungen den Gegnern gegenüber nicht abschwächen, die ganze machtvolle Position der Sozialdemokratie des Südens nicht gefährden. Das Gros der Preußen blieb unbelehrbar. Mit Zweidrittelmehrheit legte der Parteitag den Süddeutschen die Pflicht zur dauernden Budgetverweigerung auf.

Wären die Süddeutschen nur Parteibonzen und nicht praktische Männer

und Arbeiterfreunde, so hätten sie sich dem Mehrheitsbeschluß unterworfen. Formell waren sie sogar dazu verpflichtet, wenn sie in der Partei bleiben wollten. Concilii voluntas suprema lex. Aber sie stellten die Sache über die Form. Offen lehnten sie sich gegen die Majestät des Parteitages auf. Sechsundsechzig süddeutsche Delegierte erklärten feierlichst, daß sie den Parteitag für zuständig hielten in allen Fragen des Prinzips sowie in den Fragen der Taktik, die die Gesamtpartei angehen, daß aber über einzelstaatliche Fragen, wie die der Budgetbewilligung in den Bundesstaaten, nur die Landtagsfraktionen und die Landesorganisationen zu entscheiden hätten.

Das ist, wenn man will, offener Disziplinbruch. Die unbedingte Autorität des Parteitags wird zur bedingten herabgemindert. Aus dem absoluten Einheitsstaat wird ein Bundesstaat. Gegen den Grundsatz der allumfassenden Zentralisierung erhebt der Föderalismus sein Haupt. Der früheren Allmacht der Zentralinstanz gegenüber werden nunmehr Reservatrechte proklamiert. Als die Mehrheit den Gegner überstimmte und Dinge über einen Leisten schlagen wollte, die individuell behandelt werden müssen, da wurde ihre Herrschaft als Tyrannis empfunden. Da lehnte man sich dagegen auf, nicht um der Partei zu schaden oder gar um sie zu sprengen, sondern nur, um daran zu erinnern, daß es auch in einer Demokratie Minoritätsrechte gibt.

Jede mutige Tat birgt ihren Lohn in sich selbst. Als die radikale Mehrheit sah, daß die Süddeutschen Ernst machten, da beschied sie sich. Schweigend nahm sie die Erklärung der Sechsundsechzig entgegen. Kühl geschäftsmäßig erklärte der Vorsitzende Singer, daß diese Erklärung zum Protokoll des Parteitages gehe. Noch anderthalb Tage verhandelte der Parteitag weiter. Trotzdem wurde kein Antrag gegen die sechsundsechzig „Rebellen" eingebracht. Ja nicht einmal ein Wort des Protestes wurde laut. Und Singer ließ seine Schlußrede unbenützt, eine Zwangsmaßregel gegen die Unbotmäßigen anzukündigen.

Wie auf dem Parteitage selbst, so auch nachher. Mancherlei Kritik ist natürlich in der Presse und in Versammlungen von radikaler Seite an dem Verhalten der Süddeutschen geübt worden. Aber niemand hat gewagt, extreme Entschließungen zu befürworten. Charakteristisch für den Respekt, in den sich die Süddeutschen gesetzt haben, und für die Niedergeschlagenheit im radikalen Lager ist die Tonart, in der die „Leipziger Volkszeitung", das

intransigenteste und spektakelfroheste aller radikalen Blätter, über den Parteitag geschrieben hat. Ihr Gesamturteil gipfelte in den netten, die Verlegenheit aus allen Poren schwitzenden Sätzen:

„Wir haben schon am Sonnabend auf den Gegensatz der beiden Erklärungen Timm und Segitz hingewiesen, von denen die eine vor, die andere nach der Abstimmung abgegeben war, und so sehr auch die Erklärung Segitz im Augenblick ihrer Abgabe den Eindruck der Verlegenheit machte, so *sehr öffnete sie für die Zukunft jeder Möglichkeit Tür und Tor.*

Das wollen wir abwarten. Es genügt uns *fürs erste, daß unsere süddeutschen Genossen in der Partei geblieben sind,* daß sie die Hoffnungen der bürgerlichen Presse wieder einmal nicht erfüllt haben. Sollten sich irgendwelche praktische Konsequenzen aus der Erklärung Segitz ergeben, so wird die Partei wissen, was sie zu tun hat. Bis dahin aber glauben wir, den uns von den Süddeutschen aufgedrungenen und jetzt von dem Parteitag entschiedenen *Streit begraben sein zu lassen* und uns der *Tatsache freuen* zu sollen, daß *die Einheit der Partei gewahrt geblieben ist* unter Aufrechterhaltung unserer bisherigen Grundsätze.“

Was sollen die Radikalen auch machen? Sie haben nicht einmal die formelle Handhabe, sich der süddeutschen Budgetbewilliger zu entledigen. Denn die Initiative zur Ausschließung aus der Partei muß von den Kreis- und Landesorganisationen ausgehen. Die aber stehen, von Württemberg vielleicht abgesehen, fest geschlossen hinter ihren Delegierten und Abgeordneten. Natürlich wäre auch ein moralischer Ausschluß möglich, etwa in der Form, daß die Mehrheit des kommenden Parteitages erklärte, sie betrachte alle die, die sich dem nürnberger Beschluß nicht fügten, als nicht mehr zur Sozialdemokratie gehörig. Aber das wagt der radikale Flügel nicht. Er würde unbedenklich diesen oder jenen Revisionisten abschütteln. Aber das Odium einer Spaltung der Partei, einer Loslösung ganz Süddeutschlands kann er nicht auf sich nehmen. *Die Mehrheit fügt sich der Minderheit,* weil sie sich fügen muß, weil sie zwar noch stark genug ist, die Minderheit zu überstimmen, aber nicht mehr stark genug, die Konsequenzen dieser Überstimmung zu ziehen.

Guten Mutes können die Revisionisten in die Zukunft schauen. Schon hat sich der Landesvorstand der bayerischen Sozialdemokratie hinter die sechsundsechzig von Nürnberg gestellt und erklärt:

„In Übereinstimmung mit der von den süddeutschen Delegierten in Nürnberg abgegebenen Erklärung erkennen wir dem deutschen Parteitage als der legitimen Vertretung der Gesamtpartei die oberste Entscheidung zu in allen prinzipiellen und in den taktischen Angelegenheiten, die das ganze Reich berühren. Wir sind aber auch der Ansicht, daß in allen speziellen An-

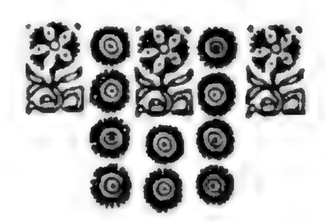
gelegenheiten der Landespolitik die Landesorganisation die geeignete und zuständige Instanz ist, die auf dem Boden des gemeinsamen Programms den Gang der Landespolitik nach den besonderen Verhältnissen selbständig zu bestimmen hat, und daß daher die jeweilige Entscheidung über die Budgetabstimmung dem pflichtgemäßen Ermessen der den Landesorganisationen verantwortlichen Landtagsfraktionen vorbehalten bleiben muß."

Ob die süddeutschen Sozialdemokraten das nächste Mal das Budget bewilligen oder nicht, ist nebensächlich. Sie tun vielleicht sogar gut daran, die Norddeutschen nicht unnötig zu brüskieren. Die ganze Budgetbewilligung ist ja eine Frage dritten Ranges. Sie kann nur dadurch zur Haupt- und Staatsaktion erhoben werden, daß man es unternimmt, die ziemlich belanglose Komödie zu einem Parteidogma aufzublasen. Nicht dagegen ist etwas einzuwenden, daß man eine Bewilligung aus Zweckmäßigkeitsgründen beanstandet. Das für die Süddeutschen Unerträgliche war lediglich der Zwang zur Nichtbewilligung. Diesem Zwangsgebot haben sie sich entwunden. Das ist ihr Triumph. Ob sie nun ein Budget 1909 oder 1910 oder gar erst 1911 wieder bewilligen, ist sehr gleichgültig. Die Freiheit der parlamentarischen Entschließung haben sie sich gesichert. Darauf kam es an.

Bisher schwebte der Revisionismus in der Luft. Jetzt hat er seinen festen point d'appui. Er ist bodenständig geworden. Fast ganz Süddeutschland steht zu ihm, nicht aus theoretischer Spintisiererei heraus, sondern belehrt durch die Ergebnisse praktischer Gesetzgebungsarbeit. Jetzt haben die Gewerkschaften, die ja längst praktischen Revisionismus treiben, einen Rückhalt in wichtigen Parteiorganisationen bekommen. Jetzt wissen die revisionistischen Literaten Norddeutschlands, daß man über sie nicht mehr wie über belanglose Eigenbrödler zur Tagesordnung übergehen kann.

Der Revisionismus ist zum untilgbaren Parteibestandteil geworden.

Das Dogma wankt — überall.



Bosnien

Wiener Brief von Verax*)

Daniel Spitzer, der unvergeßliche „Wiener Spaziergänger“, hat Österreich-Ungarn einmal das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten genannt. An diese geistvolle Bezeichnung muß sich der „geübte“ Österreicher — auch ein Wort Spitzers — unwillkürlich erinnern, wenn er staunend die Vielgeschäftigkeit und das Übermaß an Energie betrachtet, womit hierzulande auf die Annexion Bosniens und der Herzogewina hingearbeitet wird.

Auch der politisch Mindergeschulte wird wissen, daß Österreich-Ungarn mit rührender Konsequenz stets den richtigen Zeitpunkt für ein aktives Eingreifen in die Weltpolitik versäumte. Namentlich die neuere und neueste Geschichte der Monarchie gibt reichlichst davon Zeugnis; ist doch für diese Politik die berühmte Devise „zu spät“ geschaffen worden. Dem neuen Leiter der auswärtigen Politik Österreichs blieb es vorbehalten, an Stelle des „zu spät“ das noch viel bedenklichere „zu früh“ setzen zu wollen.

Um allen Nörgeleien die Spitze abzubrechen, sei hier gleich gesagt, daß Österreich die zwei okkupierten Länder nicht ad infinitum ohne Regelung ihrer Stellung zum Reiche mitschleppen kann, was ja ein staatsrechtlicher Nonsens wäre, — die Annexion im gegenwärtigen Zeitpunkt aber ist eine akute Gefahr für den europäischen Frieden, denn sie wirft den Funken in das Pulverfaß Balkan. —

Die treibenden Gründe für die Annexion sind nach der in offiziösen Blättern endlos wiederholten Anschauung des Herrn von Aehrenthal die großserbische und die jungtürkische Bewegung. Was die erstere betrifft

*) Dieser Aufsatz stammt aus der Feder eines Mannes, der die Verhältnisse genau kennt und deshalb besondere Beachtung verdient. Aus diesem Grund veröffentlichen wir den Aufsatz, trotzdem er sich nicht mit unserer Ansicht deckt, die wir in der politischen Rundschau dieses Heftes aussprechen.

Die Redaktion

— von welcher übrigens kluge Köpfe behaupten, daß sie nur in der Phantasie unseres auswärtigen Amtes, sowie in jener des einzigen österreichischen „Imperialisten", Baron Leopold Schlumecky, bestehe —, so sei daran erinnert, daß deren Bestrebungen viel eher eingedämmt werden können, solange die zwei Balkanländer lediglich okkupiert sind; man kann den großserbischen Agitatoren gegenüber ganz andere Saiten aufziehen, solange sie noch nicht österreichische oder ungarische oder „reichsländische" Untertanen sind, als späterhin. Denn sind Bosnien und die Herzegowina einmal annektiert, so werden die Herren Großserben sich ganz gemächlich in die neue Landesvertretung wählen lassen, was bei der überwiegenden Zahl der Serben in den zwei Ländern als ziemlich sicher anzusehen ist. Die Regierung wird aber dann den Herrn Abgeordneten gegenüber nach gutem alten Brauch scharwenzeln und sich bücken müssen; voraussichtlich wird es dann der eine oder andere dieser „Hochverräter" noch zum Minister bringen, was hierzulande schon einigemale der Fall gewesen sein soll*). Von einer wirklichen großserbischen Gefahr wird man daher erst dann mit vollem Recht sprechen können, wenn wir Bosnien definitiv „geschluckt" haben. Zu der italienischen und „russischen" Irredenta bekämen wir dann glücklich noch die südslawische. Noch weniger droht aber eine jungtürkische Gefahr. Ganz abgesehen von der relativ geringen Zahl der Türken in den okkupierten Ländern sei nur an die wiederholten Enuntiationen der jungtürkischen Komitees erinnert, die nicht daran denken, die Herausgabe der von verschiedenen Ländern okkupierten, ehemals türkischen Gebietsteile zu verlangen. Und diesen Zusicherungen ist schon aus dem Grunde Glauben zu schenken, weil die Türkei — selbst bei vollem Prosperieren der junktürkischen Reformideen — noch Jahrzehnte zu ihrer inneren Konsolidierung benötigen wird. An die Möglichkeit einer Expansionspolitik der Türkei in Absicht auf die Gebiete die ihr einst gehörten, wird also kein vernünftiger Politiker ernstlich denken. So existiert also auch diese Möglichkeit gleichfalls nur in der Phantasie des Herrn von Aehrenthal. —

*) Beispielsweise war der spätere tschechische Landsmannminister Dr. Pacak im Jahre 1868 wegen Hochverrates zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt worden.

Dazu kommt — und das ist das Bedenkliche an der Sache —, daß Österreichs Annexionsgelüste den türkisch-bulgarischen Konflikt, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch wesentlich verschärft haben. Ohne die (absichtliche oder unabsichtliche) Unterstützung Österreichs hätte Bulgarien nie den Mut zu dem Orientbahnraub oder gar zur Unabhängigkeitserklärung gefunden. Diese Fakta liegen zeitlich fast unmittelbar nach dem glänzenden Empfang des Koburgers — einst seitens der Monarchie als angeblicher Mitschuldiger an der „Beseitigung“ Stambulows lange Zeit verfehmt — am Hoflager zu Budapest und dem ersten Aufflackern der Annexionsgerüchte in der wiener offiziösen Presse. Es braucht nicht allzuviel politischen Spürsinn, um für das alles mehr als einen bloß zeitlichen Konnex herauszufinden. Wer trotzdem nicht daran glaubt, dem mag der lahme Protest Österreichs in der Orientbahnfrage die Augen öffnen. Daß aber die Buschklepperpolitik Bulgariens Griechenlands Appetit reizen und orientalische Wirren schaffen wird, ist sicher. Diese Wirren müssen aber zu einer allgemeinen Konflagration*) führen, deren Ausbruch das Schuldkonto des „geistvollen Dilettanten“ Aehrenthal belasten würde. Die „Völker Österreich-Ungarns“ haben natürlich d'autres chats à peigner. Ihnen liegen die Fragen des deutschen Aktuars im böhmischen Landtag, der zweiten tschechischen Universität, des Pluralwahlrechtes für den ungarischen Reichstag und so weiter con grazia viel näher als der gesamte Balkan mit allen den ihn bewohnenden Berberesken. Dies zeugt zwar vielleicht von großer Unreife auf dem Gebiet der hohen Politik, läßt aber die Frage begründet erscheinen, ob wir nicht im Innern viel wichtigere Aufgaben zu lösen hätten, bevor wir zwei Länder annektieren, deren Verwaltung den österreichischen Nationalitätenstreit um eine neue kräftige Note vermehren wird.

Sehr eigenartig ist die politische Haltung Deutschlands. Bisher wurde die Türkei von Berlin aus bekanntlich äußerst freundschaftlich behandelt. Seit dem Aufwerfen der Annexionsfrage durch Österreich-Ungarn schweigen in der Wilhelmstraße anscheinend alle Flöten. Nur gegen den bulgarischen

*) In diesem Sinne hat sich übrigens erst kürzlich der bekannte Oktobristenführer Gutschkow zu einem Interviewer anläßlich der berliner interparlamentarischen Konferenz geäußert.

Bahnfrevel wurde Stellung genommen. Die Freundschaft mit der Türkei scheint im übrigen in den Brunnen gefallen zu sein. Erst kürzlich konnte sich eine scharfmacherische berliner Revue in der Möglichkeit einer türkischen Kooperation mit Deutschland im Falle eines „Weltkrieges". Ich glaube, die Osmanen — ob Alt- oder Jungtürken — werden von diesem neuen Beweis der Freundschaft Deutschlands nicht erfreut sein. Daß natürlich auch hier wieder England der Tertius gaudens sein wird, ist sonnenklar.

Zum Schlusse sei noch des von offiziöser Seite verbreiteten Gerüchtes gedacht, Kaiser Franz Josef „wünsche" keinen Krieg. Das ist auf Treu und Glauben hinzunehmen. Es fragt sich jedoch, ob die Türkei, ob „andere interessierte" Mächte alles das ruhig einstecken werden. Gewiß, Österreich-Ungarn will keinen Krieg — aber die Annexion Bosniens und die gleichzeitigen bulgarischen und griechischen Intermezzi sind keine Friedensbürgschaften.

Im Jahre 1848 wurde auch ein schönes Gerücht lanciert. Kaiser Ferdinand soll damals den Ausspruch getan haben: „Auf meine Wiener laß ich nicht schießen." Tags darauf war das bekannte Massaker in der Herrengasse zu Wien. Man sieht, welchen Wert derartige Fürstenworte in Wahrheit besitzen.

Die neue Lage am Balkan

Berliner Brief von ***

In maßgebenden Kreisen ist hier niemand über den Gang der Ereignisse verwundert, und es klingt fast unglaublich, daß man sich in England habe überraschen lassen. Die Ansprüche Österreichs auf Bosnien sind durch eine dreißigjährige, höchst erfolgreiche Kulturarbeit viel zu fest begründet, als daß der Kaiser sich auf die Dauer mit der Rolle eines türkischen Halbvasallen hätte begnügen können. Die „endgültige" Einverleibung Bosniens in die habsburgische Monarchie war also nur eine Frage der Zeit. Es ist möglich, daß sie noch würde hinausgeschoben worden sein, falls das durchaus legale Projekt einer Fortsetzung

der Bahn von Serajewo nach Mitrovitza, das heißt der Anschluß des bosnischen Bahnnetzes an die Orientbahn sowohl wie an die makedonische Bahn bis zum wichtigen Hafen Saloniki nicht auf so heftigen russischen Widerstand gestoßen wäre. Die jungtürkische Bewegung hat auf diesen Zwiespalt bekanntlich temporisierend gewirkt. Österreich scheint nunmehr einen andern Weg zur Erreichung seines heimlichen Zieles bequemer zu finden. Es hat sogar, um den neuen Plan nicht mit den vorherigen Ansprüchen zu belasten, seine Truppen aus dem Sandschakzipfel (Novibazar), durch den die zu bauende Bahn führen sollte, zurückgezogen. Auf wie lange, wird eine nahe Zukunft lehren.

Viel mehr wagt anscheinend Bulgarien. Seine sehnlichen Wünsche gingen längst über den Erfolg des jetzigen Augenblicks hinaus auf Makedonien, dessen Namen schon Fürst Alexander in seiner Abschiedsrede prophetisch anklingen ließ. Das bulgarische Volk ist einigermaßen trunken von der nachahmenden Handhabung westlicher Kulturmittel. Es fühlt sich zu Höherem berufen, will den Krieg, ist im übrigen unverbraucht und mutig. Wird sein schlauer König Ferdinand es für listiger halten, zu zügeln oder sich, wie schon öfters, mit fortreißen zu lassen? Sollte es, was immer noch recht zweifelhaft erscheint, zum Kampfe kommen, so werden die Türken einem ganz andern Widerstand begegnen, als den sie bei Serben und Griechen vorfanden. Aber die Sympathie fast ganz Europas würde bei ihnen sein.

Die Anschauung, als ob der Sultan den bulgarischen Zwischenfall benutzen könnte, um sich vermittelst eines kriegerischen Unternehmens der jungtürkischen Verfassung noch einmal zu entledigen, ist insofern hinfällig, als die türkischen Offiziere samt ihren Mannschaften jene Bewegung in Szene gesetzt haben und heute noch vertreten. Sogar die albanesischen Garden sollen langsam zu ihr übergegangen sein. Selbst bei dem Kampf gegen Griechenland mußte jedoch erst ein fremder, im Hauptquartier anwesender Stabsoffizier Initiative hineinbringen und wurde deshalb sofort nach Hause gerufen. Würden die türkischen Kommandierenden diesmal mehr Beginnkraft zeigen? Vorläufig scheint es, daß sie überhaupt gar keinen Krieg mit Bulgarien nötig finden. Ihr Kabinett hat sich auf die lahme Androhung „ernster Maßregeln" beschränkt und steckt sich hinter die Garanten des berliner Vertrages von 1878.

Wie nun gruppieren sich diese großen Mächte seit dem Brief des Kaisers Franz Josef an Fallières und seit der Krönung Ferdinands in Tirnowo am fünften Oktober? Zu beweisen, daß zwischen Bulgarien und Österreich eine gemeinsame Aktion verabredet war, ist unmöglich; aber daß die beiden Spießgesellen — möchte man fast sagen — konspiriert haben, bleibt schon deshalb wahrscheinlich, weil von einer tieferen Verstimmung über den bulgarischen Handstreich auf die Orientbahn in Wien seltsamerweise nichts zu bemerken war. Man wird an Calibans Wort zu dem trunknen Stefano erinnert: „Hau ihn! Nach einem Weilchen hau ich ihn auch." Daß Herr von Aehrenthal zum Hauen gerade den kritischen Moment kurz vor den türkischen Parlamentswahlen erkor, mag ein Zeichen von Geschicklichkeit sein. Doch spricht hieraus leider keine besondere Liebe zum Verfassungsleben.

Nun liegen die Dinge so: die Jungtürken möchten, wie außer den Bulgaren wohl alle Welt, in Frieden leben, aber zugleich vor Europa groß dastehen. Werden sie das auf die Dauer können, ohne zuzuschlagen? Wer würde sie bei diesem Kampfe unterstützen?

Die Russen ganz gewiß nicht. Ihre Augen sind nach wie vor auf den Bosporus und die Dardanellen gerichtet. Sie haben unsern Krieg von 1870 dazu benutzt, den Pariser Vertrag, das Ergebnis des Krimkrieges, zu zerreißen und auf dem Schwarzen Meere wieder Kriegsschiffe zu halten. Sie werden auch jetzt im Trüben fischen und, wenn sie schon den Halbmond nicht von der Hagia Sophia in Stambul herunterholen dürfen, doch vielleicht freie Durchfahrt für ihre Flotten durch die beiden Meerengen als Kompensation erzielen wollen. So wird ihre Regierung wohl mit der französischen einen neuen europäischen Kongreß befürworten, aber im Geheimen Bulgarien anreizen oder gar unterstützen, wie das 1876 mit Serbien geschah.

Kompensationen irgendwelcher Art (nur keinen Territorialzuwachs auf der Balkanhalbinsel) scheint auch Italien zu erwarten; es hat sich mit Österreich und Rußland ins Einvernehmen gesetzt. Am peinlichsten berührt ist England.

England schielt mit gierigem Verlangen nach Ägypten und möchte dort brennend gern das tun, was Ferdinand in Ostrumelien und Franz Josef in Bosnien getan haben. Aber sobald es dem Sultan diesen Schabernack spielt, ist seine Vertrauensstellung bei den Jungtürken untergraben, ist es als politischer Heuchler entlarvt. So wird es klug und rechnerisch, wenn auch schweren

Herzens, wohl mit dem kleineren Vorteil vorliebnehmen und der Türkei seine diplomatische Unterstützung leihen. Doch aus seinen Äußerungen, publizistischen wie offiziellen, spricht unverhohlener Ärger.

Ärger auch über den betriebsamen König Eduard, dessen Rundreiserad gewissermaßen eine Panne bekommen hat. Wozu nun das ganze Reval? Nüchterne Leute haben die berüchtigten Einkreisungspläne gegen Deutschland überhaupt niemals ernsthaft genommen. Denn „eine Armee von dreihunderttausend Mann umgeht man nicht", meinte schon Napoleon; und eine Nation von dreiundsechzig Millionen Seelen kreist man nicht ein. Eduards Plänchen gehörte zu den in Schachkreisen bekannten „Kombinationen mit 'nem Loch". Dieses Loch ist fatal, aber es ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Daß etwas im Winde war, hätte der reiselustige König vielleicht im Sommer bereits merken können, als er so freimütig behufs gemeinsamer Aktion im Mittelmeer seine Hand hinhielt und Österreich mit ernstem Kopfschütteln abwinkte.

Deutschland hat augenscheinlich die Gelegenheit wahrgenommen, sich für einen unvergessenen Dienst in Algeciras erkenntlich zu zeigen, und hält seinem politischen Bundesgenossen an der Donau die Stange. Es kann kühleren Blutes als andere die kommenden Dinge abwarten, wird aber hoffentlich nicht ganz vergessen, daß eine erhebliche Menge deutscher Spargroschen bei der Orientbahn angelegt ist.

Zum Paragraph 218 / Von Henriette Fürth

Die bevorstehende Reform des Strafgesetzbuchs hat einen lebhaften Streit um die Beibehaltung oder Abschaffung des Paragraphen 218, des sogenannten Abtreibungsparagraphen, entfacht. Man glaubt, die Feinde des Paragraphen 218 nicht tödlicher treffen zu können, als wenn man sagt, man will den Paragraphen 218 aufheben, um einen Freibrief für Ausschweifung und jede Sittenlosigkeit zu erlangen.

Darum ist es nötig, etwas näher in diese Dinge hineinzuleuchten. Gewiß ist es ohne weiteres wahrscheinlich, daß alle Vertreter einer Reform der Sexualethik zugleich Gegner des Paragraphen 218 sind. Nicht aus selbstischen Gründen oder im besonderen Dienst der von ihnen vertretenen Sache. Wer den Mut hat, einer ganzen Welt zum Trotz die Grundpfeiler der heutigen Sexualmoral als — unmoralisch zu verwerfen, der bedarf für sich keiner Abschaffung des Paragraphen 218. Der wird das Leben bejahen, wenn es so zu ihm kommt, daß es vor dem Richterstuhl des eigenen Gewissens bestehen kann. Nicht so die Unfreien, die Lebensschwachen und die Verzweifelten. Sie fehlen gegen das Gesetz, und sie fürchten es.

Ihnen zu helfen und sie zu befreien, darum handelt es sich. Es ist eine Sache, die über alle Sondermoral einer bestimmten Zeit hinaus auf das prometheische Recht des Menschen zurückweist, sich sein Leben jedem erstarrten Dogma zum Trotz nach eigener Kraft und Einsicht zu prägen.

Der Paragraph 218 lautet:

„Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zur Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat."

Ein unerhörter Eingriff in das Recht des Individuums. Wir müssen uns auch andere gefallen lassen. Militärpflicht, Impfzwang, Meldewesen und ähnliche Dinge mehr. Schikanen sind auch hier dabei. Im wesentlichen aber handelt es sich um die Abgrenzung des Rechtes aller gegen das Recht des einzelnen, um die zum allgemeinen Schutz geschaffene Rechtsordnung. Der Paragraph 218 fällt da heraus. Die tiefinnere Sehnsucht jedes normalen Menschen geht nach der einzig sicheren Unsterblichkeit des Fortlebens in Kindern. Wer immer das Leben bejaht, wird darauf nicht freiwillig verzichten. Es sei denn, daß Staat und Gesellschaft manche Formen der Mutterschaft, wie zum Beispiel die uneheliche, in Acht und Bann tun und mit so viel Schande und Strafe beladen, daß schwächere Naturen darunter zusammenbrechen und zu verzweifelten Mitteln greifen, um sich dem drohenden Untergang zu entziehen.

Selbst Schopenhauer, der grimme Lebensverneiner, hat in einem Zusammenhang, der wie eine Satire wirkt, die in der Fortpflanzung liegende Lebensbejahung als die stärkste und unbesieglichste Lebensmacht hingestellt. Eine solche alles bezwingende Macht bedarf der Stütze durch das Strafgesetz nicht.

Und so nutzlos ist dieser Paragraph. Die dagegen fehlen wollen, schreckt er nicht. Denn stärker als die Furcht vor dem Gesetz ist in ihnen die Angst vor dem neuen Leben und all der Verantwortung, die sie tragen sollen. Auch bauen sie darauf, daß von hundert derartigen Delikten kaum eines zur Kenntnis der Behörden und zur Bestrafung kommt. Und dann: Konsequent ausgebaut, müßte dieser Paragraph auch die Herstellung und Anwendung antikonzeptioneller Mittel unter Strafe stellen; und jedes Ehepaar, das dem Staat nicht mindestens sechs Kinder liefert, müßte gehalten sein, den Nachweis des Unvermögens zu erbringen. Wie würden dabei die Zweikinderehen unserer Gesellschaft abschneiden?

Aber weiter: Die Sittlichkeitstanten beiderlei Geschlechts entrüsten sich. Je satter oder je steriler und unverheirateter sie sind, umso lauter jammern sie über die Zucht- und Sittenlosigkeit und dekretieren vom grünen Tisch: so seid doch enthaltsam, wir sind's ja auch!

Sie vergessen allerhand. Unter anderem, daß es auch Menschen gibt, die Blut und Nerven haben. Das Volk in seiner breiten Masse empfindet das als etwas Natürliches und darum Selbstverständliches. Das Mädchen aus dem Volke, das „zu Falle kommt", wie der hübsche Ausdruck lautet, erleidet dadurch keine Einbuße für eine spätere Ehe, wenn sie sich nicht mit dem Angehörigen einer anderen Volksklasse eingelassen hat, mit dem eine spätere Ehe von vornherein ausgeschlossen ist. Oder wenn sie nicht von Hand zu Hand gegangen ist. Denn das wird von der naiven Sittlichkeit mit Recht als infamierend empfunden.

Aber die Töchter der höheren Stände! Sie sind verloren, wenn sie den Stimmen des Lebens Gehör gaben, bevor Staat und Kirche ihr Plazet daruntersetzten.

Sie vor allem sind die Kandidatinnen des Paragraphen 218, sie seine Opfer. Aber nicht nur sie, auch viele tausende von Ehefrauen. Genußsüchtige Lebedamen, die die Last des Gebärens, Säugens und so weiter nicht auf sich nehmen wollen. Aber auch viele andere, die unter der Last des Lebens zu-

sammenbrechen. Verzweifelte auch sie. Der Staat und die Kirche legen ihnen die „Erfüllung der ehelichen Pflicht" ans Herz. Eine Verweigerung kann zum Scheidungsgrund werden. Dazu kommt die Enge der Proletarierwohnungen. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sagte Virchow von den schlesischen Webern, um ihre kümmerliche und dabei überreichliche Nachkommenschaft zu erklären: „Sie haben nichts als den Geschlechtsgenuß und den Schnaps." Es ist seitdem besser geworden. Ein wenig. Aber ein preußischer Wohnungsgesetzentwurf, der den privaten Bestrebungen zur Verbesserung der Wohngelegenheit der Massen eine breite Grundlage geben sollte, ist in der Versenkung verschwunden. Und auch die von den Arbeitern selbst wie von gemeinnützigen Veranstaltungen mannigfacher Art ausgehenden hoffnungsvollen Ansätze zur kulturellen Hebung der Massen sind noch nicht breit und tief genug, um alle zu erfassen, die es angeht.

So bleibt es beim alten. In der Enge der Proletarierwohnung wird das sechste, siebente, achte und so weiter Kind geboren, oder soll geboren werden. Die Enthaltsamkeit und auch die antikonzeptionellen Mittel sind derzeit noch Kaviar fürs Volk. Der Schluß: ein elend Geschlecht, zum Sterben zu zäh, zum Leben untauglich; oder — Verzweiflung und Konflikt mit dem Strafgesetz.

Und noch von einer neuen Seite her rollt sich unser Problem auf. Was nützt dem Staat ein lebensschwaches Geschlecht? Die Zahl allein tut's doch nicht. Da fällt mir die Anekdote von dem Jägerkinde ein, das, mit seinen Erfahrungen aus der Hundepraxis ans Bettchen der neugeborenen Drillinge tretend, mit voller Gemütsruhe auf den kräftigsten deutet und sagt: „Vatter, den ziehn wir uff!" Der Züchter erhält nur die nach seinem Urteil besten Exemplare. Der Gärtner rodet die schwächeren Pflanzen aus, wenn zu fürchten steht, daß sie durch Wegnahme von Erde, Luft und Licht die stärkeren in ihrem Wachstum beeinträchtigen. Für den Menschen, insbesondere den noch ungeborenen Menschen, gelten vielerorts die gleichen Erwägungen oder Gesetze. Rom ließ die Abtreibung straflos, wenn sie im Einverständnis beider Eltern vorgenommen wurde. Die „Carolina", das alte deutsche Strafgesetzbuch, unterschied, dem damaligen Stande der Wissenschaft gemäß, zwischen der belebten und unbelebten Frucht. Dasselbe geschieht heute noch in England. Plois, Westermarck und Krapotkin berichten uns von Natur-

völkern, die die Fortpflanzung nach Maßgabe des vorhandenen Nahrungsspielraums systematisch regeln. Frankreich kennt keinen Paragraphen 218. Kurz überall, außer in Preußen-Deutschland, ist die Einsicht in die Forderungen einer besonnenen Rassenpolitik soweit fortgeschritten, daß man nicht nur nach der Quantität, sondern auch nach der Qualität des Nachwuchses fragt. Man hat erkannt, daß es ein rassepolitischer Widersinn ist, Menschen zu produzieren, die dann wegsterben wie die Fliegen, aber doch lange genug leben, um denen, die vor ihnen da waren, das Mark aus den Knochen und die Sonne aus der Zukunft wegzunehmen. Jeder Säugling, der überzählig oder lebensuntauglich zur Welt kommt, bedeutet einen Verlust an nationaler Kraft und eine unwirtschaftliche Ausgabe. Er hat unnütz, weil ungenützt, die Kräfte und Säfte der Mutter an sich gezogen, er hat für Hebamme, Arzt und Arznei und für alles andere, dessen er in seinem kurzen Leben bedarf, dem Haushalt Auslagen verursacht, für die er, der so bald wieder dahingeht (siehe die Ziffern der Säuglingssterblichkeit in Deutschland, die nur noch von denen Ungarns überboten werden), kein Äquivalent bot. So wird in der Bevölkerungspolitik zur sinnlosen Verschwendung, was sich als höchste nationale Weisheit und Moral geberdet.

Aber unsere Sache hat neben der persönlichen, rechtlichen und rassepolitischen auch noch eine außerordentlich moralische Seite. Moral allerdings in dem Sinn verstanden, daß nichts unmoralischer sein kann, als wenn die Gesellschaft das, was im tiefsten Sinne ihr eigenes Verschulden ist, einem anderen zur Last legt und ihn dafür bestraft. So reckt sich das Gorgonenhaupt der Gesellschaftsschuld hinter jeder unehelichen Mutter empor, die, im Banne der Gesellschaftsmoral, ihr Kind abtreibt oder mordet. So ist dieselbe Gesellschaft mitverantwortlich für jedes Unheil und jedes Verbrechen, das daraus entsteht, daß man eine „eheliche Pflicht" konstruiert, ohne zugleich die Mittel zur Aufzucht ungezählter Kinder bereitzustellen.

Warum bin ich so dumm, das alles zu sagen? Mich so heillos zu kompromittieren, indem ich mich für die Abschaffung, zumindest aber für eine grundstürzende Umänderung und Abmilderung des ominösesten Paragraphen im ganzen Strafgesetzbuch einsetze?

Ich rede nicht pro domo, denn ich habe acht Kinder unter Opfern, Mühen und Sorgen großgezogen. Aber gerade weil ich die ganze Größe und

Schwere dieser Aufgabe am eigenen Leib erfahren habe, gerade weil ich gelernt habe, mit offenen Augen ins Leben hineinzusehen, gerade weil ich durch eigenes Leid zum Verständnis für das Weh der anderen herangereift bin: gerade darum drängt es mich, jenen meine Stimme zu leihen, denen ein Gott versagte, zu sagen, was sie leiden; und jenen anderen, die stumm bleiben müssen, weil Herr Galeotto und Madame Toutlemonde das so wollen.

Wie kann geholfen werden?

Es gibt zwei Wege. Man räume mit der Unmoral auf, die im Namen der Sittlichkeit und zur höheren Ehre der unbefleckten, weil unversuchten Tugend die uneheliche Mutter vogelfrei macht. Man garantiere jedem Menschen, der geboren wird, ein Existenzminimum. Dann wird der Paragraph 218 gegenstandslos.

Der andere Weg: Legt die Entscheidung darüber, ob und wann aus gesundheitlichen, moralischen oder sozialwirtschaftlichen Gründen ein Eingriff gestattet oder geboten ist, in die Hand des besonnenen Arztes. Dann kann der unbefugte Eingriff durch Kurpfuscher und weise Frauen unter entsprechende Strafe gestellt werden.

Wiener Brief / Von Fritz Wittels

Am Ausgang einer engen Seitengasse in den Graben ist vor kurzem ein Fiaker mit einem Einspänner zusammengestoßen. Dieses an sich überaus seltene Ereignis gewinnt durch den Ausspruch, den der Fiaker getan hat, besondere Bedeutung. Er rief: „Machens Ihnere Rouletten auf, Sö gscheerter Uhu!"

Niemals ist ein Einspänner komprimierter beleidigt, niemals so blitzartig von der Höhe seiner Menschenwürde bis in den tiefsten Abgrund der Vernichtung hinabgestürzt worden. Da Fiaker sich untereinander duzen, drückt schon die Ansprache mit Sie einen kränkenden Kastenstolz aus. Die Bezeichnung der Augendeckel als Rouletten soll andeuten, daß das Öffnen der Augen bei dem unglücklichen Einspänner nicht automatisch vor sich geht wie bei normalen Menschen, sondern daß offenbar eine besondere Anstrengung

des Verstandes hiezu erforderlich sei. Damit wird aber die Kapazität des Einspännergehirns sehr gering eingeschätzt; denn wer zum Öffnen der Augenlider den Verstand braucht, behält für höhere Funktionen nicht viel übrig. Nicht genug an dem, wird der bedauernswerte Einspänner mit dem Rufe „Gscheerter" auch seines großstädtischen Ansehens entkleidet, er wird zum Bewohner des flachen Landes degradiert, der im verwirrenden Getriebe der Stadt die Besonnenheit verliert. Endlich wird er noch ein Uhu genannt, als einer, der bei Tag nichts sieht und darum das Urbild der Unbeholfenheit darstellt. Der gesteigerte Schimpf des Ausdrucks ist so betäubend, daß der betroffene Einspänner erst nach geraumer Zeit bemerkte, daß er im Innersten vernichtet war. Er wollte erwidern, aber der Fiaker war längst aus dem Gesichte. —

Kein Zweifel, daß der geschliffene Ausdruck ein Kunstwerk, und daß der Mann auf dem Kutschbock, der im Unmut des Augenblicks, während seine Muskeln die Rosse zügelten, den Ausdruck schuf, ein Künstler war. Ein Brief über wiener Kunstverhältnisse muß notwendig mit diesem Ereignis eingeleitet werden, denn die Fiaker sind so ziemlich das letzte, was von der Kunststadt Wien übriggeblieben ist. Die Berliner, die uns den Girardi weggefischt haben, sind im Begriffe, uns auch die wiener Fiaker wegzunehmen, und das zwar nicht durch Verpflanzung, sondern dadurch, daß Automobildroschken in Wien eingeführt werden sollen. Man will uns einreden, daß wir keine Zeit mehr haben, um langsamer als im Eilzugstempo in den Prater oder zur Rohrerhütte zu fahren. Auch wird gesagt, daß der wiener Fiaker zu teuer sei; ein schmähliches Argument. Der Fiaker ist ein Künstler und empfängt als solcher nicht Lohn, sondern ein Honorar. Es steht bei ihm, dieses Honorar so hoch er will zu bemessen. Zufriedengestellt kann der Fiaker doch nicht werden. Er ist ein Schwärmer, seine Künstlerseele rechnet nicht mit den harten Wirklichkeiten dieser Welt. Er hofft bei jedem unbekannten Fahrgast von neuem, daß es der Kaiser Josef sei, der ihm mit großer Gebärde zwanzigtausend Gulden für die Fahrt auf die Hand legen werde („drei Jahre habe ich dem Kaiser treu gedient, acht Jahre bin ich in Stein g'sessen, mit der Aspernbruckn hab i mi zuadeckt, und so steh i jetzt da." — Warum jaamert Ihr? — „Weil mir ka Gööid ham!" — Da habt Ihr zwanzigtausend Gulden. — „Harrfix, wia haßens denn, edler Wohltäter?" — Meinen

Namen sollt Ihr niemals erfahren, denn ich bin . . der Kaiser Josef. — „Vater Radetzki, schau oba!") Wenn der Fahrgast dann nicht der Kaiser Josef war, so ist der Fiaker um eine Hoffnung ärmer und muß im nächsten Weinschank neuen Lebensmut suchen. Somit bedeutet jede Fahrt für den Fiaker einen Schock, und er wäre bald aufgerieben, wenn er nicht die Fähigkeit besäße, die Unannehmlichkeiten dieses Daseins künstlerisch zu sublimieren. Denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leidet (siehe den eingangs zitierten Ausruf). Er pfeift, er singt, er spielt Harmonika, er ist stets ein Künstler, auch wenn er trinkt und raucht. Der alte Bratfisch, der den Kronprinz Rudolf „gführt" hat, war hoch berühmt. Nun ist er tot; aber der junge Bratfisch lebt und „singt no schöner wie sei Vatter". Wenn man in seinem „Zeugl" fährt, grüßt alles ehrfurchtsvoll den Kutscher, die Leute rufen: „Habe die Ehre, Herr Bratfisch." Der Bratfisch wird aber dadurch nicht hochmütig, er kehrt sich zum Fahrgast, lüftet respektvoll den Hut und erzählt eine pikante Aktualität, indem er mit der Peitsche auf das betreffende Haus deutet. Es ist eine Ehre, von einem wiener Fiaker geführt zu werden. —

Wenn die Automobildroschke in Wien wirklich Fuß faßt (Rad faßt?), so werden wir das grandiose Schauspiel eines Kampfes zwischen der Maschine und dem lebendigen Künstler erleben. Ein Feuerwerk von Spott und Hohn wird auf die Wurstkessel niederprasseln (ein Motorradfahrer mit seinem Wägelchen wird als „g'heizter Hund mit 'n Einkaufkörbel" beschimpft), und wenn der Fiaker wirklich untergehen soll, so wird er würdevoll sterben.

„Und kommt der Tod einst, mit Verlaub,
Und zupft mi: Bruaderl komm!
So stell i mi im Anfang taub
Und schau mi gar net um."

Hernach wird er antworten: Aber um die Tax fahr i net. —

Es ist jedoch möglich, daß die Automobildroschken in Wien kein Glück haben. Nicht alles, was uns aus Berlin kommt, ist dauerhaft. Die Aufmachung ist gut, aber das Material ist nicht echt. Der Direktor Lautenburg war auch nicht dauerhaft. Als er vor Jahresfrist das wiener Raimundtheater übernahm, da ließ er in Wien verbreiten, daß er mit einer kolossalen geistigen

Überlegenheit komme. Das verstand sich übrigens von selbst. Auch die Weinreisenden aus Berlin kommen mit kolossaler geistiger Überlegenheit. Aber ob er mit seinem geistigen Gepäck (sprich: jeistjen Jepäck) Zollschwierigkeiten gehabt hat, oder wie es sonst geschah, — man merkte hier nichts von der Überlegenheit. Er hatte ein Ensemble um sich versammelt, in dem neben vielem Schund einige ausgezeichnete Künstler waren, die er aus sicheren Engagements herausgelockt hat, um sie nach drei Monaten einer schmählichen Direktionsführung Knall und Fall im Stich zu lassen. Ohne jeden zureichenden Grund, nämlich nur aus gekränkter Eitelkeit, weil die Wiener das Lautenburgtheater dem anderen Burgtheater nicht gleich vorzogen, noch ehe etwas geleistet war, verließ Herr Lautenburg fluchtartig die Stadt. Herr Lautenburg soll Talermillionär sein, und eine Million ist, wie Nestroy sagt: „eine schußfeste Brustwehr, über welche man ruhig stolz hinabblickt, wenn die Truppen des Schicksales heranstürmen wollen." Er wird hinter seiner Brustwehr auch den Vorwurf, daß er an seinen Schauspielern, die er schwer schädigte, schlecht gehandelt hat, ohne besondere Bewegung hinnehmen können. —

Für die Wiener Kunstverhältnisse war die Geschichte von geringer Bedeutung. Wer heute in Wien vom Theater etwas versteht, der geht nicht ins Theater. Und wer in Wien nichts vom Theater versteht, der geht nur in die Operette. Ich war fünfzehnmal bei der lustigen Witwe, neunmal beim Walzertraum, einigemal beim Mann mit den drei Frauen und beim Glücksschweinchen. Ich muß aber noch öfter hineingehen. Es hat einmal einen Engländer gegeben, der einem Löwenbändiger überallhin nachreiste, weil er dabei sein wollte, wenn die Bestien über ihren Meister herfallen und ihn zerreißen würden. Mit grausigem Vergnügen seh ich, daß die Operetten immer gräßlicher werden. Der Augenblick muß kommen, wo der Blödsinn so übermenschlich wird, daß sogar in Wien eine Revolution im Theater ausbricht: und da möchte ich dabei sein, möchte der erste auf dem Telegraphenamt sein, der nach allen Richtungen depeschiert: Mob zerreißt Victor Leon.

Aber ich fürchte, daß wir eine solche Tat nicht erleben werden. Was soll man dazu sagen, daß auch dort, wo viele Generationen lang Apollos liebste Stätte war, daß auch im Burgtheater ein Berliner haust und systematisch, wie die Berliner nun einmal sind, alles zugrunde richtet, was die Kultur eines Jahrhunderts geschaffen hat. Die Tradition, das wundervolle Parfum

des Burgtheaters ist nicht mehr. Schlenther hat einige Klassiker renovieren wollen und richtige Spektakelstücke aus ihnen gemacht. Sonst hat er das Repertoire völlig zugrunde gerichtet. Er hat die besten Schauspieler zu Fahnenflucht gezwungen (Albert Heine, Arnold Korff). Der einzige Kainz, den er uns immerwährend aufgedrängt hat, verläßt ihn jetzt auch. Unseren besten Theatermann, den Baron Berger, haben wir nach Hamburg verbannt. Jetzt ist der Berliner Hofrat geworden. Sein einziges Verdienst ist, daß er bei den Begräbnissen der großen Schauspieler aus der Laubezeit (Robert, Lewinsky, Krastel) schöne Leichenreden gehalten hat. Vom Burgtheater kann ein Wiener nicht reden, ohne von Wehmut erfaßt zu werden. Neben der Musik war hier Wiens Größe zu finden, hier konnte sie sogar dem Fremden gezeigt werden. Was sind die Regiekünste eines Reinhardt, neben die lichten Giganten gehalten, die hier über die Bretter geschritten sind! Die meisten von ihnen sind ins Grab gesunken, die wenigen geborstenen Säulen können stürzen über Nacht. Es ist ein geringer Trost, daß auch anderwärts die große Persönlichkeit in der Schauspielkunst heute nicht gedeiht. Preußische Sergeanten haben den Marschallstab ergriffen, der den Großen entsunken ist, und drillen ihre Truppe. Wenn eine Renaissance der deutschen Schauspielkunst zu hoffen ist: aus Berlin wird sie nicht kommen. Wir glauben immer, daß der Geist des Burgtheaters noch lebt, vielleicht erwacht er, wenn der Totenvogel die Direktionskanzlei verläßt.

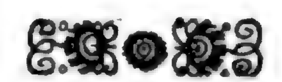
Das beste Theater in Wien ist das Parlament; aber es ist auch langweilig. An der rechten Flanke sitzt der Biehlolavek, das ist nach dem Lueger der gescheiteste Mann in Wien. Wenn die Herren zu viel Lärm machen, dann klopft er mit der flachen Hand aufs Pult wie der Herr Lehrer, und wenn der Präsident nicht schnell genug funktioniert, dann ruft der Biehlolavek: „No, was is denn, Weiskirchner!" Dem Weiskirchner sieht man es an, daß er gern Präsident ist. Seiner Frau Gemahlin ist es auch recht. Schon früher hat sie in Währing draußen eine große Rolle gespielt. Aber seitdem ihr Mann Präsident des Abgeordnetenhauses ist, ist sie geradezu die Königin des Bezirkes geworden. Zum Beispiel ist die Frau Bablik sogleich mit den Preisen in die Höhe gegangen, als sie von der Frau Doktor Weiskirchner den Auftrag erhielt, ihre Wohnung mit neuen elektrischen Lüstern zu installieren. Das ist so ziemlich das wichtigste, was aus dem parlamentarischen Leben

zu berichten wäre. Die politische Situation sieht in Wien sehr ruhig aus, in der Provinz freilich gehn machmal die Mannlicher Gewehre los. —

Auch zwischen Verona und Padua, wo ich neulich fuhr, erfährt man allerlei Unerwartetes. „Un enorme conflitto“, sagte ein Katzelmacher zum andern, „quando Francesco Giuseppe — —.“ Tirol bis zum Brenner, Triest, Küstenland, Dalmatien kommen an Italien. Nordtirol und ganz Deutschösterreich kommt an Bayern. Galizien an Rußland. Ungarn und seine Länder werden selbständig. „E la Bohemia?“ fragte einer. „La Bohemia non so,“ erwiderte der Sprecher. Man denke: einer, der so gescheit ist und weiß nicht, was man mit Böhmen machen soll. Böhmen ist nach Shakespeares Wintermärchen eine Insel: es kann auch selbständig werden.

Das hat man davon, wenn man nachgiebig ist. Erst haben wir Neapel und Sizilien hergegeben, dann Toskana, endlich auch die Lombardei und Venetien. Es ist noch keine fünfzig Jahre her, und nun wollen sie uns ganz auffressen. Sie wollen nur noch warten, bis sie wissen, was mit Böhmen zu machen sei: un enorme conflitto.

Auf dem Welttheater sind nicht immer die die besten Spieler, die das Maul recht voll nehmen. Hier sitze ich auf dem Markusplatz. Er ist bombastisch und prahlerisch. Da lobe ich mir meinen Graben. Im Jahre 1723 schloß Herr von Berkentin, der dänische Gesandte in Wien, eine Wette, daß er eine Woche lang alles Gemüse zusammenkaufen wolle, das am Graben käuflich wäre. Ganz Wien lief zusammen, der Graf verlor die Wette. Schon am dritten Tage war dem Grafen die Sache zu kostspielig geworden, und er erhielt den Spottnamen „Krauterer“. Als Napoleon in einer Mainacht des Jahres 1809 die Stadt Wien beschießen ließ, da traf die erste Granate eine niedliche kleine Putzmacherin, die gerade über den Graben spazierte, und riß ihr beide Beine weg. Das sind die beiden bedeutendsten Ereignisse, die der Graben gesehen hat: ein lustiges und ein trauriges. Was ist das gegen die Geschichte des Markusplatzes? Und doch ist mir der Graben lieber.



Unter Herbststernen

Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

Mit einer Zeichnung von Olaf Gulbransson

I

Das Meer lag gestern spiegelblank da, und auch heute ist es noch ebenso spiegelblank. Es ist eine wahre indische Sommerwärme hier auf der Insel — und ach, welch eine Milde und Wärme ist das! —, aber es scheint keine Sonne. Seit vielen Jahren ist mir nicht so friedevoll zumute gewesen, vielleicht seit zwanzig oder dreißig Jahren nicht. Aber einmal doch schon, in einem früheren Leben vielleicht, muß ich diesen Frieden gefühlt haben, weil ich jetzt ein Lied vor mich hinsumme und entzückt bin und jeden Stein und jedes Grashälmchen lieb habe und diese auch mich lieb zu haben scheinen. Wir sind alte Bekannte.

Wenn ich auf dem grasbewachsenen Pfad durch den Wald gehe, erbebt mir das Herz in einer unirdischen Freude. Eine bestimmte Stelle an der östlichen Küste des Kaspischen Meeres, wo ich einstmals gestanden habe, taucht vor meiner Seele auf. Es war dort gerade so wie hier, das Meer war auch still und düster und stahlgrau wie jetzt. Ich ging durch den Wald, wurde allmählich bis zu Tränen gerührt und sagte immerfort: „Gott im Himmel, daß ich wieder hierher gekommen bin!"

Gerade, als ob ich vorher schon einmal dagewesen wäre!

Aber dann muß ich wohl aus einer andern Zeit und aus einem andern Lande, wo die Wälder und Pfade dieselben sind, hingekommen sein. Vielleicht war ich eine Blume im Walde, vielleicht ein Käfer, der auf einem Akazienbaum lebte.

Und jetzt bin ich hierher gekommen. Ich kann ein Vogel gewesen und den langen Weg hergeflogen sein. Oder ich kann der Kern irgendeiner Frucht gewesen sein, die ein persischer Kaufmann geschickt hat ....

So, jetzt bin ich weg von dem Lärm und Gedränge der Stadt, weg von Zeitungen und Menschen; ich bin vor diesem allem geflohen, weil es mich wieder rief, mich rief vom Lande und von der Einsamkeit, woher ich stamme. „Du wirst sehen, es wird gut gehen!" denke ich und habe die beste Hoffnung. Ach, ich habe eine solche Flucht auch früher schon bewerkstelligt und bin dann doch wieder in die Stadt zurückgekehrt. Und bin wieder geflohen.

Digitized by Google

Aber jetzt habe ich den festen Vorsatz, um jeden Preis Frieden zu erlangen. Hier habe ich mir vorläufig eine Stube gemietet, und die alte Gunhild ist meine Wirtin.

Ringsum in den Nadelwäldern stehen die Ebereschen mit ihren reifen Korallenbeeren. Sie lassen zurzeit die Beeren auf die Erde fallen, in schweren Büscheln, die auf dem Boden aufschlagen. Diese Früchte ernten sich selbst und säen sich selbst wieder; ein unglaublicher Überfluß wird jedes Jahr verschwendet, an einem einzigen Baum zähle ich über dreihundert Büschel.

Und ringsum an den Hügeln stehen noch steifnackige Blumen, die durchaus nicht sterben wollen, obgleich ihre Zeit eigentlich vorbei ist.

Doch die Zeit der alten Gunhild ist auch vorbei; aber ob sie je sterben wird? Sie tut gerade, als ob der Tod sie gar nichts anginge. Wenn die Fischer zur Zeit der Ebbe ihre Fischreusen mit Teer schmieren oder ihre Boote anstreichen, geht die alte Gunhild zu ihnen hin, mit ausdruckslosen Augen, und doch den schlauesten Geschäftssinn im Herzen.

„Was kosten die Makrelen, ihr Leute?" fragt sie.

„Was sie gestern auch gekostet haben," lautet die Antwort.

„Dann mögt ihr sie behalten."

Gunhild geht nach Hause zurück.

Aber die Fischer wissen zu gut, daß Gunhild nicht nur so tut, als ob sie ihres Weges ginge; sie ist schon öfters geradeswegs in ihre Stube zurückgegangen, ohne sich auch nur umzusehen. „Hallo dort!" rufen sie ihr deshalb nach und meinen, dann müsse man eben heute sieben Makrelen auf das halbe Dutzend gehen lassen, weil sie doch schon ein alter Kunde sei.

Und dann kauft Gunhild Fische . . . .

An der Waschleine hängen rote Röcke und blaue Hemden und Unterkleider von ungeheurer Dicke. Alles miteinander ist von den alten Weibern, wie es solche auch heute noch gibt, auf der Insel selbst gesponnen und gewoben worden. Aber es hängen auch feine Hemden ohne Ärmel zum Trocknen da, Hemden, in denen man blau frieren, und kleine wollene Leibchen, die man zu einem Strang ausrecken kann. Woher kommen diese Mißgestalten? Ja, die haben sich die Töchter, die jungen Mädchen von heute, in der Stadt erworben. Bei vorsichtigem und seltenem Waschen halten sie gerade einen Monat. Und man fühlt sich so herrlich nackt darin, wenn die Löcher größer werden.

Dagegen machen Gunhilds Schuhe keinerlei Anspruch auf Eleganz. In passenden Zwischenräumen wendet sie sich an einen gleichaltrigen und gleichgesinnten Fischer; und dieser Fischer tränkt ihr das Oberleder und die Sohlen mit einer starken Schmiere, der kein Wasser etwas anhaben kann. Ich sehe zu, wie die Schmiere am Strande gekocht wird; es ist Talg, Teer und Harz darin.

Als ich mich gestern bei Ebbe am Strand umhertrieb und das Treibholz, die Muscheln und Steine betrachtete, fand ich ein Stückchen Spiegelglas. Wie dieses hierhergekommen ist, kann ich mir nicht denken, aber es schaut sich durchaus an wie ein Irrtum und eine Lüge. Ein Fischer kann es nicht in seinem Boot hergebracht und da hingelegt haben und dann wieder davongefahren sein! Ich ließ es liegen, wo es lag; es war dickes, ganz gewöhnliches Glas, vielleicht von einem Straßenbahnfenster. In früheren Zeiten war das Glas grünlich und sehr selten — Gott segne die alte Zeit, wo noch etwas selten war!

Jetzt steigt auf der Südspitze der Insel Rauch aus den Fischerhütten auf. Es ist Abend, die Grütze steht auf dem Feuer. Und wenn das Essen verzehrt ist, gehen die guten Leute zu Bett, um bei Tagesgrauen wieder aufzustehen. Nur die jungen Menschen laufen noch von Stube zu Stube, ziehen die Zeit in die Länge und wissen nicht, was zu ihrem Besten dient.

2

Heute morgen ist ein Mann hier gelandet, der das Haus anstreichen soll. Da aber Gunhild uralt und von der Gicht schwer geplagt ist, läßt sie ihn zuerst auf einige Tage Brennholz für den Herd klein machen. Ich selbst habe ihr gar oft angeboten, dieses Holz zu spalten, aber sie meint, ich sei zu gut angezogen dazu, und hat mir die Axt durchaus nicht geben wollen.

Der fremde Maler ist ein kleiner, untersetzter Mann mit rotem Haar und bartlosem Gesicht. Während er mit dem Holz beschäftigt ist, beobachte ich ihn durch die Fensterscheibe, um zu sehen, wie er die Sache macht. Als ich bemerke, daß er mit sich selbst redet, schleiche ich zum Haus hinaus und horche auf seine Stimme. Wenn er danebenhaut, bleibt er ganz geduldig und macht sich nichts daraus, wenn er sich aber die Knöchel anstößt, wird er zornig und

ruft: „Zum Henker noch einmal!" worauf er sich plötzlich umsieht und eine leise Melodie brummt, als wolle er nicht merken lassen, was er gesagt hat.

Ja, ich erkenne den Maler wieder! Aber der ist nie und nimmer ein Maler, es ist Grindhusen, einer meiner Kameraden von dem Straßenbau in Skreja.

Ich gehe zu ihm hin, gebe mich ihm zu erkennen und knüpfe ein Gespräch mit ihm an.

Viele, viele Jahre ist es her, seit wir, Grindhusen und ich, miteinander Straßenarbeiter waren. Es war in unserer grünen Jugend; in den erbärmlichsten Schuhen sind wir auf den Wegen dahingetanzt, und wir aßen alles, was wir nur erwischen konnten, wenn wir überhaupt Geld hatten.

Aber wenn wir außerdem auch einmal Geld übrig hatten, dann wurde am Samstag die ganze Nacht hindurch mit den Mädchen getanzt. Unsere Kameraden beim Straßenbau drängten sich in Haufen herbei, und die Frau im Hause verkaufte uns so viel Kaffee, daß sie ganz reich davon wurde. Dann arbeiteten wir die ganze Woche hindurch mit Lust und Liebe und sehnten uns nach dem Samstag. Aber Grindhusen, der war wie ein rothaariger Satan hinter den Mädchen her.

Ich fragte ihn, ob er sich noch an die Tage in Skreja erinnere?

Er sieht mich an und betrachtet mich und ist zurückhaltend; es dauert eine Weile, bis ich die gemeinsamen Erinnerungen bei ihm wachrufen kann.

Doch ja, jetzt erinnert er sich an Skreja.

„Und erinnerst du dich noch an Anders Fila, und an den Spiral? Und an Petra?"

„An welche von ihnen?"

„An Petra. An sie, die deine Liebste war."

„O ja, an sie erinnere ich mich. Ich bin schließlich an ihr hängen geblieben."

Grindhusen spaltet weiter.

„So, du bist an ihr hängen geblieben?"

„Jawohl, es ging eben nicht anders. Was wollte ich sagen? Ja, du bist also ein recht flotter Kerl geworden, das sehe ich."

„Warum denn? Wegen der Kleider? Hast du nicht auch Sonntagskleider?"

„Was hast du für die da bezahlt?"

„Ich weiß es nicht mehr, aber es war nicht viel, ich kann es nicht ganz genau sagen."

Grindhusen sieht mich erstaunt an und beginnt zu lachen.

„Weißt du nicht mehr, was du für die Kleider bezahlt hast?" Dann wird er wieder ernst, schüttelt den Kopf und sagt: „Ach nein, es wird wohl so sein. So geht's, wenn man Geld hat."

Gunhild kommt aus der Hütte, und als sie sieht, daß wir die Zeit beim Haublock verschwatzen, befiehlt sie Grindhusen, mit dem Anstreichen zu beginnen.

„Ach so, du bist jetzt Maler geworden?" sage ich.

Grindhusen gibt keine Antwort hierauf, und ich sehe ein, daß ich in Gegenwart andrer etwas Dummes gesagt habe.

3

Er bewirft die Wand mit Speis und streicht ein paar Stunden lang an; bald steht das kleine Häuschen hübsch herausgeputzt und auf seiner Nordseite, die nach dem Meere schaut, rot angestrichen da. Um die Mittagpause gehe ich mit einem Schnaps zu Grindhusen hinaus; wir legen uns auf den Boden und plaudern und rauchen.

„Maler? Ach was, ich bin kein Maler. Aber wenn mich jemand fragt, ob ich ein Haus anstreichen kann, dann kann ich es. Und wenn mich jemand fragt, ob ich dies oder jenes kann, so kann ich es auch. Du, das ist aber einmal ein ausgezeichneter Branntwein, den du da hast."

Seine Frau und seine zwei Kinder wohnten eine Meile weit weg; er ging jeden Samstag zu ihnen nach Hause. Zwei von seinen Töchtern waren erwachsen, die eine verheiratet. Grindhusen war schon Großvater. Wenn er Gunhilds Häuschen zweimal angestrichen habe, sagte er, dann müsse er ins Pfarrhaus und dort einen Brunnen graben; in den Dörfern da herum gebe es immer etwas zu tun. Und wenn die Erde hart gefriere und es Winter werde, gehe er entweder zum Baumfällen in den Wald, oder er lege sich eine Weile auf die faule Haut, bis irgendeine Arbeit auftauche. Er habe jetzt keine größere Familie mehr, und es werde schon recht werden, — kommt Zeit, kommt Rat.

(Fortsetzung folgt)

Napoleon III auf Schloß Wilhelmshöhe

Erinnerungen und Eindrücke nach neuen Dokumenten vom Grafen Fleury

(Schluß)

Gewiß hatte „die Aussicht, über ein um Provinzen gekürztes und verwüstetes Frankreich zu herrschen", nichts sehr Verlockendes für den Kaiser, wie er am dreißigsten September an die Kaiserin schreibt; aber konnten sich die Verhältnisse nicht derart gestalten, daß die übernahme der Regierung ihm zur Pflicht wurde? Wenn die preußische Regierung ihm erheblich bessere Bedingungen zu stellen geneigt gewesen wäre als den „Messieurs de Pavé", wie Bismarck die Mitglieder der provisorischen Regierung verächtlich nannte, hätte er dann wohl das Recht gehabt, diese für das Land vorteilhafteren Bedingungen zurückzuweisen? Wenn er sich aber weigerte, das Unheil, das er nicht abzuwenden vermocht hatte, wenigstens zu mildern, wäre dies nicht ein Vorwand, ja, ein Grund gewesen, ihm neue Vorwürfe zu machen. Hatte Graf Bismarck bei Beginn des Krieges nicht die Revolution durch den Ausspruch ermutigt, Preußen bekämpfe nicht das französische Volk, sondern den Kaiser Napoleon? ... Nun aber hatte der Kronprinz nach Sedan dafür Sorge getragen, dies zu berichtigen und zu versichern, daß der Krieg kein dynastischer sei.

Sowie das Kaiserreich gestürzt war, gab Bismarck zu verstehen, daß man unmöglich mit der provisorischen Regierung unterhandeln könne. Die Kaiserin richtete in einem Schreiben die Bitte an den Kaiser von Rußland, er möchte den König dazu bewegen, Jules Favre in Ferrières zu empfangen. Dieser Brief wurde durch den entlassenen, jedoch noch in Petersburg weilenden Gesandten, Grafen Fleury, eigenhändig überreicht. In einem berühmten Rundschreiben bestätigte der Kanzler, daß ihm die Regierungsform gleichgültig sei und er keinerlei Neigung verspüre, „sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen."

Man glaubte anfangs annehmen zu dürfen, daß der Friedensschluß nach Sedan erfolgen werde, und die Bedingungen wären dann auch zweifellos ganz anders gewesen. Die Kaiserin, voll patriotischer Entsagung, wollte keinerlei Druck auf das „Gouvernement de Défense Nationale“ ausüben und ging auf die flüchtig entworfenen Vorschläge nicht ein. In dem Maße aber, wie die Opfer sich mehrten, die Deutschland sich durch Fortsetzung des Krieges auferlegen mußte, wuchsen Preußens Forderungen.

Ganz Deutschland hätte nach Sedan den Frieden angenommen. Die Gefangennahme des Kaisers und die Übergabe von Sedan betrachtete man als Abschluß des Krieges. „Viele Herzen,“ äußerte sich der preußische Generalstab, „gaben sich der festen Hoffnung hin, daß nun ein rascher, glorreicher Friede und eine unverweilte Heimkehr ins Vaterland erfolgen müsse.“

Bismarck gewahrte diese immer mehr um sich greifende Strömung sehr wohl und erkannte ihre Gefahr. Er wollte den Frieden noch nicht, und er wußte bestimmt, daß die aus dem Aufstand hervorgegangene provisorische Regierung nimmermehr einen Frieden unterzeichnen würde, der auf dem Verlust französischer Provinzen basiert wäre. Nach allem, was Bismarck auf seine Art vorbereitet und „arrangiert“ hatte: die angeblich dem König von Preußen zugefügte Beleidigung, die Frankreich zugeschriebenen Eroberungsgelüste, mußte man nun wieder etwas finden, was den kriegerischen Geist, der in Deutschland zu erlöschen drohte, aufs neue entfachte. Bismarck rief historische Erinnerungen zu Hilfe, indem er Elsaß und Lothringen als Provinzen bezeichnete, die für Deutschland gewonnen werden müßten. Nachdem er also die öffentliche Meinung aufs tiefste erregt hatte, erließ er das berühmte Rundschreiben vom sechzehnten September, in dem er sich der allgemeinen Strömung anzupassen vorgab. „Einstimmig verlangen die Regierungen und die deutschen Stämme, daß Deutschlands Grenzen gegen die durch Jahrhunderte gegen uns gerichteten Drohungen und Angriffe aller französischen Regierungen besser gesichert werden. Solange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz ist, wird es im Angriff immer der Stärkere sein.“

Damit lüftete er die Maske! Straßburg und Metz waren die Lockvögel, die Deutschland zur Fortsetzung des Krieges bestimmen sollten. Selbst während der Krieg unterbrochen wurde, als es sich darum handelte, Frieden zu schließen, verlor Bismarck diese zwei Bollwerke, die Schlüssel zu der Position am Rhein,

nicht aus den Augen. Man wußte das auf Wilhelmshöhe, und deshalb verhielten sich die Briefe, die mir vorliegen, den eingeleiteten Verhandlungen gegenüber immer ungläubig. Unterdessen wurden aber dennoch mit Wilhelmshöhe, mit Hastings und Chislehurst, mit der provisorischen Regierung Verhandlungen angeknüpft. Um die Annahme der Bedingungen, die der provisorischen Regierung zu hart erschienen, durchzusetzen, äußerte sich der Kanzler: „Ich kann mit dem Kaiser oder der Regentin verhandeln." An dem Tage aber, wo der Intrigant Regnier in Hastings eintraf und von der Königin nicht empfangen wurde, jedoch eine vom kaiserlichen Prinzen unterzeichnete Photographie nach Ferrières und später nach Metz brachte, erklärte der Kanzler sich damit einverstanden, Jules Favre zu empfangen.

Der von Regnier errichtete Bau stürzte jedoch sofort zusammen, als er sich genötigt sah, auf die in großen Umrissen entworfenen Pläne näher einzugehen. Bismarck wollte nur auf der Grundlage einer regelrechten Vollmacht verhandeln; ihm genügte eine vom kaiserlichen Prinzen und dem Marschall Bazaine unterzeichnete Photographie keineswegs. Prinz Friedrich Karl wurde durch Bismarck davon in Kenntnis gesetzt, daß der kurze Waffenstillstand nicht im Einverständnis mit Jules Favre unterzeichnet worden war, daß jedoch ein französischer General ermächtigt sei, Metz zu verlassen, um sich zur Regentin zu begeben. General Bourbaki unternahm die Reise nach Hastings, die Regentin jedoch war sehr erstaunt über sein Kommen und weigerte sich, auf irgendwelche Unterhandlungen einzugehen. Als man in Metz davon Kenntnis erhielt, wurde Regnier verabschiedet.

Dessenungeachtet bestand der Kanzler darauf, die Verhandlungen mit dem Kaiserreich fortzuführen. Da er die Hoffnung hatte aufgeben müssen, mit der Regentin zu verhandeln, wendete er sich, dem königlichen Befehle gehorchend, nach Wilhelmshöhe.

* * *

Es ist demnach erwiesen, daß König Wilhelm selbst dem Kanzler den Befehl erteilte, persönliche Verhandlungen mit dem Kaiser anzuknüpfen. Der Kanzler, der vielleicht etwas von der Regentin zu erreichen hoffte und die Dinge in der Schwebe zu erhalten suchte, äußerte die Befürchtung, die Gefangenschaft des Kaisers könne möglicherweise jede Verhandlung mit ihm

entkräften. Dies brachte den König auf die großmütige Idee, den Kaiser unter der Bedingung in Freiheit zu setzen, daß er sein Ehrenwort verpfände, sich wieder als Gefangener zu stellen, falls die Verhandlungen zu keinem Ziel führen sollten. An Bismarck scheiterte dieser Plan, und man kam überein, daß erst nach einem geheimen Einverständnis mit dem Kaiser zu seiner Veröffentlichung geschritten werden solle.

Die mit diesen Unterhandlungen betraute Persönlichkeit war Herr Hellwitz, Großgrundbesitzer aus dem Rheinland, der in Versailles gern gesehen und dem Kaiser persönlich bekannt war. Vom Gouverneur eingeführt, verbrachte er drei Stunden mit dem Kaiser und reiste voll Zuversicht ab. Gewisse Personen der kaiserlichen Umgebung glaubten ebenfalls an die Möglichkeit eines Erfolges, da die Präliminarien annehmbar waren. Der Kaiser selbst gab sich keiner Hoffnung hin. Am darauffolgenden Tage äußerte er: „Ich habe das mir gemachte Anerbieten nicht zurückweisen dürfen, da es für Frankreich vorteilhafter ist, als ich zu hoffen wagte; aber ich bin auf eine Klausel gefaßt, die ich niemals annehmen werde."

Die Klausel kam denn auch. Man war übereingekommen, daß in Anbetracht der Unruhen in Frankreich, und um die Ausführung des Friedensvertrages zu sichern, die deutsche Regierung vor allem das Kaiserreich in Frankreich wieder aufrichten und noch einige Zeit nach der Erfüllung der Friedensbedingungen mehrere der wichtigsten strategischen Punkte besetzt halten werde. Das war das Programm der Alliierten von Anno 1814! ... Der Kaiser lehnte rundweg ab. Bismarck hatte dies voraussehen können; er wandte sich wieder an die Republikaner, die, durch den bis zum äußersten weitergeführten Krieg immer mehr in die Enge getrieben, schließlich alle Bedingungen annehmen mußten.

Solange Metz Widerstand leistete, konnte man noch an die Möglichkeit einer Vereinbarung glauben. Ende Oktober wurde General Boyer mit einer Mission an die Kaiserin betraut. Man brauchte nämlich die Zustimmung der Armee von Metz zu einer Regentschaft; die Forderungen wären damals noch weit weniger hart gewesen. Die Konstellation war schwierig, jedoch nicht ganz aussichtslos. Da die Einwilligung von Metz noch nicht gekommen war, suchte man durch Verzögerung Zeit zu gewinnen. überdies war auch die Kaiserin sehr unentschlossen. In Tours begann man sich über die Mission

Boyer zu beunruhigen. Ein ausländischer Diplomat übernahm es, die Regentin von den Hoffnungen und Befürchtungen der Delegation von Tours in Kenntnis zu setzen. Als sie vernahm, daß die Loire-Armee keine Mythe sei, daß sie sich tatsächlich organisiere und die neue Regierung sie beschwöre, sich der patriotischen Begeisterung, deren Frankreich noch fähig sei, nicht zu widersetzen, erwiderte die Regentin am sechsundzwanzigsten Oktober, daß sie angesichts dieser Tatsachen bereit sei, ihren teuersten Hoffnungen zu entsagen und die Bewegung der nationalen Verteidigung nicht zu hemmen; daß man sich jedoch beeilen möge, einen Waffenstillstand abzuschließen, denn die Kapitulation von Metz stehe nahe bevor."

Am nächsten Tag, den siebenundzwanzigsten, teilte der preußische Gesandte dem General Boyer mit, daß alles zu Ende sei; Metz hatte soeben kapituliert.

Die übergabe von Metz raubte der Regentschaft die letzte bewaffnete Macht, über die sie zur Aufrechterhaltung ihrer Ansprüche und Beschlüsse verfügte....

Einige Tage später kam die Kaiserin mit dem Grafen Clary nach Wilhelmshöhe. Das Wiedersehen mit dem Kaiser war herzzerreißend....

In Versailles wurden die Verhandlungen fortgeführt. Bismarck unterhandelte mit den Gesandten des Kaisers, dem der Kaiserin und mit Jules Favre zu gleicher Zeit, um von Favre die Annahme der härtesten Bedingungen zu erreichen. Wenn der Kaiser und die Kaiserin die Verhandlungen noch weiterführten, so geschah dies nur, um bessere Bedingungen zu erhalten; doch war alles erfolglos, da die Annektierung der zwei Provinzen schon lange im Plan des Kanzlers lag. Anfang Januar glaubten auf Wilhelmshöhe noch einzelne an die Möglichkeit einer Regentschaft mit Changarnier; andere hielten fest an dem Glauben einer Rückkehr des Kaisers. (Mehrere Briefe, die sich in meinem Besitz befinden, besprechen diese verschiedenen Ansichten.) — Gab man sich auf Wilhelmshöhe über die Zustände in Frankreich trügerischen Hoffnungen hin? Es ist möglich. Immerhin berechtigten gewisse Anzeichen dazu. Einer der Mitgefangenen des Kaisers schrieb am sechsten Januar:

„Die Berichte über eine ausgedehnte Reaktion in Frankreich werden immer häufiger und sind im allgemeinen dem Kaiserreich günstig. Die Ergebenheit der Landbevölkerung gehört ungeteilt dem Kaiser; anders verhält es sich jedoch mit den Städten, besonders mit den großen. Es ist richtig: da die bedeutenden Zentren den demagogischen Umtrieben am meisten ausgesetzt sind, führen in ihnen die Feinde des Kaisers das große Wort, während die Ge-

treuen schweigend das Haupt senken. Aber alles nimmt ein Ende, auch die Geduld und Ergebung, und die auf dem Lande begonnene Reaktion könnte sich auch auf die Städte ausdehnen. Alle Akte der Willkür und einer an Wahnsinn grenzenden Diktatur werden endlich die ehrlichen Gemüter zur Empörung zwingen. Die zuletzt getroffenen Maßregeln, die die Ratsversammlungen der Hauptstadt und der Kreise auflösen, sind derart, daß sie diese Bewegung beschleunigen müssen. Mit dem Widerstand von Paris fiele der von ganz Frankreich. Und dann ist der Moment gekommen, zu unterhandeln. Hier liegt die Schwierigkeit. Wer wird unterhandeln? Und wie?"

„Wenn es wahr ist, daß die Preußen dem Kaiserreich günstig gesinnt und gesonnen sind, ihm vorteilhaftere Bedingungen zu stellen, — wie wäre dies zuwege zu bringen? .... Angenommen, daß alle früheren Schwierigkeiten zu überwinden seien, wer würde dann die Initiative ergreifen? Die Kaiserin-Regentin oder der gefangene Kaiser? Auf welcher Grundlage wäre vorzugehen? In welcher Stadt, die vor einem Gewaltstreich der Republikaner hinreichend Schutz böte, könnte man sich niederlassen?" Nur über einen Punkt waren alle einig, nämlich über die Wahl des Mannes, der den Kaiser vertreten oder ihm beistehen könnte, es war General Changarnier.

Eine ganze Gruppe auf Wilhelmshöhe und in Brüssel, dem Wohnsitz des Generals Changarnier, war tatsächlich dieser Ansicht. Man kennt die edle Haltung des alten Generals, der sich in Afrika ausgezeichnet und sich nach dem Staatsstreich von 1851 zurückgezogen hatte. Bei Ausbruch des Krieges hatte er dem Kaiser sofort seine Dienste angeboten. Tatsächlich fanden denn auch in Brüssel im Verlauf des Januar ausgedehnte Verhandlungen zwischen dem General Changarnier und den verschiedenen Abgesandten des Kaisers statt: Mr. Levert, dem früheren Präfekten von Nordfrankreich, der sich in Brüssel aufhielt, und General Fleury, der von Wilhelmshöhe gekommen war. General Changarnier wäre bereit gewesen, sei es als Regent, mit dem kaiserlichen Prinzen, sei es als Vertreter des Kaisers, eine Rolle zu übernehmen, doch wollte er sich nicht zwecklos den Folgen eines solchen Schrittes aussetzen. Eine großartige Bewegung zugunsten der Rückkehr der Dynastie und des Plebiszits wäre dazu notwendig gewesen, und der Verlauf der letzten Wahlen schloß das aus. Die Zeit verstrich. Als Jules Favre die Friedenspräliminarien angenommen hatte, zog sich Changarnier zurück.

Es ist nachgewiesen, daß der Kaiser und seine Mitgefangenen auf Wilhelmshöhe genau überwacht wurden. Das Haupt dieser Spionage war der oberste Verwaltungsbeamte des Schlosses. Man nahm sich jedoch vor ihm in acht, denn er hatte auf eine für einen gewiegten Spion höchst ungeschickte Art seine feindselige Gesinnung zu wiederholten Malen verraten. Er ließ sich die Kopieen der vom Kaiser empfangenen und abgesandten Depeschen vorlegen, er kontrollierte nebenbei die Briefe und durchstöberte den Arbeitstisch des Kaisers, wenn er ausgegangen war, er durchsuchte die Papiere des Mr. Pietri, der Generäle und der Ordonnanzoffiziere.

Waren vertrauliche Mitteilungen über den Kaiser gewünscht worden oder maßte sich der Mann das Recht einer Privatpolizei an? Man weiß es nicht. Viele seiner Landsleute verachteten ihn und zeigten das unumwunden.

Eines Tages erhielt Mels aus dem Hauptquartier einen mit „Ein Offizier" unterzeichneten Brief, dessen Schreiber, angeblich in fremdem Auftrag, Mels aufforderte, den Kaiser zu warnen, da die Wände von Wilhelmshöhe Ohren hätten und besonders die Tischgespräche mit unglaublicher Schnelligkeit nach Versailles berichtet würden. Obwohl das Schreiben nicht unterzeichnet war, erkannte Mels seinen Verfasser, da ihm die Schriftzüge bekannt waren. Es waren die des Kronprinzen, der dem kaiserlichen Gefangenen schon zu wiederholten Malen Beweise seiner Achtung gegeben, und sogar zwei seiner Offiziere, die von dem gefangenen Herrscher in unehrerbietigen Ausdrücken gesprochen, mit Arrest bestraft hatte. Beim König wie beim Kronprinzen äußerte sich der Wunsch, der Person des Kaisers jegliche Rücksicht zu erweisen. Prinzessin Viktoria, die Gemahlin des Kronprinzen, hatte wohl den liebevollen Empfang noch nicht vergessen, den ihr der Kaiser und die Kaiserin in Saint Cloud bereitet hatten, als sie im Jahre 1855 ihre Mutter, die Königin, begleitete. . . . .

Der Kaiser vermied es für gewöhnlich sorgfältig, öffentlich von Bismarck zu sprechen; und geschah es dennoch, bemühte er sich, jegliche Bitterkeit zu vermeiden, wie dies seine Umgebung voll Erstaunen berichtet. Nun war jedoch vor einigen Tagen das Bild des Kanzlers im Verlauf eines Tischgesprächs mit weniger Nachsicht und Resignation entworfen worden als gewöhnlich. Daher der Bericht des Verwaltungsbeamten und der Brief des Kronprinzen, der nicht eigentlich unter Bismarcks Herrschaft stand.

Wirklich bedauerliche Vorkommnisse ereigneten sich auf Wilhelmshöhe nicht; doch hätte es einigemale beinahe zu solchen geführt. Bei der ersten Nachricht vom Friedensschluß und von der Proklamation des Deutschen Reiches hatte jener oberste Verwaltungsbeamte, der eine so zweideutige Rolle auf Wilhelmshöhe spielte und das Mißtrauen der französischen Gefangenen erregte, die Angestellten und die Dienerschaft des Schlosses versammelt und ihnen nahegelegt, die beiden Ereignisse durch ein Festmahl mit Tanz im Schlosse selbst zu feiern! Die Vorbereitungen wurden ungeachtet des Einspruchs der französischen Gefangenen getroffen. Der Kaiser, der es im Vorübergehen bemerkte, hatte nur ein bitteres Lächeln dafür.

Die deutschen Offiziere, die sich an den Verwaltungschef wendeten, erhielten den Bescheid, daß er von Berlin aus keine Vorwürfe zu gewärtigen habe. Nun benachrichtigte ein hochherziger Deutscher den Gouverneur. Dieser traf atemlos auf Wilhelmshöhe ein, behandelte den Mann, der sich angeblich auf die Zustimmung der Staatskanzlei stützte, mit Verachtung; und auf seinen Befehl verschwanden binnen einer halben Stunde sämtliche Zurüstungen zu dem Feste. Die Angestellten und Diener feierten die Ereignisse jedenfalls anderswo, das Schloß jedoch, das den gefangenen Kaiser beherbergte, hallte wenigstens nicht von ihren Freudenrufen wider.

Ein anderer Zwischenfall drohte ernster zu werden. Der Park von Wilhelmshöhe war Sonntags dem Publikum geöffnet. An einem Märzsonntag war die Zahl der Besucher außergewöhnlich groß, da man die Abreise des Kaisers als nahe bevorstehend betrachtete. Napoleon III, der täglich in Begleitung seiner Adjutanten und der diensttuenden Offiziere im Park spazieren ging, hatte sich der Volksmenge wegen an jenem Tage früher auf den Heimweg begeben. Dies entsprach jedoch keineswegs den Wünschen des Publikums, das eigens gekommen war, den Kaiser zu sehen. War es ein vorbereiteter Handstreich, war es ein plötzlicher Ausbruch der Erregung? Tatsache bleibt, daß die Schranken durchbrochen wurden und der Kaiser sich plötzlich von einer mehr als tausendköpfigen, drohenden, erregten Menge umdrängt sah. Die Polizei machte verzweifelte Versuche, zu ihm zu gelangen; aber die Menschenmasse war zu dicht, um ihren Anstrengungen nachzugeben. General Duplessis, Mr. Alfred Sommer, ein in Leipzig lebender französischer Kaufmann, der mit der Verteilung der den französischen Gefangenen zugehenden

Summen betraut war, und der Napoleon III so treu ergebene deutsche Journalist Mels, Korrespondent der „Times", waren die einzigen, die bis zu dem gefangenen Kaiser vordringen konnten.

Die Begleiter Napoleons III, obwohl blaß vor Zorn, blieben ruhig und kaltblütig. Die Generale Reille und Castelnan faßten ihre Stöcke fester in die geballte Faust. Der Kaiser, immer an der Spitze seiner Begleitung, befand sich plötzlich beinahe isoliert; er machte den Offizieren ein Zeichen, zurückzubleiben. Und nun gibt einer der Anwesenden folgende charakteristische Details:

„Sein Gesicht war wie aus Marmor gehauen; unentwegt und fest lag sein Blick auf der erregten Menge .... Die Unruhe wächst, Pfiffe ertönen, man hört ein Lied, das 1813 gegen Napoleon I verfaßt wurde .... Der Kaiser setzt seinen Weg langsam fort, erhobenen Hauptes ... Wird er die Beleidigung rächen? ...." Plötzlich entsteht großer Lärm! Ein pommerscher Landwehrmann, den linken Arm in der Binde, hat sich den Weg gebahnt und schiebt mit der Rechten die Schreier beiseite.

Der Weg ist frei; kaltblütig schreitet der Kaiser dem Schlosse zu.

Das Beispiel hat gewirkt. Dreißig verwundete Landwehrmänner sind bis zum Kaiser vorgedrungen und bilden, militärisch grüßend, Spalier.

Der Kaiser erwidert ihren Gruß und betrachtet teilnehmend die schmerzensblassen Gesichter. Sein gewöhnlicher guter, sanfter und wohlwollender Blick hat den stolzen verächtlichen Ausdruck sofort wieder verdrängt. Einer der Invaliden wendet sich an ihn mit den Worten:

„Jetzt wird alles wieder besser werden, Majestät."

Der Kaiser, zuerst voll Erstaunen, erwidert dem Soldaten auf deutsch:

„Auch für euch werden nun bessere Zeiten kommen; ihr werdet eure Familie wiedersehen.... Dankt euren tapferen Kameraden für den Dienst, den sie mir eben erwiesen haben." Noch ein paar Minuten, und der Kaiser ist in das Schloß zurückgekehrt.

Man hat niemals genau erfahren, ob es sich bei diesem Vorfall, der leicht tragisch hätte enden können, um einen vorbereiteten Handstreich handelte, der durch die Dazwischenkunft der Landwehrmänner vereitelt wurde. Die Offiziere der Garnison und die Polizei neigten dieser Ansicht zu. Ich verdanke diese Einzelheiten meinem Vater, der einige Tage später auf Wilhelmshöhe eintraf.

Noch so manches Interessante wäre aus Wilhelmshöhe zu berichten. Graf de Ladsédoyère, der mit seiner Mutter zu dem Prinzen von Moskowa, seinem Schwiegervater, gereist war, Baron Tristan de Lambert, der kürzlich verstorbene Graf Louis de Turenne, Gefangener in Kassel, haben mir so manche schöne Züge aus des Kaisers Leben berichtet. Jedermann liebte ihn, und sein Abschied von Wilhelmshöhe am einundzwanzigsten März war tief ergreifend. Alle beschenkte der Kaiser mit Andenken, sogar der Spion unter den Beamten erhielt eine Uhr, die er sich nicht scheute, anzunehmen.

Der deutsche Kaiser, der am fünfzehnten März in Frankfurt eintraf, hatte einen Augenblick die seiner hochherzigen Gesinnung entsprungene Absicht, den Kaiser zu besuchen und ihm persönlich seine Befreiung anzukündigen. So ritterlich diese Handlungsweise war, rief sie doch auf Wilhelmshöhe tiefe Erregung hervor. Der deutsche Kaiser gab deshalb den Gedanken auf. Trotzdem Napoleon III dies als Erleichterung empfand, war er dennoch tief dankbar für die Aufmerksamkeit. . . .

Wenige Stunden, bevor Kaiser Napoleon den Zug bestieg, erhielt er die Nachricht von den ersten blutigen Dramen der Kommune. Tief erblaßt reichte er dem Prinzen von Moskowa die Depesche, wobei er murmelte: „Ein zweites Mal in die Fremde!"

Die Prügelstrafe

Von Professor Dr. Gustav Aschaffenburg

Ein sensationelles Ereignis hat die Gemüter in Dänemark erschüttert. Ein Justizminister hat sich wegen Betrügereien und Fälschungen, deren Höhe zwischen zehn und fünfzehn Millionen angegeben wird, der Polizei stellen müssen. Sonst pflegt man die Justizminister fremder Staaten kaum dem Namen nach zu kennen. Alberti aber hat es verstanden, seinen Namen auch außerhalb Dänemarks bekannt zu machen. Er ist der Vater des dänischen Prügelgesetzes; gewiß kein unbedeutender Mensch. Ein höherer Richter schilderte ihn vor einigen

Jahren in einer wissenschaftlichen Zeitschrift folgendermaßen: „Unter den Ministern des Ministeriums ragt der Justizminister als eine sowohl von Gestalt wie von Temperament massive Persönlichkeit hervor, derb, schlagfertig, entschlossen, rücksichtslos in der Durchführung des Entschlusses, ein politischer Opportunist, immer den Weg einschlagend, der ihm gerade offen ist; um Kulturdogmen, wissenschaftliche Theorien und all dergleichen Aberglauben unbekümmert; dazu nach allgemeinem Urteil im Besitze eines feinen Instinkts für die jeweiligen Volksstimmungen."

Dieser feine Instinkt hat ihn nicht getäuscht, als er das Prügelgesetz einbrachte. Wie so oft ernste Gesetzesänderungen einem Zufallsereignis, irgendeinem ungewöhnlichen Vorfall entspringen, so auch damals. Einige sensationelle Überfälle auf Frauen hatten die öffentliche Meinung erregt, und die Stimmung der Bevölkerung war der Einführung einer energischen Bekämpfungsmethode so günstig, daß der Justizminister es wagen konnte, ein Gesetz einzubringen, das für gewisse Straftaten Prügel als ein geeignetes Gegenmittel einführen wollte. Sachliche Gründe brachten das Gesetz zuerst zu Fall, aber der zähe Alberti verstand es, im nächsten Jahre den Gesetzesvorschlag durchzubringen. Diesmal waren es politische Gründe, die der Gesetzesannahme günstig waren, und es kam noch ein wichtiges Motiv hinzu: Die Vorlage über die Prügelstrafe war verkuppelt mit einigen anderen sehr erstrebenswerten, seit langem begehrten Reformen des längst veralteten Strafgesetzes. Und der Preis, das bedingte Strafurteil eingeführt, die Altersgrenze der Straflosigkeit von zehn auf vierzehn Jahre heraufgesetzt zu sehen, machte auch vielen die Annahme des Prügelparagraphen möglich, die ihn im Innersten verwarfen.

Die Prügelstrafe kann in Dänemark als Strafzulage (zehn bis siebenundzwanzig Schläge mit einem Tauende oder Rohrstock) bei allen Gewaltsverbrechen schuldlosen Personen gegenüber dann angewendet werden, wenn die Gewalt dem Überfallenen bedeutende Schmerzen verursacht oder ihn für längere Zeit bettlägerig oder arbeitsunfähig gemacht hat. Es muß aber der Übeltäter früher schon wegen Gewalttätigkeit bestraft gewesen sein. Ferner bei wiederholten Sittlichkeitsverbrechen gegenüber Mädchen unter zwölf Jahren.

Noch ist das Gesetz keine drei Jahre in Kraft, und schon stützen sich hie und da die Freunde der Prügelstrafe bei uns in Deutschland auf die Erfolge

in Dänemark, mit ungefähr dem gleichen Recht, wie immer wieder — und auch gerade gelegentlich der Begründung des dänischen Gesetzes — auf den Erfolg des englischen Gesetzes über die Prügelstrafe vom Jahre 1863 hingewiesen wird.

Es gibt gewisse Dinge, die, obgleich sie sich ganz anders abgespielt haben, als behauptet wird, immer wieder als wahr in die Welt hinausposaunt werden. Aber sie werden dadurch doch nicht wahr. Und so mag denn noch einmal für die breiteste Öffentlichkeit festgestellt werden, daß das englische Gesetz die ihm nachgerühmte Wirkung nicht gehabt hat. Die große Zahl der Überfälle durch Straßenräuber, die ihre Opfer zu würgen pflegten (daher die Bezeichnung „Garrottierer"), hatte ein energischeres Eingreifen der Gesetze notwendig gemacht. Aber bevor es zu der Neuschaffung eines Gesetzes kam, hatten die Richter den naheliegenden Versuch gemacht, die bestehenden Gesetze etwas zielbewußter anzuwenden. Einundzwanzig der Übeltäter wurden im November 1862 zu schweren Strafen verurteilt, und bereits im Januar 1863 konnte ein hoher Beamter die Richter zur Ausrottung der Garrottierer beglückwünschen. Die Vorlage über die Prügelstrafe aber erschien erst ein halbes Jahr später. So fehlte also eine Gelegenheit, ihre Brauchbarkeit für den Zweck zu erweisen, für den sie geschaffen war. Aber sie hat sich auch seitdem in England in keiner Weise bewährt. Die Straftaten, wegen deren sie überhaupt nur erkannt werden kann (sie findet nur als Nebenstrafe gegen Männer bei Verbrechen des Raubes oder der Gewalt gegen die Person Anwendung), haben sich in England nicht vermindert, sondern vermehrt.

Von sämtlichen europäischen Staaten erfreuen sich nur England und Dänemark einer äußerst beschränkten Anwendung der Prügelstrafe; denn auf die im Aussterben begriffene Anwendung als Disziplinarstrafe in den Zuchthäusern lohnt es sich wohl kaum hinzuweisen. Läßt sich denn überhaupt erhoffen, daß die Prügelstrafe dazu beitragen wird, die Verbrechen zu vermindern? Ich kann es begreifen, daß robuste Theoretiker glauben, man könne mit dem Stock in der Hand Moral predigen. Aber vielleicht täusche ich mich darin. Sie wollen vielleicht kein moralisches Empfinden erzwingen, sondern nur das praktische Ziel verfolgen, einen Übeltäter durch die Furcht vor der Strafe von der Begehung einer Straftat zurückzuhalten. Auch das wäre ja schließlich schon ein Erfolg, mit dem wir uns leidlich abfinden könnten. Nun schlagen aber gerade die eifrigsten Verfechter der Prügelstrafe ihre An-

wendung bei solchen Verbrechen vor, die durchweg als Affektverbrechen zu bezeichnen sind, bei den Roheiten des Raufboldes und den gefährlichen Angriffen des Sittlichkeitsverbrechers.

Eine alte, sich stets von neuem bewährende Erfahrung lehrt, daß der weitaus größte Teil der Roheitsverbrechen, und zwar gerade die sinnlosesten und brutalsten Ausschreitungen, unter dem Einflusse des Alkohols begangen werden. Bei den Sittlichkeitsverbrechen aber spielt einer der allerelementarsten Triebe in seiner krassesten und ungezügeltsten Form die Hauptrolle. Es ist nun eine merkwürdige psychologische Vorstellung, daß in solchen Augenblicken, wo der Alkohol die klare Besinnung trübt oder der Geschlechtstrieb einen Menschen in Erregung bringt, die Erinnerung an die Gefahr einer Prügelstrafe imstande sein soll, hemmend zu wirken. Das hat bisher doch auch die Furcht vor langjähriger Freiheitsstrafe nicht ausreichend vermocht. Irrig aber wäre es auch, wenn man weniger an die allgemeine Abschreckung gedacht hätte als an den Eindruck auf den Geprügelten selbst. Die Erinnerung an die Schmerzen vermag ebensowenig den Rückfall zu verhindern wie andere Strafen, vielleicht noch weniger. Die Vorstellung von der abschreckenden Wirkung der vollzogenen Prügelstrafe beweist einen Mangel an psychologischer Bewertung der Erinnerung. Man versuche nur einmal, sich in der Erinnerung auszumalen, welchen Schmerz heftige Zahnschmerzen verursacht haben. Man wird vergeblich mit Aufgebot aller Phantasie versuchen, sich den Schmerz auszumalen. Der überstandene körperliche Schmerz tut in der Erinnerung nicht mehr weh. Und genau so wird es mit der Prügelstrafe gehen. Sie kann keinen abschreckenden Einfluß haben; und wenn theoretische Erwägungen das nicht schon vermuten ließen, die Erfahrung beweist es zur Genüge. Ich habe schon erwähnt, daß in England die Prügelstrafe versagt hat; auch in Dänemark hätte man eigentlich Gelegenheit genug haben dürfen, sich von der Unwirksamkeit dieses Strafmittels zu überzeugen. Nach dem geltenden Strafgesetzbuch war nämlich in Dänemark bei Knaben zwischen zehn und fünfzehn Jahren die Anwendung der Rute, zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren des Stockes bei Diebstahl und ähnlichen Verbrechen zulässig. Tatsächlich aber hatte sie sich gänzlich wirkungslos erwiesen, und auch daraus hätte man in Dänemark den Schluß ziehen müssen, daß der Erzieher mit der Rute in der Hand keine empfehlenswerte Erscheinung sei.

Es berührt merkwürdig, daß in einer Zeit, in der die berufensten Erzieher, unsere Lehrer und die Eltern, immer mehr davon durchdrungen werden, daß das Schlagen der Kinder mehr der Befriedigung eines augenblicklichen Zornes als zur Erziehung dienlich ist, sich so zahlreiche Stimmen für die Prügelstrafe erheben. Die Bedenken, sie unter unsere gesetzlichen Strafmittel einzureihen, sind so mannigfaltig, daß sie kaum aufzuzählen sind. Eins der wichtigsten ist wohl die verspätete Vollziehung. Wochen-, wenn nicht gar monatelang hinkt die Strafe der Tat nach.

Vielleicht noch wichtiger ist das Bedenken, daß es des Staates nicht würdig ist, Roheit gegen Roheit auszuspielen. Und doch würde man über alle diese Bedenken hinwegsehen müssen, wenn die Prügelstrafe einen Erfolg haben würde. Einen Erfolg aber hat sie nie gehabt und wird sie nie haben. So konnte mit Recht einer der hervorragendsten Kriminalisten, Goll in Dänemark, die Annahme der Prügelstrafe einen Sieg der „rachedürstigen Masseninstinkte" über den besonnenen kriminalpolitischen Fortschritt nennen.

Keine der vielen Theorien, die zur Rechtfertigung unserer Strafmethoden aufgestellt sind, läßt sich auf die Prügelstrafe anwenden. Sie ist keine „gerechte Vergeltung"; denn wie sollten fünfundzwanzig Stockschläge ein Äquivalent für die brutale Vergewaltigung eines jungen Mädchens oder für den tödlichen Messerstich eines Raufboldes sein. Sie wirkt nicht abschreckend, und sie wirkt nicht erziehlich. So hat Goldschmidt recht, wenn er in der vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts sich über die Prügelstrafe äußert: „Man tut übel, sich in einem Augenblicke noch so gerechten Zornes zu Strafgesetzen hinreißen zu lassen, welche die Kulturerrungenschaften von Jahrhunderten preisgeben."

Alle, die sich ernstlich mit den Mängeln unserer Strafrechtspflege befassen, sind sich darüber einig, daß gegen bestimmte Arten von verbrecherischer Tätigkeit energischer eingeschritten werden muß. Wenn die moderne Richtung der Strafrechtswissenschaft die Prügelstrafe ablehnt, so geschieht es nicht, weil sentimentales Empfinden oder übertriebene Humanitätsduselei uns vor harten Mitteln zurückschrecken lassen, sondern weil wir das Mittel für zwecklos halten.

Die modernen Bestrebungen zeigen gegen den gefährlichen Verbrecher keine bedenkliche Schwäche, keine von Empfindsamkeit durchtränkte Sanftmut. Unser neues Strafgesetzbuch wird vielmehr, wenn es nach unserer Auffassung

geschaffen wird, mit unerbittlichem Ernste gegen alle die vorgehen, die den Rechtsfrieden in gefährlicher Weise bedrohen.

Nicht die Lauterkeit seiner Persönlichkeit, sondern die Macht seiner Stellung hat es dem früheren Justizminister ermöglicht, einen Gesetzentwurf durchzubringen, dessen Ziel mit so wenig geklärten Gründen, so geringen Erfahrungen, aber mit um so stärkerem Affekt unterstützt werden konnte. Vielleicht aber benutzen die Anhänger der Prügelstrafe den Sturz jenes Mannes, der allen Erfahrungen zum Trotz das Prügelgesetz einzubringen wagte und durchzubringen verstand, als Anlaß, sich die Gründe, die für und gegen die Prügelstrafe sprechen, noch einmal ernstlich zu überlegen und mit sich ins Klare zu kommen, ob wirklich diese Strafmethode eine wirksame Waffe im Kampf gegen das Verbrechertum ist. Und dann steht wohl zu erwarten, daß, was auch unser zukünftiges Strafgesetzbuch an Neuerungen bringen wird, eins feststeht:

Die Abwehr der Gesellschaft wird nicht unter dem Zeichen der Knute stehen; wir brauchen dazu andere und bessere Waffen.

Ganz kleine Reiseglossen / Von Sir Galahad

Ägypten

Homâr, der Esel

Die Akme aller Vornehmheit ist natürlich Gemel, das Kamel. An Rhythmus der Silhouette, an Größe der Gebärde — und eine Ehrfurchtpause im Lebendigen ist nach ihm — dann kommt Homâr der Esel — wieder Ehrfurchtspause — endlich die Plebs der übrigen Tiere, Weiber und Fremde.

Überhaupt der Fremde ...... aber Allah wollte nicht, daß irgend ein Geschöpf ganz wertlos und verachtet sei auf Erden, und so verlieh er diesem eine kleine, braune Lederdrüse an der Seite, aus der er unaufhörlich Backschisch abzusondern vermag. Um dieser Drüse willen wird der Fremde geschätzt, wenn auch nicht so wie Gemel, das Kamel, oder Homâr, der Esel!

Homâr ist in Ägypten mittelgroß, athletisch gebaut und heißt gewöhnlich Mohammed Ali.

So herzig wie seine winzigen Cousins in Sizilien ist er nicht, aber auch auf seiner Schnauze steht warmer Flaum, hoch und weich wie graues Moos — vollgeschnauft mit winzigen Atemtröpfchen, wie ein betautes Gewebe.

Grellblau, weiß und honigfarben hängen ihm lange Ketten und Amulette — das Auge des Osiris gegen den bösen Blick — um den Hals, Brust und Schwanz! Besonders der Schwanz! Nur Märchenprinzessinnen tragen ihre Zöpfe so perlendurchflochten!

Unter langen Wimpern, braun und still blickt er vor sich in das grellende Land, gütig, doch mit souveräner Wurstigkeit im Zotteltrott! — Weithin, durch ganz Ägypten wirkt die schlichte Größe seiner Persönlichkeit. — Sogar die Herren Kamele dulden seine Führung, wenn sie in langem Zuge, eines nach dem andern preziös und wundervoll schreitend, die breite Last des Zuckerrohres wie eine grüne Welle tragen. — — —

Natürlich wird so getan, als gehörte er garnicht dazu — wäre einfach Luft — — von Grüßen ist überhaupt keine Rede! Teilt sich aber wo der Weg, schielen alle heimlich nach Homâr, der diskret darauf achtet, daß vor lauter Vornehmheit nicht doch noch ein Unsinn geschieht! — — —

Aber schließlich: mit Kamelen verkehren trifft bald einer — mit Menschen leben ohne gerechte Überhebung, da weist sich erst der ethische Fond im Tiere!

Leider wissen wir noch immer nicht, nach welcher Methode zum Beispiel Homâr seine stupende Charakterkraft und Willensstärke für den Verkehr mit Menschen trainiert hat! Ob durch indische Atemübungen oder amerikanisches „New Thought"-System? ?? —

Wie Sage klingt sein Stoizismus, wie Legende seine Demut, das stündliche Wunder seiner Demut: Homâr mit seinem subtilen, weil vierbeinigen Instinkt für Wege hat wieder einmal erkannt, daß es rechtsherum viel besser geht!

Der stumpfe Zweibeiner sieht das natürlich nicht ein; der auf seinem Rücken, der khakifarbene mit dem Tropenhelm und der ölbraune hinten, im himmelblauen Kittel mit dem Affengebiß!

Keine Ahnung von Willenskultur haben die zwei — nichts können sie, als ihre „Affekte abreagieren"! Der oben tut's mit Geschrei und Peitsche und Sporn, der hinten tanzt überhaupt vor Wut! Gräbt die furchtbaren Zähne

dem Esel in die Weichen, dreht ihm den Schwanz um, schlägt die Krallen in sein Fleisch! — — Homâr geht still den rechten Weg, nur ab und zu bleibt er vor Mitleid etwas stehen, damit der erschöpfte Mensch vom Beißen, Kratzen, Brüllen sich erhole. — — — — — — — — —

Es gibt eine Biographie des Buddha — — was Inder so eine Biographie nennen — —, wie der Erhabene noch ein Ochse war, aber schon damals besonders lieb und gescheit, und wie es ihm als Hund erging und als Pferd — — wie er sich durch alle Haustiere rastlos hinaufinkarnierte auf dem achtfachen Pfad der Wahnerlöschung und zum Buddha ward — — dem vollkommen Erwachten! — —

Homâr kann eigentlich nicht mehr weit haben!

Homâr, der leidverlöschte!! — —

Ein Buddha — nur nicht ganz fertig!

Ein Buddha — — noch etwas hartmäulig!

Heluân, die schneeweiße Langweile

Der „weißgehörnte Tag" ist ohne Ende. —

Weiße Sonne grellt auf den strahlenden Stein. —

Weiß ist mein Kleid. —

Und meine heißen Hände gleißen vor Licht. —

— — Scheu, auf künstlicher Oase krampft sich das Sanatorium in den arabischen Fels! —

„Bitte, wir sind aseptisch!" kreischen die rosagetünchten Wände.

„Völlig aseptisch!" wiederholen stufenweise die weißen Terrassen.

Ganz unten stehen den Nil entlang die Pyramiden von Dahschûr und Abusîr und Gîze — wie räudige Zuckerhüte! — Oben kreisen die Adler über den Klüften der Wüste — und warten — warten.

Scheue, kleine Wege kommen irgendwoher aus dem Sand — machen ein paar irre Windungen, verschwinden irgendwohin in den Sand!

Aus dem Tod? — In den Tod?

Fahle Menschen, denen blasses Blut unter der Haut hinschleicht, sonnen hier oben ihre Herzen aus. — Mit dem künstlichen Gang der Nierenkranken steifen sie die Terrasse entlang!

Zwei starren ergeben ein Dominospiel an!
Das fadendünne Orchester winselt die Witwe!
Von einem riesigen Plakat winkt Europa: „Eberlbräu!"
Oben kreisen die Adler über den Klüften der Wüste — und warten. —
Der „weißgehörnte Tag" ist ohne Ende!

— —

Unten im Dorf, dem Nile zu, schwellen Schmutz und Leben! Ölige Babies jauchzen im Rinnsal, behangen mit großen, blauen Fliegen, zwei Mistbuben raufen mit einem jungen Kamel um frisches Zuckerrohr, verschleierte Mütter schleifen ihre schwarzen Schleppen durch den Schlamm! Niemand ist aseptisch.

— —

In mein Kupee nach Kairo steigen drei Italiener. Mutter, Tochter und der befreundete Herr.

Der befreundete Herr sieht aus wie ein Cicisbeo, alt, geschickt, höflich! Die frauenhaften Stiefel und eine bestimmte Art, schwarzen Kaffee aus der Untertasse zu schlürfen, zeigen den venezianischen Nobile — drei Dogen in der Familie, ein Papst — achtzig Lire monatlich — vielleicht! —

Die Mutter hat ein Gesicht wie die Alpen. —

An mächtigen Verwerfungen und Überlappungen im Geklüfte des Teints sind mittlere und ältere Schichten geologisch nachweisbar.

Der ewige Schnee des Puders, stellenweise aufgetaut, sickert die völlig vermurten Nasenfalten hinab.

Bedrückt von ihrem Busen sitzt sie ganz still und lutscht Bonbons.

— —

Cicisbeo und die Tochter flüstern Spiritismus. In rasendem Tempo schildert sie eine Seance!

Im dämmerigen Kupee glimmen ihre reifen Augen, krallig krampfen sich die Finger: „e venuto il diavolo coi corni", der Teufel mit den Hörnern kam zu ihr — warme Genugtuung legt sich auf alle. —

Nacht gleitet ins Kupee!

Die Nilbrücke funkelt, und durch ein offenes Fenster schrillt gleich dem tiefen Rheingold-Es — le cri du Caire!

Zirkus Kairo

Shepheard-Terrasse

In Pelze vergraben — mit Skimützen und Wickelgamaschen sitzen da die Erfahrenen — treu dem Wahlspruch Unterägyptens: „Niemals in die Wüste ohne Muff!" und harren lächelnd der Neulinge! —

Das steigt khakifarben aus der mail coach, im Tropenhelm mit wehenden Sonnenschleiern und erschauert staunend bis ins Gebein im eisigen Nordsturm! — — Gymnasialbildung und Wirklichkeit ringen um die Seelen der Neulinge: hier ist Ägypten, hier sind Kamele — es muß doch der Samum sein!?! .... und ganz verwirrt taumeln sie in den Rachen des Hotels.

Schon am nächsten Morgen sitzen auch sie in Pelze vergraben — mit Skimützen und Wickelgamaschen und harren lächelnd der neuesten Neulinge .... alles genau wie gestern! —

An schönen Tagen (es gibt ja auch in Salzburg schöne Tage) lärmt es hier warm und flatternd wie in einer tropischen Voliere! Das zirpt und zwitschert aus winzigen Vogelgehirnen, ab und zu zerfetzt das durchdringende Arageschrei der Amerikanerinnen die Luft! — — — — — — — — —

Nubische Läufer in smaragdgrüner Seide sausen die Straße herauf, an ihren Fesseln klingen Silberglocken, hinter ihnen die Karosse, goldbrokatverhangen, Reiter zu beiden Seiten, rückwärts die Eunuchen — das jagt durch eine Wirrnis von Kamelen, Akrobaten und Negern — hält vor dem Hotel, — eine vornehme Haremsdame entsteigt der Karosse, ganz Pariserin Rue de la Paix, nur daß der feine Gazeschleier, in Paris das ganze Gesicht verhüllend, hier die Augen frei läßt, weiche Augen, in denen das ewig wache Geschlecht glimmt.

Still gleitet sie über die Terrasse ins Hotel zum Besuch der duchess of Roxburghe — ein Kielwasser von Neugierde hinter sich lassend. — — —

In einer Ecke sitzen die Österreicher und ihre Gattinnen, „mit blühendem Specke bewachsen". Den ganzen Tag warten sie auf die „Neue Freie Presse", und ob der österreichische Lloyd einen Bekannten bringt; — bringt er ihn, schütteln sie bekümmert die Köpfe und staunen, „woher der's nimmt"!?! Bei der Bilanz heuer! —!

Denn rastlos, von der Wiege bis zum Grabe, zehrt am Österreicher die Sorge, der Nebenmensch lebe über seine Verhältnisse. — Lädt ihn einer auf eine Semmel ein, erschrickt er bis ins Mark. Innerhalb zwei Stunden muß er sich, seinem Ehrenkodex nach, mit einer Semmel plus einem Kipfel (mir lassen uns net lumpen) revanchieren! Das überschüssige Kipfel sieht händeringend ein Dritter, und nun ist der finanziellen und geschäftlichen Erörterungen kein Ende, bis es sich zeigt, daß der Kipfelwüstling doch noch irgendeinen Onkel Sigmund (Textilbranche) zu beerben hat. —

— Doch es überwiegen die wirklichen héros métalliques von drüben und wundervolle Angelsachsen.

Blendend blond, still und vornehm, ganz Unterkiefer und Bügelfalten, sitzen sie da.

Ab und zu sieht man auch eine Germanin durch die erschrockenen Völker schreiten. —

— Vor dem Hotel steht der riesige Abessinier in pfirsichroter Seide und verteilt gerade die Morgenration Fremde unter das Volk!

Brüllend harrt es der Beute, aber der Pfirsichrote trägt einen Kautschukstock wie die englischen Policeman und haut entsetzlich, schnappt sich einer auf eigene Faust einen Fremden. —

Die werden säuberlich abgezählt und ordnungsmäßig verteilt; ein Wink des Pfirsichroten, und jeder Eingeborne trottet mit seiner Beute für den Vormittag ab, schleppt ihn zu Bauchtänzen, Mamelukengräbern, Basaren und liefert ihn zerbrochen und völlig verarmt zum Lunch wieder an der Hohen Shepheard-Pforte ab! —

Hier ist heiliger Bezirk!

Hier rastet „die verstörte Herde der Hereingefallenen"!

— Kein Farbiger wagt sich herauf. Erst jenseits des Pfirsichroten mit seinem Kautschukstock darf der Fremde gejagt werden! Winzige Stiefelputzer ranken sich um seine Beine — wurzeln ihn ans Trottoir, dieweil andere von oben dem pflanzenhaft Angewachsenen — dem Wehrlosen den ganzen Schund der Erde unter die Nase halten! —

Nein, ich will kein junges Krokodil kaufen; erst heute früh ist Mrs. Elkins ihres im Kautschuktubbe ertrunken! Ich will auch den kleinen Schimpansen nicht und nicht das Rattenskelett!

Ein junger Araber mit einer Säuglingsmumie duckt sich zum Panthersprunge, — da ich aber eigentlich keinen Bekannten weiß, dem eine Kinderleiche für seinen Salon eine rechte Herzensfreude bereitet — so wird er fehlspringen. — —

Imperator Cook winkt — und aus der goldenen Wüste kommen all diese schweifenden, schönäugigen Geschöpfe in das Elend der Stadt.

Und der König winkt wieder: da werden sie zu kreischenden Plebejern!

Nächstens werden noch die Antilopen Ansichtspostkarten verkaufen! — Oder Silberschals — oder Mumienperlen! Die Mumienperlen sind wirklich entzückend. — Sie kommen alle aus Gablonz. —

Aber man kriegt sie nur in Ägypten, denn die Fabriken liefern stets direkt an konzessionierte Hyänen, die das Schürfrecht auf Königsleichen haben. —

Frisch aus dem Grabe ersteht sie ehrfurchtscheu der Europäer und trägt sie zurück in seine und ihre Heimat, — vielleicht sogar wieder nach Gablonz. —

Noch häufiger, noch deutlicher als in Europa zeigt der Orient, wie Dichter und Kommis, Zweige eines Stammes, in einem Individuum harmonisch sich vereinen.

Hier ist jene überflüssige Spaltung noch nicht eingetreten, die nach Karl Kraus so viele Biographien unserer Literaten trübt, wo es bekanntlich immer heißt: „Ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, widmete er sich später der Literatur!"

Ohne falsche Scham — ehrlich und frei dichtet im Basar der Kommis seine Ware!

In süßer Hypnose aber sitzt der Käufer, der Märchenkäufer zwischen Edelsteinen im Duftrauch des Nargileh, und auf seiner Zunge schmilzt rosiges Ruchat Lokoum, „der Bissen der Ruhe". —

Die Hände sinken ihm vom Portefeuille, und willenlos folgt seine Seele dem Kommis — dem Sieger — dem Erleuchteten von Kauf zu Kauf! —

— Stutzt er einmal und windet sich und kann sich halt nicht entscheiden — für den silbernen Schal oder den ganz goldenen oder vielleicht doch den opalfarbenen !?!? dann lächelt hieratisch der Kommis — der Sieger — der Erleuchtete:

„Tu nicht so wichtig, Fremdling, was immer du hier kaufst, es ist der Schleier der Maja!"

Kultur / Von Adolf Loos

Es mag für den Deutschen nicht sehr angenehm sein, zu hören, er solle seine eigene Kultur aufgeben und die englische annehmen. Aber das hört der Bulgare auch nicht gern, und der Chinese noch weniger. Mit Sentimentalitäten ist dieser Frage nicht beizukommen. Die Frage nach einem nationaldeutschen Kleidungsstil mag in unklaren Köpfen noch einige Verwirrung anrichten. Auch bei Betten und Nachttöpfen. Aber bei Kanonen herrschen die englischen Formen.

Der Deutsche mag sich überdies trösten. Es ist seine eigene Kultur, der die Engländer im neunzehnten Jahrhundert Bahn brachen. Es ist die germanische Kultur, die im Inselreiche wie ein Mammut in den Tundren unversehrt auf Eis gehalten wurde und nun frisch und lebendig alle übrigen Kulturen niederstampft. Im zwanzigsten Jahrhundert wird nur eine Kultur den Erdball beherrschen.

In alten Zeiten hatten viele Kulturen friedlich nebeneinander Platz. Von Jahrtausend zu Jahrtausend, von Jahrhundert zu Jahrhundert verringerten sich die Kulturen. Im fünfzehnten Jahrhundert verloren auch die germanischen Völker ihre Kultur und wurden gezwungen, die romanische anzunehmen, die bis zum neunzehnten Jahrhundert Europa beherrschte. Ich habe vor zehn Jahren diese beiden Kulturen zu charakterisieren versucht; die romanische, die Kultur der Katze, die germanische, die Kultur des Schweines.

Das Schwein ist der Germanen vornehmstes Haustier. Es ist das reinlichste Tier, wie der Germane unter den Europäern der reinlichste Mensch ist. Es ist ein Wassertier. Wasser ist ihm ein so starkes Bedürfnis, daß es keinen halben Tag ohne Bad aushalten kann. Der Begriff der Reinlichkeit ist wohl jedem Tiere fremd, aber die Haut des Schweines dürstet nach Feuchtigkeit. Die Romanen und die Orientaler haben dafür kein Verständnis. Und so verkommt das Schwein bei ihnen und wird gezwungen — es ist die unerhörteste Tierquälerei —, sich in seinem eigenen Unrat zu wälzen. Und bei den Juden gilt sein Fleisch als unrein. Aber beim deutschen Bauern schlief

es mit der Familie. Es ist von allen Tieren das unentbehrlichste. Seine Haut ist nackt, und sein Fleisch kommt im Geschmacke dem Menschenfleisch am nächsten. Und die Anatomen studierten, bevor sie sich an den menschlichen Leichnam wagten, am Schweine.

Der Romane aber ist anderer Ansicht. Das Schwein macht sich schmutzig und geht nachher ins Wasser. Romanische Kultur predigt: mach dich nicht schmutzig, dann brauchst du kein Wasser. Es war schon ein romanisierter Germane, der seinem Söhnchen lehrt: Das muß ein schönes Schwein sein, das sich alle Tage waschen muß. Das Kulturideal des Romanen ist die Katze.

Die Katze ist ein richtiges Drecktier. Von allen Tieren haßt es das Wasser am meisten. Den ganzen Tag leckt sie den Schmutz, der sich an ihrem Fell ansammelt. Und daher geht sie jedem Schmutz ängstlich aus dem Wege.

Der Engländer aber, der Repräsentant der germanischen Kultur, macht sich immer schmutzig. Im Stall, zu Pferde, in Feld, Wald und Flur, auf Bergen und Yachten. Er greift überall selbst zu und überläßt das nicht bezahlten Knechten. Er reitet; der Romane läßt sich vorreiten. Fuchsjagd und Karussel. Er lehrte uns unsere Berge besteigen und tausend Dinge, bei denen man sich schmutzig macht. Aber er badet heute noch so wie unsere Altvordern im vierzehnten Jahrhundert.

Auch auf dem Inselreiche haben zwei Kulturen nebeneinander durch Jahrtausende Platz gehabt, die englische und die schottische. Die schottische erwies sich, da sie der germanischen Kulturanschauung mehr entspricht, als die stärkste. Die Engländer sind Schotten geworden.

Die Engländer sind Ackerbauer, die Schotten Viehzüchter. Der Germane fühlt sich am wohlsten im Gebirge. Hier behält er seine Eigenart am besten. Der Pflug kam durch die Slawen nach Europa, wie denn auch der Pflug in allen germanischen Sprachen ein slawisches Wort ist. Er verlangt die Ebene, und der Mann, der hinter dem Pfluge geht, braucht hohe Stiefel, mit denen man wohl reiten, aber schlecht marschieren kann.

Die Germanen aber sind ein Marschvolk. Der Germane trägt den Bundschuh. Zu Pferde tut's ein Leibriemen. Wer aber Schürzschuhe trägt und marschiert, braucht Hosenträger. Wer da reitet, braucht seine Kniee und Schenkel nicht und trägt sie im engen Futteral. Wer aber marschiert, der braucht freie Kniee und weite Hosen. Oder am besten gar keine.

In der Ebene braucht man glattes Tuch. In den Bergen rauhes. Die Kleidung Werthers ist tot. Sie hatte noch zu viel Slawisches. Reithose und Reitstiefel, blauer Tuchrock und Reithut. Diese Kleidung starb daran, daß man sie zur Festkleidung bestimmte. Sie wurde zum Frackanzug, der in der kultivierten Welt das Tageslicht scheut, in der aber der deutsche Professor noch heute zum Gaudium der Straßenjugend beim Minister seine Aufwartung macht.

Aber der neue Werther verblüfft die Welt in Schnürschuhen und schottischen Strümpfen, Kniehose und Rock aus rauhem Stoffe. Bis nach hundert Jahren der deutsche Professor in diesem Kleide seine Aufwartung beim Minister machen wird. Dann aber wird Lotten ein Mann entgegentreten, der eine weite Hose bis unter die Achselhöhle trägt, durch Achselspangen festgehalten. Der amerikanische Arbeiter hat die Welt erobert. Der Mann im Over all.

Don Juan d'Austria

Fragmente von Fritz Mauthner*)

2

Der Prinz von Helsingör

Zu Wittenberg war's. Das feierliche Lied ein Schlachtgesang. In allen christlichen Reichen des Abendlandes war von nichts anderem die Rede, als daß die türkische Seemacht vernichtet werden müßte, daß jeder wackere Christenjüngling als ein Seeheld unter der Flagge Don Juans den Himmel zu verdienen hätte. So waren die Studenten der Landsmannschaft „Ultima Thule" zu Wittenberg, auch die Eskimos zubenannt, ganz natürlich auf den vernünftigen Einfall gekommen, das erste, das beste Schiff auf der Elbe zu entern oder sonstwie zu erobern. Auf irgendeine Weise mußte man sich doch auf den großen Wasserkreuzzug vorbereiten. „Pereat tristitia, pereant osores."

*) Vergleiche Jahrgang I, Heft 19, 20.

Die jungen Herren von der Landsmannschaft „Ultima Thule" waren die nächsten dazu, sich für glänzende Waffentaten zu üben. Auch die Schlechtesten unter ihnen gehörten noch begüterten und alten Familien an; Geschlechtern aus den Hansestädten, aus Dänemark, Schweden und England. Ältere Brüder taten Kriegsdienste da und dort, jüngere Brüder studierten in Wittenberg, der gepriesenen Universität, ließen die Zukunft eine gute Frau sein und waren zu der Landsmannschaft der Eskimos vereinigt.

Der Unfug hatte damit angefangen, daß die Eskimos splitternackt ein kühlendes Bad in der Elbe nahmen, kaum hundert Schritte weit von der Mauer. Mehr als zwanzig übermütige Jünglinge. „Papisten!" hatte man ihnen zugerufen und „Gottesmörder!" Und ihren Künsten zugesehen: Wie sie von einem Balkenfloß, auf dem sie sich häuslich eingerichtet hatten, ins Wasser sprangen, wie sie einander haschten, wie sie tauchten, wohl auch im Wasser Purzelbaum schlugen. „Ja, ja, die Eskimos."

Und da war, natürlich wieder vom Prinzen von Helsingör, das Abenteuer vorgeschlagen worden, ein kleines Frachtschiff seeräubernd zu überfallen, das eben, nicht gar weit vom Balkenflosse, an einem Pfahl festgemacht wurde. Es hat ja eine Ladung spanischen Weines von Hamburg zur kurfürstlichen Kellerei nach Dresden zu bringen. Man sagte dem Schiffseigner nach, daß er unterwegs allerlei Spion- und Schmuggelgeschäfte ertrieb; auch in manch größeren Stadt eine Liebste wohnen hatte. Briefe und Geld hatte er schon oft an einzelne Eskimos zu besorgen gehabt. Mehr als ein rares Fäßchen Wein war schon in Wittenberg ausgetrunken worden, das nachher, mit trübem Elbwasser nachgefüllt, von der churfürstlichen Kanzlei zum zweiten Male bezahlt wurde. Und heute sollte dieses Frachtschiff zur strategischen Vorübung auf die große Seeschlacht wider die Türken seeräubernd genommen werden. „Pereat tristitia, pereant osores."

Mehr brüllend als singend schwammen die nackten Studenten heran, schwangen sich geschickt am Seil und an einer kurzen Strickleiter über Bord und überfielen wie Wilde die Mannschaft, vier Kerls, die zuerst nicht wußten, ob sie sich durch einen Sprung in die Elbe retten oder ob sie die nackten Piraten niederstechen sollten. Der Schiffseigner aber ging nach dem ersten Schrecken lachend auf den Spaß ein, ergab sich den Siegern auf Gnade und Ungnade, versprach sogar das Christentum anzunehmen und Mohammed

zu verleugnen und ließ endlich, gegen grobe Worte und das Versprechen guter Bezahlung, ein Fäßchen Malvasier nach dem Floß hinüberschaffen. Wieder sprangen die Eskimos ins Wasser, schwammen zu ihrem Floß zurück, um sich auf den heißen Holzbalken von der Sonne trocknen zu lassen.

Während dieses Sonnenbades lag ausgestreckt neben dem Prinzen von Helsingör Graf Horaz aus Kopenhagen, der Präses der Landsmannschaft. In einem mächtigen Trinkhorn wurde der Malvasier herumgegeben. Nicht zum erstenmal. Der Prinz führte aus, was er zu tun gedächte, wenn man ihm das Oberkommando über die christliche Flotte anvertrauen wollte. Die Mannschaft sollte tüchtig Schwimmen und Tauchen üben. Dann während der großen Seeschlacht alle dreihundert türkischen Schiffe anbohren, daß sie mit Mann und Maus ersaufen müssen. Betrunkene Seeheldenträume.

Graf Horaz wußte sogar im Rausche noch, was er dem Prinzen von Helsingör schuldig war. „Königliche Hoheit sind vorherbestimmt zum alleinigen Anführer der vereinigten christlichen Heere und Flotten, vorherbestimmt durch Geburt und unvergleichliche Geistesgaben. Königliche Hoheit müßten bald König werden und zum Heile der Welt und zur Beförderung aller Eskimos römischer Kaiser und Herr über beide Welten."

Gegen Schmeichelei hielt beim Prinzen von Helsingör kein Rausch stand. „Der Teufel soll dich holen, Graf Horaz. Ich wußte garnicht, daß ich Unsinn schwatzte. Du hast mir's in deiner Sprache gesagt. Durch Geburt und Geistesgaben! Da lebte hier zu Wittenberg noch vor dreißig Jahren der Dr. Martin Luther, der mehr bedeutete als mein königlicher Vater. Und gestern haben wir seinen leiblichen Sohn, den kurfürstlichen Leibarzt, rufen lassen, und der hat meinen Hund in Behandlung genommen, weil mein Hund nicht Heu fressen wollte. Das ist Geburt. Das wären die Söhne großer Väter, wenn sie nicht den Thron erbten und was zum Throne gehört. Der Geburtsadel der Hunde ist besser. Mein Hund frißt wirklich kein Heu, weil er ein geborener Edelhund ist! Und Geistesgaben. Jeder Sohn eines Königs gebietet über Land und Menschen, über Heer und Flotte, als ob er was davon verstünde. Don Juan d'Austria wird zum Generalissimus der Christenflotte ernannt, weil des Kaisers Karl gichtbrüchige Majestät sich in Regensburg hat einreden lassen, Seine Majestät hätte einen Bastard zu zeugen die Kraft gehabt. Wer weiß? Gezeugt

ist er freilich worden. Hoffentlich von einem ganzen Mann. Sonst . . . Er hätte froh sein müssen, es bis zum Feldwaibel zu bringen. König Philipp hätte froh sein müssen, es bis zum Feldwaibel zu bringen. Und wenn ich die Macht hätte, ich würde es durchsetzen, daß die Könige Feldwaibel und Scharmeister würden; und die Feldwaibel und Scharmeister würden Könige und Kaiser. Da, der Scharmeister Christoph zu Wittenberg, der von drüben so unzufrieden auf uns herüberblickt, der müßte römischer Kaiser werden. Hat alle Qualitäten. Ernsthaft, ernsthaft, lieber Graf Horaz, nicht wie wir zum Spiel. Hat's als junger Mensch im deutschen Bauernkrieg bewiesen. Hat so viel Bauern aufgehängt, bei Gefahr des eigenen Lebens, daß er mindestens den Grafentitel verdient hätte. Und ist dafür seit vierzig Jahren Scharmeister zu Wittenberg. Habe seine Freundschaft gesucht und gefunden. Tapfer. Feldwaibel. Feind aller Neuerungen, die nicht vor seinem zwanzigsten Jahre neu waren. Achtung vor allem Bestehenden: Vor Königen, Goldstücken, Kirchenältesten, Weinfässern und anderen sittlichen Einrichtungen. Der wahrhaft geborene römische Kaiser. An ihn, Graf Horaz, wende dich, wenn du wieder dicke Worte machen willst von Geburt und unvergleichlichen Geistesgaben."

Graf Horaz brummte oder stotterte eine Antwort. Dann kroch er in seine gräflichen Kleider, denn er sagte sich nicht ganz mit Unrecht, daß diese allgemeine Nacktheit der gegenseitigen Achtung schaden könnte. Bald waren alle Eskimos bekleidet. Der Prinz von Helsingör war nicht der stattlichste unter ihnen. Ein mittelgroßer wohlgenährter Bursche, dessen blondes Schnurrbärtchen seit einigen Monaten nach etwas auszusehen begann. Seine führende Stellung unter den Eskimos hatte er aber doch nicht bloß seinem Range zu danken. Das wußte er wohl, daß er unter Studenten ein König war, ein Fürst von Toren. Jung und lustig und feurig blitzte es in seinen klugen blauen Augen auf, so oft er einen tollen Einfall auf die Bahn brachte; aber alt und müde fiel es wie ein Schatten auf seine weiße Stirn, und die Augen erstarrten, so oft die Gesellen zu dummer, gemeiner, belachter Wirklichkeit machten, was ihn als Vorstellung einen Augenblick gelockt hatte. Kein Herrscher, nicht einmal unter Toren. Ein Dichter vielleicht, aber nicht einmal ein ganzer Dichter. Kein Gestalter. Nur ein Zuschauer seiner eigenen Träume. Kraftlos. Ohne Netz für seine eigenen Träume.

Der Malvasier war ausgetrunken. Mit Hilfe eines kleinen Seelentränkers wurde eine Verbindung mit dem Ufer hergestellt. Ein Fuchs aus Lübeck sollte im nahen Wirtshaus eine Mahlzeit frischer Elbfische und ein Faß Einbecker Bier holen. Als ob er sein Doktorexamen mit Glanz bestanden hätte, so triumphierend kam er zurück. Er hatte den ganzen Fischvorrat in die Pfanne schmeißen lassen und das Angelgeräte des Wirts mitgebracht. Kein Wittenberger Spießer sollte heute Fisch essen.

Der Fuchs wurde belobt, und in Erwartung der Fische beriet man, was mit den Angeln anzufangen wäre.

„Wassernixen heraufziehen."

„Hängt die goldene Erbkette des Prinzen an den Haken, und wir haben in einer Viertelstunde ein Gericht Nixen beisammen."

„Oder ein Gericht Pfaffen."

„Oder ein Gericht Ärzte."

Der Prinz von Helsingör war weitab mit seinen Gedanken. Es fiel ihm auch nichts ein. Nur aus der Gewohnheit der Eitelkeit, weil man doch etwas von ihm erwartete, sagte er mit seiner langsamen Stimme, sich überstürzend zugleich und stockend, als könnte er das Ende des Satzes nicht finden:

„Nehmen wir doch einen jungen Wittenberger zum Köder. Wenn er mit den Beinen zappelt, fangen wir Kardinäle oder Elbhaifische."

Mit blödsinnigem Gejohle stimmten die Studenten zu. Zwei junge Engländer bemächtigten sich eines halbwüchsigen Knaben, der zu spät davonzulaufen suchte. Die Bursche faßten ihn, so wie er aufs Floß gebracht war, steckten ihm den stärksten Angelhaken durch den Wamskragen und schickten sich an, den erbärmlich schreienden Buben wie einen Köder ins Wasser hinabzulassen. Am Ufer umstanden an die hundert Männer und Frauen den alten Scharmeister Christoph, rangen die Hände oder wiesen auf das Floß hin, wo die Eskimos den Buben ermorden zu wollen schienen.

„Ich laß mich nicht fressen," jammerte der Knabe. „Es gibt keine Haifische hier, aber ich laß mich doch nicht fressen."

„Schlagt sie tot, die Papisten und Tagediebe," rief es vom Ufer herüber.

Angeekelt hatte der Prinz von Helsingör zugesehen, wie die Bursche seinen stumpfsinnigen Katervorschlag in Wirklichkeit umsetzen wollten. Jetzt trat er heran und riß den Buben vom Haken los, ohne Widerstand zu finden oder

zu erwarten. Er faßte das Kind, das vertrauend zu ihm aufblickte, mit beiden Händen um den Krauskopf und sagte:

„So will ich dir dein Horoskop stellen. Du wirst heute nicht von Haifischen gefressen werden. Aber das nützt dir nichts. Du wirst dennoch sterben. Vorerst aber wirst du, der du jetzt ein bildhübsches Kerlchen bist, ein altes Scheusal werden. Aus den hübschen Kindern werden die häßlichen Menschen. Die Welt wäre viel erträglicher, wenn wir alle im zarten Alter von Haifischen gefressen würden. Auch zarte Prinzen sollten von Haifischen gefressen werden und dafür die Haifische als die Stärkeren die Lande beherrschen. Aus der Ferne. Aus der Tiefe. Das wäre gut für die Lande."

Plötzlich machte sich der Knabe frei, und über einen halb losgerissenen Balken, der mit seinem Ende kaum drei Fuß vom Ufer abstand, rettete er sich. Halb fiel er ins Wasser. Der Prinz sprang nach, mit einem geschickten Satz. Jetzt stand der Prinz vor dem Scharmeister Christoph, der den Knaben vollends ans Land gezogen hatte und unwillkürlich mit der rechten Hand nach dem schweren Dienstsäbel griff.

„Heran," rief mit klingender Stimme der Prinz von Helsingör. „Heran, du zitternder Sohn des blutigen Mars. Zieh deine Plempe und kämpfe mit mir um die Herrschaft der Welt. Auch hat mir der Arzt einen Aderlaß verordnet, weil ich zu dick geworden bin und mein Blut zu träge. Ein Honorar wie dem churfürstlichen Tier- und Leibarzte Doktor Luther, wenn du mir mit deiner Plempe zu Ader lassen kannst."

„Hau' ihn, Christoph!" schrieen die Bürgersleute, die sich aber doch einige Schritte weiter zurückgezogen hatten.

Der alte Scharmeister Christoph mit seinem weißen Schnauzbart hatte seine Ruhe nicht verloren. Hergebrachter Studentenunfug, weiter nichts. War zu dulden. War sogar erfreulich. Drei Dinge waren im Kopfe des Scharmeisters. Daß er seinen täglichen Schoppen trank, ohne sein bißchen Erspartes anzugreifen. Daß sein Sohn Küster an der Schloßkirche blieb und für sein Schulmeisteramt außer Wohnung und Holz von nächsten Weihnachten ab auch noch einige Gulden bares Geld bekam. Und daß sein Enkel einmal, einmal, noch bei Lebzeiten des Scharmeisters, Pastor wurde, vielleicht viel später Hauptpastor an der Schloßkirche. Und auch so Thesen anschlug. Und daß sein Enkel in der Studentenzeit auch solche Streiche machte.

Der Scharmeister hielt die Hand an der Plempe, stand stramm und blinzelte den Prinzen mit ehrerbietiger Vertraulichkeit an.

„Hau' ihn, Christoph!"

„Oho!" rief der Prinz. „Hast du erkannt, daß du der heimliche Kaiser des römischen Reiches bist? Will der Feldwaibel von Wittenberg mit dem Prinzen von Helsingör nicht fechten, weil Helsingör dem kaiserlichen Feldwaibel zu klein ist? So wisse denn, du majestätische Bauernschlauheit, daß das eben die Frage ist, ob du mächtiger bist oder ich. Du bist die Ordnung, und ich bin die Freiheit. Ich bin der freieste der Freien, ich bin der Prinz, der die Welt vom Königtum befreien will. Nieder mit allen Königen und die es werden wollen! Bundschuh!"

Besinnungslos zog der Scharmeister seinen Säbel. Bei dem Rufe „Bundschuh". Der Prinz lachte wie ein Kind.

„Bundschuh! Seit fünfzig Jahren steh ich dir gegenüber, du Kanalräumer der Stadt Wittenberg, du Hebamme und Friedhofgespenst. Du Nachtwächter und Kaiser du. Besiegst du mich, so sollen die Kaiser noch für weitere hundert Jahre Nachtwächter bleiben. Siege ich, so sollen die Tagfalter herrschen. Bundschuh! An den Galgen mit allen Herren und Scharmeistern!

Der Scharmeister Christoph wußte nicht mehr, was der Prinz sagte und was er selber tat. Beim letzten Ruf „Bundschuh" hatte er den Säbel geschwungen und zugleich der Prinz die feine Degenklinge. Die war an der Spitze scharf geschliffen, auf Stoß und Hieb. Mit ungebrochener Kraft schlug der alte Soldat auf den Studenten ein; er sah nicht mehr den Prinzen, nur noch irgendeinen verkommenen Bauernführer aus dem Ritterstande.

Der Prinz wehrte sich lächelnd. Jeden plumpen Hieb parierte er unfehlbar mit dem Degenkorbe und rief dazwischen für die Genossen, ohne nach ihnen umzublicken: „Ich gebe Fechtstunde. Kraft hat der Kerl, aber nichts gelernt. Hält mich für einen Ambos. Oder für eine reife Garbe, die er mit dem Dreschflegel bearbeitet. Oho, Wittenberg!"

Knapp hatte er einen Sauhieb des Scharmeisters pariert und merkte jetzt, daß der alte Mann ihm blindlings ans Leben wollte.

„Du wirst doch nicht ernst machen wollen, Wittenberg? Dann muß ich ja zum Angriff übergehen. Pariere! Aber schnell. Quart! Terz! Rasch eine Fintenterz! Recht gut, mein Söhnchen, aber schneller, schneller! Sonst spalt

ich dir deinen Hosengurt, und du wirst die Schamhaftigkeit der holden Zuschauerinnen verletzen."

Der Scharmeister wehrte sich und war zornig geworden. Die Studenten auf dem Floß waren neugierig, wie der Prinz, ihr bester Schläger, die Sache zu Ende führen würde. Mit Beifallsrufen und Ratschlägen beteiligten sie sich am Zweikampf.

„Zeichne ihn! Durchbohr ihm beide Ohren, damit er Ohrringe tragen kann. Säble ihm die Knöpfe herunter!"

„Zu Befehl," rief der Prinz zurück und begann, dem Scharmeister die Knöpfe des Waffenrocks herunterzuflitzen, einen nach dem andern, von unten nach oben. Mit blitzschnellen Finten. „Der letzte Knopf ist nicht leicht. Hüte dich, Wittenberg!"

Man sah es dem Prinzen an, wie er, weit vorgebeugt, diesen schwersten Hieb mit Auge und Hand schon ausführte, als Ziel schon sah. Noch bevor der Stoß geführt war, zeterte es auch vom Floß herüber: „Vivat der Prinz! Vivat der Prinz!"

Der Scharmeister Christoph hörte den Ruf. Daß er sich so vergessen konnte, einem künftigen König gegenüber. Dessen Hofprediger hätte der Enkel werden können. Und der Scharmeister Christoph machte unerwartet eine rasche Bewegung, als wollte er niederknieen. In demselben Augenblicke stak ihm des Prinzen Degen in der Schlagader des Halses, und er sank röchelnd nieder.

Ein wilder Aufschrei der Bürger. Die Studenten sprangen ans Ufer und trieben sie mit ihren Degen in die Flucht. Graf Horaz untersuchte die Wunde des Opfers. Der Prinz steckte seine Waffe tief in den Sand, um sie abzuwischen.

„Er ist ohnmächtig, mein lieber Horaz, und bald wird er ganz ohnmächtig sein. Tot nennt man das. Und wir haben wieder einmal eine Heldentat vollbracht. Wir Schweineschlächter. Ich habe den Mann überschätzt. Er hatte Achtung vor meinem Titel. Er war doch noch mehr Feldwaibel als Kaiser."

„Wir alle sind Zeugen," stotterte Graf Horaz, „daß der Kerl freiwillig in die Spitze hineingelaufen ist."

„Ganz freiwillig! So freiwillig, wie ein Kind zur Welt kommt, und wie ein Königsmörder sich rädern läßt. Ein Selbstmörder also. Man wird ihm das ehrliche Begräbnis versagen. Das dürfen wir Schweineschlächter nicht

dulden. Wir wollen die Schloßkirche anzünden und seine Leiche in den Flammen verbrennen, gedoppelte Helden der Vorwelt."

Die meisten Studenten waren zurückgekehrt. „Bravo, Prinz!" riefen sie.

Der Prinz von Helsingör legte dem Grafen Horaz die Hand auf die Schulter.

„Laß doch den Feldwaibel liegen. Ist mir garnicht um ihn zu tun. Nur um mich. Immer nur um mich. Ich bin noch viel dümmer als er und als ihr. Denn euer „Bravo, Prinz" tut mir weh. Es ist der Anfang alles übels, dieses „Bravo, Prinz". Ich glaube ganz bestimmt, ich habe es immer gehört, seitdem ich die Windeln gelb machte. Und als ich mit den ersten Zähnen der Amme in die Brustwarze biß, da sagte sie, glaube ich, „Bravo, Prinz". Die gute Mutter lächelte stolz, und der Hofmarschall riß einen hofgemeinen Witz. Ich lernte nichts als Hofleute kennen. Für jede Maulschelle dankten sie mit einem „Bravo, Prinz". Und wenn ich zu den Bürgerfrauen neugierig ins Bett kroch, so sagten sie „Bravo, Prinz". Und die Ehemänner sagten „Bravo, Prinz". Wo ich auch war, was ich auch tat im Lande meines königlichen Vaters, da war der Hof, und die Leute waren die Hofleute. Ich ging an fremde Höfe, wo ich doch garnichts zu sagen hatte. Ich kam in Länder, deren Sprache ich nicht redete. Sie verstanden nicht, was ich sprach, aber sie sagten „Bravo, Prinz". Und wenn ich einen Wind von mir gab, so meinten sie, der könnte am Ende doch zu den Vokalen meiner Sprache gehören, und riefen „Bravo, Prinz". Und die Hofpoeten besangen meinen rosenduftigen Atem. Da brannte ich wieder durch und kam überall hin, von wo der Ruf der Freiheit zu mir gekommen war. Und kam nach Wittenberg, wo die Blüte der deutschen fürstlichen Freiheit einzig der Welterkenntnis lebt. Einzig. Tag und Nacht habt ihr auf meinem Gewissen herumgetrampelt und die Ohren meines Gewissens taub gemacht mit eurem ewigen „Bravo, Prinz". Ihr freien Befreier, ihr Grundsucher nach den tiefsten Gründen der letzten Philosophie. Ihr Afterkriecher! Da, dieses verreckende Tier, dem ich den Hals durchschlagen habe, sieht es mich nicht demütig an, als wollte es meine Fechtkunst rühmen? Gott sei Dank, daß es nicht mehr reden kann. Sonst würde es noch einmal sagen „Bravo, Prinz"."

Wirklich hatte der Scharmeister die Augen geöffnet. Er gedachte unklar seines Sohnes, des Küsters und Schulmeisters, und ganz hell seines Enkels,

der doch jetzt vom Prinzen Förderung erfahren mußte. Er selbst ... für den Enkel ... Weltlauf. Der Prinz m u ß t e die zuckende Bewegung der rechten Hand und den bittenden Blick verstehen, mit dem der Scharmeister Christoph jetzt verschied.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau des März

Politik

Das Ereignis des Monats ist die Unabhängigkeitserklärung von Bulgarien und die Parallelaktion von Österreich-Ungarn in Bosnien und der Herzegowina: Beide Akte und die griechische Okkupation von Kreta, die sie nach sich zogen, liegen in der Richtung der politischen Logik, aber sie vollziehen sich in der Form der Gewalt, und die Wunde soll auf einem Kongreß verbunden werden. Die Türkei sieht diese Akte nicht für einen casus belli an. Sie hätte ein Recht dazu. Es ist aber ein Akt höherer Staatsweisheit, die Klugheit von Schweden nachzuahmen, welche das innerlich selbständige Norwegen auch formell selbständig machen ließ. Bulgarien i m türkischen Reich wäre ein Element unendlicher Unruhe. Und daß angesichts der Einführung der türkischen Repräsentativverfassung Österreich-Ungarn, nachdem seine Verwaltung Bosnien und die Herzegowina hochgebracht hat, nach Einführung des konstitutionellen Regiments in der Türkei beiden Provinzen die schon lang begehrte Volksvertretung in irgendeiner Form gewähren und dazu die Okkupation in ein völkerrechtliches Definitivum verwandeln muß, erscheint, trotz der Härte fast wie eine Notwendigkeit. Darum werden die europäischen Staaten, die von Kaiser Franz Josef ein eigenhändiges versiegeltes Schreiben erhalten haben, in dem vermutlich das Obige stehen wird, diese Entwicklung mit verschiedenen Wärmegraden z u l a s s e n und sich nur in der Miene unterscheiden, mit der sie in Konstantinopel dies tolerare possumus aussprechen. Würde die Türkei unter dem Druck der Volksstimmung oder infolge der politischen Schwäche des neuen Regimes einen Krieg beginnen, so würde ja wohl eine Differenzierung der Sympathie eintreten, welche Deutschland zum Beispiel sowohl gegenüber Österreich als gegenüber der Türkei zu erklären die Neigung verspüren wird. Entscheidend muß aber das nationale und politische Interesse sein, das Deutschland mit Wien verbindet. Den Akt von Bulgarien wird Deutschlands Diplomatie mißbilligen. Von psychologischem Interesse wird die Politik Englands sein. Rußland steht vermutlich hinter Bulgarien.

Der Bruder des Fürsten von L i p p e hat seinen Abschied aus der preußischen Armee genommen. Er versichert, daß dies aus „persönlichen“ Gründen und nicht aus politischen geschehen sei. Die allgemeine Meinung im Fürstentum und in Deutschland geht dahin, daß die gleiche Vorenthaltung kaiserlicher Huld den Schritt herbeigeführt hat, wie sie der straßburger Konsistorialpräsident Cur-

tius noch immer zu erfahren hat. Da man periodisch auch von anderen Höfen Verstimmungen gemeldet erhält, ist der patriotische Wunsch berechtigt, es möchte den kaiserlichen Ratgebern gelingen, überzeugend auszuführen, daß auch den royalistischen Gefühlen eine Vermeidung von Ungleichartigkeiten in der äußeren Form willkommen wäre.

In den Vereinigten Staaten tobt ein heißer Wahlkampf um die Präsidentschaftstelle zwischen dem Republikaner Taft und dem Demokraten Bryan. Das Ungewöhnliche und Erhitzende liegt in der scharfen Einmischung des noch im Amt befindlichen impulsiven und imperialistischen Präsidenten Roosevelt. Er wechselt Agitationsbriefe mit Bryan. Das widerspricht der Tradition und entspricht nicht der Unparteilichkeit eines Staatsoberhauptes; es verstärkt auch den unwillkommenen Eindruck, daß Roosevelt die Wahl „mache" und Taft sein Kandidat sei. Der Kampf wird nicht schöner durch die Beschuldigung von Trustkorruption, die sich beide Teile vorwerfen und nachweisen. Es ist nicht vorauszusehen, wie diese Erscheinungen auf die amerikanischen Urwähler, vor allem in dem entscheidenden Staat New York, wirken. Man hat aus der Entfernung den Eindruck, daß die ursprünglich aussichtslose Kandidatur Bryan avanciert ist. Bryan schreibt und redet in imponierenden Quantitäten. Taft ist heiser. Deutschland ist unbeteiligt. Im Interesse der Weltwirtschaft wäre eine Schwächung der hochschutzzöllnerischen Trustpolitik eine Wohltat.

Australien will sich ein Heer und eine Flotte schaffen, obwohl es von niemand angegriffen wird. Der Gedanke kann von England fast nur als Wunsch der Selbständigmachung aufgefaßt werden.

Handel

Die deutschen Detaillisten sind nicht zu einer eigenen Berufsgenossenschaft vereinigt, sondern der Lagereiberufsgenossenschaft angegliedert, die nur wenig Betrieben respektive Personen aus diesen Kreisen die Aufnahme ermöglicht.

Nur handelsgerichtlich eingetragene Detailgeschäfte, die während mindestens hundert Tagen im Jahr Lagerarbeiten ausführen lassen, sind versicherungspflichtig, und nur jene Unfälle sind für die Genossenschaft verbindlich, die bei dieser Lagerarbeit passieren. Ein versicherungspflichtiger Lagerarbeiter, der zugleich zum Verkauf verwendet wird, darf also in seinem und des Geschäftes Interesse nur bei der Lagerarbeit von der Leiter fallen.

Der weitaus größte Teil aller Detailgeschäfte ist also garnicht, der Rest schlecht versichert, und es ist erklärlich, daß in den beteiligten Kreisen nach einer geeigneten Verbesserung der Verhältnisse gestrebt wird. Eine Reihe von Detaillistenvereinigungen arbeitet schon längere Zeit daran, die zuständigen Ämter für diese Frage zu interessieren, und es wäre zu wünschen, daß diese Angelegenheit durch unsere amtliche Behendigkeit eine rasche Förderung erführe.

Die angestrebte Berufsgenossenschaft für Gewerbebetriebe mit offenen Detailverkaufsstellen hätte auch noch den Vorzug, alle Detailleure unter einer Flagge zu vereinigen und für sonstige gemeinsame Aktionen als Unterlage zu dienen. Ob die tapfere Vorsicht und der chronische Geschäftsneid solche Entfaltung erlauben, hängt natürlich von dem Wasserstand unter der Kehle ab.

In Berlin ist als „Passagekaufhaus" ein mit allen Chikanen der Warenhaustechnik ausgestatteter Neubau ent-

standen, der dadurch an Interesse gewinnt, daß die einzelnen Abteilungen durch selbständige Unternehmer geleitet werden. Diese betreiben ihr Geschäft auf eigenes Risiko, zahlen die sie treffende Miete und disponieren nach Gutdünken.

Reklame, Personalengagements und andere äußere Angelegenheiten geschehen nur unter dem Namen der Firma.

Die eigentlichen Besitzer können auf alle Fälle zufrieden sein, weil alles vermietet ist, und weil das Risiko, den Verdienst einer Abteilung durch den Verlust einer andern aufgezehrt zu sehen, auf die Mieter abgewälzt wird.

Nach welchem Modus die einzelnen Ressorts die „Blender" zu liefern haben, darüber verlautet nichts, und man muß sich mit dem Vergnügen, einige Detailleure endlich einmal an einem Stricke ziehen zu sehen, vorderhand zufriedengeben.

* * *

Mit knapper Zweidrittelmajorität ist in Berlin auch der Achtuhrladenschluß durchgegangen, aber, im Gegensatze zu verschiedenen Provinzstädten, mit Ausschluß der Zigarren- Blumen- und Konfitürengeschäfte. Berlin muß doch stets etwas Besonderes haben, — es braucht aber nicht gerade auf dem Gebiete des Fortschrittes zu liegen.

Rundschau

Neues von Shakespeare

Ein fast zu schöner Traum: Uraufführungen verborgen gebliebener Shakespearedramen zu erleben! Daß der alte Kreis erweitert werden müßte, hatten von den Unsern schon Tieck und Karl Elze zugegeben. Auch „Perikles, Fürst von Tyrus", in der Gesamtausgabe von 1623 noch nicht enthalten, war ja erst 1663 bei der dritten Folio hinzugekommen und ist heut allgemein anerkannt.

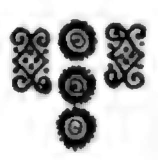
Ein junger Privatgelehrter mit Namen Alfred Neubner hat sich nun in einem Büchlein über „Mißachtete Shakespearedramen" der Mühe unterzogen, allen vorhandenen Spuren liebevoll und kritisch nachzugehen. Wir erfahren, daß unserm Dichter bei seinen Lebzeiten nicht siebenunddreißig, sondern achtundvierzig Stücke zugeschrieben wurden. Diese Zahl nennt ein so exakter Gelehrter wie Camden, der als Wappenherold der Königin dem Schauspieler William Shakespeare aus Stratford on Avon 1599 ein Wappen verschaffte und ihn damit aus einem Freisassen zum Gentleman machte. Die gleiche Zahl (achtundvierzig) wiederholte Kirkmann im Jahr 1671, während Langbaine „ungefähr sechsundvierzig" sagt.

Leider sind von den elf Dramen, die nach Neubner zu den heute landläufigen siebenunddreißig hinzukommen, nur noch sechs im Wortlaut vorhanden, während gerade von denen, die uns durch ihr Stoffgebiet sofort shakespearisch anmuten: „König Stephen", „König Heinrich I" und „König Heinrich III" die Texte verloren gingen. Sich von Shakespeare den englischen Investiturstreit, den Kampf zwischen Krone und Kurie schildern zu lassen oder den

Charakter jener Ellinor, der wunderschönen „Königin von Engelland", von deren galanten Abenteuern, solange sie noch französische Königin war, alle Harfner sangen, der Mutter von Richard Löwenherz, der eifersüchtigen Todfeindin jener Rosamunde, die der König im Schloß Woodstock verborgen hielt, — doch das sollte nicht sein. Und leider wirken die sechs Texte, die uns von den genannten elf erhalten geblieben sind, nicht recht überzeugend. Zwar hat Neubner inzwischen sowohl die „Yorkshire-Tragedy" als den „König Lokrin" sorgfältig und sauber übersetzt. Aber in der Tragödie vermissen wir durchaus die shakespearische Note, jene von Witz und Phantasie sprühende Diktion, die ein so sichres Kennzeichen ist. Von „König Lokrin" andrerseits behauptete Malone, dem noch viele Quellen rauschten, die seither verschüttet sind: er sei von Christoph Marlowe; die Buchstaben W. S. auf dem Titelblatt bedeuteten William Smith als Korrektor und Herausgeber.

Trotzdem sei jedem Verehrer des großen Briten Neubners Buch empfohlen*). Es enthält auf etwa zweihundert Seiten in guter Anordnung und frischer Darstellung mehr wirkliche, durchdachte, brauchbare Shakespearekunde als manches dickleibige Werk, das eigenwillig mit Hypothesen arbeitet, die überhaupt keine Kritik vertragen, während Neubner durchweg von Tatsachen ausgeht und Konjekturen zurückweist.

Robert Hessen



*) Bei Otto Elsner in Berlin, 1907.

Bismarck in der Walhalla

Als Bismarck für das Reich das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht einführte, setzte er ihm in Gestalt des Bundesrates einen Dämpfer auf. Mit dem allgemeinen Wahlrecht rächte sich der preußische Junker an der liberalen Bourgeoisie, die ihm in der Konfliktszeit der sechziger Jahre das Leben so schwer gemacht hatte. Zugleich diente es ihm als Rute hinterm Spiegel, mit der er den eigenen Standesgenossen drohen konnte, falls sie in Deutschland allzu preußisch regieren wollten. Vor allem aber sollte zwischen Sozialismus und Junkertum die Bourgeoisie wie zwischen zwei Mühlsteinen so lange mürbe gerieben werden, bis sie mit der Regierung durch dick und dünn ging. Bismarck ist also der Großvater des heutigen Blocks wie Kaiser Wilhelm I der Großvater des jetzigen Kaisers. Daß im übrigen Bismarck mit dem Lassalleschen Gedanken nur spielte, um alle Parteien im Schach zu halten, beweist die ausschlaggebende Stellung, die er in der Reichsverfassung dem Bundesrat, der Vertretung der verbündeten Regierungen, gab. Bei ihm ist alle gesetzgeberische Initiative. Der Reichstag ist nur imstande, Schmälerungen der einmal errungenen Freiheiten abzuwehren. Die Einheit Deutschlands ist tatsächlich auf der Einigkeit der Fürsten aufgebaut. Und wie singt Herwegh? „Wenn sich die Völker gerührt, haben die Fürsten geruht." Also . . .

Doch Undank ist der Welt Lohn. Am achtzehnten Oktober, am Gedenktage der Völkerschlacht bei Leipzig, soll die Büste des Einigers Deutschlands in der Walhalla bei Regensburg aufgestellt werden. Aber Deutschlands Fürsten werden bei der Feier nicht persönlich vertreten sein. Kaiser und Prinzregent werden ihr fernbleiben. An-

geblich aus Zartgefühl, weil sie die gewaltige Kundgebung des deutschen Volkes, die zu erwarten steht, nicht durch höfisches Gepränge abschwächen wollen. Leider vermag man heutzutage, wo einzig das Hurraschreien als Gradmesser nationaler Gesinnung gilt, an diese zarte Rücksicht auf die Volksseele kaum zu glauben. Man fragt unwillkürlich nach den tieferen Ursachen dieser höfischen Zurückhaltung.

Nun ist allerdings die Aufstellung der Bismarckbüste in der Walhalla eine rein bayrische Angelegenheit. Allein der großdeutsche Gedanke König Ludwigs I, der zur Gründung der Walhalla führte, macht es dem Prinzregenten unmöglich, der Feier beizuwohnen, ohne den Kaiser ebenfalls einzuladen. War also zu befürchten, daß diese Einladung abgelehnt würde, so mußte er selbst wegbleiben. Und diese Befürchtung lag nahe genug.

Fürs erste weiß jedermann, daß der Handlanger des Großvaters beim Enkel nicht besonders beliebt ist. Sein Riesenschatten verdunkelt heute noch das Licht der jetzt Regierenden. Vor allem aber widerspricht die Bismarckbüste von Professor Erwin Kurz der hohenzollernschen Kunsttradition. Sie ist nämlich genau so groß wie die Kaiser-Wilhelm-Büste, neben die sie zu stehen kommt. Nun ist es aber brandenburgisches Hausgesetz, daß die berühmten Zeitgenossen der Hohenzollern nur in Zwerggestalt neben ihre überlebensgroßen Herrscher hingestellt werden dürfen. Schon um das monarchische Gefühl im Volke lebendig zu erhalten. Zugleich eine zarte künstlerische Andeutung des Abstandes, der den Kronenträger vom gewöhnlichen Staubgeborenen wegrückt. Man denke nur an den kleinen Leibniz neben dem großen Friedrich I in der Siegesallee, wo einem so deutlich zum Bewußtsein kommt, wie wenig eigentlich ein universeller Denker neben einem prunkliebenden, verschwenderischen Monarchen bedeutet, oder an Kant und Friedrich Wilhelm II ebendaselbst, wo der große Revolutionär der Philosophie, der Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft“ und der Schrift „Vom ewigen Frieden“, gerade als Zierknopf für die Banklehne gut genug ist, über der sich die hochragende Gestalt des Hohenzollernfürsten erhebt, der einstmals Preußens ruhmreichen Feldzug gegen die französische Revolution anordnete.

Wie könnte sich also ein Hohenzoller bei einer Bismarckfeier beteiligen, bei der durch die Ungeschicklichkeit des Künstlers die ganze menschliche Rangordnung auf den Kopf gestellt ist?

Simson

Antonius und Kleopatra

Das münchener Hoftheater liegt in Lethargie. Plötzlich bekam es Zuckungen, die der Laie ohne weiteres für Äußerungen neuen Lebens halten mag, und dekretierte, um zu zeigen, wie lebendig es sei, eine Aufführung von Shakespeares „Antonius und Kleopatra“.

Shakespeare stand zur Geschichte wie jeder große Dichter. Sie lesen dies und das, und plötzlich stoßen sie auf historische Personen und Vorgänge, die sie brauchen können, wenn sie etwas erlebt und erfahren haben, was in ihre Seele eine Analogie zu jenen geschichtlichen Vorgängen gibt. Außerdem verstecken große Dichter gerne ihr eigenstes Erleben hinter historischen Draperien. So ist es auch bei „Antonius und Kleopatra“.

Antonius, eine problematische Natur, eine Werthernatur, kurz ein nach allen Regeln des Lebens Verliebter. Er schillert in vielen Farben. Man hält das gerne für eine Erfindung der modernen Psychologie. Shakespeares Werk

beweist aber, daß es eine uralte, ewige Sache ist.

Ein Dichter mag nun eine solche Natur pathetisch, komisch, problematisch oder sentimental sehen, — immer wieder ergreift sie uns, denn etwas davon steckt in jedem Mann, wenn er es auch nicht Wort haben will. In wem aber nichts dergleichen steckt, der verdient, ein — Staatsbeamter zu werden.

Und Kleopatra?

Sie wandelt auch heute unter uns und schwankt auch heute zwischen Octavius und Antonius. Wie kann eine Frau da schwanken? fragt der Staatsbeamte.

Nun, von Ewigkeit her gibt es zwei Arten von Liebe, und sie bestürmen in diesen beiden Männern das Herz der Kleopatra. Antonius, der die Frau braucht, um Taten zu vollbringen. Der Staatsbeamte lacht. Octavius, der die Frau braucht, um von seinen Taten auszuruhen. Damit ist der Staatsbeamte einverstanden, denn das entspricht so ziemlich seiner eigenen Auffassung.

Das Weibchen Kleopatra zieht es zum Männchen Octavius. Das Weib Kleopatra zieht es zum Manne Antonius, denn ihm ist sie Göttin und Weibchen zugleich.

Als der Gipfel raffinierter moderner Weiberpsychologie gilt Wildes Salome. Wie wenig bedeutet sie neben dieser Kleopatra!

Und nun die Aufführung.

Antonius war nicht mehr als ein verliebter Jüngling aus kleinbürgerlichem Haus. Er hatte keine Welt zu gewinnen, um sie dann seiner Göttin zu schenken. Octavius war so starr und steif wie eine Holzfigur. Es scheint immer noch Leute zu geben, die da meinen, die Würde des genialen Menschen zeige sich sichtbar darin, daß er einen Ladstock verschluckt hat. Kleopatra aber war eine rechte Durchschnittsmaid, die ein bißchen liebt, ein bißchen schmollt und zwischen durch wie ein Hauskätzchen die Kralle zeigt, ohne aber wirklich zu kratzen.

Die Regie des Herrn Kilian aber bot das herrlichste. Sie strich nicht nur sehr wesentliche Dinge. Das tun andere Regisseure auch. Sondern sie arrangierte sogar eine richtige Balletteinlage. Am Schluß des dritten Aktes tanzen nämlich die Triumvirn (Octavius, Lepidus und Antonius) eine Art Française; und zwar, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, einige Figuren aus der dritten Tour der Française. Das erschütterte mich so, daß ich nach Hause ging und leider nicht mehr berichten kann, wie herrlich alles war, was diesem Ballett noch folgte.

Kurt Aram

Zeitgemäße Gedanken über einen Rechtsfall

Wir haben zur Grundlage unserer Rechtsprechung das Prinzip: Gleiches Recht für alle! Und kein vernünftiger Mensch wird bezweifeln, daß unsere Richter als solche bemüht sind, auch in der Rechtspraxis diesem Grundsatz gerecht zu werden. Daß aber Rechtsbestimmungen ihnen dies häufig im einzelnen Falle heute noch unmöglich machen, mag folgender Fall beweisen, der zugleich Gelegenheit gibt, einige prinzipielle Bedenken öffentlich zur Sprache zu bringen.

Eines der Vorrechte, welche den Immediatisierten und Standesherrn durch die Verfassung garantiert sind, drückt sich schon äußerlich in der Abfassung des Urteils aus. Vor mir liegt das Urteil in einer Sache, in der ein einfacher Mann aus dem Volk gegen den „hochedelgeborenen“ Grafen Adalbert von Erbach-Fürstenau geklagt hat. Der „Herr Be-

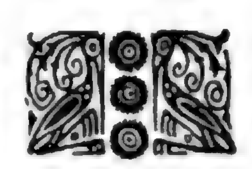
klagte“ heißt Erbach-Fürstenau; einen Herrn Kläger gibt es nicht, sondern einen Kläger. Anreden, Titulaturen, Orden und Ehrenzeichen begründen keineswegs das Wohlbefinden eines ehrlichen und vernünftigen Menschen; insofern könnte man über diese Äußerlichkeit stillschweigend hinweggehen. Aber in allen diesen Fällen kommt zu dem komischen Moment noch ein höchst tragisches. Das Prinzip der Rechtsgleichheit wird dadurch erschüttert, daß zwei Katagorien von Menschen rein in der äußerlichen Würdigung konstatiert werden. Es ist darauf zu dringen, daß dieser grobe Unfug endlich einmal durch einen gesetzgeberischen Akt beseitigt werde. Die Prärogative der früher regierenden Geschlechter (Präsentationsrechte und dergleichen mehr) wirken, zumal ihre Unrechtmäßigkeit und Unvernünftigkeit schon lange eingesehen wird, wie eine Ironie auf den modernen sozialen Geist der Politik. Schlimm genug, daß gewisse von diesen Herren noch eine faktische Macht ausüben, die sie in ihrer früheren Suprematie tatsächlich erhält. (Man vergleiche zum Beispiel den Streitfall des Grafen von Schlitz mit der Gemeinde Schlitz.) Aus diesen Rudimenten einer zu Olims Zeiten lebensfähigen Staatsorganisation erklären sich auch vielleicht einige Geschehnisse, die sich in dem besonderen Fall, den wir im Auge haben, ereigneten. Ich denke in erster Linie daran, daß aus besonderer Rücksichtnahme des angeborenen loyalen Gefühls ein Gerichtstermin im Schloß Fürstenau abgehalten worden ist. Es kommt mir nicht zu, Zweifel zu hegen, daß nach einem alten Paragraphen eines noch älteren Buches der erlauchten Familie das Recht zusteht, in ihren Hallen Gerichtstage abzuhalten. Nur dagegen muß Protest erhoben werden, daß solches heute noch nach moderner Rechtsauffassung, die doch mehr ethische Orientierung verraten müßte, stattfinden kann. Es kann nicht wundernehmen, daß bei solchem Entgegenkommen des Staates und der Justiz sich auch vonseiten der „Depossedierten“ zuweilen noch atavistische Gefühle regen. So ist zum Beispiel durch die Gerichtsverhandlung kundgeworden, daß die Mutter des hochedelgeborenen Grafen ihren Kutscher und andere im Schloß bedienstete Personen mehrere Tage bei Brot und Wasser in Haft setzte. (Lettres de cachet. L'état c'est moi!)

Gehen wir nun zu dem bedauerlichen Ereignis über, welches uns Anlaß gibt zu diesen Äußerungen. Am achtundzwanzigsten März 1906 geriet das dreijährige Söhnchen des Klägers (L. Schumann, Michelstadt) in der Einhardtspforte zu Michelstadt unter einen dem Herrn Beklagten (A. von Erbach-Fürstenau) gehörenden Wagen (Halbverdeck.) Der Wagen, in dem zwei Damen des gräflichen Hauses saßen, war mit zwei Pferden des Herrn Beklagten bespannt und wurde von dem gräflichen Kutscher Dort von dem Bocke aus geleitet. Das Kind wurde dadurch, daß das rechte Vorderrad des Wagens über dessen Körper hinwegfuhr, körperlich verletzt. So der Tatbestand nach U. 269/07! Die beiden Damen waren die Frau des Herrn Beklagten und die Freifrau von Rotenberg. Die letztere ließ sofort den Kläger auffordern, einen Arzt zu holen. Die Frau Gräfin ließ der Sicherheit halber noch einen zweiten Arzt bestellen und gab den betrübten Eltern die Zusicherung, es werde für alles gesorgt; sie möchten nur guten Mutes sein. Diese Angaben sind durch Zeugenaussagen sichergestellt. — Es kam ein Prozeß, über dessen Verlauf wir uns jeden Urteils enthalten wollen. Eine Sitzung wurde im Schloß abgehalten. Bei einer Lokalinspektion, wobei der Kläger, der mit Armenrecht klagt, nicht vertreten war, hat man es merkwürdigerweise unterlassen, den betreffenden Wagen die Einhardtspforte passieren zu

lassen. Ein Sachverständiger könnte vielleicht den Einwand machen, daß es wahrscheinlicher sei, das Kind sei vom Pferd oder vom Sielscheid umgerissen worden, als daß es darunter gefallen sei, da die gräflichen Wagen sehr niedrig beschlagen seien. Doch das soll uns jetzt nicht kümmern. Es handelte sich für den Kläger einmal darum, die Verschuldung respektive Fahrlässigkeit des Kutschers nachzuweisen. Bei den Schwierigkeiten, die gerade einer derartigen Beweisführung sich entgegentürmen, war es nicht gerade sehr verwunderlich, daß der Kläger in dieser Hinsicht nichts erreichen konnte. Aber er glaubte sich ja anderseits an die Zusicherung der Frau Gräfin halten zu können. Die hochedelgeborene Frau aber kannte jenes Wort des Talmud nicht: die Gerechten versprechen wenig und leisten viel; — und ihre Aussage wurde so interpretiert, daß der Herr Beklagte oder die Unfallversicherung, im Falle der Kläger einen Rechtsanspruch überhaupt habe, für alles aufkommen werde. So wurde auch angenommen, daß die Frau Gräfin den zweiten Arzt „für" den Kläger bestellen ließ, das heißt auf seine Unkosten. Diese Interpretation sagte auch der Frau von Rotenberg zu, und sie machte Gebrauch davon in Bezug auf den ersten Arzt. Indessen hat sie doch, man muß geradezu sagen, in einem Anfall von Güte, dem Kläger die Auslagen für den ersten Gang des Arztes, den sie bestellen ließ, zu ersetzen in Aussicht zu stellen allergnädigst geruht. Da sich jedoch diese Rechnung auf etwa fünfhundert Mark beläuft, glaubte der Kläger verzichten zu dürfen — zugunsten des Opferstocks. Der Kläger hat seinen Prozeß verloren. Wir wollen den richterlichen Bescheid nicht angreifen. Wir sind vielmehr überzeugt, daß auch in diesem Fall die Richter unabhängig und nach bestem Wissen und Können entschieden haben. Wir geben nur in objektiver Weise dem allgemeinen Volksbewußtsein den Fall zur Kritik preis, damit weitere Kreise ihr Urteil über die Berechtigung der Prärogative des Adelsstandes berichtigen können, der mindestens in einzelnen seiner Glieder (zum Beispiel Adalbert von Erbach-Fürstenau) elementare Pflichten der Humanität verletzt. Wäre es nicht einfach Anstandspflicht gewesen für einen derartig begüterten Menschen, wie es der „Herr Beklagte" ist, ein selbst ohne sein eigenes Verschulden angerichtetes Unglück, von dem ein armer Mann betroffen wurde, reichlich und völlig gut zu machen? Dazu kam noch, daß der Kläger in derselben Zeit ein Kind durch den Tod verloren hat, der nach der Aussage des Arztes eintrat, weil das betreffende Kind von der erschrockenen Mutter gesäugt wurde. Durfte es da noch der Herr Graf aus purem Menschlichkeitsgefühl, das sich nicht im Widerspruch zum Rechtsgefühl denken läßt, zu einem Prozeß kommen lassen? Doch wohl unter keinen Umständen.

Es ist schlimm genug für unsere Justiz wie für das Rechtsgefühl unserer Zeit, daß man derartige Artikel schreiben muß. Das Recht und das Gesetz müßten so beschaffen sein, daß es einer Anrufung der Humanität nicht mehr bedürfte.

Dr. G. Falter



Glossen

Desinfektion

Ich weiß nicht mehr, las ich es von einer deutschen oder luxemburgischen oder belgischen Stadt: da war eine Dame aus Rußland angekommen und per Droschke ins Hotel gefahren. Und dort war ihr — wir sind ja in der Zwetschgenzeit, nicht wahr? — ein bißchen weich ums Gemüte geworden. Was geschah?

Man schleppte sie ins Krankenhaus und isolierte sie. Und dann wurde ihr Hotelbett desinfiziert und ihr Zimmer desinfiziert und das ganze Hotel desinfiziert und das Stubenmädchen desinfiziert und die Droschke desinfiziert und der Bahnhof desinfiziert; und der Waggon, in dem sie gereist war, und der Schaffner, der ihre Fahrkarte kupiert hatte: alles, alles wurde desinfiziert. Momentan ist man, wie ich höre, daran, ihre Großmutter väterlicherseits, die im Gouvernement Tula wohnt, zu desinfizieren, und fahndet krampfhaft nach ihrem seit fünfundzwanzig Jahren verschollenen Stiefbruder, um auch ihm mit Formalindämpfen prophylaktisch zuzusetzen.

„Gut. Schön. Äußerst beruhigend“, spricht der Bürger, der sich durch solche Halbheiten imponieren läßt.

Aber wer bietet bei der vielfach behaupteten Unzulänglichkeit zum Beispiel des gelösten HCHO Gewähr dafür, daß nicht doch ein Choleravibrio oder böswillig gewordener Kolibazillus ungerupft entwischt ist? Und beutegierig am Wege sitzt? Und harmlose Passanten überfallen wird? Und — und — und —?

Nur radikale Zerstörung des gesamten als Infektionsträger in Betracht kommenden Menschen- und Sachenmaterials durchs Feuer würde die erforderlichen Garantien bieten.

Wer wagt sich dran?

Ich fürchte, wir müssen uns auf das „jüngste Gericht“ vertrösten und bis dahin ängstlich und zitternd unsre Straße weiterziehen, „die zur Verdammnis abführt“.

O

Nationale Kämpfe in Österreich

Armes vielköpfiges und, was noch schlimmer, vielarmiges Österreich, in dem sich wieder einmal Slowenen und Deutsche in Krain die Köpfe einschlagen. Fast kein Land der Donaumonarchie bleibt ohne blutigen Versuch, die Nationalitäten- und Sprachenfrage im Wege der selbsthelfenden Faust zu lösen. In Böhmen und Mähren prügeln sich Tschechen und Deutsche, in Schlesien treten dazu noch Polen prügelnd bei, in Galizien Polen und Ruthenen, in der Südsteiermark, Krain und in Kärnten Slowenen und Deutsche, in Tirol und dem Küstenland Italiener und Deutsche, in Ungarn endlich alle Nationalitäten, Magyaren, Deutsche, Slawen, Rumänen und so weiter. Man sollte nun glauben, daß diese ewige Raufpraxis den Regierungen eine gewisse Übung im vorbeugenden Sinne verliehen haben müßte, so daß es kaum zum Äußersten kommen könne. Das ist aber nicht der Fall. Allemal und auch jetzt wieder in Laibach wird die Regierung, Zentral- wie Landesbehörde, von den Ereignissen

überrascht und muß zur ultima ratio schreiten, zu Infanteriesalven und Kavallerieattacken in voller Friedenszeit.

Der Fehler liegt da unbedingt an der Regierung, die einerseits niemals rechtzeitig erkennt, wann das Gefäß voll ist und ein Tropfen zum Überfließen genügt, und anderseits in den Prügelpausen immer wieder eine der Nationalitäten aus Opportunismus und parlamentarischen Gründen so sehr begünstigt, bis ihr der Kamm schwillt oder den Gegnern der Geduldfaden reißt.

An eine dauernde Lösung der Nationalitäten- und Sprachenfrage in den gemischten Ländern ist absolut nicht zu denken. Schon das abwechselnde, mit Hilfe der Regierung bewirkte Erstarken der einen oder andern Partei schließt jede definitive, haltbare, billige Regelung aus. Darüber müssen sich die Regierungen, deren jede sich immer wieder, scheinbar überzeugt, — an die Quadratur des Zirkels heranmacht, doch endlich klar sein. Ein halbwegs annehmbarer Friede ließe sich nur durch länger fortgesetzte, bis in die äußersten Ausläufer der Verwaltung reichende ganz gleiche Behandlung der verschiedenen Nationalitäten in gemischtsprachigen Bezirken herstellen. Alle andern Bemühungen sind a priori wirkungslos. Und gerade in diesem Sinne — der minutiös gleichen Behandlung seitens der Regierung — hat sich noch kein Ministerium in Österreich versucht. In Ungarn ist dieses Mittel natürlich verpönt, insolange der Chauvinismus regiert.

Aber schließlich und endlich wird auch dort nichts anderes übrigbleiben. Die Laibacher Exzesse, wobei deutsche Schulgebäude von den Slowenen zerstört, Regierung und Militär tätlich angegriffen wurden, sind nur ein logisches Glied in der Sündenreihe der auf Ungleichheit und Unverläßlichkeit basierenden Regierungspraxis.

Armes vielköpfiges, vielarmiges Österreich, wann wirst du endlich eine dieses Prinzip erkennende Regierung finden?

v. S

Laudabiliter sese subjecit

Ich rede nicht von Professor Ehrhardt in Straßburg und dem pontifex maximus in Rom, sondern von dem Prinzen Bernhard zur Lippe und dem Deutschen Kaiser. Es handelt sich also um eine rein weltliche Angelegenheit; aber redet man davon, verfällt man unwillkürlich in die Kirchensprache. Das moderne deutsche Kaisertum liebt die Romantik und das Mittelalter. Beweis: Leoncavallos „Roland von Berlin" und die Hohkönigsburg. Man versetzt sich gern in die Zeit, da alle deutschen Herzog- und Fürstentümer noch kaiserliche Lehen waren, und man spricht von Vasallen, obwohl die Reichsverfassung nur einen primus inter pares kennt.

Noch ist es in aller Deutschen Gedächtnis, wie sich Prinz Ludwig von Bayern in Moskau gegen diese romantische Auffassung der Dinge wehrte. Aber auf die moskauer Rede folgte bekanntlich die Reise nach Kiel. Wenn also das große Bayern zu Kreuze kroch, woher sollte das kleine Lippe den Mut zur Empörung nehmen? Die „Lippesche Landeszeitung" gilt zwar noch immer als das Sprachrohr der lippeschen Regierung. Sie hat seinerzeit den erfolgreichen Feldzug des Biesterfelders gegen den Schaumburger geführt; und wie des Kaisers Schwager nach dem Schiedsspruch des Königs von Sachsen Detmold verlassen mußte, ist sie gewiß nicht in Ungnade gefallen. Aber nichtsdestoweniger hat das sonst so gut unterrichtete Blatt diesmal gefaselt, als es die Nachricht in die Welt setzte, der Eskadronchef Prinz Bernhard habe in-

folge schlechter Behandlung bei den Manövern seinen Abschied genommen. Denn kein geringerer als Prinz Bernhard selbst straft das Blatt Lügen. Seine Erlaucht sind ganz entrüstet über den bösen Klatsch, der sich an höchstihro Scheiden aus dem aktiven Dienste knüpfte, und erklären aufs Bestimmteste, daß nur eine unüberwindliche Liebe zur Landwirtschaft und ein altererbter Hang für kolonisatorische Studien das für die deutsche Armee so bedauerliche Ereignis herbeigeführt hätten.

Jeder Patriot wird diese loyale Erklärung des Prinzen mit Freuden begrüßen. Zeigt sie doch offen vor aller Welt, daß alle Verstimmungen zwischen Preußen und Lippe ins Reich der Sage und des Märchens gehören. Wer weiß? Vielleicht ahmt Prinz Bernhard noch unsern Dernburg nach und zieht nach Südwestafrika, um die Kolonien an Ort und Stelle zu studieren. Was nicht hindern wird, daß böse Zungen dann von einer Strafversetzung nach Keetmannshop faseln werden. Gerade, wie sie seinerzeit behaupteten, Prinz Ludwig sei nicht so ganz freiwillig nach Kiel gereist.

Tarub

Über Heidenstams Karl XII

Lieber Freund!

Sie fragen mich wieder nach einem schönen Buch, und zufällig muß ich mich diesmal garnicht besinnen, sondern habe eben eines in Händen, das ich Ihnen als einen Leckerbissen nenne und empfehle. Es ist „Karl der Zwölfte und seine Krieger" von Heidenstam, aus dem Schwedischen übersetzt und bei A. Langen in München erschienen. Eine Novität ist es freilich nicht, aber Sie sind ja nicht der Narr, bei schönen Büchern nach dem Datum zu fragen. Immerhin ist das Buch insofern neu, als es jahrelang vergriffen war und erst jetzt wieder neu gedruckt wurde.

Der Held dieses Buches ist dem Namen nach Karl XII von Schweden, der abenteuerliche Kriegsheld, in Wahrheit aber erscheint auch dieser Held nicht als Treibender, sondern als Getriebener, und man hat das Gefühl, unmittelbar der Arbeit des Schicksals zuzusehen. Wie der einsame Mann mit seiner verlegenen Würde in ein großes, hoffnungsloses, qualvolles Heldentum hineingetrieben wird, und wie seine Offiziere und Soldaten, in grauenhaften Feldzügen, trotz der Zwecklosigkeit und Hoffnungslosigkeit selber zu Helden werden und sich mit Größe dem Unverstandenen zum Opfer bringen, wird da nicht in der schwerfälligen Art historischer Romane dargestellt, sondern nach schwedischer Weise in kleinen, runden, klaren Bildern, aus denen das Ganze sicher und mächtig zusammenwächst. Strindberg, die Lagerlöf und andre schwedische Dichter haben diese Form oft gebraucht, die bei uns wohl durch den Gösta Berling am meisten bekanntgeworden ist. Unter diesen kurzen, anschaulichen Geschichten sind einige, die man nimmer vergißt und an die man noch nach langer Zeit nur mit Ergriffenheit denken kann. Und aus allen den kleinen Szenen, die still und fast behaglich erzählt sind, steht mit unheimlicher Größe die Geschichte eines tragischen Heldentums auf, und plötzlich weht um diese kleinen Leute und ihre traurigen Kriegerschicksale eine heroische Luft, die alles groß und notwendig und herrlich macht.

Sie wissen, daß ich gern Bücher empfehle, aber nicht gerade gern dick auftrage und gewaltsame Propaganda mache. Wenn Sie nun, wie schon manchmal, das Vertrauen zu mir haben und das Buch von Heidenstam lesen, werden Sie sehen, daß ich nicht übertrieben habe. Ich selber werde immer

heikler und rege mich schon lang nimmer über jede nette Lektüre auf. Aber hier ist mehr als nette Lektüre.

Ist es nicht komisch, daß so ein Buch und sein Dichter fast noch unbekannt sein kann? Bei uns in Deutschland, wo man soviel Schwedisches übersetzt? Eigentlich ist es blamierend, aber es wird gewiß nimmer lang so bleiben.

Mit besten Grüßen Ihr

Hermann Hesse

Diabolo

Alle Menschen drehen sich.

Es gibt zwei Hauptarten.

Die einen drehen sich um eine andere Achse, die andern um die eigene. Diese bleiben stehen, jene entbehren den Halt des eigenen Mittelpunkts.

Die wenigsten lernen von ihrer Frau Mutter, der Erde, sich gleichzeitig um die eigene Achse und um eine Sonne zu drehen, was im derzeitigen Weltraum immer noch die rationellste Art des Fortkommens ist.

Dr. H H

Politik und Wissenschaft

In Jena haben jüngst die deutschen Hochschullehrer getagt und den Thesen von Professor Amira (München), die die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Forschung und Lehre verlangen, begeistert zugestimmt. Die katholische Wissenschaft wurde mit Hohn abgeschüttelt, gegen die kirchliche und staatliche Bevormundung der Professoren energisch Stellung genommen und den Kultusministern in Österreich, Bayern und Preußen manch wahres Wörtchen gesagt. Es war aber auch die höchste Zeit. Der Ansturm der Klerikalen gegen unsere Universitäten muß selbst den Blinden die Augen öffnen. Auch die vorsichtigsten Anhänger der Tradition werden, um ihre Standesehre zu wahren, schließlich keinen andern Ausweg finden, als den ihnen einzelne Heißsporne heute schon vorschlugen: die katholisch-theologischen Fakultäten, die der Hierarchie der Bischöfe unterstellt sind, können nimmermehr als berechtigte Glieder der alma mater betrachtet werden. Ich frage hier schüchtern: Nur die katholisch-theologischen? Wenn trotzdem einzelne Thesen, die hier tabula rasa machen wollten, von der Versammlung abgelehnt wurden, so bedeutete das keinen Sieg der Halben und Rückständigen. Man sprach zwar nicht offen aus, warum man so vorsichtig war. Aber unbewußt gab hier eine geheime Furcht den Ausschlag, die mit wissenschaftlicher Feigheit oder Leisetreterei nicht das geringste zu tun hat. Man kann zurzeit offenbar nicht an eine radikale Reform unserer Universitäten denken, ohne das Schlimmste zu befürchten. Nur durch starres Festhalten an der Tradition — und zu dieser Tradition gehören auch die theologischen Fakultäten — kann heutzutage, so seltsam es klingt, die akademische Freiheit gegen die drohenden Übergriffe der Staatsgewalt geschützt werden. Die republikanische Verfassung und die Selbstregierung unserer Hochschulen sind unseren Kultusministern längst ein Dorn im Auge. Würde die Frage der Universitätsreform ernstlich aufgeworfen, so würde der Staat ohne weiteres seine schwere Hand darauflegen, und die Bureaukratie, die sich jetzt schon oft unangenehm genug um akademische Dinge kümmert, würde der Freiheit der Wissenschaft bald den Garaus machen. Das fühlte man in Jena, und aus diesem Gefühl heraus kam der Antrag Weber (Heidelberg), wonach Weltanschauung und politische Stellung des Forschers und Lehrers niemals ein Grund der Nichtzulassung oder des

Ausschlusses vom Lehramt sein dürfen. Wurde auch die Sache noch einmal vertagt, so bewies die lebhafte Diskussion doch einen erfreulichen Fortschritt gegen früher. Man hatte wenigstens den Mut, sich zu schämen. Wer an den Fall Eugen Dühring denkt, in dem Virchow und Helmholtz eine so unrühmliche Rolle spielten, wird mich verstehen. Für diesmal begnügte man sich ja, an den Fällen Arons und Michels die Rückständigkeit Deutschlands im Vergleich zu andern Ländern nachzuweisen und die selbstverständliche Forderung aufzustellen, daß die marxistische Weltauffassung einen Menschen nicht ohne weiteres von einer Professur ausschließen dürfe. Interessant war hier wieder, daß der Kampf gegen den alten Universitätszopf wieder von zwei Süddeutschen (Weber-Heidelberg und Reich-Wien) geführt wurde, während Professor Stengel in Greifswald ängstlich warnend den Finger erhob. Hoffentlich hat der preußische Kultusminister beim Lesen dieser Reden keinen Schlaganfall bekommen.

Elkan

Getragene Kleider

Eine englische Zeitschrift macht den Vorschlag, für Kaufleute eine besondere Ordensauszeichnung einzuführen, und eine norddeutsche Fachzeitung knüpft ernsthafte Betrachtungen an diese sensationelle Nachricht.

Die Frage könnte doch erst spruchreif werden, wenn der Orden an sich weniger Sehnsucht in unseren offiziellen Heldenbrüsten auslöste, wenn sein Wert gesunken und oben entbehrlich wäre.

Solange aber ein alter, treuer Beamter stolz darauf ist, derartige Dekorationen mit einem Bahnhofsportier teilen zu dürfen, der zufällig einen Teppich für einen herzoglichen Empfang über den Perron gezogen hat, werden die Orden wohl in geschlossener Gesellschaft bleiben müssen.

Und das ist gut so!

Die feinen Leute haben die Orden und die Koofmichs die Reklame. Im ganzen kommt's auf eins heraus!

Gäule, die den Hafer verdienen, kriegen ihn doch nicht, und viel intelligente und kluge Leute wissen mit der Reklame nicht umzugehen.

Die großen Kaufleute können Kommerzienräte werden, und die kleinen, denen der Verdienst nachzurechnen ist, haben zu wenig Haltung zum Ordentragen. Allerdings: Käsehändler, Parapluiemacher und Flickschuster mit Orden könnten uns im internationalen Wettkampfe vorwärtsbringen, und die polnischen Kaufleute, die zurzeit in England Geschäftsverbindungen suchen, müßten sehnsüchtig und reuevoll auf ihre deutschen Kollegen sehen.

Sozial, ja sogar national gedacht wär's aber!

Wenn den gewöhnlichen Warensimpel die Sorgen drücken, dann verschließt er sich in sein Kämmerlein! Das Etui heraus, den Orden an die Brust und vor den Spiegel gestellt!

Wem dann das Herz kein Scherzo hüpft, derweilen der Magen eine endlose Fuge mit einem Steuerthema knurrt, der ist nicht ..... national.

Ja im Entsagen liegt das Glück und in der Illusion die Hoffnung!

Oskar Harslem

Kirchenbau

Seitdem der Bürgermeister von Wien krank ist, legt er sehr viel Grundsteine zu neuen wiener Kirchen. Spitze Türme und steile Giebel wachsen in die Lüfte, und Gott lebt in Wien wie ehemals

in Frankreich. Auf dem Wege zum Zentralfriedhof, im Bezirke Simmering, starrt der luftige Dachstuhl einer neuen Kirche zum Himmel als kühne Konstruktion aus eisernen Traversen. Vom Tempelbau Salomonis steht geschrieben (Könige I, 6, 7): „Man baute das Haus aus Steinen, die behauen herbeigebracht wurden, wie sie sich ineinanderfügen sollten, sodaß beim Baue dieses Hauses weder Hammer noch Axt noch überhaupt ein eisernes Werkzeug gehört wurde.“ So sehr haßt Gott das Eisen. Wenn er es ehedem haßte um des blutigen Schwertes willen, so haßt er es jetzt noch viel mehr wegen der Eisenschienen, der Dampfmotore, der Bahnhofhallen und aller anderen Errungenschaften, durch die wir Menschen frech und ungläubig werden. Der Eiffelturm ist ein schlimmeres Ärgernis als einstmals der babylonische Turm. Eine Traverse, die nur einen Zentimeter dick ist und dennoch Hunderte von Zentnern trägt, ist ein rechtes Teufelswerk, und eine Kirche aus Traversen ein Greuel vor den Augen des Herrn. Man erkennt den Unterschied, wenn man unter dem Dache einer alten, gotischen Kirche im Balkenwerk umherklettert. Der staubtrockene, leicht modrige Geruch der schiefrigen Bohlen, das Waldgewirr der Versparrungen, die gelegentlich eingebrannten Jahreszahlen, die mit einem punktierten und hochgestellten Einser beginnen und mit einer tiefgestellten Drei, Vier oder Fünf fortfahren, die leise Ahnung von Feuersgefahr: das wirkt zu einem starken Eindruck zusammen, macht fromm, schaurig und selig. Hier wohnt die Mystik, hier kann ein Wunder geschehen. Aber im eisernen Kirchenstuhl sind die Rechnungszahlen zu Hause, man knausert mit Gott, indem man die seinem Hause gebührende Konstruktion ausrechnet und keine Niete zuviel anbringt. Der Rationalismus eines Voltaire setzt sich in diesem Kirchendache durch. Es schwebt wie ein undurchdringliches Diaphragma zwischen Gott und einer andächtigen Menge, in deren Köpfen für die Gedanken Voltaires noch nicht Raum ist. Beelzebub in Gestalt der modernen Konstruktionstechnik schwebt über ihnen, indes sie einem Priester lauschen, der die moderne Wissenschaft verdammt. Ein eisernes Dach ist für die Kirche schädlicher als alle Irrlehren der Modernisten, und wenn der Geist der Zeit ein hölzernes Kirchendach nicht mehr duldet, dann wird die Frömmigkeit des Gemeinderates von der Gottlosigkeit der Baumeister zunichte gemacht.

F W

Der Heidelberger Philosophenkongreß

Auch Philosophenkongresse müssen erst gelebt sein, ehe sie gedacht werden. In der ersten Septemberwoche tagte in Heidelberg der dritte internationale Kongreß für Philosophie. Das läßt die Frage aufwerfen: wie sind internationale Kongresse für Philosophie logisch möglich?

Die internationale Philosophie als Kongreßobjekt internationaler Philosophen. Man könnte sich über dieses Subjektobjektverhältnis beunruhigen. Es wird Skeptiker geben, in denen sich diese Unruhe zum Zweifel steigert. Sie werden eine Null als Wert dieses Verhältnisses ansetzen. Und Gründe vorbringen. Eine Analyse des Objekts. Oder, im Falle minderer Höflichkeit, eine Analyse des Subjekts.

Die inhaltliche Diskrepanz in den Systemgruppen der internationalen Philosophie leistet einem internationalen Philosophenkongreß unbrechbaren Widerstand. Was die internationale Philosophie aus den verschiedenartigsten

historischen Traditionen und Entwicklungen heraus an inhaltlichen Resultaten ausgebildet hat, ist wohl aggressiv, doch kongressiv nie diskutierbar. Es wird notwendig, auf die formalen Gemeinsamkeiten zurück zu gehen. Der philosophische Wert eines internationalen Philosophenkongresses ist methodologischer Art.

Daneben stehen persönliche, kulturelle und vielleicht auch politische Werte.

Man mag in diese Wertreihe die Wirkung buchen, die die persönliche Berührung mit den führenden französischen Philosophen für die deutsche Philosophie mit sich bringen dürfte. Im übrigen werden die deutschen Übersetzungen, die Eugen Diederichs von einigen Hauptwerken der französischen Philosophie soeben herauszugeben beginnt, das hoffentlich nachhaltiger und für breitere Schichten leisten. Das wäre ein Gewinn.

Und außerdem?

An Positivem: unter mannigfach zerstreuten Anregungspartikelchen einige fein gebaute Bemerkungen Benedetto Croces über den lyrischen Charakter der Kunst und einige erkenntnistheoretische Formulierungen von Wilhelm Windelband. An negativem: trübe Diskussionseindrücke und ein lärmender Streit um eine im Grunde längst tote, in neuer Auffrischung vorgetragene Lehre.

Ich glaube, man wird weit gehen müssen, ehe man im wissenschaftlichen Apparat einmal auf ein Zitat aus dem Kongreßbericht stoßen wird.

Richard Weißbach

Magyarisches

So unabänderlich auch im politischen und nationalen Wellengang das Tal dem Berg folgen muß, tut die Welt doch immer überrascht, wenn es wieder hinab geht. Der magyarische Größenwahn, der extrem-nationale Wirbel, mit dem die magyarische Minderheit in Ungarn alle Andersnationalen mitreißen wollte, die Perspektive eines selbständigen unabhängigen Ungarns, — alle diese schönen Sachen flauen bedenklich ab. Der Wetterkundige sieht schon die schwarzen Punkte am ungarischen Horizont. Die Unabhängigkeitspartei vermag die erste Stimme im Koalitionskonzerte nicht mehr allein zu spielen. Und da sie das Volk nicht heranziehen kann, weil es nur in der Tonart des allgemeinen Wahlrechts mittun will, wendet sie sich an den Klerikalismus. So ist die Verschmelzung mit der katholischen Volkspartei zur Tatsache geworden.

Die breiten Massen, denen die Politik der Kossuthisten immer als Politik der besitzenden Klassen verdächtig war, und die daher am nationalen Tisch nicht nach Appetit und Herzenslust zugriffen, werden sich nun definitiv abwenden. Und als Gegenprobe für die Richtigkeit dieser Behauptung kann heute schon gelten, daß sich eine Gegenkoalition in Ungarn, in deren Reihen die deutschen, slawischen und rumänischen Nationalitätenparteien, die Bauernpartei, die radikalen Demokraten und Sozialdemokraten stehen, unter — man höre und staune — der Führung des Exministers Kristoffy bilden konnte, einer Spitze aus dem der Unabhängigkeitspartei so verhaßten Kabinett Fejervary! Ja nicht nur formiert hat sich die Gegenkoalition, sondern sie hat auch schon greifbare, unbestrittene Wahlerfolge zu verzeichnen. So rang in einem Wahlbezirke ihr Kandidat einen der Leader der Unabhängigen, den Präsidenten des Reichstags, Justh, mühelos nieder.

Die Überanstrengung im extrem-nationalen Sinn ohne festen Rückhalt am Volk konnte nur mit einer Rauschwirkung rechnen. Im Rausche mußte der Sieg

erfochten werden. Gelang das nicht — gelingt's auch sicher nicht in der Ernüchterung. Der magyarische Chauvinismus, der viel Unrecht zeugte, war schließlich ein Kampfmittel wie ein anderes. Wie soll sich eine Minderheit durchsetzen, wenn nicht mit den schärfsten, raffiniertesten Waffen? Aber um Absolution für ihre Sünden zu erhalten, muß sie am Schluß mindestens — siegen. Mit der Unabhängigkeitskoalition in Ungarn scheint es nicht zu diesem Abschlusse kommen zu wollen. Alle Anzeichen sprechen eher für das Gegenteil.

Ob nun mit dem voraussichtlichen Sturz der Unabhängigkeitspartei auch der Unabhängigkeitsgedanke fällt, ist noch eine Frage. Da kommt es noch darauf an, ob die Kossuthisten es verstehen werden, im letzten Augenblick die Idee herüberzuretten ins Lager des — ungarischen Volkes.

Nikolaus

Der Daila-Lama

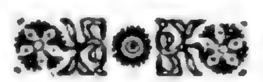
Es gibt nirgends **mehr** Fiktionen als in den Kirchen. Zu Lhassa, dem Rom von Tibet, saß unbeweglich der dreizehnte Dalai-Lama, der als Kind mit der Tiara des Priestergottes gekrönt wurde. Umgeben von Tibets Priester- und Mönchsheer, durfte er den Vatikan von Lhassa niemals verlassen, und kein Fremdling durfte die goldene Stadt betreten. So wollte es Buddha und das Dogma. Vor drei Jahren drang ein Vertreter Großbritanniens bis nach Lhassa vor. Der Himmel stürzte nicht ein, und Buddha gab kein Zeichen. Verkörpert und wiedergeboren im Dalai-Lama, hat er sich sogar entschlossen, mit der Fiktion seiner Internierung gründlich zu brechen. Er ging plötzlich selbst auf Reisen. Die Gläubigen entsetzten sich zuerst und versanken dann in ehrfurchtsvolle Bewunderung, als der gegenwärtige Dalai-Lama, mit Namen Nagwang, sich erinnerte, daß er erst fünfunddreißig Jahre alt ist, und daß es ihm nicht schaden könne, wenn er etwas von der Welt kennen lerne. Am achtundzwanzigsten September 1908 ist er in Peking eingetroffen. Der Himmel ist nicht eingestürzt. Der versteinerte Dalai-Lama von Asien ist mobil geworden. Aber wieviel ist noch immobil, versteinert und fiktiv auch außerhalb des Vatikans von Lhassa, außerhalb Tibets, außerhalb Asiens.

Dr. H H

Redaktionelles

Ludwig Thoma hat leider aus theatertechnischen Gründen die Zusage zurückgezogen, seine neue Komödie „**Moral**" im März zu veröffentlichen.

Die Redaktion



Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Unter Nachbarn

Äußerungen eines Franzosen

Von Anatole France

Bei uns gibt es einige Millionen wackerer Leute, die fest und steif glauben, das Denken und Trachten des Kaisers sei nur darauf gerichtet, über Frankreich herzufallen. Sie meinen, sie entgehen ihm nur durch ihre Klugheit und Macht, dank unserer umsichtigen Diplomatie und der überlegenheit unseres Heerwesens, denn jedes Volk hat schließlich immer die beste Armee der Welt. Die guten Leute irren sich: der Kaiser verspürt keine Lust, über uns herzufallen, er hat kein Interesse an einem Krieg mit Frankreich. Der Beweis hiefür ist leicht zu erbringen.

Krieg führt man nur dann, wenn man es für vorteilhaft oder notwendig hält. Von jeher ist es so gewesen. In einem jüngst erschienenen Buche von Guglielmo Ferrero lesen wir, daß Julius Cäsar, als er Gallien erobern wollte, eine reiche Kolonie an sich brachte; zu einer Zeit, in der Italien notwendigerweise Getreide im Westen finden mußte. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts äußert sich Alain Chartier über die französischen Großen: „Sie rufen zu den Waffen und laufen dem Gelde nach." Bernal Diaz del Castillo, ein Gefährte des Ferdinand Cortez, schreibt in seiner Chronik, er sei nach Neu-Spanien gegangen, um Ehren und Reichtümer zu erringen.

Aus welchem Grunde sollte der Kaiser mit uns Krieg führen? Wegen der Möglichkeit eines Sieges? (Um mit Don Quichotte zu sprechen, ist das Waffenglück stets ungewiß.) Und selbst dann, was könnte er uns wohl nehmen, das für ihn von Nutzen wäre?

Die Hochöfen an der Mosel, die Stahlfabriken an der Meurthe? Er hat zu Hause im eigenen Lande schon übergenug Hüttenwerke.

Unsere Kolonien? Das wäre ein sehr schlechtes Geschäft. Sie bringen nichts ein. Das Kongogebiet, Französisch-Afrika, Indo-China kosten uns

sehr viel Geld; man muß wie wir sehr reich und auch ein klein wenig eitel sein, um sie zu behalten. Sogar Cochinchina wirft garnichts ab. Die Kolonien würden den Kaiser für die sehr hohen Kriegskosten nicht entschädigen, ganz abgesehen davon, daß er unterwegs mit England, Amerika, Rußland und mit verschiedenen anderen Ländern zu tun bekäme. Wenn er weise ist, hat er es aufgegeben, von einem großen Kolonialbesitz zu träumen.

Warum sollte er uns also angreifen? Erregt unsere große Gewerbtätigkeit seinen Neid? Fürchtet er eine erdrückende Konkurrenz unserer Hüttenwerke, unserer Webereien? Ach nein! Unser Hüttenwesen hält sich in bescheidenen, mäßigen Grenzen und macht nicht viel von sich reden. Der Ertrag unserer Bergwerke an Eisen und Kohle ist gering, und unsere Eisenindustrie arbeitet noch immer mit den gleichen Werkzeugen wie zur Zeit Louis Philipps. Gerade als wollte sie lieber bei einem Festaufzuge unter den Wagen mit den Handpressen und im Gefolge der Waffenschmiede aus vergangenen Zeiten mitmachen, als mit den amerikanischen, deutschen und englischen Rivalen um die Herrschaft des Weltmarktes ringen. Dabei weiß sie aber recht gut, was sie will. Wohlgemerkt. Ganz vortrefflich macht sie ihre kleinen Geschäfte. Nur darf man sie nicht aus ihrer Bodenständigkeit herausreißen. Sie liefert Herrn Thomson, der am neunzehnten Oktober seine Entlassung als Marineminister einreichte, Schiffe und wußte sich Herrn Camille Pelletans sehr geschickt zu entledigen, weil er nicht genug Bestellungen machte. Unsere Hüttenwerke legen in den französischen Kolonien Eisenbahnschienen, sehr viele Schienen, in die Länge, in die Breite, in die Quere, — und lassen sie sich von den schwarzen oder gelben Eingebornen sehr teuer bezahlen. Das ist garnicht schecht ausgedacht. Aber keineswegs, um dem Kaiser Verdruß zu bereiten.

Sollte er auf unsere Textilindustrie neidisch sein? Ganz mit Unrecht. Sie ist garnicht dazu angetan, so bittere Gefühle zu wecken. In ihrer Harmlosigkeit, in ihrer primitiven Einfachkeit, in ihrer altertümlichen, bäuerlichen Biederkeit entwaffnet sie jedes Neidgefühl.

Was unsere Handelsmarine anlangt, so glaube ich nicht, daß er je irgend etwas von ihr gesehen oder von ihr reden gehört hat. Sie ist alt und plagt sich nicht mehr. Sie bezieht von der Regierung einen kleinen Ruhegehalt — Prämien — wie wir es nennen. Sie kostet uns Geld; aber was will man machen? Den alten Dienern muß man das Gnadenbrot geben.

Deutschland unterhält gute Handelsbeziehungen mit uns. Es gibt uns von dem Seinigen, wir geben ihm von dem Unsrigen. Deutschland sendet uns seine Erzeugnisse; wir senden ihm für die gleiche die unsere Summe. Seine Fabrikate sind meist billige Gebrauchsartikel; die unseren dagegen sind anderer Art: Juwelen, Toiletten, Hüte, — Damenhüte, die Philipp Lautrey in einem sehr hübschen, neuerschienenen Roman, „La Demoiselle de Modes", in so lebendiger und anziehender Weise beschreibt: „Hüte von liebreizender Anmut, mit Blumengewinden geschmückt, Hüte keuschen Gepräges unter hüllenden Schleiern, Hüte, einer Herausforderung gleich durch die phantastische Eigenart der Aufmachung, extravagante für leidenschaftliche, erotische Trägerinnen, weichliche und hauchzarte für die Gezierten, unfreundliche, hochmütige oder trotzige, selbst abstoßende, um alle Geistesrichtungen zu befriedigen." Dazu kommen noch landwirtschaftliche Erzeugnisse und etwas Buchhandel. Das ist so ziemlich alles.

Was könnte also Deutschland und Frankreich tödlich verfeinden? Etwa Marokko, die Einmischung Frankreichs in Marokko? Ach nein! Schade, daß die Geschichte Frankreichs in Marokko nur wenig bekannt ist, denn sie ist sehr hübsch. Die Franzosen wissen selbst nicht einmal, wer sie überredet hat, die Hand auf Marokko zu legen. Leute wie Jaluzot, Schneider, Rouvier, die Finanzmänner, die Baumwollspinner und Zuckerfabrikanten, die waren es. Sie wollen, daß unser Land groß dastehe. Niemals werden sie zugeben, daß das große Buch der Gesta Dei per Francos für immer geschlossen werde; und nach Gottfried von Bouillon und Ludwig dem Heiligen tragen sie ihre Namen ein. Es sind die letzten Kreuzritter. Als England sah, daß wir nach dem Besitze von Marokko Verlangen trugen, sagte es: — „Ich überlasse es euch; es ist zwar mein Eigentum, denn die ganze Welt gehört England, aber ich gebe euch Marokko. Ihr legt dort Eisenbahnschienen, das ist eine sehr nette Beschäftigung. Die Ingenieure unterhalten sich dabei, die Finanzmänner und die Hüttenbesitzer finden großes Vergnügen daran, und diese Freude spiegelt sich in den Ministern, den Senatoren und den Deputierten. Ich schenke euch Marokko, nehmt es. Und wenn ein Deutscher euch fragen sollte, warum ihr es nehmt, so antwortet nur ganz dreist: um die algerische Grenze gegen die räuberischen Einfälle der Harka verteidigen zu können. Die Harka werden euch in Marokko vom gleichen Nutzen sein wie die Krumir in

Tunis und die Schwarzflaggen in Tongking. Der Deutsche wird gegen die Harka nichts einzuwenden haben. Euere Soldaten schießen mit schönen neuen Granaten die Beduinendörfer samt der Einwohnerschaft in Grund und Boden, und ihr verlangt alsdann von den Marokkanern Schadenersatz für das Niederbrennen ihrer Häuser und die Verwüstung ihrer Ernte. Das ist Brauch und Herkommen nach internationalem Recht. Wir Engländer haben stets für alle von uns niedergemetzelten Asiaten und Afrikaner Schadenersatz verlangt. Nehmt Marokko und pflanzt mit den Bajonetten europäische Zivilisation in das Land."

So sprach Altengland aus reiner Gefälligkeit und Herzensgüte. Aber jeder Dienst findet seinen Lohn. Zum Dank für die Erlaubnis, Marokko gewaltsam den Frieden bringen zu dürfen, wurde England mit der Sorge für die Wohlfahrt Ägyptens betraut. Spanien tat sich, nachdem ihm einige kleine Vorteile in Marokko eingeräumt worden waren, mit uns zusammen. Italien versprach, uns im Reich des Scherifs in keiner Weise zu stören; unter der Bedingung, daß wir und unsere Freunde in Abessinien und Tripolis es in Frieden ließen. Was Rußland betrifft, so kennt man ja die teuren Bande, die uns verknüpfen; es schuldet uns zuviel und erwartet vor allem zuviel von uns, als daß es uns irgend etwas abschlagen könnte. Deutschland würde uns wie Rußland, Italien, Spanien und England ganz gerne unsere Aufgabe in Marokko erleichtern, das unterliegt keinem Zweifel. Wie Bernal Diaz del Castillo sich ausdrückt, besteht sie darin: Ehren und Reichtümer in Marokko zu holen. Im Prinzip hindert uns Deutschland nicht, daß wir von den Marokkanern für die in ihrem Lande angerichteten Verwüstungen und Metzeleien Schadenersatz verlangen. Deutschland steht zu sehr auf der Höhe der Zivilisation, als daß es nicht wüßte: das ist Völkerrecht (Jus gentium). Es würde uns ruhig Marokko plündern lassen, wenn es seinen Anteil an der Beute erhält, was ich nach bestem Wissen und Gewissen nur recht und billig finde. Es hat beim Feste nur deshalb gestört, weil es nicht zu ihm geladen war. Wie die Fee, die der König nicht zur Taufe seiner Tochter gebeten hatte, die neugeborene Prinzessin verhexte. Die guten Feen aber, die dem Taufschmaus beigewohnt und in einem kleinen Etui ein goldenes Besteck erhalten hatten, suchten den bösen Zauber zu brechen. Im vorliegenden Falle wird den guten Feen, ich meine damit die Frankreich befreundeten Mächte,

die Beschwörung schwerlich gelingen. Aber es besteht keine Gefahr, daß deshalb Krieg ausbricht.

Heißt das soviel als: der Kaiser ist uns durchaus wohlgesinnt? Zu dieser Behauptung will ich mich nicht versteigen. Hat der Friede so festen Fuß gefaßt, ruht er auf so unerschütterlichen Grundlagen, daß er nicht doch einmal ins Schwanken geraten könnte? Beschwören möchte ich es nicht.

Es gibt einen Mann, der uns eines Tages ganz unvermerkt einen Krieg auf den Hals laden könnte. Es ist ein kleiner, untersetzter Mann mit frischer Gesichtsfarbe, fayence-blauen Augen und grau meliertem Bart. Ganz gutmütig sieht er aus. Ein wohlbeleibter Nußknacker mit vornehmen Manieren, der mit Frauen umzugehen weiß. Er reist für seine Krongeschäfte. Der Onkel! Man hält ihn für schlau. Er brauchte es aber gar nicht zu sein, wahrhaftig nicht! Uns Franzosen machen die Streiche, die er seinem Neffen spielt, oft viel Spaß.

Vor noch nicht ganz zehn Minuten hat mir mein Freund Francis Delaisi gerade im rechten Augenblick einen solchen Streich erzählt. Wenn ich nicht irre, stand Deutschland im Jahre 1903 wegen der Ausgabe der für die Bagdadbahn notwendigen Aktien mit Pariser Banken in Unterhandlungen. Die Bagdadbahn gehört zu den großartigsten Ideen des Kaisers, zu den gewaltigsten Plänen, die seine Regierung auszeichnen. Es wurden uns Vorschläge über die gemeinschaftliche Herstellung dieser Bahnlinie gemacht. Die Bildung eines deutsch-französischen Syndikats Gwinner-Vernes wurde angekündigt. Unverzüglich eilt Eduard nach Paris .... Am Tage nach seiner Abreise berichteten die Zeitungen, daß die Unterhandlungen mit Deutschland abgebrochen worden sind und die französischen Banken ihre Beteiligung abgelehnt haben.

Ob König Eduard selbst kriegerisch veranlagt ist, weiß ich nicht. über die Jahre toller Jugendstreiche ist er hinaus. Doch scheint mir, daß England einen Krieg mit Deutschland nicht allzusehr fürchten würde, besonders wenn wir ihn führten. Das läßt sich begreifen. Noch vor fünfzehn Jahren beherrschte Großbritannien als einzige industrielle Großmacht den Weltmarkt ohne anderen Wettbewerb. Es verhielt sich friedlich. Wen sollte es auch bekämpfen? Heute aber, da ihm Deutschland die Handelshegemonie streitig macht, rüstet es in bedrohlicher Weise.

Gleichzeitig macht es auch den politischen Unterhändler. Wenige Jahre nach Faschoda wußte es sehr geschickt unser Vertrauen zu gewinnen, den historischen Groll, eine berechtigte, natürliche Abneigung gegen Deutschland und die Forderungen, welche die Herzen der Franzosen seit langer Zeit mit Trauer erfüllen, für sich zu nutzen. Schließlich verstand es Großbritannien, die politischen Anführer unseres Landes, ich meine damit die Finanzmänner, die Industriellen und andere Geschäftsleute, in seine Interessen hineinzuziehen; (und das war die Hauptsache).

Frankreich ist keine Republik, es ist ein Finanzstaat. Unser Land regieren weder der Präsident noch die Minister und die Kammern; unser Land regieren die Kreditinstitute; alles geschieht durch sie und für sie. Sie sind unsere Gebieter und die Lenker unserer auswärtigen Politik. Sie machen die öffentliche Meinung, die Presse gehört ihnen. Durch sie kam das russische Bündnis und das Einvernehmen mit England zustande.

Wir erkennen nun, weshalb Deutschland, sieht man von den historischen Gründen einmal ab, sich so wenig mit Frankreich versteht. Deutschland findet, daß wir mit England allzu angelegentlich liebäugeln. Wir stehen allerdings dem Erbfeinde im Augenblick sehr herzlich gegenüber. Faschoda haben wir vergessen und sind jetzt England zu Dank verpflichtet, daß es die unversöhnlichen Sieger von 1871 ein wenig vereinsamt hat. Wir lieben England. Werden wir in unserer Liebe aber so weit gehen, daß wir uns dem Freund zulieb mit Deutschland schlagen? Das ist nicht wahrscheinlich.

Ich schreibe dies, während allerorts die Möglichkeit eines europäischen Zusammenstoßes erörtert wird, während die Zeitungen berichten: Serben gegen Österreicher, Bulgaren gegen Türken, Kampf orientalischer Völker, der Balkan in Flammen. Mein Tisch ist mit Zeitungen bedeckt, die genau so brennen wie das Schreibpult, auf dem der gute Mönch Johannes Talpa in aller Ruhe die Heldentaten der Königin Crucha niederschrieb, (die unter dem Nabel einen Affenkopf hatte), während die Christenheit in Trümmer stürzte und sein Kloster eingeäschert wurde. Wie er bewahre ich Ruhe und Gelassenheit. Deutschland will keinen Krieg mit Frankreich; Frankreich will keinen Krieg mit Deutschland. Keiner von beiden verspürt Lust, den andern zu verschlingen. Unsere Kolonialparteien, wie zum Beispiel die Fraktion Etienne, sind allerdings von heißem Finanzpatriotismus entflammt. Wenn sie die

Fahne schwenken, tun sie es aber nur, um Geld zusammenzubringen. Wie die Ritter, von denen Alain Chartier erzählt: sie rufen zu den Waffen und laufen dem Gelde nach.

Wer fürchtet, England könne uns mit sich fortreißen, der besinne sich doch auf die Geschichte von dem kleinen schwarzen Mann am Quai d'Orsay. Das war ein Mann, ein stolzer Freund Englands und Rußlands, der Deutschland wie Luft behandelte. Man ließ ihn unbeirrt seine großen Pläne verfolgen; selbst seine Kollegen kannten seine Politik nicht. Sobald sie aber Verdacht schöpften, daß er uns einem Kriege entgegenführen wolle, setzen sie ihn vor die Tür. Sogar unsere Nationalisten atmeten erleichtert auf, als sie diesen Brandstiftergnom los waren.

Sie sehen, die Liebe zu England hat ihre Grenzen. Rechnen wir mit den Jahren, und beachten wir einmal, welchen Einfluß die Zeit auf die auswärtige Politik der Völker ausübt. Im Jahre 1815 Waterloo! Im Jahre 1821 stirbt der Kaiser auf Sankt Helena und hinterläßt dem in England regierenden Herrscherhaus die Schmach und Schande, die an diesem Tode haftet. Ein Vierteljahrhundert lang verflucht jedes Franzosenherz „das treulose Albion." Im Jahre 1843 begibt sich die Königin Viktoria zu Louis Philipp nach Eu. Im Jahre 1855 jauchzt ihr Paris zu. Dann schlagen die vereinigten französischen und englischen Streitkräfte die Russen vor Sebastopol. Gewiß, es gereicht uns zur Ehre, daß der Verlust zweier Provinzen noch nach achtunddreißig Jahren nicht überwunden ist. Aber die Zeit sorgt dafür, daß die Völker immer wieder durcheinander geworfen werden; sie einigt sie, trennt sie; einigt sie wieder, um sie auseinander zu reißen, und führt sie von neuem zusammen. Es wird ein deutsch-französisches Einvernehmen zustande kommen, und das wird der Friede für Europa bedeuten. Ein Einvernehmen, hoffe ich, kein Bündnis. Ich beschwöre die unsere Geschicke lenkenden Finanzmänner: schließt kein Bündnis mehr. Ein Bündnis wird immer gegen jemand geschlossen; es ist eine Kriegsmaschine; es kommt nie etwas Gutes dabei heraus. Treten wir mit keiner einzigen Macht zu einem Bündnis zusammen und verstehen wir uns (nach Möglichkeit) mit allen.

Sie können sich darauf verlassen, daß in einem gegebenen Augenblick ein deutsch-französisches Einvernehmen notwendigerweise und ohne Schwierig-

keiten zustandekommen wird. Es wird seine Berechtigung haben. Deutschland braucht Geld für seine Industrien. Es ist in hohem Grade gewerbstüchtig, besitzt aber keine Barmittel. Wir sind weniger gewerbstüchtig und haben viel Gold, soviel wie das alte Mykenä Homers und Schliemanns. Wir sind die Geldgeber Europas; wir stecken Geld in die Geschäfte aller Völker, nur nicht in die unsern. Unsere Kreditinstitute leihen nur dem Ausland. Sie werden deutsche Papiere annehmen und Deutschland Anleihen bewilligen, gegen hohe Provision natürlich! Die Deutschen werden dabei ihren Nutzen finden, genau wie wir auch; und so werden wir gut Freund werden. Wenn mich nicht alles täuscht, liebe Nachbarn, ist diese Zeit nicht mehr fern. Aber Ihr Reichskanzler soll um Gottes willen endlich einmal aufhören, ewig so wetterwendisch zu sein, heute so, morgen so. Er besitzt so hohe literarische Bildung und ist ein so geschickter Diplomat und vollendeter Gentleman, aber das wetterwendische reizt uns, das geht uns auf die Nerven. Und dann, könnte man bei Euch die Geschäfte nicht auch abwickeln, ohne immer wie ein Held aus der Nibelungensage aufzutreten? Wie wollen Euere Regierenden Euere Staatspapiere an der Pariser Börse notiert haben, wenn sie sich nicht entschließen können, das zu scheinen, was sie in der Tat sind: die Geschäftsführer eines der mächtigsten Industriebetriebe der Welt.

Die neue Gruppierung der Mächte

Von ⁂

Nichts wirkt so erfrischend wie ein Ereignis", pflegte der Earl of Beaconsfield zu sagen. Österreich hat ein keckes Losungswort gerufen, und welch ein seltsames Bild bietet sich unsern Augen! Alte Feindschaften scheinen wie begraben, andere nur desto gehässiger aufgewacht zu sein. Hier kommt man zu einer alten Liebe reumütig zurück, dort gehen für befestigt gehaltene Freundschaften in die Brüche und ganz neue tauchen dafür auf.

Eins haben wir Österreich unbedingt zu danken, und ich stelle das voran: es hat uns Deutsche für eine Weile davon entbunden, der bestgehaßte und meistgescholtene Staat in Europa zu sein. Indes betrachten wir einmal ohne Privatgefühle, was sich sonst noch alles auf einen Schlag unter den Mächten geändert hat, und was langsam in zarten, doch deutlichen Umrissen am politischen Horizont erstaunlich hervortritt.

Ganz ohne Zweifel besteht eine tiefe, nichts Gutes kündende Verstimmung zwischen Österreich und Rußland. Herr Iswolski ist, so scheint es, durch den Baron von Aehrenthal in Buchlau und vielleicht schon früher „gemacht" worden. Es hagelt Vorwürfe, die man beinahe Schimpfereien nennen könnte. Sobald Herr Iswolski von seiner Odyssee zurückgekehrt sein und in der Gegenwart des Zaren mit dem österreichischen Botschafter konfrontiert werden wird, genießen unsere Leser in Wien vielleicht eine „Hetz", die hier nur angedeutet werden kann und längst vorüber ist, wenn diese Nummer erscheint.

Deutschland hat leider die schöne Gelegenheit, sich in der Reserve zu halten, nicht benützt und, statt seine Gedanken im Busen zu bewahren, zeitweilig mit großer Entschiedenheit Europa glauben gemacht, daß uns die Freundschaft mit den Türken wertvoller noch als das Bündnis mit Österreich sei. „Mehr geniert als befriedigt", hieß es vonseiten eines unserer Geschäftsträger in Paris. Ja die Kölnische, sichtbarlich dazu ausersehen, eine offizielle Verstimmung zu ventilieren, mußte bereits mit dem deutschen Anschluß an die Westmächte drohen. Da folgte etwas höchst Ergötzliches, das schon wegen seines literarischen Reizes festgehalten zu werden verdient: eine kurze, augenscheinlich durch Baron von Aehrenthal inspirierte Auslassung, die ganz naiv bestätigte, daß weder Deutschland noch England ins Vertrauen gezogen worden seien, als Österreich daran ging, die europäische Lage umzugestalten, und die verächtlich schloß: „Diese Handlungsweise brachte uns einen Erfolg und ermöglichte den andern Mächten ihre der Türkei angenehmen Verwahrungen." Auf Deutsch: „Wir haben gehandelt, und ihr dürft jetzt schwatzen."

Man könnte den drastischen Humor der Sache besser genießen, wenn wir nicht zugleich die Leidtragenden wären. Österreich kehrt zurück zu den Formen, die es Preußen gegenüber auf dem seligen Bundestag beliebte. Man erinnert sich, wie der österreichische Gesandte den preußischen von Bismarck

einmal in Hemdärmeln empfing, worauf sich Bismarck kurzgefaßt ebenfalls den Rock auszog. Jetzt hat Herr von Aehrenthal uns in Hemdärmeln begrüßt, wir aber mimten feierlich die gekränkte Leberwurst.

Nun, wir bleiben trotzdem geduldig und werden uns mit einem alten Interessenten schon wieder zusammenfinden, sobald er uns braucht. In jedem Fall erhielt unsere Diplomatie in jenem hemdärmeligen Rippenstoß eine passende Antwort auf die höchst überflüssige Theaterei der „Huldigung" deutscher Bundesfürsten vor dem greisen Franz Josef, der unausgesetzt in seinen Landen Deutsche verprügeln läßt. Um so auffallender bleibt die zwischen den beiden andern Kontrahenten des problematischen Dreibundes neuerdings hervortretende herzliche Verständigung. Das offizielle Italien scheint die Schmerzen seiner Irredentisten, die doch Welschtirol ingrimmig von Österreich forderten, plötzlich zu vergessen. Die habsburgische Monarchie wieder gibt die ihr bisher zustehende Überwachung der montenegrinischen Häfen und andere wirtschaftliche Vorteile an der Adria preis, um den König von Italien, Nikitas Schwiegersohn, zu erfreuen. Tittoni zwar wird von seiner heimischen Presse ungefähr so gescholten und verhöhnt wie Iswolski von der russischen. Doch immerhin ist diese plötzliche Annäherung einstiger Antagonisten verwunderlich, und es fehlt wirklich bloß, daß der Papst dem österreichischen Thronfolger die Erlaubnis erteilte, Rom zu besuchen, so mögen wir das Schauspiel erleben, wie einer von den einst so verhaßten weißröckigen Tedesci in Italiens Hauptstadt bejubelt wird.

Da es immer vorteilhaft ist, rechtzeitig enttäuscht zu werden, um sich aufs neue und besser einzurichten, so könnte des Herrn von Aehrenthal goldne Rücksichtslosigkeit für uns zum größten Segen gereichen. Von Italien hat wohl schon seit Jahren kein ernsthafter Politiker das mindeste für uns erwartet; über Österreichs Gesinnung sind wir in diesem Oktober aufgeklärt worden. Wahr ist, daß unsre Kraft uns jene Achtung, die sie in Europa zu genießen verdiente, nicht einträgt, da der von ihr gemachte Gebrauch so häufig zum Nadir der Königskunst unter Friedrich Wilhelm IV von Preußen herabsinkt. Indessen gibt es immerhin Staaten in Europa, die sich von einer minderwertigen Ästhetik nicht im selben Maß wie die flinken Realisten an der Donau abgestoßen fühlen. Diese Elemente, die von der Defensive, die wir im Fall zu starker Reizung entwickeln könnten, doch eine passendere Vorstellung

hegen, sind in unserm Westen zu finden. Da gleichzeitig in Rußland über den jüngsten, von so wenig Erfolg begleiteten englischen Kurs ein aufrichtiges Unbehagen herrscht, an der Seine wiederum festgestellt wurde, daß Deutschlands und Frankreichs Interessen in der Türkei nahezu identisch sind, wäre tatsächlich für uns eine gute Gelegenheit vorhanden gewesen, vermittelst einer Flankenbewegung auf die Seite jener politischen Idee zu gelangen, die man, solange sie noch gegen uns gerichtet war, Einkreisung zu nennen pflegte. Nur zweierlei müßten wir vermeiden: erstens dem biedern Österreich nachzugreinen, und zweitens jene Flankenstellung allzudeutlich zu begehren.

Am übelsten daran in ganz Europa, übler fast als die Türkei, zeigt sich Rußland in diesem Trubel. Es ist außerstande, Bulgarien oder Serbien jenen materiellen Rückhalt zu gewähren, den es noch 1876 den Balkanstaaten zu leisten imstande war. Es hat deshalb an Achtung und Geltung verloren. Es hat zusehen müssen, wie ein südslawischer Stamm von einem Rival einfach in die Tasche gesteckt wurde; und diese Hilflosigkeit gegenüber einer Herausforderung wird in allslawischen Kreisen außerordentlich peinvoll empfunden, während sich Bulgarien überhaupt nicht mehr um Rußland kümmert, sondern einfach denkt: „Selbst ist der Mann." Dazu hegt Rußland geheime Wünsche, nach deren Erfüllung in dieser Konjunktur es vergebens ringt. Herr Iswolski hat eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet, und Sir Grey dürfte nach der verzögerten Abreise des russischen Gastes mit einem ehrlichen Uff! in seinen Sessel zurückgesunken sein. Erreicht ist aber von Rußland bis zur Stunde (achtzehnter Oktober) rein garnichts worden, auch kein volles Einverständnis mit irgendwem. Wer die Diplomatensprache nur ein wenig kennt, muß lächeln, wenn eine Frage als „ausgeschaltet", aber gleichwohl „geregelt" bezeichnet wird. Es ist die Geschichte von dem Kranken, der zwar starb, doch wenigstens vollkommen geheilt. Rußland ist wegen der Dardanellen an die Türkei verwiesen worden, die noch abgeneigter als England ist, seine Meerengen zu öffnen, und im übrigen ohne die Signaturmächte garnichts ändern kann.

Wird England besser abschneiden? Es hat sich, nachdem es dreißig Jahre lang, von den Tagen der „bulgarian atrocities" bis zu den „armenian atrocities" und den makedonischen Wirren dem „unsagbaren Türken" bald unter Gladstones, bald unter Salisburys Führung feindlich gesinnt gewesen

war, auf jene älteren Zeiten zurückbesonnen, als Canning die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin (1827), noch dazu mit Beihilfe der Engländer selbst, im Unterhaus als ein „unwillkommenes Ereignis" mitteilte, seine diplomatischen Schüler das Fortbestehen des türkischen Reiches in Europa für einen Grundpfeiler der londoner Politik erklärten. Wir werden somit vonseiten John Bulls nun viele schöne Beweise der Selbstlosigkeit zu erwarten haben, obschon ein so erfahrener Publizist wie Lucien Wolff es leise bezweifelt. Die Souveränität über Ägypten ist schon noch eine Schwenkung wert. Doch überall, selbst wenn es über die Jungtürken hinwegschritte, stößt Albion auf den geheimen russischen Widersacher, der allenfalls Geld in Gestalt einer Anleihe von England nehmen, doch im übrigen in seiner auf dem Balkan oft erprobten Hinterlist sich nicht irremachen lassen dürfte.

Inzwischen dröhnt seit langer Zeit zum erstenmal in den Meerengen der Donner türkischer Kanonen. Der alte, für seine Person etwas ängstliche Sultan liebt bekanntlich das Losgehen von Flinten in seiner Nähe nicht, hatte seinen Infanteristen nach dem letzten Kriege die Schießausbildung entzogen und seiner Artillerie die Geschütze unter Verschluß gehalten. Man probiert jetzt, ob sie noch losgehen und fahrende Schiffe zu treffen vermöchten, was jedenfalls zweckmäßiger ist, als auf einen längst noch nicht reifen Kongreß zu warten. Sollten diese Anzeichen heimkehrender nationaler Selbstachtung und Beginnkraft noch dadurch verstärkt werden, daß die Jungtürken einen besonnenen, zu politischer Arbeit fähigen Reichstag auf die Beine bringen, so würde dieser noble Versuch, eine räuberisch kulturwidrige Vergangenheit auszulöschen, ihnen mit Recht die Gunst aller freigesinnten Europäer sichern. Österreich zwar, das vielleicht für ein zweites Algeciras dankt, hat zielbewußt sein Verhältnis zu Bosnien gerade von einer Durchberatung im kommenden türkischen Parlament unabhängig gemacht und will sich bekanntlich auch auf keinen Kongreß einlassen, wo die Annexion Bosniens und der Herzegowina nicht als vollendete, undiskutierbare Tatsache betrachtet würde.

Allein so sympathisch seine energische Handlungsweise jedermann berührt, erscheinen ihre politischen Folgen doch mehr als zweideutig. Nicht etwa nur wegen des Boykotts österreichischer Waren im Orient — und Wien lieferte ihm ja den roten Fez — oder wegen der Verstimmung von Deutschland, Rußland und England. Nein, viel eingreifender werden sich innere Folgen jener schnellen

Handlung in der habsburgischen Monarchie selbst bemerkbar machen. Schon ist um die Angliederung der neuen Beute zwischen Cis- und Transleithanien der Streit entbrannt; ja die Möglichkeit einer Trias, einer Etablierung der Slowenen und Serbokroaten als eines dritten autonomen Bestandteils der Monarchie ist durch Zuschub von mehr als anderthalb Millionen Bosniaken und Herzegowzen nähergerückt. Sie werden früher oder später ihren Anteil am Reichsrat fordern, kurz den dort brodelnden Nationalitätenkessel vielleicht endlich zum überkochen oder zum Platzen bringen. Die Deutschösterreicher witterten das Kommende und widersprachen vor dreißig Jahren der Okkupation Bosniens, haben sich durch diesen nutzlosen Widerstand freilich schwer geschadet und beim Hause Habsburg unbeliebt gemacht, weshalb sie den neuen Feind jetzt einladend bewillkommnen. Die Schadenfreude über Deutschlands gelungene Brüskierung allerdings, die sich unlängst in den geistvollen Gedankensprüngen gefiel: „Wenn wir nicht mal unsere eigenen Wege gehen dürfen, was nützt uns dann der ganze Bund? ... Wenn Deutschland so wenig Rücksichtslosigkeit nicht verträgt, wie soll es da eines Tages viel mehr vertragen?" erscheint recht kurzsichtig. Denn seit Österreich sein Slawentum absichtsvoll verstärkt, und dessen Draufgängern, wie in Laibach, jede Beschmierung unserer Sprache gestattet, ist die Existenzfrage des Deutschtums an der Donau aufs neue gestellt. Dies ist die wahre, die schwere Bedeutung der Annexion, von der die Zukunft Mitteleuropas weit mehr bestimmt werden dürfte, als durch die zum Teil grotesken Kompensationsgelüste kleiner Balkanpotentaten oder das uralte Geduldspiel um den größten Einfluß am Goldenen Horn.

Wir blasen dort die erste Flöte nicht mehr, England hat uns vorerst den Rang abgelaufen, unser Wasser auf seine Mühle geleitet. Wenn auch die Geschicklichkeit des Freiherrn von Marschall sicher von der alten Position soviel zu retten wissen wird, wie nur irgend möglich, kann eine kühlere Auffassung der Dinge es dennoch nur mit Genugtuung begrüßen, daß der Humbug einer deutschen Vormundschaft über den Islam aufgehört hat. Eine solche Begönnerung durften wir uns selbst dann kaum erlauben, wenn wir die Seemacht Englands besessen hätten. Jedermann weiß, wie weit wir davon entfernt sind. Wie schön also, wenn jene Fehlerquelle, die uns so viele ganz fruchtlose Unruhe eingetragen hat, endgültig verstopft würde.

Politik und Anwaltsehre

Von Wolfgang Heine, Rechtsanwalt, M. d. R.

Der Ehrengerichtshof der Rechtsanwälte zu Leipzig hat den Rechtsanwalt und sozialdemokratischen Abgeordneten zum preußischen Landtag Dr. Karl Liebknecht von der ehrengerichtlichen Anklage freigesprochen und den Antrag der Staatsanwaltschaft abgelehnt, die Liebknecht wegen Verletzung der Anwaltspflichten aus der Anwaltschaft ausschließen wollte. Damit hat diese oberste Instanz der Ehrengerichtsbarkeit dasselbe Maß von Rückgrat gezeigt wie das Ehrengericht der Anwaltskammer zu Berlin, das bereits die Eröffnung des Verfahrens gegen Liebknecht abgelehnt und ihn später glänzend freigesprochen hatte.

Anlaß der Anklage auf Ausschließung aus der Anwaltschaft war der Hochverratsprozeß, worin gerade vor einem Jahre Liebknecht zu einem und einem halben Jahre Festung verurteilt worden war.

Liebknecht hatte eine Broschüre „Militarismus und Antimilitarismus" geschrieben, die eine von ihm in Mannheim gehaltene Rede wiedergab. Weder die Rede wurde beanstandet noch — viele Monate lang — die Druckschrift. Ein unbefangener Leser vermochte auch aus ihr nichts zu entnehmen als eine theoretisch gehaltene Erörterung der Schäden des militaristischen Geistes und eine Aufforderung, ihn von innen heraus durch Erziehung der Jugend zu Freiheitsliebe und selbständigem Denken zu überwinden. Erst als schon fast die gesamte Auflage verkauft war, wurde plötzlich das Buch beschlagnahmt und dem Verfasser der Prozeß gemacht.

Es ist als feststehend anzunehmen, daß die Reichsanwaltschaft diesen Hochverratsprozeß nicht eingeleitet haben würde, wenn sie nicht dazu von anderer Seite angeregt worden wäre. Es will wenig besagen, daß der Oberreichsanwalt mit großem Pathos die persönliche Verantwortung für die Anklage übernommen hat, denn er gibt selbst zu, daß „eine zuständige Behörde, die ein erhebliches Interesse an der Schrift hatte", sie ihm vorgelegt habe, und erklärt ausdrücklich, daß das nicht der Reichskanzler und nicht das Reichs-

justizamt gewesen seien. Kein Zweifel also, daß dies ganze Verfahren, dessen moralische Unkosten die Justiz zu tragen hat, von irgendeiner militärischen Seite ausgegangen ist.

Der Prozeß war politisch eine enorme Torheit, gerade vom Standpunkt der „Staatserhaltenden“. Mochte er ausgehen, wie er wollte, er mußte Liebknecht alle Sympathien verschaffen und ihn zum Märtyrer stempeln. Eine Ausstoßung Liebknechts aus dem Anwaltsstande hätte allgemeine Entrüstung erregt und seine nach der Meinung des Anklägers so gefährliche Tätigkeit ausschließlich auf das politische Gebiet konzentriert, also dreimal so „gefährlich“ gemacht. Der heutige Staat konnte bei der Aktion nur verlieren, nicht das geringste gewinnen.

Die juristische Konstruktion, die man für die Verurteilung wegen Hochverrats gefunden hat, war ein Kunststück juristischer Gewandtheit im Aus- und Unterlegen. Im Grunde hat man in der Verbreitung einer Gesinnung, die erst bei anderen Gesinnungen erzeugen sollte, aus denen nach Meinung des Gerichts — wer weiß, wann einmal — Taten hervorgehen könnten, die Vorbereitung zum Hochverrat erblickt; wie Liebknecht mit Recht einwarf, eine Vorbereitung zur Vorbereitung einer Vorbereitung. Aber auch bei dieser weiten Ausdehnung des Hochverratsbegriffes wäre eine Verurteilung unmöglich gewesen, wenn das Reichsgericht fähig gewesen wäre, sich in den Gedankengang des politischen Gegners zu versetzen. So ist schuld an dem Urteil am letzten Ende nicht eine Handlung sondern eine Gesinnung des Angeklagten, eine Gesinnung, wegen deren die Richter ihm andere Gesinnungen zutrauten, die er entschieden bestritt.

Ihren Gipfel erreichte diese Gesinnungsverfolgung in den Angriffen gegen die *Ehre* Liebknechts. Obgleich das Gesetz ausdrücklich bestimmt, daß bei Hochverrat auf Zuchthaus nur erkannt werden *darf*, wenn die Tat einer *ehrlosen Gesinnung* entsprungen ist, beantragte der Oberreichsanwalt gegen Liebknecht *zwei Jahre Zuchthaus* und *fünf Jahre Ehrverlust*, was ihm dauernd die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter einschließlich der Rechtsanwaltschaft und auf sieben Jahre das aktive und passive Wahlrecht geraubt haben würde.

Der Oberreichsanwalt gab sich nicht viel Mühe, diesen unerhörten Antrag zu begründen; die Juristenqualität und die politische Gesinnung Liebknechts

sollten die Ehrlosigkeit ergeben. Diesen unhaltbaren Standpunkt vertrat er äußerst matt, wie etwas, was man gezwungen vertritt, und Liebknecht konnte mit Fug und Recht antworten, daß er, der Angeklagte, nicht an der Stelle des Vertreters der Anklage sein möchte.

Das Reichsgericht erkannte nicht auf Zuchthaus sondern auf Festungshaft, weil Liebknecht lediglich aus politischer Überzeugung gehandelt hätte. Aber obgleich die öffentliche Meinung bis tief in die Parteien der Rechten hinein dies billigte, obgleich im Reichstag über den Versuch des Oberreichsanwalts, einem ehrenwerten Mann die Ehre zu rauben, die bittersten Worte gesprochen wurden, machte man in dem ehrengerichtlichen Verfahren noch einmal denselben Versuch; wieder ebenso matt, wieder erfolglos.

Nach dem Urteil des Ehrengerichts erster Instanz konnte die Reichsanwaltschaft keinen Zweifel an ihrem Mißerfolg beim obersten Gerichtshofe haben. Daß die drei Rechtsanwälte im Ehrengerichtshofe ihre Kollegen vom Ehrengericht desavouieren würden, war unwahrscheinlich; daß der Reichsgerichtspräsident und die drei Reichsgerichtsräte, die die Mehrheit des Ehrengerichtshofes bilden, die Auffassung der vereinigten Strafsenate preisgeben würden, die in Liebknechts Handlungsweise nichts Ehrloses gefunden hatten, war ausgeschlossen. Und die Reichsanwaltschaft ist sicher auch klug genug, die politische Unvernunft des ganzen Prozesses einzusehen.

Wenn sich die Reichsanwaltschaft trotzdem diese Schlappe geholt hat, so hat sie das sicherlich nicht gern getan, sondern unter dem Druck militaristischer Einflüsse.

Über den Geist, den man mit „Militarismus" bezeichnet und der mit der Aufgabe des Heeres, eine Schule nationaler Wehrkraft zu sein, nicht das geringste zu tun hat, habe ich mich in dieser Zeitschrift schon früher einmal ausführlicher ausgesprochen.*) Charakteristisch für diesen Geist ist unter anderem seine Unfähigkeit, politische Folgen zu berechnen, seine politische Unwissenheit, der Hochmut, mit dem er es verschmäht, sich über die Ansichten politischer Gegner auch nur zu unterrichten, was ihn nicht hindert, über sie mit fanatischem Hasse abzuurteilen. Militaristisch ist es, sich dem zu entziehen, was eine politische Ehrenpflicht sein sollte, nämlich der Bildung und

*) Jahrgang I, Band 2, Heft 11, Seite 345 flg.

Vertretung einer unabhängigen, auf freier Prüfung beruhenden politischen Überzeugung. Militaristisch ist es aber auch, aus dieser politischen Zurückhaltung nicht die notwendige Konsequenz der Unparteilichkeit zu ziehen, sondern alle oppositionellen, alle auf politische Freiheit gerichteten Bestrebungen zu verfehmen. Militaristisch ist es insbesondere, den Vertretern demokratischer Politik die Ehre abzusprechen. Die unaufhörlichen Maßregelungen von freidenkenden pensionierten Offizieren und von Offizieren und Ärzten der Reserve und Landwehr legen Zeugnis für diese Behauptung ab.

Diesem Geiste hat die Anklagebehörde sich dienstbar gemacht. Dabei ist es durchaus nicht nötig, daß etwa bestimmte Personen gerade in der Richtung auf Zuerkennung der Zuchthausstrafe oder Aberkennung der Anwaltsqualität gewirkt hätten. Nein, das ist gerade das Furchtbare an dem militaristischen Geiste der Unduldsamkeit und Ehrabschneidung, daß er sich bereits Kreise untertan macht, denen er ewig fremd bleiben sollte, daß er als der Geist wahrer „Ehre" respektiert wird und man nicht wagt, sich ihm zu widersetzen.

Dieser Geist hat in dem Ehrengerichtsverfahren gegen Liebknecht die eigentliche und wahrlich verdiente moralische Niederlage erlitten. Er wird daraus schwerlich Lehren ziehen, aber das Volk soll an diesem Prozesse lernen, den Geist würdeloser Bosheit und Gehässigkeit zu erkennen und zu bekämpfen.

Die unabhängige Presse aller Parteien sollte dabei behilflich sein.

In diese moralische Niederlage werden freilich auch die verwickelt, die sich zu Handlangern des Militarismus hergegeben hatten. Zunächst die Staatsanwaltschaft bis zu ihren höchsten Spitzen hinauf. Wenn selbst Olshausen, ein hervorragender Gelehrter, ein Mann in unantastbarer Stellung, sich zu dieser Verfolgung der Überzeugung hergab, was kann man von den niederen Geistern erwarten? — Die Staatsanwaltschaft als Institut hat hiermit wider sich selbst das Urteil gesprochen: sie ist in ihrer heutigen Einrichtung eine Gefahr für die Gerechtigkeit. Keinem Advokaten verzeiht man es, wenn er die Ehre der Gegenpartei mit unhaltbaren Gründen angreift und von diesem Standpunkt trotz offenbarer Aussichtslosigkeit und Richterspruches nicht abgehen will. Die Staatsanwaltschaft, die nicht eine Partei vertreten, sondern auch den Interessen des Angeklagten dienen soll, dürfte sich erst recht nicht dazu herablassen. Aber dies Selbstverständliche wird vergessen über der

Abhängigkeit der Staatsanwaltschaft und der einseitigen Ausübung ihrer Anklagefunktion.*)

Indes auch die ordentliche Justiz hat nicht völlig gut abgeschnitten. Zwar hatte in dem Hochverratsprozeß das Reichsgericht sich nicht dazu herbeigelassen, Liebknecht durch Verurteilung zu Zuchthaus die bürgerliche Ehre zu nehmen, aber der Strafsenat des Kammergerichts hat sich bereit gefunden, im Gegensatz zu dem Ehrengericht der Anwaltskammer die unhaltbare ehrengerichtliche Anklage zuzulassen. So hat denn auch die Justiz ihren Anteil an dem moralischen Zusammenbruch dieses Verfahrens zu tragen.

Die Rechtsanwaltschaft dagegen hat sich selbst geehrt, sowohl durch die Sprüche ihrer Ehrengerichte als auch durch das Auftreten Liebknechts. Seine Selbstverteidigung in beiden Prozessen war mustergültig. Er widerlegte die formalistisch geschraubte Deduktion der Reichsanwaltschaft, daß er, weil Gegner der heutigen Rechtsordnung nicht als Anwalt an ihrer Verwirklichung mitwirken könne, und betonte, daß er als Politiker eine Rechtsordnung grundsätzlich bekämpfen könne, während er, solange sie und keine andre bestünde, als Anwalt berufen sei, sie verwirklichen zu helfen. Ich möchte hinzufügen: die Rechtsordnung, für die der Anwalt eintritt, ist garnicht die heute gegebene Ordnung der Gesellschaft und ihrer Gesetze, sondern ist die davon unabhängige Idee geordneten Rechtes; die gegebenen Gesetze und Gesellschaftszustände bilden nur einen Rahmen, in dem diese Tätigkeit sich vollzieht und durch den sie freilich oft genug eingeschränkt wird, aber sie sind nicht selbst Objekt und Ziel der Arbeit des Anwalts.

Sehr schlagend war es, als Liebknecht dem Ehrengerichtshof zurief:

„Hochverrat ist die Form, in der sich die Menschheitsentwicklung der Regel nach vollzieht. Die ganze Menschheitsgeschichte ist eine Kette hochverräterischer Akte. Der Hochverrat von gestern ist die Legitimität von heute, und der Hochverrat von heute wird die Legitimität von morgen sein —, vielleicht auch die Legitimität von heute der Hochverrat von morgen.

Sie selbst, meine Herren — auch der Herr Oberreichsanwalt — sitzen auf Ihren Plätzen kraft Hochverrates: ohne die Hochverräter der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wäre das Jahr 1871 unmöglich gewesen und das Deutsche Reich, von dem Ihre Vollmacht stammt."

*) Vergleiche hierzu auch die Ausführungen von Ludwig Thoma auf Seite 185 ff.

Die Redaktion

Im Zusammenhang damit wies Liebknecht auf die ruhmvolle Tätigkeit hin, die gerade der Stand der Rechtsanwälte bei den Kämpfen um die Freiheit und nationale Einigung des deutschen Volkes geleistet, und die gar manchem hochangesehenen Berufsgenossen zeitweilig den Ehrentitel eines „Hochverräters" eingebracht habe. Auf den Oberreichsanwalt Olshausen scheint dies freilich wenig Eindruck gemacht zu haben, obgleich ihm nicht unbekannt sein dürfte, welche Tätigkeit ein Anwalt, der seinen Namen führte, in den schleswig-holsteinischen Freiheitskämpfen entfaltet hat.

Auf diesem Gebiete liegt eine besonders wichtige Bedeutung des Prozesses. Je mehr der Staat alle geistige Arbeit in seiner Bureaukratie zu konzentrieren oder durch sie zu unterjochen sucht, um so wichtiger werden die wenigen geistigen Berufe, die unabhängig vom Staate unabhängigen Sinn betätigen können. Die Rechtsanwaltschaft wird durch ihr Fachstudium direkt auf das politische Gebiet hingewiesen. Der Anwalt ist schon in seinem Beruf ein Kämpfer für das Recht, oft genug ein Kämpfer gegen die Willkür der Staatsgewalt und ihrer Vertreter. So ist er der geborene Fürsprech auch der politischen Opposition. Die freie Zulassung zur Advokatur macht diesen Beruf zur Zuflucht vieler, die den Staatsdienst seiner Abhängigkeit wegen vermeiden.

Die Staatsgewalt sieht das nicht sehr gern. Auf Umwegen kann sie ja auch auf Rechtsanwälte Einfluß ausüben; die Gewährung oder Versagung des Justizratstitels, in Preußen auch des einträglichen Notariats, spielen keine geringe Rolle. Andere kleinere Schikanen kommen dazu, künstliche Schwierigkeiten bei der Bestellung von Ferienvertretern und dergleichen.

Die Gesetzgebung ist nichts weniger als wohlwollend gegen die Rechtsanwälte. In einer Zeit, wo die Bezüge aller Beamten bedeutend erhöht werden, wo auch die Rechtsanwälte ihren Angestellten viel mehr zahlen müssen, hat seit 1900 eine preußische Landesgebührenordnung die Gebühren der Anwälte in nichtstreitigen Sachen erheblich verringert, und die jetzt vorliegende Zivilprozeßnovelle will für den größten Teil der Prozesse die Tätigkeit der Anwälte ausschalten und die Vergütung ihrer Auslagen weit unter die eignen Kosten herunterschrauben.

Solche Behandlung ist der Anwaltsstand im Bureaukratenstaat gewöhnt. Trotzdem werden sich ihm immer noch die zuwenden, die eine Freiheit mit Gefahren einer sorglosen Abhängigkeit vorziehen.

Der Prozeß gegen Liebknecht war ein Versuch, den militaristischen Geist unmittelbar auf die Rechtsanwaltschaft anzuwenden, die politische Knechtung, der man ganz unberechtigterweise in Deutschland die Beamten unterworfen hat, auch auf die Rechtsanwälte auszudehnen. Dieser Versuch ist abgeschlagen worden.

Der deutsche Rechtsanwalt bleibt auch ferner abhängig nur von seinem eignen Ehrgefühl. Dies aber nötigt ihn, seine politische Stellung nicht den jeweiligen Ansichten der Machthaber anzupassen, sondern nach freigewählter Überzeugung auch auf politischem Gebiete zu handeln und jedes Wirken aus ehrlicher Überzeugung nicht nur zuzulassen, sondern als Ehrenpflicht anzuerkennen. Dieser Ehrbegriff ist höher als der der Devotion nach der einen Seite und der der intoleranten Verfolgung nach der anderen.

Elsässisches / Von Conrad Haußmann

In den Reichslanden haben sich große Personalschiebungen im Lauf der letzten Jahre und Wochen vollzogen. Der elsässische Teil der Reichslande — Lothringen steht unter anderen geistigen Strömungen und zeigt weniger individuelles Eigenleben — hat auf den neuen, nicht gefürsteten Statthalter der Reichslande eine ernste Hoffnung gesetzt, die Hoffnung eines größeren Verständnisses für den Geist der Elsässer. Die Leser des „März" sind darüber orientiert durch interessante Darlegungen der Herren Boll-Straßburg und Blumenthal-Colmar. Der Grundgedanke war: Das Elsaß wird innerlich und nicht bloß äußerlich deutsch sein, wenn es sich selbst verwalten darf; soweit ist der innere Prozeß vorgeschritten, daß die Elsässer an der Verwaltung teilnehmen wollen und teilnehmen können, ohne antideutschen Hintergedanken.

Nun ist auch Staatssekretär von Köller, der preußische Minister des gewesenen Statthalters Fürsten Hohenlohe-Langenburg, gegangen, und ein Elsässer, Zorn von Bulach, der bisherige Unterstaatssekretär, ist Staatssekretär und Minister geworden. Zum erstenmal ein Elsässer. Gleichzeitig

wechselt der Vertreter im Bundesrat, und der neue Vertreter soll geklärtere Ansichten über die innere Berechtigung der „eingeborenen" Stimmungen und Gedanken besitzen.

Jedenfalls liegt nunmehr ein durchgreifender Personenwechsel vor, und die neuen Personen sind verpflichtet, sich zu fragen, ob das System Köller revidiert zu werden verdient. Denn Köller und nicht Hohenlohe-Langenburg hatte regiert. Wie hat Köller regiert? Genau so, wie er war. Er war ein Gemisch von Manieren und von Nonchalance, von Durchfahren und Gehenlassen. Es genügte ihm ein halbes Durchdringen der Fragen, die er mechanisch lösen zu können meinte. Als er kam, glaubte er an die Macht der Polizei, und als er ging, an die Macht der katholischen Geistlichkeit; als Hauptwert beider galt ihm ein „bequemes" Regieren, und diesem Staatszweck diente auch die persönliche Jovialität. Sie war bei ihm durchsetzt mit jenem erstklassigen Selbstbewußtsein, das man auf dem Korpsfechtboden und in der Gesellschaft von Standesgenossen sich aneignet und durch das man der Bureaukratie dauernd überlegen wird. Das genügt zu vielem, aber es genügte nicht, um den Elsässern das Vertrauen eines inneren Verständnisses beizubringen; es genügte nicht einmal, um ihnen zu imponieren. Es war das System einer halben Verständnislosigkeit, oder richtiger, es war ein halbes System. Das war vielleicht insofern ein Verdienst, als es nicht mehr reine Unterdrückung, nicht mehr bloß Diktaturparagraph und Verständnislosigkeit war, und eine Regung der eigenen Kräfte im Land zwar nicht forderte, aber auch nicht hinderte. Es gab eine Zeit, wo man durch Mißtrauen das Mißtrauen gesteigert hatte, wo man alle Sachen persönlich und alle Personen mechanisch ansah, wo die Politik Polizei und nichts als Polizei war, wo man glaubte, man müsse dem elsässischen Volk „deutschen Geist" einpumpen, wie man mangelhaftem Bier Kohlensäure einpumpt. Es gab einen schlechten Schaum.

Man kann für die Zukunft aus dieser, schon seit einiger Zeit überwundenen Vergangenheit lernen, daß jene Behandlungsweise nirgends ungeschickter ist als im Elsaß. Der Versuch, zu gängeln, zu leiten und zu überwachen, schafft in Straßburg keinen Nutzen, aber mittelbar einen sehr ernsten Schaden, nämlich den, die Entwicklung eigener elsässischer Initiative zu hemmen. Das hat man fast eine Generation lang getan und sich damit nicht bloß am Elsaß, sondern an Deutschland versündigt. Schon zuvor liegt dem inter-

essanten deutschen Grenzvolk der Elsässer, vielleicht eben wegen seiner Lage zwischen zwei Nationen, zwischen zwei Sprachen, zwischen zwei Temperamenten, ein durch Beschaulichkeit gemilderter Kritizismus im Geblüt.

So galt es dort in besonderem Grad, der Entwicklung von tätiger Initiative möglichst freie Bahn zu lassen. Da Aktivität innerlich verbindet, durften die Elsässer nicht eine Generation lang zur halben Passivität durch die Einrichtungen und eine politische Kuratel erzogen werden. Selbstverwaltungsspielraum war gerade in dem jungen Reichsland seit dreißig Jahren nötig, um die Köpfe zu der staatlichen Arbeit und Mitverantwortlichkeit heranzuziehen. Zwang man sie, auf der Stelle zu treten, so lag bei dem Zusammenhang der intellektuellen Kräfte die Gefahr nahe, daß die politische Passivität und öffentliche Niederhaltung auch gewerbliche Initiative und wirtschaftliche Unternehmungslust beeinträchtigen könnte. Nichts aber vermag die innere Beruhigung und Annäherung mehr zu fördern als wirtschaftliche Prosperität. Die niederhaltende, aber auch die dilatorische und schleppende Regierungspolitik, welche unklug lange den unnötigen und odiosen Diktaturparagraphen festhielt und die Wahlrechtsfrage und den Verfassungsausbau zäh hinzieht, hat nicht bloß auf dem politischen Gebiet geschadet.

Man muß den Elsässern gegenüber Vertrauen nicht bloß deklarieren, sondern empfinden. Auf das letztere kommt es an. Denn die Elsässer wissen sehr genau zu unterscheiden. Sie sind mindestens so „helle" wie die Altdeutschen. Der Fond von Beobachtungsgabe und Humor, über den sie verfügen, befähigt sie, gouvernementalen Akten und Personen eine humoristische Auffassung entgegenzubringen, mit welcher Forschur und Bureaukratie, Nonchalance und Schneid nicht auf die Dauer fertig werden. Und man muß auch ein Stück reifer Kultur und Bildung mitbringen, wenn man auf die Elsässer assimilierend wirken will, das haben Hohenlohe-Langenburg und Köller erfahren. Sogar deutscher Esprit könnte im Elsaß zinstragend angelegt werden, wenn man solchen auf Lager hat. Die Elsässer haben das geweckte geistige Interesse, das durch den glücklichen Besitz des Geistes zweier Sprachen entwickelt wird.

Es ist leider noch nicht überflüssig, das alles auszusprechen. Denn die kleine Änderung in der gouvernementalen Steuerstellung, die sich in diesem Jahre vollzog, hat bereits eine altdeutsche Fronde auf die Beine gebracht.

In großen berliner, hamburger und rheinischen Tageszeitungen, darunter befremdlicherweise auch in einer linksliberalen, werden in Korrespondenzen, die man zu Leitartikeln avancieren läßt, Kassandrarufe ausgestoßen und das neue Regime tendenziös angegriffen. Der Geist Köllers hat, weil er mechanisch war, selbstverständlich noch viel Anhängerschaft bei solchen, welche die Entwicklung entweder verkennen oder unangenehm empfinden. Die Zulassung von Elsässern in die Beamtungen des Landes ist geeignet, altdeutsche Karrieren zu verlangsamen oder die Zuwanderungen zu reduzieren. „Ein starker Stamm altdeutscher Gesinnung in der reichsländischen Verwaltung und Judikatur ist aber unerläßlich." Die Menschen, die so reden, ahnen nicht, daß, wenn im Elsaß altdeutsche Ämtersehnsucht als Anspruch und als Regierungsprinzip auftritt, das Altdeutsche der Feind des Deutschen ist.

Diese Preßangriffe, die seit Wochen in der Maske vaterländischer Sorgen auftreten, knüpfen komischerweise an das Elsässer-Theater an, das eine Reihe talentvoller Dichter geschaffen hat. Der Besuch des Kaisers im Elsässischen Theater hat dumpfe Gefühle ausgelöst. Der Leiter dieses Theaters und der Verfasser des gespielten Stücks, Gustav Stoskopf — so wird von Verärgerten geklagt — sei ein Feind des Deutschtums. Das gehe aus seinen Stücken, in denen die Altdeutschen eine lächerliche Rolle spielen, und aus einem Gedicht hervor, das mit dem Refrain schließe: „Alle hopp Cúrage! Zieh dien Sabl rús, De Schwabe min zum Ländel nús." Einen solchen Dichter habe der Kaiser ausgezeichnet und habe in dem Theater gelacht und applaudiert. Das sei ein schwerer Mißgriff des neuen Statthalters Grafen Wedel, der „in kundigen Kreisen Staunen und Kopfschütteln errege". Umgekehrt schreiben abgeneigte Korrespondenten in französische Journale, es sei schade, daß der talentvolle und charaktervolle Elsässer Gustav Stoskopf „Hofgänger" geworden sei.

Die Sache ist das kompletteste Lustspiel. Das Gedicht mit dem staatsverräterischen Refrain ist durch die böswillig unterschlagene Überschrift „Der Angedüselte vor dem Klebermonument" als das Gedicht eines Angetrunkenen charakterisiert und gehört in die Reihe der lustigen und witzigen Karikaturlieder Stoskopfs, die vor fünfzehn Jahren entstanden sind und in denen angetrunkene Polterer den elsässischen Dialekt und verschiedene Temperamente und Stimmungen schwankartig handhaben. Die Theaterstücke von Stos-

kopf aber haben noch einen ungleich höheren Wert, den nur persönliche Mißgunst oder Urteilslosigkeit übersehen kann. Diese dramatischen Werke sind der Mittelpunkt einer werdenden elsässischen Literatur, und diese Literatur in einem deutschen Dialekt zeigt und festigt die starken Bande, die das Elsaß an das deutsche Sprachgebiet und das deutsche Empfinden kettet. Dabei haben die Stücke von Stoskopf beinah alle einen hohen dramatischen und künstlerischen Wert. Ein behaglicher Humor durchwärmt die originellen schwankartigen Szenen, in denen die Kleinbürgerlichkeit belauscht und die Enggeistigkeit gegeißelt wird, und zwar höchst gerecht und unparteiisch die elsässische wie die altdeutsche. Die Bedeutung solcher dichterischer Gerechtigkeit und Gestaltungskraft kann nur derjenige verkennen, der für diese beiden Eigenschaften kein Organ hat. Denn nichts ist wichtiger als die Erziehung einer vorurteilslosen Gesinnung über der beiderseitigen Enggeistigkeit und kann nicht glücklicher und künstlerisch wirksamer geschehen als durch die Vorführung der Lächerlichkeiten der Vorurteile.

Es gibt Patrioten, die unausgesetzt nach „Heimatkunst" lechzen, und die nicht sehen, wenn sie einmal wirklich stark in einem deutschen Gebiet hervortritt. Es gibt teutsche Kunstkenner, die schlüpfrige, „welsche" Theaterstoffe perhorreszieren und den Sinn für die humorvolle Erfassung einer natürlichen Wirklichkeit verloren haben. Das ist ihr Pech, aber daß sie einen Statthalter darüber in den publizistischen Anklagezustand versetzen, weil er nicht ebenso borniert ist, das wirkt grotesk.

Die deutsche Literatur muß dankbar sein, wenn im Elsaß eine deutsche Dialektdichtung aufblüht, welche, wie man bei den Besuchen des elsässischen Theaters in altdeutschen Landen erfahren hat, auch dort sehr starken und verständnisvollen Beifall auslöst. Viktor Hehn hat in seinem schönen Goethebuch vor Jahrzehnten geschrieben, die nächsten starken Anregungen werden der deutschen Literatur wahrscheinlich aus Elsaß kommen, das lange Brachland gewesen sei und alle Voraussetzungen dafür besitze.

Jedenfalls ist eins gewiß: Deutschland und vor allem Süddeutschland muß alle Regungen selbständigen Lebens und Geistes im Elsaß aufs lebhafteste begrüßen; und wenn im altverwandten Blut sich Tropfen französischen Geistes zeigen sollten, so wäre das ein Grund zu besonderer Genugtuung. Je vielfältiger die Farben, um so feiner der Regenbogen.

Der Prozeß gegen den „März"

Von Ludwig Thoma

Ein Herr Tafel, Staatsanwalt in Stuttgart, hat gegen den Redakteur des „März" vier Monate Gefängnis beantragt, wegen Beleidigung eines hamburger Amtsrichters. Sein Vorgebrachtes zeigt eine Verehrung der eigenen Kaste, wie man sie auch in Indien findet. Dort allerdings weniger dickflüssig und mehr mit Kultur versetzt.

Herr Tafel sagt: „Man hat einen Mann beleidigt, der meine schwarze Jacke trägt. Sperrt den Übeltäter ein!

Es kommt nicht darauf an, ob der Angriff auf den Robenträger einen Grund oder keinen Grund hatte; ob er die Antwort war auf einen Schimpf, auf herausforderndes Benehmen.

Es genügt, daß die Ehrfurcht vor der schwarzen Jacke außer acht gelassen wurde. Sperrt den Übeltäter ein!"

Betrachten wir einmal das Geschehnis.

Der „Simplicissimus" hatte der Firma Woermann in Hamburg in satirischer Form gesagt, sie habe Transportkosten für Leichen verlangt. Das tut jede staatliche und jede private Eisenbahn, und es wäre an sich so selbstverständlich, daß es für einen Witz keine Pointe abgäbe. Aber es schimmerte durch, daß die Firma Woermann einige Vorteile von der Südwestkampagne hatte.

Natürlich hat sie für tote Soldaten weder Lagergelder noch Frachtgebühren beansprucht. Schon deshalb nicht, weil tote Soldaten überhaupt nicht verschickt, sondern auf dem Schlachtfelde begraben worden sind.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich das weitläufig erkläre; ich zergliedere die Pointe selbstverständlich nicht für unsere Leser, sondern für Herrn Tafel.

Kurz und gut, in satirischer Form war der Firma Woermann gesagt worden, daß sie in Südwest gut abgeschnitten hätte.

Woermann klagte; die Sache ging an das hamburger Amtsgericht.

Einige Wochen vor der Verhandlung liefen verschiedene Zuschriften bei der Redaktion des „Simplicissimus" ein, die alle eine Warnung enthielten.

Der betreffende Amtsrichter — ich weiß momentan seinen Namen nicht — der betreffende Amtsrichter werde die Verhandlung schnurgerade gegen den „Simplicissimus" führen.

Er sei bei irgendeinem Korps gewesen, das man als feudal bezeichne; das heißt bei einer Verbindung, wo dumme Jungen Vorurteile zu fressen kriegen, die sie nie mehr wegbringen, so häufig sie auch vomieren.

Er habe sogar erklärt, daß er dem „Simplicissimus" die Sache besorgen werde.

Das waren unkontrollierbare Behauptungen.

Man mußte die Verhandlung abwarten.

Sie rechtfertigte sämtliche Besorgnisse, die von den hamburger Freunden geäußert worden waren.

Der Mann benützte die Situation, um seine Abneigung gegen den „Simplicissimus" kundzugeben.

So unwichtig die politische Neigung eines kleinen Beamten an sich ist, hier mußte sie eine Rolle spielen.

Die Verteidigung stellte sachlich formulierte Beweisanträge.

Der Richter wies sie ab.

Jedoch nicht mit Hinweis auf die Strafprozeßordnung, sondern aus gesellschaftlichen Erwägungen.

Die Ladung des Fürsten Hohenlohe lehnte er damit ab, daß man dem Zeugen nicht die Unbequemlichkeit einer plötzlichen Reise zumuten dürfe.

Ich besitze eine Ausgabe der Strafprozeßordnung. Darin finde ich nichts, was eine solche Begründung ermöglicht.

Man möchte gerne wissen, ob Herr Tafel dieses Außerachtlassen gesetzlicher Vorschriften mißbilligt.

Nach Ablehnung des gegen Woermann gerichteten Wahrheitsbeweisantrags und brüsker Abweisung jedes Vorbringens der Verteidigung verknurrte der Amtsrichter den Redakteur zu drei Monaten Gefängnis.

Dann kam der Artikel im „März", über den sich Herr Tafel jetzt aufregte.

Allein viel später, vierzehn Monate später, rügte das Landgericht Hamburg dieses Erkenntnis oder Urteil, oder wie man es heißen will, viel schärfer, wenn auch verbindlicher in der Form.

Es ließ nicht einen Fetzen davon übrig; vernichtete es, zerstäubte es.

In jeder Einzelheit desavouierte das Landgericht den Amtsrichter.

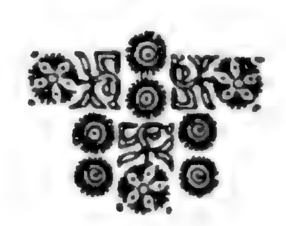
Nun kommt das Urteil.

Das Gericht sprach gegen den Redakteur des „März" eine Geldstrafe von vierhundert Mark aus.

Offenbar hat es die Qualitäten des hamburger Urteils ähnlich gewürdigt, wie das hamburger Landgericht und der „März". Und das war vorauszusehen.

Ich triumphiere ganz und garnicht über die Niederlage des Herrn Tafel. Seine Ansichten und seine Anträge regen mich nicht auf, und ihre Korrektur halte ich keineswegs für ein Ereignis. Aber für andere oder für die Allgemeinheit ließe sich eine Frage daran knüpfen. Sieht man hier nicht wieder die Schäden des Instituts? Wäre es eine vereinzelte Erscheinung, daß der Ankläger sich so weit von dem Empfinden der Richter entfernt, wäre es eine Besonderheit des Herrn Tafel, dann wäre es mir nicht der Mühe wert, nur eine Zeile dagegen zu schreiben. Aber der Fall ist typisch. Wir sehen das immer und überall. Junge Staatsanwälte entwickeln sich stets zu Spezialisten für Staatserhaltung, und dadurch kommt ein politisches Moment in unsere Gerichtsverhandlungen, das nicht hinein gehört.

Jeder Richter, der sich selbst sorgfältig zur sozialen oder politischen Empfindungslosigkeit erzieht, wird mir recht geben, wenn ich den beruflichen Ehrgeiz, die Anschauungen und überhaupt die ganze Entwicklung der jungen Staatsanwälte als die größte Gefahr für unsere Rechtssprechung bezeichne.



Unter Herbststernen

Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

(Fortsetzung)

Wäre ich nun ein rechter Mann, so kaufte ich mir Maurerwerkzeug", sagte Grindhusen. „Bist du auch Maurer?" — „Nein, ich bin kein gelernter Maurer, aber wenn der Brunnen gegraben ist, muß er gemauert werden, das ist leicht ...." — Ich wandre wie gewöhnlich auf der Insel umher und denke an dies und das. Friede, Friede — aus jedem Baume im Walde schweigt mich ein himmlisch guter Friede an. Sieh, nun sind nicht mehr viele Singvögel da, nur noch eine Schar Krähen, die stumm von einem Platz zum andern fliegen und sich immer wieder niederlassen. Und die Vogelbeerbüschel fallen mit dumpfem Aufschlag zu Boden und begraben sich im Moos.

Grindhusen hat vielleicht recht: es wird schon alles recht werden, kommt Zeit, kommt Rat. Jetzt habe ich seit vierzehn Tagen keine Zeitung gelesen und ich sehe trotzdem, es geht mir gut, ich mache große Fortschritte an innerer Ruhe, ich singe, recke mich und betrachte an den Abenden barhäuptig den Sternenhimmel über mir.

Während der letzten achtzehn Jahre habe ich in Kaffeehäusern gesessen und dem Kellner jedesmal die Gabel zurückgegeben, wenn sie nicht ganz sauber war; hier bei Gunhild gebe ich keine Gabel zurück. „Hast du Grindhusen gesehen?" frage ich mich selbst. „Als er seine Pfeife anzündete, benutzte er das Zündholz bis zum letzten Rest; aber er verbrannte sich seine abgehärteten Finger doch nicht daran." Ich bemerkte auch, daß ihm eine Fliege über die Hand lief, aber er ließ sie laufen, vielleicht fühlte er sie nicht. So soll ein Mann sich gegen die Fliegen verhalten ....

Am Abend macht Grindhusen das Boot los und rudert davon. Ich wandre ein wenig am Strande umher, singe ein bißchen, schleudre flache Steine aufs Meer hinaus und ziehe Treibholz ans Land. Sterne und Mond sind

am Himmel. Nach ein paar Stunden kehrt Grindhusen zurück, und da hat er gutes Maurerwerkzeug im Boot. „Das hat er gestohlen", denke ich mir. Jeder von uns nimmt eine Last auf die Schulter und wir verstecken das Werkzeug im Walde.

Dann ist es Nacht und jeder sucht sein Lager auf.

Am nächsten Nachmittag ist das Haus fertig angestrichen, aber um den Tag auszufüllen, ist Grindhusen bereit, bis um sechs Uhr Holz zu spalten. Ich nehme Gunhilds Boot und rudre auf den Fischfang, nur um nicht dabei zu sein, wenn Grindhusen fortgeht. Fische fange ich zwar keine, aber mich friert und ich sehe oft auf meine Uhr. „Jetzt wird er wohl fort sein", denke ich und rudre gegen sieben Uhr heim. Grindhusen hat das Festland erreicht und ruft mir von dort aus ein Lebewohl zu.

Wie warmer Sonnenschein traf mich dies; es war, als riefe mich eine Stimme aus der Jugend, von Skreja, — ein Menschenalter zurück.

Ich rudre zu ihm hinüber und sage:

„Kannst du den Brunnen allein graben?"

„Nein, ich nehme mir einen Mann dazu."

„Nimm mich mit", sage ich. „Warte hier, ich will nur zurück und meine Rechnung in Ordnung bringen."

Als ich bis in die Mitte zurückgerudert bin, ruft Grindhusen:

„Nein — es wird sonst Nacht. Und es ist dir wohl auch nicht ernst mit der Sache."

„Wart' ein paar Minuten, ich muß nur geschwind hinüber."

Und Grindhusen setzt sich auf den Strand. Es fällt ihm ein, daß ich in meiner Flasche einen absonderlich guten Branntwein habe.

4

An einem Samstag trafen wir in dem Pfarrhaus ein. Unter vielen Zweifeln hatte mich Grindhusen schließlich als Hilfsarbeiter angenommen; ich hatte mir Proviant und Arbeitskleider gekauft und stand nun in Bluse und Schaftstiefeln auf dem Platze. Ich war frei und unbekannt, gab mir Mühe, mit langen, zähen Schritten zu gehen, und hatte das Proletarieraussehen von

früher her im Gesicht und an den Händen. Wir sollten auf dem Pfarrhof wohnen, das Essen durften wir uns im Brauhaus kochen.

Dann begannen wir zu graben.

Ich tat meine Arbeit, und Grindhusen war mit mir zufrieden. „Du wirst sehen, du bist ein Hauptkerl", sagte er.

Nach einer Weile kam der Pfarrer zu uns heraus und begrüßte uns. Er war ein älterer, freundlicher Mann, von bedächtiger Rede, und um die Augen herum hatte er einen ganzen Fächer von Runzeln, wie den Widerschein von tausendmal wiederholtem freundlichem Lächeln. Er sagte, wir müßten entschuldigen, aber die Hühner verwüsteten den Garten jedes Jahr, wir möchten deshalb zuerst mit ihm kommen und eine Stelle an der Gartenmauer ausbessern.

Grindhusen antwortete, ja, da werde er schon Rat schaffen.

Wir gingen hin und richteten die eingefallne Gartenmauer wieder auf, und während wir damit beschäftigt waren, kam eine Dame und betrachtete uns. Wir grüßten sie, und sie kam uns sehr schön vor. Es kam auch ein halbwüchsiger Junge herbei, der sah uns an und stellte viele Fragen. Die beiden waren wohl Geschwister. Die Arbeit ging uns leicht von der Hand, während die beiden jungen Leute zusahen.

Dann wurde es Abend. Grindhusen ging nach Hause, während ich dablieb. Ich schlief in der Scheune.

Am nächsten Morgen war es Sonntag. Ich wagte nicht, meine städtischen Kleider anzuziehen, weil sie vielleicht zu fein für mich ausgesehen hätten, aber ich putzte meinen gestrigen Anzug recht sauber aus und schlenderte an dem milden Sonntagmorgen auf dem Hofe umher, plauderte mit den Knechten, und, wie diese, spaßte auch ich mit einigen von den Mägden. Als die Kirchenglocken zu läuten begannen, ließ ich im Hause um ein Gesangbuch bitten, und der Pfarrerssohn brachte mir eins heraus. Der größte von den Knechten lieh mir eine Jacke; sie war nicht ganz groß genug; aber als ich Bluse und Weste ausgezogen hatte, bedeckte sie mich doch recht gut. Dann ging ich in die Kirche.

Da zeigte es sich, daß die innre Ruhe, die ich mir während meines Aufenthalts auf der Insel erworben hatte, noch nicht groß genug war, denn als die Orgel zu brausen begann, kam ich ganz aus dem Gleichgewicht und hätte beinahe laut geweint. „Halt das Maul, es ist nur Neurasthenie!" schalt ich mich.

Ich hatte mich ganz abseits gesetzt und verbarg meine Aufregung, so gut es ging. Aber ich war froh, als der Gottesdienst zu Ende war.

Nachdem ich mir mein Fleisch gekocht und zu Mittag gegessen hatte, wurde ich zum Kaffee in die Küche eingeladen. Während ich da saß, trat das junge Fräulein von gestern herein; ich stand auf und grüßte, und sie erwiderte meinen Gruß. Sie war sehr hübsch, weil sie jung war, und sie hatte auch schöne Hände. Als ich gehen wollte, vergaß ich mich und sagte:

„Tausend Dank für Ihre Liebenswürdigkeit, schönes Fräulein."

Sie sah mich überrascht an, runzelte die Stirne und wurde nach und nach purpurrot. Darauf warf sie den Kopf zurück und verließ die Küche. Sie war noch sehr jung.

Na, da hätte ich etwas Schönes angerichtet!

Mißmutig schlich ich mich davon, in den Wald, und verbarg mich da. Ich vorlauter Tor, daß ich nicht geschwiegen hatte! Ich banaler Schwätzer! Die Gebäude des Pfarrhofs lehnten sich an einen kleinen Hügel, auf dessen flachem Rücken sich Wälder und Felder ins Land hinein erstreckten. Da kam mir der Gedanke, daß der Brunnen eigentlich da droben gegraben und die Leitung ins Haus hineingeführt werden müßte. — Ich betrachte mir die Höhe genau und bin überzeugt, daß die Steigung genügen würde; auf dem Heimweg schreite ich die ungefähre Länge ab; es sind dritthalbhundert Fuß.

Was ging übrigens mich der Brunnen an? Wir wollen doch den Fehler nicht noch einmal machen und gebildet werden, und Beleidigungen sagen, und uns über unsern Stand erheben.

5

Am Montag morgen kam Grindhusen wieder, und wir fingen zu graben an. Der alte Pfarrer kam auch wieder zu uns heraus und fragte, ob wir nicht auf dem Wege zur Kirche einen Pfosten für ihn hinstellen könnten. Er brauche den Pfosten, der früher schon dagestanden habe, aber vom Sturm umgerissen worden sei, um Plakate und Bekanntmachungen daranzunageln.

Wir setzen also einen neuen Pfosten hin und geben uns alle Mühe, ihn ganz aufrecht wie eine Kerze zu stellen; als Dach setzen wir ihm eine Mütze von Zink auf.

Während ich mit dieser Mütze beschäftigt war, veranlaßte ich Grindhusen, anzufragen, ob der Pfosten rot angestrichen werden solle; er hatte von Gunhilds Häuschen noch etwas rote Farbe übrig. Als aber der Pfarrer den Pfosten lieber weiß angestrichen haben wollte und Grindhusen ihm nur nach dem Mund redete, wendete ich ein, daß weiße Plakate auf rotem Grund viel besser aussähen. Da lächelte der Pfarrer mit den unzähligen Runzeln um die Augen und sagte: „Ja, da hast du recht."

Mehr brauchte es nicht, dieses Lächeln und dieser Beifall genügte, mir das Herz stolz und froh zu machen.

Das junge Fräulein kam dazu; sie richtete einige Worte an Grindhusen, scherzte sogar mit ihm und sagte, was er denn da für einen roten Kardinal aufstelle. Zu mir sagte sie nichts und sah mich auch nicht an, als ich sie grüßte.

Das Mittagessen war eine schwere Probe für mich. Nicht, weil das Essen nicht gut genug gewesen wäre. O nein, aber Grindhusen aß seine Suppe so häßlich, und rings um seinen Mund herum glänzte es fettig von dem Speck, den er gegessen hatte. „Wie er wohl seine Grütze essen wird?" dachte ich nervös.

Als sich Grindhusen in demselben fettigen Zustand auf die Bank zurücklehnte, um seinen Mittagsschlaf zu halten, rief ich ihm unwillkürlich zu:

„Aber Mensch, so wisch dir doch den Mund ab!"

Er sah mich an und wischte sich richtig den Mund mit der Hand ab. „Den Mund?" sagte er nur.

Ich mußte darüber hinweggehen und sagen: „Haha, da hab ich dich gut zum Narren gehabt, Grindhusen!" Aber ich war unzufrieden mit mir und verließ sogleich das Brauhaus.

„Ich werde aber das junge Fräulein schon dazu bringen, mir zu danken, wenn ich sie grüße," dachte ich, „in kurzem wird sie darüber aufgeklärt werden, daß ich ein gebildeter Mensch bin." Da handelt es sich nun um die Wasserleitung. Wie, wenn ich mit einem vollständigen Plane daherkäme! Es fehlte mir ein Meßapparat, um die Höhe der Steigung bis zum Gipfel festzustellen, und ich machte mich an die Herstellung dieses Apparats. Ich helfe mir mit einem Holzrohr, auf das zwei gewöhnliche Lampenzylinder als Rohre gekittet sind, dann fülle ich das ganze mit Wasser.

(Fortsetzung folgt)

Vom Faberbräutheater in München

Von Ludwig Malyoth

Im achtzehnten Jahrhundert besaß der Faberbräuer in der Sendlinger Gasse in seinem Gehöft neben der Braustätte eine „Malztenne", die er in einen „Komödienstadl" *) — so nannte man's damals — verwandelte. Ein gewichtiger Vorgang. Die wandernden Thespiskärrner hielten in der Folge fleißig Einkehr dort. Mit guter Witterung dessen, was die Menge verlangte. Hier brachten sie all ihre Jämmerlichkeiten an den Mann.

Trotz aller zynischen Harlekinaden — es war ja die Blütezeit des Hanswurst — hat das Völkchen im Faberbräu sich den Ruhm gesichert, daß es Schillers Genius in seinen „Räubern" (auf dem Hoftheater verpönt) und im „Don Carlos" auferstehen ließ. Das macht das Brettel beim Faberbräu höher als die anderen. So konnte es nicht anders geschehen, als daß „der Faberbräu in München" — trotz allem — ein Kulturfaktor ward. Von den Tugenden des Vorderhauses, von seinem Bierverschleiß und der „Qualität des Stoffes" weiß ich nichts zu sagen, über die Kunst aber, die im Hinterhause

*) Wien ist um seine Theatergeschichte zu beneiden. Die ältere Zeit liegt in drei Prachtfoliobänden vor. Die Oper folgt. Dann die neuere Zeit. Reich illustriert. München hat nichts dergleichen. Und doch übertrifft gerade hier die Stoffülle die aller anderen Orte. Das Rohmaterial ist da und dort zerstreut. Es gibt nur wenige, schwer zugängliche Einzelforschungen. Einer, der durch vereinzelte Publikationen zeigte, was er weiß und was er könnte, ist leider sehr schweigsam geworden, unser Landsmann Dr. Trautmann. Er allein könnte ein solches Werk schaffen, wie es in Wien durch ein ganzes Konsortium von Spezialforschern und Fachgelehrten erreicht wurde. Freilich, der Mäzen dürfte nicht fehlen! Oder eine Vereinigung für „Theatergeschichte", die sich endlich bilden sollte, möge dieser Kulturaufgabe nähertreten. Der Verfasser

verzapft wurde, ist recht und schlecht gerichtet worden. Episodisches mag hier folgen, dem Ganzen zu Leibe gehen, verlangt trotz Legbands Streiflichtern eine tiefgründige Arbeit. Der Spielplan des „Volkstheaters" putzte sich mit den albernsten Aushängeschildern.

Man denke sich zum Beispiel, daß um 1784 der „lustige Bernardon" und Franz Moor im gleichen Trikot sich wechselweise produzieren, oder daß Muley Hassan die begehrteste Rolle der „Thadädl"-Spieler wurde. Man weiß, daß das Geschäft, das der Faust mit dem Teufel treibt, von jeher die fromme und schauerlustige Menge angezogen. Es kann also nicht wundernehmen, daß auch beim Faberbräu eine Art Urfaust zur schmackhaftesten Kost zählte. Der „Zeddul" schon gibt ein üppiges Ragout. Hören wir, wie man vor einhundertfünfzig Jahren auf die niederen Instinkte der Menge spekulierte. Erst eine Reverenz vor den Lateinern, wie es durch die Jesuitenspiele Mode geworden. Wer's nicht versteht, dem erhöht sich die Erwartung auf das Besondere. Die Ankündigung lautet:

„Nimia Doctrina Interitum Parit, oder daß lastervolle Leben und darauf erfolgte Ende des Weltbekannten Johannis Faust, Doctoris Theologiae et Professoris Wittenbergensis, mit Bernardon, einem von den Gespenstern übel fexirten Pasagier, unverhoften Zauberer und lächerlichen Stundenausrufer, wobey auch verschiedene Vorstellungen zum vorschein kommen werden" — oder: „Darin Hannswurst vorstellet einen übel ausgezahlten Studenten, den von vielen Geistern geplagten Famulus, einen Drachen-Reiter, zuletzt aber einen lustigen Nachtwächter."

Wem damit nicht genug geschah, der wurde durch ein Wachsfigurenkabinett noch weiter gereizt:

„NB! an dem Hofe von Parma werden gezeigt: Die römische Lukretia, Judith und Holofernes, David und Goliath, Samson und Dalila, der reiche Prasser, Abraham und Isaak, die schöne Helena."

(Von dieser interessanten Gesellschaft hat vor Goethe just die letzte Person Gnade gefunden.)

Lakonisch setzt der alte Zettelschreiber hinzu: „Darauf wird die Verzweiflung in wohlgesetzten Versen folgen." Erlöst atmet man auf, daß der große Himmelsstürmer Faust in seiner Tragödie doch auch noch zu Worte kommt.

„Neben einem Hamlet, der sechsaktig stöhnt und schwitzet unter Liebesmüh und anstatt Polonius einem gewissen „Oldenholm" (nach Schröderschem

Vorgange) die Wolke in Gestalt eines Kamels zeigt, erscheint Bernardon, „der Zauberer ohne es zu wissen" in folgenden Gestalten: als Chevalier, als eine Böhmin, als Reitknecht, als Wirtin, als Geist, als Straßburgerin, als Demokrit und als Bauer. Er hatte es sicher nicht leicht, dieser Pfadfinder Fregolis vierter Dimension. Auch der „bayerische Hiesel" und Thomas Morus durften in solch illustrem Kreise nicht fehlen. Ein anderes Repertoirestück von 1783, dem Jahre, da Schillers „Kabale und Liebe" entstand, lautet: „Megára, die fürchterliche Hexe oder das bezauberte Schloß des Herrn von Einhorn. Darin erscheinen 1. unterschiedliche Geister, 2. fliegt Leander und Bernardon durch die Luft und werden heruntergeschossen, 3. verwandelt sich ein Wirthshauß in einen Paruckenmacherladen, wo der Herr von Einhorn und Crispin auf lächerliche Art frisirt werden, 4. verwandelt sich ein altes Gebäu in ein Zimmer, alwo Herr Einhorn, Crispin, Anselmo als Wandleuchter hängen."

So sah es aus im deutschen Theater beim Ausgang der Stegreifkomödie. Wer wundert sich, wenn die Kunst noch einige Zeit „flegeljährig" blieb.

Wie mögen nun die Schauspieler sich geberdet haben, fragt man unwillkürlich. Die Mitglieder der Hofbühne werden sehr gerühmt als musterhafte Bürger. Ein Reisender durch den bayrischen Kreis (1784) schreibt:

„Ich sahe in mancher Stadt mit Verdruß, daß die dortigen Schauspieler sich durch ihr äusseres Betragen, durch Kleidung, Liederlichkeit, affektierte Manieren und dergl. auszeichneten, so daß der deutsche Komödiant daselbst zum Sprichwort ward. Nicht so in München; hier sind sie alle, so zu sagen, auf bürgerlichem Fuß; kleiden sich ehrbar, auch prächtig, aber nicht bis zum lächerlichen; sie machen durch Schulden, Spiel und andere Ausschweifungen kein Aufsehen. Sie halten sich's nicht zur Ehre als angenehme Plauderer oder Spaßmacher zur Tafel der Grossen gezogen zu werden, sondern befinden sich lieber unter Bürgern, die sie achten."

Aber die armen Tropfe, die da im Faberbräu und anderswo dem Spielteufel sich verschrieben, und den Drang, „Theater zu machen", nicht loswerden konnten auch in größter leiblicher Not, die Hüttenspieler vor den Toren mögen in der Hauptsache nicht besser gewesen sein, als sie Löwen in seiner Theatergeschichte schildert mit den bekannten Worten: „Mancher konnte weder lesen noch schreiben, die Comödianten erschufen sich Manschetten von Papier, und

die Galakleider ihrer Prinzen waren ebenso wohlfeil. Einige Bücher Goldpapier konnten eine Garderobe aufputzen. Die Prinzessinnen waren in ihrer Kleidung so schmutzig als in ihrem Witze. Sie hatten keine Strümpfe in ihren Schuhen, und keinen Funken Schamröthe in ihrem Gesichte, als die ihnen der Kugellack gab."

Ein seltsames Exemplar von Komödienhäuptling war der Prinzipal Voltolini, der 1793 im Faberbräu spielte. Er war Ballettmeister und Tänzer, sang Baß und spielte komische Rollen. Sein Genius gab ihm ein, auf die Theaterzettel zu setzen: „Jedermann wird ersucht, keine Hunde ins Schauspielhaus mitzunehmen." Der „ominöse" Hund hat ihm wohl arg „mitgespielt". Natürlich hat auch er der Hundemisere in München vergeblich gesteuert. Bei solcher unpassenden Opposition kann's nicht wundernehmen, daß seine Komödie bald auf den Hund kam. Über den Stil dieses Zeitgenossen eines Goethe gibt ein Abdankungsschreiben (im Gothaer Theateralmanach abgedruckt) an eines seiner Mitglieder Aufklärung:

„Lieber Herr P.". „Daß Schückfall, so mich trif zwing mich dazu ihnen zu ersuchen, sich in Zeit von heut an 6 Wochen um ein anderes Angagemat umzusehen, Gott weiß es thut mir leud Ihnen so was zu sagen, allein ich kann es nicht enderen, ich muß meine Gesellschaft suchen zu verkleneren, nemen sie es nicht übel allein, allein Umstenden zwingen mich dazu.

Ihr wahrer Freund Voltolini."

„Nach seinem Bankrott" mußte er sich „um eine andere Mansnahrung umsehen." Er erstarkte aber an der richtig gezogenen Konsequenz. Hatte er doch im Vorderhaus beim Faberbräu gelernt, daß ein Wirtshaus rentabler sei als ein Theater. So konnte er nicht lange in Verlegenheit kommen. Der „Künstler" Voltolini übernahm einen Gasthof in Thorn, wo er schönere Zeiten auf seine alten Tage erlebt haben soll. Er blieb mit diesem Berufswechsel nicht der einzige unter seinen Kollegen, die am gleichen Scheidewege standen. Und allen, die sich nachmals einsichtig genug „wenden" konnten, ist's besser geglückt mit Bacchus als bei Thalia.

Wie stellte sich nun die Kritik zu diesem Theater und seinen Priestern?

Die spärlichen Zeitungen, die erst ihren Werdeprozeß durchzukosten hatten, befaßten sich ursprünglich garnicht, erst später langsam mit dem Theater,

Tageskritik existierte nicht. In gelehrten Zeitschriften, Theaterkalendern, Almanachen oder kleinen Einzelepisteln, Briefen finden sich zeitgenössische Urteile. Meist mit sehr großen Anforderungen. Man soll nicht vergessen, es war die Zeit, da die Gebildeten, vom Humanismus erzogen, dem Theater zustrebten und sich darin eine Spitze der Kultur erhofften, erträumten; die Zeit, da Schiller mit seiner Schaubühne als einer moralischen Anstalt hervortrat. So will 1782, wie ich fürchte, vergebens — eine kritische Stimme mit „freundschaftlichen Briefen an die Schauspieler in München" (ein Büchlein von 24 Seiten) dem Komödiantentum ins Gewissen reden:

„Ihr sollt uns dreimal in der Woche die Wahrheit sagen, unsere Fehler rügen, unserer Thorheiten spotten, sollt lebendige, wirkende Beispiele gesellschaftlicher Tugenden in unsere Herzen prägen, dies ist eure Pflicht."

„Ihr sollt Tage durch arbeiten, Nächte im Denken durchwachen, um den Zweck eurer Kunst — Besserung der Menschen zu erreichen. Ohne diesen Zweck ist jede Kunst Gaukelspiel." „Kennt ihr Schauspieler diese alten Wahrheiten?" Welcher unter euch könnte uns antworten, wenn wir ihn fragten: Mensch! was machst Du in der bürgerlichen Welt? Unter welchem Titel genießest Du die Vorteile der Gesellschaft? Sollen wir Dich verachten als einen Hummel?"

Man sieht, es spricht die Zeit, wo der „Landfahrer, Singer und Reimsprecher" noch wenig galt, wo er aber aufgerüttelt wird zum Selbstbewußtsein, das er dann wie nur immer ein Virtuose „über die Maßen rasch erlernt hat." Naiv fährt der Splitterrichter fort:

„Wundert euch nicht, daß wir so dreust mit euch reden; es ist einmal unsre Art so, und wir sehen nicht ein, warum wir euch unseres Herzens Meinung nicht gerade heraussagen sollten."

Und weiter folgert er in seiner „verrohten" Kritik:

„Es wird beinahe kein Stück von einigem Belange aufgeführt, in welchem man nicht diesem oder jenem Schauspieler anmerkt, daß er glaube, als sey seine gegenwärtige Rolle nicht für ihn oder als gieng ihn das ganze Schauspiel nichts an, weil er nicht die Hauptrolle hat." „Mancher tritt auf die Bühne und weiß ebenso wenig von seiner Rolle als wir, die wir im Parterre eben so gut dem Soufleur nachplaudern könnten." „Es ist eine Impertinenz, die der Schauspieler dem Publikum macht." „Was würdet ihr sagen, wenn euch einer förmlich zur Mahlzeit einlüde, und euch nichts auftischen könnte, außer was er in der Eile aus dem Spülkübel in seiner Küche hervorsucht?"

Unser Anonymus gerät weiter in einen mehr pamphletartigen „Brief"stil. Er wirft den zeitgenössischen Menschendarstellern niedrige Leidenschaften und Instinkte vor, ihre Lektüre seien nur Rollen und der Theaterkalender, ihre Gedanken gingen nur auf gute „Abgänge", „Beifall" und Rollengeiz aus.

„O wie leer, wie öde muß es in euren Köpfen und Herzen aussehen. Wir bitten euch schönstens, uns diesen Brief nicht übel zu deuten, nur der kratze, den es juckt."

So schließt der münchner Satiriker von 1782 seine Epistel.

* * *

Damals war es noch üblich, daß die Kritik auch vor der Majestät des Publikums nicht halt machte. „Der dramatische Zensor" (Professor J. Strobel) gibt recht artige Proben davon (1782):

„In einer zotenreichen, unehrbaren Scene, wenn alles lachend, klatschend, inniglich vergnügt ist, gleicht unser Theater einer Versammlung rasender Bacchanten beiderlei Geschlechts, und das Geklatsche heißt gerade soviel, als wenn wir uns zuriefen: nicht wahr, Brüder und Schwestern! wir sind doch ein recht liederliches Völkchen!"

Also das sind die Nachklänge aus der Wertherzeit! Wem fällt da nicht das kritische Bonmot von der „heiklen Grenze" ein, an der „der fünffüßige Jambus in die vierfüßige Unzucht fällt"?

Er hält auch ein andermal nicht in seiner anklagenden Laune zurück, der „dramatische Zensor":

„Es ist mit unserem Geschmack wie mit unseren Mägen. Natürliche Speisen sind uns zum Ekel, nur hautsgouts, Kraftbrühen reizen noch unseren Gaumen. So gähnen wir bei einem Schauspiel, das in einfacher Verwickelung seinen natürlichen Gang fortgeht, und nur bei solchen Scenen sind wir lebendig, in welchen Ehrbarkeit und Tugend verletzt werden. Unser Beifall bei solchen Stücken ist laute Aufforderung an die Direktion, uns mit derlei mehr zu ergötzen, und es geschieht; denn das Parterre ist eigentlich Herr über die Schaubühne und die Direktion." — — —

Wer wagt da noch zu schwärmen — gedankenlos — von der guten alten Zeit? Freilich hat der „falsche Prophet" die Blütezeit der Tragödie Schillers (Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Stuart) nicht mehr erlebt;

er mußte seine böse Lust, zu strafen und zu schelten, rasch genug am eigenen Leibe büßen. Der „dramatische Zensor" ging nach einem Jahr ein. Die lustigen Münchner blieben die stärkeren. Sie wollten in ihrem Blättchen nicht den Beichtspiegel lesen.

Aber auch ehrliche Könner, die ihrer Kunst mit Würde und Anstand, den Kräften ihrer Stunde gemäß dienten, gingen beim Faberbräu als Komödianten aus und ein. Es fehlte nicht an gutem Material. Alles, was den „Sturm zu reden" in sich fühlte und der Kanzel ausbiegen wollte, lief zum Theater. Auch viele vornehm Gebildete. Musterhafte Theaterprinzipale, wie G. F. W. Großmann zum Beispiel (das Vorbild für Goethes „Serlo" in Wilhelm Meister) waren entsprungene Referendare. Damals ward die Summe dieser Talente noch nicht dezimiert durch den Verbrauch für Parlamente, Wanderprediger, Verteidiger vor Gericht und so weiter. Die jugendlichen Draufgänger konnten ihren linguistischen Drang und Ruhm nur beim Theater durchsetzen. Darin liegt es auch begründet, daß in den folgenden Generationen eine Blüte der Schauspielkunst erstand, die rasch wieder abnahm, als die Spaltungen „redender" Berufsarten häufiger wurden und der Macht der Sprache sich andere Ventile öffnete.

Ein „besseres Kind seiner Zeit" war zum Beispiel der Schwabe Nießer, aus Augsburg gebürtig, ein „fertiger Jurist", der die Pandekten mit der Pritsche vertauschte und wie Legband (im oberbayer. Archiv 51) sagt, als Schauspieler bei unserem Faberbräu einen Sieg erfocht, der schon in so früher Zeit die bürgerliche Achtung bedeutete. Freilich war dem pekuniär bedrängten Manne damit allein nicht geholfen. In einem Brief an die Gräfin La Rosée (1779), den Heigel herausgegeben hat, schildert er seine ganze Not.

„Jetzt ist mein Elend aufs höchste gestiegen; iezt mus ich Hülfe suchen oder ich bin auf ewig verlohren und mus durch eine heimliche Entweichung meinen noch iederzeit behaupteten ehrlichen Namen mit Schande brandmarken."

Er schildert seinen Aufwand für Kleider, „um das einem Schauspieler so nötige Ansehen zu erhalten", für Mobilien, Heizung, Dienstboten, Kinder, für die er übrigens nur vornehme Paten wie „Gräfin Seefeld, Graf Törring, Maria Anna, Herzogin von Bayern, Herzog Karl Theodor von Zweibrücken" auserwählte.

(Das „Gevatterbitten der Obrigkeiten" seitens der Komödianten war übrigens landläufig. 1668 hatte der reisende Komödiant Peter Schwarz den Frankfurter Rat zu Gevatter gebeten für seine „zwey jungen und gesunden Sonntagssöhnlein.")

Naiv fügt unser Nießer seiner Epistel hinzu: „Dem Schauspieler ist auch Lektüre unentbehrlich, ich mußte mir also Bücher anschaffen" und so weiter. Nachdem er noch von einem jüdischen Wucherer, „der viel Gegenambulums machte", anstatt „Bargeld zu geben", betrogen worden war, bittet er um dreißig Gulden.

„Ich soll mich mit schlechten Schuhen, Strümpfen, Wasch und Haarbeutel auf dem Theater dem Publikum zur Schau stellen? Und damit mir alles abgeht, muß auch noch die Scheid an dem Degen gebrochen sein. Ich soll, wenn ich auf die Probe und Abends auf das Theater gehe, weil ich keine Uhr im Hause habe, entweder um ein paar Stunden früher die Wohnung verlaßen oder des Tages etlichemal gegen die Peterskirche laufen, um auf die Uhr sehen zu können."

Der Arme wohnte auf dem Anger im Goldschlagerhaus. Er schließt: „Ich will Sie gnädige Gräfinn, nicht mit einem erkünstelten Period plagen, wie mein Dank werde beschaffen sein." — — Genug, die Gräfin hat ihn errettet. — — Andere Erscheinungen: Kein Geringerer als Johann Alois Senefelder, der Erfinder der Lithographie, mimte beim Faberbräu in der Hoffmannschen Truppe, „er wandte sich aus Not sogar der dramatischen Dichtung zu", wie die Überlieferung lautet. Von seiner Schauspielerei heißt es: „er konnte in tragischen Rollen tapfer predigen und schreien, während er in den Rollen alter Bürger und zärtlicher Väter Behaglichkeit und natürliche Frische verbreitete." Auch Eßlair, der nachmalige berühmte Wallenstein der Hofbühne — sein Bild ist der Ahnengalerie des Hoftheaters einverleibt —, mimte in seinen jungen Jahren beim Faberbräu, bis Graf Seeau dahinterkam, wie er den „langen Bengel" beschäftigen konnte.

Ein letztes Wort sei noch dem Prinzipal von Hoffmann gewidmet, der nach vielen Kämpfen 1797 seine Vaterstadt und die Faberbräubühne verließ mit einem „dankbaren Abschiedsopfer", das er seinen Freunden in die Hand drückte. Da Legband dies übergeht, mögen hier einige Sätze folgen:

„Als vor vier Jahren die Wehen des überrheinischen Krieges nach und nach in denen Eingeweiden des römischen Reiches immer mehr sich verbreiteten, und

denen Zöglingen der Schauspielkunst ihre bisherigen Wohnplätze allenthalben versperrt wurden, flüchtete ich mich mit einem Häuflein guter Menschen in den Schooß meines Vaterlandes.“ „Nun bist du an dem Punkt, wo du dir in Mitte deiner Landsleute eine Hütte bauen, wo du bey friedlich- und häuslicher Glückseligkeit deiner Kunst leben, mit dankbarer Ergebenheit in Gottesordnung von denen Streichen des Schicksals dich erholen kannst, und dereinst in vaterländische Grube als ein ehrlicher Mann hingelegt werden sollst; dieß waren meine wonnigen Träume an jeden Abend eines vollbrachten Tagwerks im ersten Winter: und ich war glücklich.“

Dann schildert Hoffmann kurz seine Enttäuschungen und fährt fort mit nicht mißzuverstehender captatio benevolentiae:

Alles dies anschaulich auseinander zu setzen, dazu ist diese Opferschrift nicht geeignet, und mancher, der beym Lesebeginnen dieser Zeilen schon nach einem Geldstück gegriffen hat, um dem abschiednehmenden Schauspieldirektor auch einen Zehrpfennig in den Bettelhut zu werfen, würde unwillig seine Hand aus der Tasche ziehen und ausruffen: zum Teufel muß man denn die Wahrheit so platt sagen!

Das war wohl deutlich genug, wer bei dieser „Opferschrift“ zu „opfern“ hatte. Und nun auf dem Fuße folgt der Dank, der Dank eines „Theaterdirektors“.

„Wenn wir bey einer fast unmerklichen Anzahl Zuschauer ein Stück aufführten, oder durch nicht eingenommene Kosten für selben Tag, gezwungen, ohne zu spielen, nach Haus kehren mußten, gab es edle Menschen, welche mehr gaben, als das gewöhnliche Einlaggeld war, oder die ihr gegebenes Einlaggeld gutmüthig ganz und gar zurückließen: Herzlichen Dank diesen Wohldenkenden.“

Unter diesen ihm liebgewordenen Fällen hebt er eine rührende Geschichte besonders hervor:

„Manche kleine Geldunterstützung ward mir ohne Namen des Gebers zugesendet, diese den Kummer ihrer Mitmenschen mit fühlenden Herzen segne ich dafür ebenso innig, als ich jene Dienstmagd segnen muß, die so manchen Unempfindlichen dadurch beschämte, daß sie unaufgefordert zu einer Zeit, wo die Kassa gar keinen Besuch hatte, einen Beytrag aus dem ihrigen machte, so viel sie vermochte; Glück und Heil dieser Uneigennützigen.“

So der Prinzipal der Truppe! Wie mancher Komödiant mag von verliebten Köchinnen, wenn er um die Töpfe schlich beim Faberbräu und in Nachbarhäusern und seine Improvisierkünste übte, durchgefüttert worden sein.

Und der Prinzipal fährt fort in seinem Spruch „an den das Faberbräutheater besuchenden kleinen Theil des gnädigen Publikums", ohne irgendwo anzustoßen:

„Endlich zoll ich auch jenen meinen herzlichen Dank, welche mein Theater oft, manchmal, und selten besuchten, sie haben hie und da beygetragen, daß die Einnahmen beträchtlicher wurden."

Des längeren geht er nun seiner Trübsal nach, um sie kennen zu lernen, möchte man meinen, — und sie bewundern zu lassen, so will es scheinen.

„Ob ich nun schon durch Betrügereyen, Schikanen — — bis auf den letzten Rock arm geworden, und so heruntergekommen bin, daß ich meiner Familie die nöthigsten Bedürfniße nicht mehr verschaffen konnte, ob ich schon die traurigen Fälle erleben mußte, in größter Noth meine Familie hungern zu sehen, und jetzt, da mir eine bessere Aussicht zuwinkt, sogar in Verlegenheit eines hinreichenden Reisegeldes mich befinde" — (hoffentlich haben die gutmütigen Münchner den Wink nun gemerkt) — „so muß ich dennoch bekennen, daß mein Herz von Traurigkeit umhüllt und meine Seele betrübt wird, wenn ich an die Stunde des Scheidens von Münchens denke." — „Mit trähnenden Augen werde ich aus jenen Mauern gehen, inner welchen ich drey Jahre und sieben Monate in einemweg gelebt." — Und dann entläßt er seine „verehrungsvollen" Gönner mit „seinem Segen", der adelige Direktor, der den Dienst der Musen sich schöner geträumt. Für ihn auch war „das Glück eine Leere, in welche die Tränen ohne Zögern sich stürzen."

Er kehrte tatsächlich nicht wieder.

Oft fällt mir ein: mit einer Dissertation über solchen „Plunder" wie die „Prologe" und „Abschiedsreden" der Wanderkomödianten könnte sich noch einer den Doktorhut holen. Aus diesen Zeugnissen von phrasenhafter Schönrednerei und bettelhafter Kriecherei ließe sich mancher Satz der Erkenntnis ableiten, warum die Schaubühne gerade so ward, wie sie geworden, und warum man unter „Theater" etwas ganz anderes verstehen muß, als manche voreilenden Geistes sich denken.

Jedenfalls bleibt eine Lücke in der Kulturarbeit Münchens, solange seine reiche älteste Theatergeschichte im großen Stil ungeschrieben ist.

Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts verschob sich allmählich das theatralische Leben. Das Opernhaus am Salvatorplatz schloß seine Pforten für immer. Dem regelrechten Betrieb ward das heutige Residenztheater über-

geben, das vordem, als Schmuckkästchen von Cuvillies erbaut, meist besonderen Hoffesten gedient hat. Bald rüstet man sich zum Bau des heutigen Hof- und Nationaltheaters, dem sich ein Hoftheater vor dem Isartor gesellte. In unseren Tagen hat in letzterem Tempel neben anderem das städtische Leihhaus Unterkunft gefunden. Die Faberbräubühne ward wieder zur Malztenne und tat als solche noch lange ihre Schuldigkeit. Heute steht an dieser Stelle der Palast der „Münchner Neuesten Nachrichten".

Die ganz Weißen / Von Sir Galahad

Alle Klassen, alle Stände Englands vereint ein religiöser Sinn! Sie danken eben ununterbrochen Gott, daß sie Angelsachsen sind. Uns andern ist entschieden weniger Grund zur Erkenntlichkeit nach oben geworden. Engländer riskieren übrigens auch mehr durch unfromme Lebensführung — könnten durch arg verschweinztes Karma am Ende in andere Nationen zurückinkarniert werden —; uns droht doch höchstens ein Säugetierschicksal.

So urteilt der Unbefangene, der zum erstenmal einen Anzug von Pool, ein Drewsches tea basket oder Denteinbände zu sehen bekommt, irgendein Alltagsding aus der Bondstreet in seiner Eleganz, in der zyklopischen Eleganz von Göttern und Riesen.

Der coup de foudre ist da, die amour unique mit all ihrem Unfug!

Plötzlich schreibt man Kant mit C, um die schottische Abkunft des Philosophen zu betonen, kennt Faust nur aus englischen Übersetzungen und sagt im Ernst — wirklich — und mit Überzeugung ueia eppeia für via appia, weil man das für philologisch richtiger hält.

Jedweder Verkehr mit der eigenen Familie ist natürlich fürder gänzlich ausgeschlossen.

Hingegen läßt man das englische Schloß an der Wohnungstür einschnappen und berauscht sich einsam an mächtigen Stiefeln, Maßstäben in inches und dem herrlichen Firmendruck auf großen, edelen Rechnungen, die man in London bezahlt hat und gleich Adelsbriefen hütet!

Engländerinnen!!!

Auch Sklaven dürfen vor Sibyllen und Königinnen knieen, durch Rotten row aber reiten Lichtgeschöpfe, strahlende Ätherwirbel hoch über dem Gebet kontinentaler Lebewesen!

Sitzt dagegen in irgendeiner römischen Pension à 3 Lire 50 ein minderes Exemplar des Götterstammes, Furcht und Abscheu verbreitend durch schreckliche Plüschkleider, behangen mit Glasperlen, — ihr dient man gleich einer Herzogin!

So muß einem Neger zu Mut sein, einem fünfundzwanzigfach verdünnten wohlgemerkt, dem der letzte Weiße die Hand reicht, eine Hand, verformt vielleicht und grob und wenig edel, und doch ein Ziel des Neides, denn ihre Nägel sind frei von bläulichen Punkten, dem letzten, fast unvertilgbaren Merkmal des dunkeln Blutes!

Mag einer noch so licht von Haut sein, mit griechischer Nase, schmalen Lippen, — die ominösen blauen Punkte werfen ihn zurück in die verachtete Rasse!

Der Neger fühlt: „Diese Weißen —!"

Der Anglomane: „Diese ganz Weißen —!"

Und er trägt der Dame in Plüsch und Glasperlen demütig den Bädeker nach.

Mählich kommen stillere Zeitläufte!

Die amour unique flaut ab.

Wann hat es eigentlich angefangen?

Man weiß nicht recht! — War's in einem der achtundsechzig Theater Londons und trat wieder einmal eine wunderschöne Schauspielerin auf die Bühne und öffnete die attisch edeln Lippen zu einem: „I love you" von so ungeheuerer Talentlosigkeit, daß jeder wußte: „Die hat nie was gespürt!"

Oder war's in einem Verein für spastische Moralparalyse?

Oder hat ein Engländer einfach französisch gesprochen?

Auf einmal findet man halt, die edelen Schläfen seien zu schmal — kein Platz für die Sprachlappen —, die Köpfe zu klein, „schön und leer" — Barsois unter den Menschen —, der Mittelstand im übrigen eckig engen Geistes, verhornt durch allzuviel Sport und Geschäft!

Man besinnt sich wieder mehr auf das geistige Linsengericht, wendet sich von England ab und ist nun ununterbrochen begabt! —

Das sind wir nämlich alle, wir Nicht-Angelsachsen!

Es ist wie Nägelbeißen oder eine andre mindere Manier. Nur ganz jungen Kindern läßt sich's noch abgewöhnen, später bleibt dergleichen fürs Leben.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, — alle sind rastlos talentiert! Geistreich vom Soxleth bis Gastein!

Keiner, der nicht eine tadellos gefeilte Novelle, eine zehnte, elfte, zwölfte Symphonie anstandslos liefern könnte!

Jeder weiß mit unfehlbarer Routine, wann ein preziös Hölderlinsches Adjektiv einzufließen hat, wann ein anapästischer Rhythmus das geweihte Stammeln des entrückten Sehers und die Gottesnähe tadellos markiert.

Alle können alles! Denn es sind die Behenden im Geiste!

Leicht, reichlich und überflüssig wird im Kaninchenstall der europäischen Kunst produziert. —

Es gibt eine Art, zu komponieren, — unter Kennern als „Kapellmeistermusik" bekannt und gefürchtet! Das plätschert leis erinnernd um die Ohren — Gigantenpotpourri —, buntgesprenkelt vom Besten, dann wieder leicht verwischt durch allzu nahes Vorüberstreifen am Allerbesten — und die persönliche Note! — in letzter Linie auch ein Problem der Variationsrechnung!

Das ist immer geistreich, forciert titanenhaft zuweilen und nie aus innerer Not geboren.

Das ganze Leben des guten Mitteleuropäers ist vielfach „Kapellmeistermusik". Von Geist zu Geist jagt ihn die schlechtrassige Angst vor der Alltäglichkeit, jeder muß produzieren und ein „Eigener" sein oder wenigstens sein Sondermätzchen haben, wenn's auch nur eine neue Frau oder ein schwarzweißer Christbaum oder ein viereckiges Osterei ist! — Ihm fehlt der hohe Mut zur Gewöhnlichkeit, zur Verschmelzung mit seiner Kaste, zu einer geschlossenen einfachen Einheit, aus der allein Stil und Größe wachsen. —

Das Leben des Angelsachsen aber hat diese grandiose Linie der Banalität, und darum ist sein Haus und sein Gerät und jedes kleinste Alltagsding so schön und so in sich geschlossen, weil es aus einheitlicher Selbstbeschränkung von Millionen Menschen entstand.

Würde in Bondstreet auch jeder wie bei uns eine Norfolkjacke aber — ohne Falten, Dogskinhandschuhe aber — aus Rehleder, jeden Gegenstand

mit einem Privat-Aber haben wollen, — all die schönen Dinge würden bald zu einem rasse- und stillosen Materienhaufen.

Wie in Gewerbe, so in Kunst und Wissenschaft und Leben.

Ein sicherer Kasteninstinkt läßt in England den Geist in einer Familie oft durch Generationen latent, verpufft ihn nicht in billigen Talenten! Vornehme können warten, Vornehme haben eben Zeit!

Inzwischen waschen sie sich, werden unerhört schön und üben Ehrfurcht hinter lichten Stirnen, bis die inneren Spannungen in einem Newton sich entladen — Cherub —, Genie und Gentleman zugleich!

So läßt sich der Angelsachse ab und zu herbei, genial zu sein, begabt aber ist er nie. Wilde und Shaw sind Iren — also Celten, kommen drum hier nicht in Betracht. Den jungen Durchschnittsengländer des Mittelstandes aber halten wir meist für ungebildet, weil er nicht immer in alles und jedes dreinredet und einfach seinen Beruf versteht!

Das Geheimnis von Englands Vornehmheit ist aber eben, daß sein Kommis — Kommis bleibt, nicht zum Beispiel das Musikreferat innehat oder sonst durch Wort und Schrift in andre Kulturgebiete störend eingreift!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

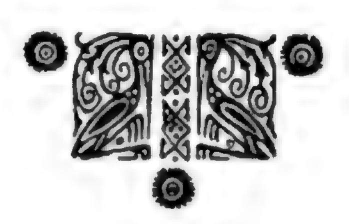
So gleitet man mählich zurück in die alte Liebe, schämt sich allzu großer Behendigkeit im Geiste und läßt das mit der Begabung wieder sein!

Aber wer ist vor Rückfällen sicher?

Wer kann den Standard der Elite ein Leben lang behaupten!?!

Eines Tages sitzt man wieder da und feilt an einem feinpointierten und gänzlich überflüssigen Essay und schaut ihn an wie der Neger seine Nägel und denkt wohl deprimiert:

„O diese ganz Weißen!“



Zur Naturgeschichte des Berliners

Von Robert Hessen

„Siebenmal fallen, achtmal aufstehen," sagt ein hübsches, japanisches Sprichwort, das manchen trösten mag, in dessen Plänen Berlin eine Rolle spielt. Wie oft hat er die merkwürdige Stadt schon zu gewinnen versucht, wie beharrlich hat sie ihn von sich gestoßen! So nimmt vielleicht auch hier das Wort ein Verliebter, dessen Neigung der mathematischen Linie ähnelt, die bekanntlich bis zur Ewigkeit läuft? Nicht ganz; diese Zeilen schreibt ein angemeldeter Berliner, aus Berlin.

Ein Gesinnungsberliner. Denn darum handelt es sich: wo kommen alle diese Hunderttausende her? Ihre Wiege stand weiß Gott wo, nur nicht am Strande der Spree. Und wieviele Berliner des Herzens, die das erst Unter den Linden, auf dem Kreuzberg, im Grunewald wurden, leben außerhalb ihrer geistigen Heimat, zu der nur die Sehnsucht unaufhörlich ihre Gedanken leitet. Andern graut es beim Anblick des Gewimmels, hinter welchem neue Pflichten lauern. Überwältigt streben sie nach Hause, wie Gogol einst, als er Westeuropa hatte kennen lernen wollen, kaum in Lübeck ausgestiegen, sich gleich wieder einschiffte, zurück zum heiligen Rußland. Ein akademischer Landsmann, von mir gefragt, was denn das Schönste in Berlin gewesen sei, gestand ehrlich: „der erste halbe Schoppen im Löwenbräu". Doch wer einmal Gesinnungsberliner wurde, bleibt es auch in Böblingen, in Emmerich und an sonstigen Grenzen der Menschheit. Er findet sich mit Kleinstädtern nicht mehr zusammen: kein Theater, kein Gespräch will ihm anderswo genügen. Er hat einen zerstreuten Blick inmitten seiner neuen Genossen; ihre Interessen schmecken ihm fremd. Es geht ihm wie gewissen Lämmern, die als Gespielen für Kinder ins Haus genommen wurden und sich an diesen Umgang gewöhnt hatten. Ausgewachsen werden sie manchmal zur Herde getan. Aber

sie grasen abseits, für sich; die Kameraden gehen nicht mehr mit dem Ankömmling, weil er unter Menschen gewesen war. Sie wittern das am Geruch. Der Vergleich ist nicht schmeichelhaft, aber er stimmt.

Was mich an Berlin, das ich seit nun dreiunddreißig Jahren kenne und zu den verschiedensten Zeiten ein Dutzend Jahre bewohnt habe, von Anbeginn bezaubert hat, ist seine geistige Elastizität. Da sammeln sich alle, die etwas Apartes und so schnell wie möglich durchsetzen möchten. Sie merken: endlich sind sie an der Quelle, wo Information, übersicht über etwaige Konkurrenz, Rat, geistige Hilfsmittel, unternehmendes Kapital am leichtesten erhältlich. Wer auf nur einem Gebiet, sei es kaufmännisch oder technisch, wissenschaftlich oder künstlerisch, von diesem Gigantenkampf der Ideen eine Vorstellung gewonnen hat, kann sie dreist auf alle andern übertragen. In den Jahren, da der Himmel noch voller Geigen hängt, unverbrauchte Energien sich mit allerhand Entwürfen tragen, — wie reizvoll ist es, aus dem Studierzimmer eines Gelehrten zur Tribüne des Reichstages, aus dem Kontor eines Verlegers zum Salon einer schönen Frau hinüberzuwechseln, von einem statistischen Geheimrat den neuesten Kalauer, von einem Börsenmann das neueste Epigramm eines bekannten Historikers auf die lauteste Tagesgröße, von Phyllis den kommenden Kriegsminister oder den veränderten Aktschluß eines mit Spannung erwarteten Lustspiels zu erfahren; im Vorbeigehn sieht man eine Lenbach- oder Leiblausstellung.

Hat sich in diesen dreiunddreißig Jahren „der Berliner“ geändert? Ehrlich gestanden, ich habe schon damals spezifisch berlinische Eigenschaften hauptsächlich in unteren Gesellschaftsklassen bei Droschkenkutschern und Hökerfrauen angetroffen. Gespannt war ich ja höchlich, seit ich mit jauchzendem Beifall, noch auf der Schule, einen musikalischen Kommilito hatte singen hören:

„Ne, wat dat hier so enge is!
Wat dat vor een Gedrängle is!
Hier setz ick mir noch lang nich hin! —
Das nennt man 'ne Berlinerin.“

Stets hoffte ich später diese scharmante Dame irgendwo in einem Konzert zu belauschen; aber sie wollte mir nicht begegnen. Sogar der berliner Dialekt verschwand mir im Handumdrehen. „Janz“, „loofen“ und „Jroschen“,

das bekam ich auch in gebildeten Bürgerkreisen allenfalls noch zu hören. Aber wo war die Zeit hin, die Otto von Corvin uns beschrieben hat, da blaublütige Hofdamen, alte Spielratten natürlich, ihre Börsenaffären miteinander bekunkelten und eine Gräfin in die Worte ausbrach! „Arnimche, jehn Se mich mit Ihre Belgier!" Wer konnte noch echtes Berlinisch reden, wenn er nicht mit Spreewasser „getoofter" Schusterbub oder Fabrikarbeiter war? Die Schulen und besonders das Deklamieren in den Schulen drängen überall den Dialekt zurück, in West- und Süddeutschland nicht minder wie in der Reichshauptstadt. Auffällig war mir seit 1881 an Berlinerinnen des Volkes eigentlich immer nur die große Deutlichkeit und Nettigkeit in der Aussprache. „Pfannekuchen" sagten sie, wo selbst meine gebildeten Ostpreußinnen nur „Fangkuchen" kannten.

Und gleichwohl ist die Sage, daß die Tiger Menschen fressen, nur sehr schwer zu widerlegen — heißt es tiefsinnig von beteiligter vierfüßiger Seite in dem alten indischen Märchen. Als ich drei Jahre später nach Neuyork hinüberkam und meinte, richtige Berliner hätte ich in Berlin keine mehr getroffen, erwiderte man mir: in Neuyork gäb es noch welche. So werden vielleicht auch in München welche sein, Gesinnungsberliner einer wenig sympathischen Spielart, die trotzdem ihren Ursprung gehabt haben muß. Patzig, unverfroren — das sind die Charakteristika, die einem zuerst einfallen, und durch die sich der langsamer redende Süddeutsche sogleich beunruhigt fühlt. Die Übertreibung jener an sich doch recht brauchbaren Eigenschaften (dies neue Wort beginnt mit „sch", und ich will es wegen seiner Unappetitlichkeit lieber nicht nennen) ist aber nicht von Süddeutschen, sondern von Berlinern gegen unartige Berliner zuerst angewendet worden, um dann durch eine nicht sehr liebenswürdige Übertreibung und Verallgemeinerung zum Stigma für das Berlinertum an sich zu werden. Es ist deshalb vielleicht nützlich, die Herkunft der heutigen Berliner einmal zahlenmäßig festzustellen.

Von den mehr als zwei Millionen, die Berlin, den mehr als drei, die Großberlin (einschließlich der Vororte) bevölkern, ist im ganzen vielleicht ein Drittel am Ort geboren worden. Millionenstadt wurde Berlin im Jahre 1877. Fünfzehn Jahre später stellte sich das Verhältnis derart, daß, wenn die Mark Brandenburg mit etwa einhundertachtzigtausend nach Berlin

Zugezogenen das stärkste Kontingent geliefert hatte, so Schlesien, Ostpreußen, Pommern etwa je sechzig- bis siebzigtausend, die übrigen „alten" Provinzen etwa je fünfzigtausend, Rheinland achttausend, Westfalen nur viertausend, ganz Süddeutschland etwa soviel wie eine einzige altpreußische Provinz. Die Süddeutschen haben neuerdings kräftiger zugenommen, besonders in den Reichsämtern. Das jüngste statistische Jahrbuch der Stadt Berlin gibt leider keine hierauf bezügliche Tabelle, bringt aber beiläufig die sehr interessante Notiz, daß unter den in Berlin Heiratenden knapp neunundzwanzig Prozent geborene Berliner und etwas über vierunddreißig Prozent geborene Berlinerinnen gezählt worden seien. Diese Ziffern, wenn sie auch keinen absoluten Rückschluß gestatten, dürften das oben von mir angegebene Verhältnis (1 : 2) doch nicht wesentlich modifizieren. Dazu kamen im letzten Zähljahr eine Million durchreisender Gäste, im Monat August allein einhundertvierzehntausend. Die schwächen das Spezifische noch weiter ab. Manche Ausländer lernen das Possen-berlinische so fließend gebrauchen, daß einmal — ich weiß nicht mehr, war es in Shanghai oder San Francisco — bei einem entsetzlichen Wirrwarr im Schiffsverkehr ein bezopfter Chinese vom Geländer herunterrief: „Na, dat Jeschäft is richtig." Er war in Berlin bei der Gesandtschaft gewesen. Von den Süddeutschen bewahren die Schwaben ihren Dialekt am allerzähesten, voran Professor Schmoller, der brandenburgische Historiograph, der im übrigen ein guter Lokalpatriot geworden ist. Und so verteilen sich am Ende die menschlichen Eigenschaften, die man an Berlinern ablesen kann, dermaßen, daß die Bayern allen Humor, die Schwaben alle Gediegenheit, die Badener alle Grazie, die Rheinhessen allen Edelsinn, die Sächser aus dem Königreich alle Staatskunst nach Berlin hereinbringen, während auf Ostpreußen alle Raubmorde, auf Pommern alle Meineide, auf Schlesien alle Unterschlagungen und auf Hannover alle Diebstähle entfallen? Ich kenne recht gebildete Leute, die sich ungefähr so die Sache vorstellen. In Wirklichkeit haben selbst von den in Berlin Geborenen und heut noch Anwesenden Hunderttausende mit dem alten Berlinertum nichts mehr zu schaffen. Solche Handlungsreisende, die alles besser wissen und an den Wirtstafeln gerne das große Wort führen, tragen an erster Stelle die Verantwortung dafür, daß jeder vorlaute Norddeutsche Berliner genannt wird. Den Stolz, früher aufzustehen als andre und dort zu leben, wo am meisten „los ist",

mögen allerdings viele Spreeathener unnötig zur Schau tragen. Denn eine Stadt, die ganz sichtbarlich erst **wird**, die ihre einstige Besonderheit verloren und eine neue noch nicht herauskristallisiert hat, muß für Jahrzehnte gewisse parvenühafte Züge tragen und an ihren Bewohnern zeitigen. Indessen erinnere man sich, daß es auch in Süddeutschland die Spielart der „pälzischen Kriescher" gibt, die sich, zumal beim Wein, sofort einen roten Kopf schreien, vom berüchtigten „mannemer Blohmol" (soviel wie Blähmaul) zu schweigen, das ich übrigens in den vier Jahren, als ich die aufblühende Rheinstadt bewohnte, doch nur äußerst selten in Tätigkeit angetroffen habe, wie ich heut in Berlin W, auf den Bahnhöfen der Stadt- und Untergrundbahn, in den Wagen der Elektrischen, auf den Bürgersteigen und im sonstigen Verkehr wohl alle möglichen nord- und süddeutschen Dialekte, dazu eine Reihe fremder Sprachen habe klingen hören, aber Berlinisch? Urberlinisch? Das hat sich anscheinend ganz in die Peripherie, nach Norden und Osten zurückgezogen. In „Landsberg an die Warthe" wird mir und mich noch verwechselt. In den märkischen Kleinstädten am ehesten findet man daher auch jene Charaktereigenschaften wieder, die mit dem Altberlinertum einst verknüpft waren.

Von allen, die sich jemals über dessen Naturgeschichte zum Wort gemeldet haben, hat vor nun schon zwanzig Jahren Theodor Fontane, der Wanderer durch die Mark, die tiefsten und pikantesten Bemerkungen gemacht. Ihm, dem französischen Abkömmling, war die Ähnlichkeit der Märker mit den Gaskognern aufgefallen, wegen ihrer zähen Unverwüstlichkeit. Als der witzige König mit dem Huhn im Topf mal eine verkümmerte Baumschule sah, soll er gerufen haben: „Pflanzt Gaskogner, die kommen überall fort." Das würde gleich gut auf die Märker gepaßt haben. Was hat dieser kernige Kolonistenschlag nicht alles durchlitten und durchkämpft! Von den Greueln der wittelsbachischen Fehde, den Schreckenstagen der Quitzows über den Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg zur Franzosenzeit! Schon dem Alten Fritz waren die Märker am liebsten, weil am verläßlichsten. Der Pommer ist ein ebenso guter Soldat, aber wenn er sich brav schlagen soll, will er auch gut verpflegt sein, und der Märker hat das nicht nötig. Er gleicht dem Kosakenpferd, bedürfnislos und ausdauernd, mit oder ohne Futter. Er hat den Trieb, sich von keiner Situation unterkriegen zu lassen, und das

sicherste Hilfsmittel, mit dem er sich und andern Mut macht, ist ihm ein fauler Witz.

Fontane fragt: „Wo ist das hergekommen?“ Er findet es nicht in dem ärmlichen, von Theologengezänk erfüllten Provinzialstädtchen, das unter dem großen Kurfürsten Berlin hieß; noch auch haben es die französischen Emigranten mitgebracht. Das waren ernste, „ehrpusselige“ Leute, fleißig und betriebsam, fromme Protestanten. Einer der Ihren, Pastor Erman, sagte (Oktober 1806) Napoleon ins Gesicht: es stünde einem Diener des Evangeliums die Lüge übel an, daß er sich auf des Feindes Einzug freue — sehr mannhaft, aber ulkig? Nein, zweifellos hat der Alte Fritz mit den Seinen den bekannten berliner Volkswitz erzeugt und aus der Taufe gehoben. Selbst einer der witzigsten Menschen, die jemals lebten, vertrug er — sehr zum Unterschied von gewissen Nachfahren — schlagfertige Antworten und forderte sie heraus. Ihm schon soll ein alter Grenadier auf das bekannte: „Bedrüger! Wollt Ihr denn ewig leben?“ geantwortet haben: „Na, lass' man, Fritze, vor fuffzehn Pfennig is heut genuug.“ Und als er an der Tafel von Sanssouci einen seiner Generale frug: „Nun sag' er mal ehrlich, wieviel hat er bei der Plünderung von X. eigentlich profitiert?“ bekam er prompt zu hören: „Das wissen Majestät besser als ich, wir haben ja geteilt.“

Von seinen Unteroffizieren und Invaliden, die Unerhörtes gewagt, erduldet und sich doch nicht hatten dadurch „kaputt machen“ lassen, denen auch der König nur „der Fritze“ war, den sie gelegentlich per Du anredeten, die dann als Zoll- und Nachtwächter, als Polizisten, Magistratsboten und Eckensteher, als Budiker und Fuhrhalter wieder im Zivil auftauchten, stammt jene „unverfrorene“ Manier, der nichts imponiert. Die Buben ahmten den Großen nach, aus den Niederungen drang die Weise zu Bildung und Besitz empor, bis eines Tages der preußische Kronprinz sich für eine Verspätung bei der Tafel vor seinem Vater (Friedrich Wilhelm III) mit den Worten entschuldigte: „Meester, darum keene Feindschaft nich!“ und der sonst so trockne König, ebenfalls „das Fest der Handwerker“ zitierend, antwortete: „Na, Fritze, du kennst mir doch.“

Damals begann die berliner Lokalposse zu blühen, ihr Dialekt gewann für ein paar Jahrzehnte zur Schlagfertigkeit schlechthin ein ähnliches Verhältnis wie das Englische zum Humor. Ihre Wurzeln hatte freilich noch

ein andres Witzbächlein gespeist, das von der Rahel Varnhagen über den Kreis der Mendelsohns zu Brennglas und Kalisch hinführte. Dies „Kalauern", in manchen Zirkeln gesucht und unausstehlich, in manchen amüsanter, wird augenscheinlich den harmloseren berliner Volkswitz überdauern, wenigstens ist es vielfach schon gelungen, ihn, den nüchternen, nichts bewundernden, täuschend nachzuahmen. „De Backpfeife" zum Beispiel als Unterschrift für Gainsboroughs köstliche Herzogin von Devonshire, wie sie mit ihrem Kindchen tändelnd die rechte Hand erhebt, stammt von hier; „echt imitiert" sagen gewisse Industrielle. Denn Weißbierphilister und Schusterjungen besuchen solche Ausstellungen nicht.

Wann aber ersteht fix und fertig aus der heutigen babylonischen Verwirrung das neue Berlinertum? Zu schnurrig, wenn fremde Schriftsteller herkommen und „die Berlinerin" studieren. Haben sie sie glücklich an Wuchs, Gang, Ausdruck und Kleidung bis zu den Spitzen am Unterrock beschrieben, sodaß keine Verwechselung mehr mit der Wienerin, der Pariserin möglich ist, und man sieht genauer hin, so war es die Else Tornow aus Rügenwalde oder die Grete Weiß aus Guben oder die Minna Horn aus Danzig.

Inzwischen strömen immer neue Menschenscharen durch die Friedrich-, die Leipziger- und Potsdamerstraße, zumal nachts, während Wien und München längst im Schlummer liegen. Fremde sind es zumeist, die sich in der Hauptstadt vergnügen wollen. Ein Österreicher, der das nicht ganz durchschaute, machte sich eines Vormittags lustig. Denn der Berliner, das wisse man ja, arbeite den ganzen Tag, käme nicht aus dem Kontor, dem Laden, der Werkstatt heraus. Und gleichwohl diese Massen auf den Bürgersteigen?

„Das sind Passanten," beschied man ihn. Da ging ihm ein Licht auf. Eine höchst brauchbare Nation, diese Passanten, die den Berlinern gestatteten, fleißig daheimzubleiben, und unterdessen einen so flotten Verkehr darstellten! „Mir in Wean", rief er, „mir ham die Daitschen, die Madschiaren hammer, die Tschechen, die Schlawiner, die Kroaten, die Polen, die Rumänen; — wammer noch von dö Passanten a poar herkriegen täten, nacha könnt Wean aa so a feuns Nachtleben ham."

Er wünschte sich mehr Passanten, der Schwärmer. Aber als Berlin weniger hatte, besaß es, was dem heutigen Konglomerate fehlt: Stil und Charakter.

Soziologie im Walde / Von R. H. Francé

Ich frage die Naturfreunde, ob sie es schon bemerkt haben, wie hartnäckig sich gewisse Blumen im Walde nur dort einstellen, wo eine bestimmte Baumart den Boden besitzt? Vor einigen Jahren erließ ein berliner Botaniker eine Rundfrage, ob denn überall die große Brennessel im Walde die alten Eichen im Kreis umwachse wie im Grunewald? Und es regnete Bestätigungen. Das ist nur ein Beispiel, es gibt aber einen ganzen Blumenstrauß der Baumbegleiter. Da wäre der Waldmeister, den der Kenner nur unter Buchen sucht, auch die Haselwurz, die im schwersten Buchenschatten gedeiht. Für den Föhrenwald sind die hellrot brennenden Steinnelken, die man botanisch Dianthus deltoides und Carthusianorum nennt, echte Begleitpflanzen. Daß man den Eisenhut nur bei Tannen zu suchen habe, weiß jeder Pflanzenkundige.

Die Spezialisten haben lange Listen zusammengestellt von Buchenbegleitern und Kiefernbegleitern, von Gefolgschaftspflanzen der Eiche und der Nadelbäume. Es würde ermüden, eine davon herzusetzen, und es würde unbedingt auch Widerspruch hervorrufen, denn an solchem fehlt es auch in dieser Frage nicht. Man hat nämlich gefunden, daß die Gesellschaft im Walde von Land zu Land wechselt. Die Einbeere, kennzeichnend für alle Auen von Süd- und Mitteldeutschland, fehlt im östlichen Norddeutschland; das so herrlich goldschimmernde Chrysosplenium, daß man es zu deutsch nicht Milz- sondern Goldkraut nennen sollte, ist wieder „in der Mark" ein treuer Buchenbegleiter, nicht aber im Laubwalde Niederösterreichs. In Sachsen begleiten zum Teil andere Blumen die Buche als im Rheintal. Und an der Donau, die nicht nur die große Landstraße der Völker sondern auch der Heerweg der Pflanzen war, mischt sich noch fremdartigeres Volk in die Gesellschaft der Wälder. Da hätte denn eine Aufzählung der Begleitpflanzen nur recht beschränkten, jedenfalls aber weniger Wert, als Nachdenken über die Ursachen dieser treuen Vasallenschaft.

Hängt das vom Licht im Walde ab? Ja und nein. Es ist gewiß sehr wichtig, daran zu denken, daß der Lichtgenuß der Bodenkräuter verschieden ist, je nachdem eine lockere Föhre oder schwerlaubige Buchen darüber schatten. Das muß die Besetzung der Plätze regeln. Im dunkeln Buchicht sind sonnenliebende Blumen von vornherein ausgeschlossen. Aber das kann unmöglich der alleinige regelnde Faktor sein. Meiner Ansicht nach kommt dazu ebenso die Frage der Ernährung, der Wasserversorgung wie die der Herkunft in Betracht. Und damit ist ein neuer Abschnitt im Lebensbuch des Waldes aufgeschlagen.

Die Pflanzen sind nicht nur Lichtkinder, sondern nähren sich ganz reell auch von Bodenbestandteilen. Die Erde liefert ihnen das, was sie nicht der Luft entnehmen können: Mineralien und Stickstoff. Wenn man sich daran erinnert, hat man auch schon einen neuen Standpunkt zur Beurteilung der Baumbegleiter eingenommen. Sie bilden mit den Bäumen eine Ernährungsgenossenschaft, einen in sich geschlossenen Haushalt. Der Waldbaum verzehrt nur einen Teil der Bodennahrung. Pflanzen, denen der Rest zusagt, werden natürlich gerade in seinem Bereich ihr bestes, weil konkurrenzloses Auskommen finden. Das wäre der erste Punkt.

Zweitens führen in Natur- und Menschenleben nur zu oft gleiche Bedürfnisse ungleiche Genossen zusammen. Auf unser Problem angewendet, besagt diese Einsicht, daß es sehr leicht begreiflich sei, wenn stets auf dem trockenen Sandboden, der nur den Föhren recht behagt, sich auch die typische Sandflora mit ihren Sonnenröschen, schönblühenden Nelken und Heidekräutern einstellt.

Bleibt noch der fatale Umstand, daß die Baumbegleiter in Ost und West wechseln wie die Völker. Aber das nimmt keinen modern geschulten Pflanzenkenner wunder, denn auch das Gewächs ist ein historisches Wesen. Auch die Pflanze hat eine Weltgeschichte, auch darin gab es Völkerwanderungen, Kriege und Verträge, und e i n im geheimen mächtiges Gesetz umspannt alles Lebende, sei es nun ein sich auserwählt dünkendes Menschlein oder ein an den Augenblick hingegebenes Pflanzenkind. In der Botanik nennt man es pflanzengeographische Gesetze, was man in der Geschichte der Menschen so oft für das Walten der Vorsehung hielt ....

Gesetzmäßig bestimmt ist es, daß im Donautal, wo die vom Küstensaum des Schwarzen Meeres kommende Pflanzenwelt gegen Deutschland zu vor-

drang, wie einst die Hunnen und Türken, andere Pflanzen den Platz im Gefolge der Buche einnehmen, den gewisse Arten sich im Nordwesten eroberten, wo die atlantische Flora herrscht. Ebenso kämpfen auch die Wälder selbst aus geographischen Ursachen miteinander. Die Weißbuche, ein in Rußland heimischer Baum, macht zum Beispiel Eroberungen in Preußen, und die prachtvolle Buche der deutschen Wasserkante hat dort die alteingesessene Stieleiche schon längst verdrängt.

Ein kunstvoll Zusammenspiel von Vergangenheiten und Gegenwart, von oft ganz fremden und fernen Kräften regelt die Gesellschaft des Waldes, und das macht die Buntheit seines Lebens erst so recht verworren und interessant. Daraus ist eine neue Wissenschaft entstanden, eine Soziologie der Pflanzen, vielleicht später einmal das anziehendste an der Botanik, heute aber noch kein geordneteres Ganzes, sondern erst Bruchstücke, wenn schon recht ansehnliche.

Der Pflanzensoziologe kann aus dem Walde Dinge herauslesen, die ihn dem Uneingeweihten ein wenig als Okkultisten erscheinen lassen. Wenn er im Kiefernwalde Haselsträucher sieht, kann er guten Mutes prophezeien, man werde dort auch fremde Blumen des Laubwaldes finden. Zeigt man ihm Mauerlattich aus der Föhrenheide, so wird er behaupten, die seien am Fuß einer dort eingesprengten Eiche gepflückt, und er wird recht behalten, so ehern unverbrüchlich ist das Gesetzbuch der Gewächse.

Er kann sogar dem Kulturgeschichtsforscher mit Fingerzeigen dienen, denn aus der Flora des Waldes kann man genau sagen, wo einst Menschen hausten, wenn auch längst wieder der Wald ihre Wohnstätten überwuchert hat. Es gibt ganz typische Menschenbegleiter. Es ist gerade nicht die schönste Seite des Menschen, welche sie nach sich zieht. Wenn irgendwo in tiefem Forst Hundskamille oder Disteln, das bescheidene weiße Döldchen der Schafgarbe oder Eisenkraut das Blütenhaupt erheben, so ist eine menschliche Ansiedlung ganz nahe, oder sie bestand einmal da, wenn auch vielleicht schon vor vielen Menschenaltern. Die sich selbst erhaltenden Pflanzen bleiben fast unausrottbar an dem Orte, wo sie einmal festen Fuß gefaßt haben, weshalb manchmal auf Ruinen und um längst zerfallene Burgen die lieblich einfachen Gartenblumen des Mittelalters als nachlebende Flüchtlinge des einstigen Burggärtleins noch Jahrhunderte später blühen, als die letzte Hand verwelkte, die sie pflegte.

Der Soziologe der Pflanzenwelt weiß endlich, daß auch dem Wald gesellschaftliche Organisation nicht fehlt, ohne die eine geordnete Gemeinschaft nicht bestehen kann.

Die Lebensbedürfnisse der einzelnen Pflanzen sind das große Sieb, das es auf die Dauer so zu fügen weiß, daß nur der Tüchtige unter den zahllosen Bewerbern um einen Platz an der Sonne geduldet wird. In diesem Sinn, als untergeordnet ausmerzend wird kein Einsichtiger an der Bedeutung der Auslese im Haushalt der Natur zweifeln. Nur das Neubildende, das schöpferische Prinzip der Natur ist sie nicht; das steckt in den tausend und Millionen Samen und Sporen, die allherbstlich als wahrer Regen der Fruchtbarkeit im Walde zu Boden gehen, und aus denen die ersten milden Tage ein Heer lebenshungriger, bis zur Verzweiflung durch Anpassungen um ihr Leben kämpfender Bewerber hervorlocken. Was in seinem Winkelchen die drei Lebensbedürfnisse der Pflanze: Wasser, geeigneten Boden und Licht befriedigt findet, das bleibt bestehen. Und wir mögen doch ja nicht murren über die Härten unseres Lebenskampfes. In der menschlichen Gesellschaft findet schließlich fast jeder sein Plätzchen, wenn es auch meist bescheidener ist als die Fähigkeiten, die er dafür erworben, — im Walde aber sind die sozialen Kämpfe von erschreckender Härte und Unversöhnlichkeit. Und mit Vorliebe macht die Pflanze von dem modernen Gesellschaftsprinzip Gebrauch. Sie tritt zu Vereinen zusammen. Und so bildet sich auch in der Natur das Gegengewicht des Kampfes aller gegen alle. Die Vereinigung ist der Anfang gegenseitiger Hilfe.

Die unterste Lebensstufe des Waldes nistet im Boden, als Alge und Bodenpilz dem freien Auge kaum erkennbar als Anflug, aber für das Gesamtleben doch von großer Bedeutung. Ebenso wichtig ist auch die zweite Genossenschaft von Waldproletariern, die uns begegnet, wenn wir im Walde von Stufe zu Stufe emporblicken. Das Gefilz der Moose, das Kleingesträuch der Flechten, die Rasen der Bärlappe sind jedem wohlvertraut als Teppich des Waldes. Man mißachtet sie und tut ihnen unrecht, denn ohne Moose kann kein Wald auf die Dauer leben, so wie er auch ohne Bodenpilze nicht sein kann.

Über den Moosen schaukelt, soweit es das Licht zuläßt, die erste Blattetage. Die Farne und kleineren Waldkräuter stellen sie auf, das Gestrüpp

der Heidelbeeren und sonstiger Halbsträucher mischt sich mit ihnen und strebt höher hinauf. Nach den Bürgern kommt die gemeine Adelsgenossenschaft der Waldsträucher, zwar nur auf Plätze zurückgedrängt, wo man mühelos leben kann, bald gleißend als Giftbeere, bald prangend mit Waldobst aller Art. Dann erst kommen die Großen des Waldreiches: das eigentliche Gehölz des jungen und des Hochwaldes.

In fünf sozialen Schichten, oft noch besser gegliedert, erbaut sich die Gesellschaft des Waldes. Auf dieser reichen Abstufung beruht seine Mannigfaltigkeit und das Geheimnis der Schönheit, die ein natürlicher Wald vor dem künstlich verödeten Forst voraus hat, in dem „Waldpflege" nur drei Stände, Bodenwesen, Moose und Bäume, dulden mag. Daß aber eine künstlich verarmte Gesellschaftsgliederung nichts gesund Harmonisches sein könne, verrät uns mancher Jammer der Menschheit. Darf man es denn wagen, von uns selbst auf den Wald zu schließen? Ich glaube ja, denn das ist die beste Lehre, welche die junge Wissenschaft der Pflanzensoziologie zu geben wußte, daß man viel Menschliches besser versteht, wenn man es hinausprojiziert in die vormenschliche Natur, die im Weltendrama das ganze Menschheitsschicksal vorweg genommen hat.

Don Juan d'Austria

Fragmente von Fritz Mauthner

(Fortsetzung)

Einer der Studenten, ein Danziger von Geburt, trat heran und sprach die Hoffnung aus, der Prinz von Helsingör habe mit dem Worte Afterkriecher keinen der Genossen persönlich gemeint. „Keinen besonders," sagte der Prinz „Horaz, mir wird übel. Schaff mir ein Pferd. Ich muß auf der Stelle fliehen, weil .... na ja."

Alle widersprachen. Es könne ihm nichts geschehen. Die Stadt lebe von den Studenten. An keinen wage man sich heran, am wenigsten an einen Prinzen.

„Eben darum muß ich fort. Ich müßte ja speien vor Wut, ließe mich das Pack frei ausgehen, damit die Bierwirte von Wittenberg nicht weniger von ihrem sauern Bier verzapfen. Schafft mir ein Pferd!"

Ohne sich weiter um den Toten und die Bürger zu bekümmern, schritt der Prinz eilig stromaufwärts. Graf Horaz durfte ihn allein begleiten. In einem kleinen Erlenbusch blieben sie stehen. Der Prinz warf sich auf das Moos nieder. „Hier will ich dich erwarten. Schaff mir ein Pferd."

Nach einer kleinen halben Stunde schon sprengte Graf Horaz wieder heran. Ein zweites Pferd, einen kräftigen braunen Mietsgaul, hatte er am Zügel.

„Ich gehe natürlich mit."

„Nein. Wenn es dir angenehm ist, so hinterlasse ich dir die Versicherung, daß ich dich einmal lieb gehabt habe. Zwischen Mitternacht und fünf Uhr morgens. Da warst du bezecht und ich auch. Sage den übrigen Eskimos, ich wäre ein Feigling geworden und auf der Flucht vor einer Geldstrafe. Sie aber sollten sich ihre Wänste aufschlitzen. Diese Todsünde würde ihnen eher zur ewigen Seligkeit verhelfen als das Leben, das sie geführt haben und führen werden. Sage unserer Kellnerin, daß sie ganz recht hat, und daß das Aufrechtstehen nur eine neue und hochmütige Menschengewohnheit ist. Auf dem Rücken liegen! Sage ihr, daß sie all mit ihren Zoten der ehrlichste und anständigste Mensch unter uns Eskimos war, und behalte meinen Pudel, wenn er Hund genug ist, dein zu sein, nachdem er mein gewesen. Mensch genug."

„Ich verzeihe Ihnen jedes kränkende Wort, Prinz, Sie sind in einem gar bittern Humor."

„Du verzeihst mir? Du bist gelb und großmütig wie ein abgerichteter Löwe. Ich halte es nicht mehr aus unter abgerichteten Löwen und Hunden. Ich halte es nicht aus unter den lebendigen Menschen und Zeitgenossen. Kein Mann kann mir etwas gewähren und kein Weib. Kein lebendiger Mann und kein lebendiges Weib. Mit ein paar großen Toten verkehren, in Haß oder in Liebe, phantastischerweise. Dann brauche ich keinen Mann mehr und kein Weib mehr. Ich . . . ich . . . Geh, oder ich werde sehr unanständig!"

„Wohin wollen Sie sich wenden, Prinz? Wohin soll die Reise gehen?"

„Zum Teufel. Ich will etwas lernen. Ernst machen. Will mich für die Flotte des kaiserlichen Bastards Don Juan anwerben lassen, will den Türken vom Mittelmeer verjagen. Frage mich nicht, warum ich mich nicht lieber vom

Türken anwerben lasse. Ich glaube fast, ich wüßte keine Antwort. Vielleicht werde ich wirklich noch Türke. Das Opfer würde mir nicht übermäßig groß erscheinen, abgesehen vom Seelenheil natürlich."

„Aber Sie werden doch Geld brauchen, Prinz? Wo könnte Sie ein Wechsel erreichen?"

Der Prinz lachte sein kindlichstes Lachen. „O du quinta essentia aller Philister! O du vorsorglicher Freund! O du ordentlicher Mensch! Ich will ja kein Prinz mehr sein. Aus dem Stegreif will ich leben und etwas lernen. Solltest du einmal hören, daß der Prinz von Helsingör dennoch den Thron seiner Väter bestiegen hat, so laß dich bei mir sehen, und wenn ich dich nicht hängen lasse, so sollst du mein Kanzler werden. Und Buch führen über meine Verdauung. Im Vertrauen gesagt: sie ist nicht die beste. Und schau, daß du nicht noch älter wirst, als du schon bist. Mir ekelt vor alt gewordenen Menschen. Mir ekelt vor dem eigenen Altwerden."

Der Prinz ließ seinen Gaul gemächlich stromaufwärts traben. Einen genauen Plan zu machen, lag nicht in seiner Art. Über Prag mußte er nach Passau gelangen. Wenn er dann dem Inn immer aufwärts folgte, so erreichte er wohl die Höhen der Alpen, und dann ging's abwärts bis nach Genua, wo er die Flotte des Doria noch zu finden hoffte. Der Weg nach Venedig wäre näher gewesen. Aber von der venetianischen Flotte wußte man niemals, ob sie mit dem Türken ging oder gegen den Türken. Dem Prinzen war es ja gleichgültig, auf welcher Seite er stand. Aber wissen wollte er, wessen Partei er nahm.

Er ritt bis in die Nacht hinein, bis sein Gaul in einem großen Dorfe vor dem Wirtshaus stehen blieb und seinen Reiter durch stoßweises Wiehern an Feierabend erinnerte. Der Prinz stieg ab und nahm sich vor, doch lieber diesen Gaul als den Grafen Horaz dermaleinst zu seinem Ratgeber zu ernennen. Jedenfalls hatte der Gaul für den Rest der Reise fast allein zu bestimmen, welche Straße gewählt und wo und wann übernachtet wurde. Der Gaul hatte es nicht eilig, und so brauchten sie vier Tage bis nach Prag.

In Dresden hatte der Prinz eine goldene Hutschnalle verkauft, um wegen der Zehrung nicht in Verlegenheit zu geraten.

Jetzt wollte er eine größere Summe auftreiben. Der Gaul war vor einem Gasthause des kleinseitener Rings stehen geblieben. Dort ließ sich der Prinz

ein gutes Zimmer geben, um ein paar Tage behaglich auszuruhen. Der Wirt empfahl ihm einen Wechsler in der Judenstadt, jenseits der Moldau, der ihn nicht übervorteilen werde. „Ein stinkender Jud', aber ein so ehrlicher Mensch wie ich und Euer Gnaden."

Der Prinz begab sich bei Dunkelwerden in die Judenstadt und legte dem Händler zwei kostbare Ringe vor. Der aber betrachtete immer wieder mit gierigen Augen die Kette, die dem Prinzen über der Brust herunterhing. Ein Meisterstück der Goldschmiedekunst. Jedes Glied ein zierliches Doppelszepter mit kostbaren Smaragden an beiden Enden. Ein Erbstück. Der König von Helsingör hatte es dem Prinzen beim Abschied selbst um den Hals gelegt. Damit sein edles Haus bei feierlichen Anlässen nicht zurückstünde. Denn nach seiner Meinung sollte der Prinz unterwegs nur mit andern Prinzen verkehren, die ebenfalls Erbstücke besaßen. „Als ich deine gute Mutter heiratete, war meine deutlichste Vorstellung: sie könnte mir einen Sohn gebären, und ich dürfte ihm diese Kette umhängen. Denn sonst ist die Ehe eine mangelhafte Einrichtung. Doch auch du wirst einmal diese Kette einem Erben umhängen wollen. Denn die Kinder lernen nichts aus den Erfahrungen ihrer Väter."

Da der Prinz für Vergangenheit und Zukunft nur geringes Verständnis besaß und für die Gegenwart kaum, wenn sie drängte, so hatte er für diese Kette kein Gefühl der Pietät und fragte, da er die begehrlichen Blicke des Händlers wahrnahm, was das Kleinod wohl wert wäre.

„Wie heißt: wert?" rief der Mann, spreizte die Hände auseinander und blickte wie Hilfe suchend und zugleich wirklich vorsichtig durch das kleine Fenster seines Ladens hinaus. „Wie heißt: wert? Wert für mich oder wert für euch? Bin ich ein Prinz? Seit ihr ein Prinz? Wenn ich wäre ein Prinz, wär' die Kette wert viertausend Goldtaler. Soviel müßtet ihr dafür geben. Wenn ihr wärt ein Prinz, wär' das Ketterl wert für euch, will ich sagen, dreitausend Goldtaler. Und ich würde euch geben dafür bar auf diesem Tisch zweitausend und meinetwegen noch dreihundert Goldtaler, weil ihr würdet brauchen Geld, wenn ihr würdet sein gewesen ein Prinz. Seid ihr ein Prinz? Ihr seid kein Prinz. Nichts will ich wissen, wie ihr seid gekommen zu diesem Ketterl. Was wollt ihr mich bringen in Ungelegenheiten? Was hab' ich euch getan? Bis nach Augsburg werd' ich müssen reisen, um los-

zuwerden das Ketterl da. Gott sei Dank, daß mein Vaterleben, bis hundert Jahr, grad was zu tun hat in Augsburg. Ihr braucht also Geld, obwohl ihr seid kein Prinz. Gut. Will ich euch geben für das alte Ketterl, weil mir's so gut gefällt, und weil ich junge Leute gern hab', die Geld brauchen, — will ich euch geben dreihundert Taler, vierhundert, meinetwegen fünfhundert Goldtaler, aber nicht einen böhmischen Groschen mehr."

Der Mann hatte zu schnell gesprochen, als daß der Prinz schon beim ersten Angebot hätte ja sagen können. Ihm war es erfreulicher, für einen Räuber als für einen Prinzen gehalten zu werden.

Der Wechsler begleitete ihn gar freundlich zu einem geringeren Händler, bei dem er seinen gestickten Rock, seinen Federhut und sein reiches Degengehänge gegen einen einfachen Flaus, ein Samtbarett und gewöhnliche Lederriemen umtauschen konnte. Zu seiner Verwunderung gelang ihm dieses Geschäft, ohne daß er einen seiner Goldtaler herauszulangen brauchte.

In der stickigen Stube des Althändlers hatten sich inzwischen noch fünf andere Juden eingefunden, die eifrig die abgelegten Kleidungsstücke prüften, die Stickereien betasteten und in einem unverständlichen Kauderwelsch fast heftig miteinander sprachen. Der Wechsler erzählte etwas, offenbar vom Ankauf der Kette. Dabei fiel es dem Prinzen auf, daß der Althändler von den andern Juden mit allen Zeichen einer tiefen Verehrung behandelt wurde. Es war ein steinalter Mann mit langem weißen Bart und ruhigen Augen im blutleeren Gesicht. Der betrachtete den Prinzen jetzt lange und sagte endlich: „Komisch. Und doch seid ihr kein Dieb. Was braucht ihr so schnell Geld, daß ihr macht so ein schlechtes Geschäft?"

„Ich will Kriegsdienste nehmen, im Mittelländischen Meer, bei der Flotte. Weiß nur noch nicht, ob bei den Christen oder bei den Türken."

Der weißbärtige Althändler hieß die andern Juden seinen Laden verlassen. Bevor der Wechsler herausging, flüsterte er dem Prinzen zu: „Der da ist kein gewöhnlicher Althändler. Nur weil er leben muß. Ein Gerechter und ein Weiser. Unser berühmter Wunderrabbi Löb."

Als der Prinz mit dem Wunderrabbi allein war, beredete der Rabbi den Prinzen zunächst, noch ein Paar schwere Reiterstiefel zu kaufen, für einen Goldtaler, mitsamt den Sporen. Es wäre noch weit bis zum Mittelländischen Meere. Als auch dieses Geschäft abgemacht war, fuhr er fort:

„Und ihr wißt nicht, ob für die Türken oder für die Gojim? Ihr seid kein Goj und kein Jud und kein Zigeuner und habt dennoch kein Volk? Und ein Dieb und Räuber seid ihr auch nicht? So seid ihr also doch ein König oder ein Prinz, der ungeduldig ist, König zu werden. Gottes Friede sei mit euch." Und der Althändler hob segnend seine beiden schmalen, weißen Hände auf.

Dem Prinzen wurde es wunderlich zu Mute. Er gab sich nicht zu erkennen, klagte aber seine Not. Einer Gemeinsamkeit zugehören, das wäre seine Sehnsucht. Sein Volk! überall hätte er's gesucht. Nirgends gefunden. Nicht an Höfen, nicht auf Universitäten. Vielleicht unter Kriegsknechten. Das Glück der Gemeinsamkeit wäre ihm versagt. Ein Ausgestoßener sei er, ohne ein Volk, es zu lieben.

Der Alte hielt seinen Kopf ganz schief, so aufmerksam hörte er zu.

„Ein kleiner König. Zu klein, um ehrgeizig sein zu dürfen. Nebbich! Und hier in Prag hättet ihr gar zwei Völker zur Auswahl. Die Böhmen und die Deutschen. Schließt euch doch an, an die Böhmen oder an die Deutschen. Kommt auf eins heraus. Als Böhme prügelt ihr die Deutschen jeden Sonntag, als Deutscher prügelt ihr die Böhmen jeden Sonntag. Das soll ein Vergnügen sein, sagen sie. Und seid ihr's müde, so versöhnt ihr euch und schlagt am Schabbes ein paar Juden tot."

Ob es denn auch auf der altberühmten Prager Universität keine rechten und eigenen Menschen gebe? Ob überall nur Haß und Niedrigkeit herrsche, nirgends Adel und Liebe?

Die ruhigen Augen des alten Mannes leuchteten in seltsamem Glanze.

„Einen Juden fragt ein König nach Adel und Liebe! Mein! Geht morgen früh über die steinerne Brücke wieder herüber, an der Judenstadt vorbei, über den Altstädter Ring, schreitet dann den jungen Mädchen nach, und ihr werdet zur Universität kommen. Da fragt nach dem Hause des Adels und der Liebe. Wenn es fertig geworden ist, könnt ihr's euch dort wohl sein lassen. Aber ich glaube nicht, daß es fertig geworden ist."

Am nächsten Morgen folgte der Prinz dieser Weisung. Auf dem ersten Hofe der Universität wimmelte es von Studenten. Der Prinz von Helsingör fragte sich nach dem Pedellen durch, und weil er seiner unscheinbaren Kleidung wegen nur unfreundlich empfangen wurde, drückte er dem Manne, der ihn

in das Haus des Adels und der Liebe einführen sollte, einen seiner Goldtaler in die Hand. Da beugte sich der Pedell wie vor dem Rector magnificus.

„Jetzt verstehe ich den gnädigen Herrn, trotzdem der gnädige Herr als ein vornehmer Ausländer seine Fragen in kuriosen Worten stellen tut. Das Haus des Adels und der Liebe? Ist wirklich ein guter Spaß. Ist hier wirklich nicht, das Haus des Adels und der Liebe. Ist dicht nebenan, domine doctor, im Gemsengäßchen. Hier im alten Kollegienhaus wird nur Kollegium gehört und geschwänzt und aufeinander losgedroschen. Dann werden die armen Teufel zu doctores gemacht, zu armen Teufeln von doctores. Die feinen Herren mit Goldtalern hören die Kollegia nebenan im Gemsengäßchen, im Hause des Adels und der Liebe. Bildsaubere Mädel! Eine Nichte meiner Frau ist dabei. Der gnädige Herr sollte ihr die Ehre erweisen. Sie heißt Bärbel und studiert noch nicht lange."

Der Pedell befahl seiner Frau, den jungen Kavalier selbst nach dem Gemsengäßchen zu begleiten. Aber nicht hineingehen!

Als der Prinz das Haus des Adels und der Liebe betreten hatte, tönte ihm ruchloser Lärm entgegen. Die nächste Tür stand offen, und er sah in einen großen Raum, der mit Teppichen und Spiegeln reich ausgestattet war. An die vierzig Studenten saßen und lagen auf Stühlen und Lotterbetten herum. Zwischen ihnen gingen etwa ein Dutzend vollbusiger Mädchen in auffallenden Trachten hin und her. Sie trugen Krüge ab und zu und setzten sich wohl einmal einem Studenten auf den Schoß.

Dem Prinzen gefiel diese Vorbereitung zur Weisheit recht wohl; so mochte Sokrates im alten Athen vor hochgesinnten Schülern und Schülerinnen sich und sein neues Denken dargegeben haben, so trieb man es seit hundert Jahren wieder im schönen Lande Italia. Und der Prinz wäre nicht abgeneigt gewesen, unter diesen Studentinnen eine philosophische Freundin zu finden. Da trat auch schon eine schwarzhaarige junge Schöne, die eben müßig gestanden hatte, zu ihm heraus, zog ihn über die Schwelle in den Saal und fragte ihn, ob er böhmisches Bier oder spanischen Wein trinken wolle. Wenige Minuten später saß er auf einem Polsterstuhl, das Mädchen mit einem Kruge Wein auf seinem Schoß; sie trank ihm zu und küßte ihn mit einem spielerischen Biß, und das war so selbstverständlich, als ob es die ordentliche Form der Immatrikulation gewesen wäre.

Der Prinz aber fühlte sich verpflichtet, eine gebildete Unterhaltung anzufangen. Und da er einmal in Prag war, so fragte er das Mädchen vor allem, ob sie das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen liebe oder nicht. Da sprang sie auf und weinte und schrie: Sie wäre ein armes verlorenes Geschöpf, aber solche Schweinereien lasse sie sich nicht von jedem hergelaufenen Vaganten sagen.

Einige Studenten legten sich ins Mittel, und ein kleiner schwarzhaariger Herr, ein böhmischer Magnat, der sich selbst als den Fürsten von Horzitz vorstellte, und der der Führer dieses erlauchten Kreises zu sein schien, verlangte Aufklärung. Das Mädchen erklärte, sie hätte sich bei den Worten des Neuen nichts Bestimmtes gedacht, aber etwas recht Schmutziges müßte er doch gemeint haben. Der Prinz gab nur sein Ehrenwort, daß er von echtem alten Adel wäre. Darauf rief der Magnat dem Prinzen ein Schimpfwort zu, und der Prinz schlug dem Magnaten leichthin ins Gesicht. Sie verabredeten für morgen ein kleines Duell im Hirschgarten, reichten einander die Hände, und die Aufnahme in das Haus des Adels und der Liebe schien vollzogen.

(Schluß folgt)

Rundschau des März

Medizin und Naturwissenschaft

Durch die 39. Hauptversammlung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", die anfangs August zu Frankfurt am Main, sowie die 80. Versammlung „Deutscher Naturforscher und Ärzte", die in der zweiten Septemberhälfte zu Köln tagte, ist die Erkenntnis unsrer europäischen Vorfahren in weitere Kreise getragen worden. Es hat einen Diluvialmenschen, also gleichzeitig mit den Riesenformen der Eiszeittierwelt, etliche Millionen Jahre vor uns, gegeben. Bekanntlich war schon 1857 im Düsseltal ein Skelett gefunden worden, das als „Neandertalskelett" berühmt, aber von der damaligen Autorität Rudolf Virchow nicht als einer besondern, vorzeitlichen Rasse zugehörig, sondern lediglich als eine krankhafte Verbildung späterer Menschen angesehen wurde. Virchow blieb leider bei seinem Irrtum, obwohl 1887 der belgische Professor Traipont

in der Grotte von Spy ein ganz ähnliches Skelett fand. Neuerdings hat nun Professor Kramberger (Agram) einen dritten Neandertaler, den sogenannten „Urmenschen von Krapina“ ausgegraben, und Professor Heinrich Klaatsch einen vierten in Südfrankreich im Vézeretal (Dordogne). Alle vier zeigen mittlere Statur, gedrungene Röhrenknochen, mächtiges Gebiß, niedrigen, doch langen und breiten Schädel, Augen- und Nasenhöhlen ungewöhnlich weit, die Augenhöhlen an der Stirn von fast halbkreisförmigen Übergangswülsten umrandet.

Es kam in Frankfurt zutage, wie vor Darwin schon der deutsche Sprachforscher Lazarus Geiger (1852) zu der Erkenntnis gelangt wäre, daß der Mensch von einer niedrigeren tierischen Stufe langsam aufgestiegen sei. Da die Serumforschung uns inzwischen gelehrt hat, aus eiweißhaltigen Gewebsflüssigkeiten Tierarten zu unterscheiden, aber auch zu klassifizieren, ist auf diesem Wege die Verwandtschaft des Menschen mit den „Anthropoïden“ Gorilla, Orang-Utan und Schimpanse wissenschaftlich festgestellt. Immerhin bleibt es noch unaufgeklärt, warum gerade das Großhirn des homo sapiens in bezug auf Intelligenz soviel erheblichere Fortschritte machen durfte als die artverwandten Geschöpfe. Der Schluß liegt nahe, daß, wenn die Affen sich mehr zu sagen hätten, sie besser sprechen würden, als sie tun. Aber ihr Sinn ist eng geblieben, obwohl sie älter sind als wir.

In Köln wurde außerdem die sehr wichtige und fruchtbare Idee der „Umzüchtbarkeit“ solcher Bakterien, durch welche Seuchen verursacht und übertragen werden, verhandelt. Sie entwickeln sich manchmal aus ganz harmlosen Parasiten Ein neuer schlagender Beweis gegen die Bazillenhypochondrie und für Virchows Lehre: „Die Zelle ist wichtiger als der Bazillus“, anders ausgedrückt: die Empfänglichkeit (Disposition) ist wichtiger als die Ansteckung. Mögen die Menschen sich hüten, durch unsinniges Verhalten in ihrem Körper den Nährboden zu bereiten, auf dem harmlose Bakterien sofort sich differenzieren und giftig werden.

Eine Parallelaktion bedeuteten ferner die dreiunddreißigste Versammlung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“, welcher Verein Mitte September in Wiesbaden, und die Hauptversammlung des „Deutschen Medizinalbeamtenvereins“, der gegen Ende des gleichen Monats in Berlin tagte. In Wiesbaden standen die Ursachen der Nervosität, die hygienischen Grundsätze für den Bau von Volksschulen sowie für städtische Markthallen auf der Tagesordnung. In Berlin wurde der Verbrechertypus diskutiert und Lombrosos Lehre bemängelt, allerdings auch sein Verdienst um den Begriff der Minderwertigkeit anerkannt. Ein schwacher Trost liegt immerhin darin, daß Verbrechen nicht erblich seien, sondern nur ihre Beförderer Tuberkulose und Alkoholismus. Die Tatsache, daß körperliche Minderwertigkeit fast immer Hand in Hand mit geistiger geht, bildet eine neue Mahnung an Staat und Eltern zur willigeren Förderung von Gesundheit und Kraft bei der Jugend.

Der Würgengel der Cholera, der in St. Petersburg auftauchte, hat uns verschont und dort wenigstens durch Aufdeckung einer unglaublichen Sudelei vorübergehend Gutes gestiftet. Dafür rufen unsere Ärzte: „Ante portas!“ im Hinblick auf die geplante und hier schon angekündigte Krankenkassenreform. Sie fürchten, nach bösen Präzedenzen, eines Tages mit dem Bauer aus Wallensteins Lager klagen zu müssen: „Das alles geht von des Arztes Felle.“

Technik (Kohle)

Das Schlagwort von der künftigen Erschöpfung unserer Kohlenschätze hat in Verbindung mit dem von Jahr zu Jahr wachsenden Bedarf, der 1900 149 788 256 Tonnen, 1907 aber 205 542 688 Tonnen betrug, vielfach falsche Vorstellungen hervorgerufen. Nach den von Nasse angestellten Schätzungen wird selbst bei fortgesetzt steigendem Verbrauch der Abbau der amerikanischen Kohle bis zum Jahre 2500, der Ruhrkohle bis 2488, der oberschlesischen Kohle bis 2658 und der des Saargebiets gar bis zum Jahre 2768 reichen und hinreichende Deckung bieten. Bei dieser Berechnung sind noch nicht die vielfachen Ersatzmittel für Heiz- und Kraftzwecke berücksichtigt worden, die dermaleinst die Kohle ersetzen können. Die neuere Zeit hat hierfür eine ansehnliche Menge neuer Produkte hervorgebracht. Selbst der Torf, der einen Wassergehalt bis zu 90 Prozent enthält, ist dazu brauchbar gemacht worden. Ekenberg setzt den Torf überhitztem Wasser aus, preßt dann das Wasser auf mechanischem Wege heraus und erhält dadurch ein kohleähnliches Feuerungsmaterial, das zwei Drittel soviel Heizwert besitzt wie gute englische Kohle, geringe Rückstände hinterläßt und wenig Rauch entwickelt. In dieser Zubereitung eignet sich der Torf sowohl für Eisenbahnen, Dampfer und so weiter als auch für den Haushalt. Die sogenannten Petroleumbriketts hingegen sind mehr für den Hausbrand an Stelle der Kohle bestimmt. Sie werden von einem galizischen Ingenieur durch Beimischung von Petroleum zu Sand und Asche hergestellt, haben vollwertige billige Heizkraft und werden in Floridsdorf (Niederösterreich) fabriziert. Für Motorantrieb ist einem Deutschamerikaner, Mond, gelungen, durch Vergasung minderwertigen, erdpechhaltigen Schiefers mit Luft und Wasserdampf ein Gas herzustellen, von dem man sich in Fachkreisen für die nächste Zukunft viel verspricht.

Bei weitem imposanter als diese für Haus- und Kleinbetrieb ausersehenen, noch der Einführung harrenden Fabrikate ist die weiße Kohle; schon heute im schönsten Zuge, für die nachhaltigste Schonung ihrer schwarzen Schwester einzutreten. Die kohlenhungrigsten Industrien und Verkehrsmittel dürsten förmlich nach Wasserkraft zur Elektrizitätserzeugung, und dieses Bestreben macht sich rüstig fortschreitend auch in der Landwirtschaft bemerkbar. Die Überland- und Genossenschaftszentralen mehren sich, auch dort, wo es kein größeres Wasser auszubeuten gibt. Man hat statistisch festgestellt, daß gegenwärtig schon 15 Prozent der Gutsarbeit vom Elektromotor übernommen wird, und der elektrische Pflug mit seiner Pferde- und Menschenkraft ersparenden sowie ertragsteigernden Tendenz in Großbetrieben ausgedehntere Anwendung findet. Auch für den Transport der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nach der Stadt bedient man sich des Lastenautomobils in gewinnbringender Weise, zumal das billigere Benzol sich in jüngerer Zeit dem teueren Benzin als überlegen erwiesen hat. Bei dem Automobilwettrennen „Rund um Berlin" hat man mit einem Liter Benzol 71 Kilogramm über eine Entfernung von 250 Kilometer fortgeschafft, gewiß eine glänzende Leistung. Findige Köpfe wissen sich diesen Umstand auch schon dienstbar zu machen, sie benutzen den Automobilmotor in stationärem Zustande zum Antrieb von Göpelwerken, Häcksel-, Molkerei- und Dreschmaschinen und so weiter.

Außer diesen in die Praxis übertragenen Heiz- und Kraftquellen stehen uns für die Zukunft noch eine Reihe anderer Ersatzmittel in Aussicht. Sie sind freilich zum Teil noch nicht über das

Experimentierstudium gediehen, immerhin aber wird unsere Technik zweifellos dafür sorgen, daß die Sonnenstrahlung, der Winddruck, der Wogengang an Küsten und Seen, Ebbe und Flut und die im Erdinnern aufgespeicherte Wärme und so weiter die Erschöpfung unserer Kohlenfelder weiter hinausschieben wird. Die aufgeführten neuen Erfindungen zeigen ja, wie eifrig man schon jetzt an dieser Aufgabe arbeitet.

Rundschau

Bosnien

Am neunundzwanzigsten Juli überschritt Österreich an zwei Stellen die Save. Gleichzeitig brach ein Expeditionskorps in die südliche Herzegowina ein. Nach harten Kämpfen, nach Verlust von fünftausendundzwanzig Mann und hundertachtundsiebzig Offizieren konnte am vierten Oktober 1878 Feldzeugmeister Freiherr von Philippovich dem Kaiser berichten: „daß der Aufstand in Bosnien niedergeworfen und das ganze Land in den Händen der kaiserlichen Truppen sei."

Dreißig Jahre darauf, am fünften Oktober 1908, vollzog Aehrenthal die Annexion Bosniens.

Was ist nun in diesen dreißig Jahren in Bosnien geschehen? Was hat Österreich, was haben die Bosnier gewonnen und verloren? Wie hat Österreich seine Mission erfüllt?

Reisende, die im Flug das Land durcheilen, erzählen immer nur Gutes. Und ist die Tatsache, daß Bosnien bereist werden kann und bereist wird, kein Lob der österreichischen Verwaltung? Die westeuropäischen Blätter sind voll des Lobes. Nur weil Westeuropa die Sprachen des Orients nicht versteht und darum alle Nachrichten aus wiener Quellen bezieht? Aus den wiener Quellen, die wiederum ihren Ursprung auf dem Ballplatz haben? Denn auch die wiener Blätter verstehen nicht Serbisch.

In Bosnien ist Ruhe. An den Straßen auch Wohlstand. Und die Straßen führen weit durchs Land, kreuz und quer. Sarajevo ist eine nahezu europäische Stadt, anderswo im Land, in den Kreiszentren, gibt es Hotels, Villenviertel, elektrisches Licht und Wasserleitungen. — Wie hat es aber unter türkischer Herrschaft ausgesehen?

Es ist klar, daß man Österreichs Verdienste um Bosnien nur abschätzen kann, wenn man den Zustand der okkupierten Provinz vor 1878 kennt. Und wenn man diesen Zustand erklären soll, muß man notgedrungen wiederum ins Mittelalter zurückgehen. Damals sind die Grundmauern der sozialen Schichtung erbaut worden, die noch heute in Bosnien besteht.

Um 930 tauchte in Bulgarien der Priester Bogomil auf, einer jener vielen Reformatoren, die den Christenglauben wieder dem urchristlichen nähern wollten. Seine Lehre breitete sich von Bulgarien bis Südfrankreich aus. Dort mündete sie in die albigensische Bewegung. In Bosnien nannte man die Anhänger der Sekte Patarener. In Oberitalien Katharer oder Gazzari. Davon stammt unsere Bezeichnung Ketzer. Jahrhunderte der vortürkischen Geschichte Bosniens sind ausgefüllt mit Kämpfen

gegen die Bogomilen. Jahrhunderte der schrecklichsten fanatischen Greuel. Die Bogomilen verwarfen die Heiligen, die Sakramente. Der Papst, die bosnischen Könige und Venedig wetteiferten in der Ausrottung der Bogomilen. Aber der Lehensadel Bosniens stand nicht von seinem Glauben ab. Die einen flüchteten in die Türkei. Vierzigtausend Menschen sollen in den Karstwüsten der Herzegowina herumgeirrt sein. Was Wunder, daß der Adel Bosniens wie ein Mann zum Islam übertrat, als ihn die Türken in seinen Rechten und Besitztümern bestätigten, ihm Frieden und Ehren verhießen?

1463 war die Eroberung Bosniens durch die Türkei vollendet. Von nun an bildete der bosnische Adel den Vorkämpfer des Islam. Bosna ponosna, das stolze Bosnien mit seinen Begs und Kapitänen, stand in der Schlacht von Mohatsch, 1526, mit zwanzigtausend Mann in den Reihen der Türken, als Ungarn in den Staub fiel.

Seine christlich-bogomile Vergangenheit verleugnet der islamitische Adel Bosniens ängstlich. Da ist keine Familie, die ihren Ursprung nicht nach Kleinasien verlegte. Wie sie Jahrhunderte hindurch bedrückt wurden, so bedrücken sie nun wieder. Wie sie Jahrhunderte für den Bogomilenglauben bluteten, kämpfen sie jetzt für den Islam: stolz und unbeugsam, eine Kriegerkaste.

Nun verfiel aber die Zentralgewalt in Stambul; und je mehr sie verfiel, desto stolzer wurden Bosniens Begs. Die mächtigsten unter ihnen konnten auf eigene Faust Kriege mit Montenegro, mit Venedig führen Mit wahrhaft mittelalterlicher Grausamkeit preßten sie den letzten Blutstropfen aus ihren christlichen Bauern, die letzte Zechine. Was die Begs übrigließen, nahm der Padischah von Stambul durch seine Steuerpächter.

Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist ausgefüllt mit neuen Greueln: dem Aufstand der unglücklichen Rajah gegen ihre Begs und den Kämpfen der Begs gegen die Zentralgewalt. Die Walis des Sultans zogen Albanesen ins Land, um Herren der Begs zu werden. Der Tensimâti heirijje (Anordnungen) des Hatt-i-Scherif von Gülhane konnte sich in Bosnien nicht durchsetzen. Da schickte der Großherr im Jahre 1850 den Grausamsten der Grausamen nach Bosnien: Omer Pascha Latas. Was Omer Pascha tat, der kroatische Renegat, — er selbst und sein Freund, der polnische Graf Ilinski — verkünden noch heute die Blinden auf den Märkten: in Herden trieb man die Begs nach Trawnik, in Herden schlachtete man sie ab. Kreuz und quer durchs Land zogen albanische Scharen und schnitten den Frauen Haar und Ohren und Finger ab, des Schmuckes wegen. Den greisen Ali Pascha, einen Liebling des Volkes, setzte Omer Pascha auf eine Eselin und schleifte ihn durchs Land, bis er ihn in Jajtze ermordete. Am siebenundzwanzigsten April 1851 fiel die letzte Beg-Feste. Der bosnische Adel hatte ausgelitten.

Was nun in Bosnien vorging, spottet jeder Beschreibung. 1857 kommt es zu einem Aufstand in der Herzegowina. 1860 wiederum. Montenegro greift ein, der Krieg dauert zwei Jahre. Die Revolutionen im nördlichen Teil des Wilajets sind garnicht zu zählen. 1873 flüchten vierundzwanzig Notable nach Österreich. Wiederum gärt es 1874 in der Herzegowina. 1875 flüchten einhundertzwanzig Ortsvorsteher nach Montenegro. Als man sie auf Betreiben Österreichs repatriiert, fügen sie sich den türkischen Anordnungen nicht mehr, verweigern die Steuerzahlung und widersetzen sich den Gutsherren. Im Juli 1875 steht der Bandenkrieg im höchsten Flor. Die Türkei hebt Baschibosuks zum Kriegsdienst aus, Derwische predigen den heiligen Krieg. 1876: Christengemetzel,

Baschibosuks plündern, rauben und töten, was ihnen unter die Hände kommt. Im Bezirk Gradiska bleiben von zweiundfünfzig Ortschaften nur vier stehen, hunderttausend Menschen sind ins benachbarte Ausland geflüchtet. Die furchtbaren Zustände bewegen die Pforte, Bosnien mit Garnisonen zu spicken. Und je mehr Truppen ins Land kommen, die man weder entlohnt noch verpflegt, desto mehr Deserteure gibt es, Räuber und Bandenführer. Mit Beginn des russisch-türkischen Krieges ist Bosnien in vollständiger Anarchie.

Die letzten Jahre vor der Okkupation zeitigen Bewegungen rein agrarischen Charakters. Was ist die Ursache dieser Bewegungen?

Die Bevölkerung Bosniens ist einheitlich serbo-kroatisch: ein Stamm, eine Sprache. Zweiundzwanzig von hundert sind Katholiken, dreiunddreißig Moslim, vierundvierzig griechisch-orientalischer Religion. Alle drei Religionen verfolgen einander mit glühendem Haß. Der Wald Staatseigentum, das Ackerland zum großen Teil Besitz der Begs und Moscheen (Wakufs, frommen Stiftungen). Die christlichen Bauern sind Pächter und müssen dem Staat den Zehent ihrer Feldfrüchte, die Desetina, abliefern; von dem Rest ein Dritteil, die Tretina, den Grundeigentümern.

Am einunddreißigsten Januar 1876, als Bosnien noch türkisch war, ließ Andrássy den Mächten eine Staatsschrift, das sogenannte Wiener Memorandum, überreichen. Darin heißt es: „Die traurigen Verhältnisse der Christen in Bosnien beruhen zum großen Teil auf den zwischen der Landbevölkerung und den Grundeigentümern bestehenden Beziehungen. Die agrarischen Schwierigkeiten haben stets einen eigentümlichen Zug von Verbitterung in einem Lande gehabt, wo die Klasse der Grundeigentümer sich durch Religion oder Nationalität von der Masse der Ackerbauer unterscheidet .... Die Agrarfrage kompliziert sich durch den religiösen Gegensatz. — Nach Unterdrückung des letzten Aufstandes der Begs in Bosnien im Jahre 1851 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Aber diese Maßregel hat, wie es in derartigen Fällen oft geschieht, die Lage der Bauern, statt sie zu erleichtern, nur verschlimmert. Sie werden von den ersteren nicht mehr mit so viel Schonung behandelt als ehedem .. Als eine derartige Bewegung im nördlichen Bosnien ausbrach, sah die Pforte sich bestimmt, ... Delegierte beider Parteien nach Konstantinopel zu berufen, und nach langen Verhandlungen ward ein Ferman erlangt, dessen Bestimmungen damals geeignet erschienen, die Interessen der ackerbautreibenden Bevölkerung mit jenen der Grundeigentümer in ziemlich glücklicher Weise auszugleichen. Dennoch ist dieser Ferman niemals in Kraft gesetzt worden. Es würde zu untersuchen sein, ob einige Bestimmungen dieses Aktenstückes nicht auch noch heute zum Ausgangspunkte eines billigen Abkommens dienen könnten, das dem Zwecke entspräche, das Los der ländlichen Bevölkerung zu verbessern, oder ob es angemessen erschiene, zur Erleichterung der in dieser Richtung zu treffenden Maßnahmen den Staatsschatz heranzuziehen .... Wir fühlen, daß die Aufgabe schwierig ist, und daß ihre Lösung nicht das Werk eines Tages sein kann, aber wir sind der Meinung, daß es von Wichtigkeit ist, an dieselbe Hand anzulegen und das Los der ländlichen Bevölkerung in Bosnien und der Herzegowina zu verbessern und eine der klaffenden Wunden in den gesellschaftlichen Zuständen dieser Provinz zu schließen. Es schien uns keineswegs unmöglich, eine Kombination zu finden, welche den Bauern gestatten würde, stufenweise und zu wenig lästigen Bedingungen unkultivierte Landparzellen zu erwerben, die der Staat zum Ver-

kaufe auszuschreiben hätte. Indem sie dabei, falls dies ihren Wünschen entspräche, fortfahren würden, als Pächter die Grundstücke ihrer muselmanischen Mitbürger zu bebauen, würden sie nach und nach zu dem eigenen Besitz eines kleinen unbeweglichen Eigentums gelangen, das ihnen eine gewisse Unabhängigkeit sichern und sie den Erpressungen der ersteren entziehen würde."

Österreich hat also der Türkei den Vorschlag unterbreitet, wie der Zinsbauernwirtschaft abzuhelfen wäre. Und als Österreich die Verwaltung der okkupierten Provinzen übernahm und nun in der Lage gewesen wäre, die eigenen Reformvorschläge selbst durchzuführen — was geschah?

Schon beim Einmarsch, am neunundzwanzigsten Juli 1878, verteilten die k. k. Truppen eine Proklamation „An die Bewohner von Bosnien und der Herzegowina", worin es heißt: „Unsere Waffen sollen jeden schützen und keinen unterdrücken. Neue Gesetze und Einrichtungen sollen nicht willkürlich umgestoßen, eure Sitten und Gebräuche sollen geschont werden." Dabei ist es bis heute geblieben. Der Zinsbauer muß auch heute noch, im Jahr 1908, ein Zehnteil seines Bodenertrages der Regierung, drei Zehnteile dem türkischen Grundherrn abtreten.

Nun, wer in landwirtschaftlichen Dingen Bescheid weiß, wird die Verhältnisse nicht ohne weiteres erschrecklich finden. Denn es gibt dort im Süden, in Ungarn und Slavonien — ich glaube, übrigens auch in Irland — freie Pächter genug, die dem Staat und Grundherrn nicht bloß vier Zehntel, sondern fünf Zehntel des Bodenertrages zinsen. Aber in Slavonien und Ungarn ist üppiger Boden, der dreißig Jahre ohne Düngung und ohne viel Arbeit seinen Mann nährt. Neu gerodeter Waldboden.

In Bosnien ist die Sache anders. In Slavonien mäht der Zinsbauer seinen Weizen und schichtet ihn in zwei gleiche Teile. Dann kommt der Grundherr, wählt einen von den beiden Teilen und fährt ihn heim. In Bosnien tritt zunächst der Zehentschreiber auf — ein niederer Beamter der Landesregierung, im Rang eines Gerichtsvollziehers etwa. Er schätzt den Ertrag ab, den der Zinsbauer erreicht hat, und bestimmt danach die Höhe des Zehents. Er schätzt möglichst hoch ein. Vielleicht aus Pflichteifer, vielleicht, weil ihm die Vorgesetzten die Erlangung eines gewissen Steuerertrages zur Pflicht machen. Da und dort mag ein armer Zinsbauer den Zehentschreiber bestechen. Es wird dem armen Bauer nicht viel nutzen, denn der reiche Türke besticht wieder. Und warum? Welches Interesse hat der Türke daran, daß der Zehent hoch bemessen werde? Ein sehr großes. Denn nach der Höhe des Zehents — dreimal höher — bemißt man die Tretina, die Pachtabgabe. So mag es geschehen, daß der Zinsbauer nicht vier Zehntel, sondern sechs und sieben Zehntel seines Ertrages dem Land und dem Türken opfern muß.

Wenn ein Hagelwetter die Fluren niederstampfte, pflegten die bosnischen Zinsbauern zu sagen: „Nun braucht uns Gott noch einen schlimmen Zehentschreiber zu schicken, und unser Unglück ist besiegelt."

Die Landesregierung hat die Mißwirtschaft der Zehentschreiber wohl erkannt, und sie hat radikale Abhilfe getroffen: seit ein paar Jahren wird der Zehent nicht mehr alljährlich vom Schreiber festgestellt, er ist jetzt ein für allemal nach dem durchschnittlichen Ertrag der letzten Ernten fixiert. Der Zehent ist auch nicht mehr in Feldfrüchten zu entrichten, sondern in barem Geld. Und als Umrechnungskurs dienen die Sarajevoer Marktpreise. Nun ist ja klar, daß das Getreide in abgelegenen Gegenden nicht denselben Wert hat wie

in Sarajevo. Der Zinsbauer fährt also noch bedeutend schlechter als ehedem.

In elenden Hütten, die im ganzen übrigen Europa nicht einmal Zigeuner bewohnen würden, leben sie und nähren sich kümmerlich von Maismehl. Ihre Weiber schleppen den Pflug, wenn sie noch nicht der Osteomalacie (Knochenerweichung, hauptsächlich des Beckens) erlegen sind, die in Bosnien eine Volkskrankheit ist und wahrscheinlich auf die kümmerliche Ernährung und die häufigen Geburten zurückgeht.

Allerdings ist der türkische Adel ein wertvolles soziales Element. Keine europäische Regierung hätte ohne ihn auskommen, ihn durch Wegnahme des Bodens ruinieren mögen. Die ersten Jahre der Okkupation verbrachte die Regierung denn auch damit, die Begs für sich zu gewinnen. Kállay, der Verwalter Bosniens, war ein Magyar. Er hatte daheim die Kunst gelernt, mit dreiunddreißig Prozent Majorität zu regieren. Ganz gelungen ist es ihm nicht.

Mir liegt eine Kopie der Denkschrift vor, die die Moslim vor ein paar Jahren dem Kaiser eingehändigt haben. Österreich wird darin immer „inovjerna vlada“ genannt, die „andersgläubige Macht“. Und die Moslim würden niemals eine Verfassung anerkennen, die das geistliche Band der Sunniten mit dem Kalifen zerreißt. Der Islam habe durch die Okkupation nicht nur seine politisch herrschende Stellung verloren, er sehe sich auch einer wüsten katholischen Propaganda gegenüber.

Erst Burian, der neue Verwalter Bosniens, hat eingelenkt und sich auf die stärkste Partei im Land, die Serben stützen wollen. Mit welchem Erfolg, ist bekannt: die Serben gravitieren stärker und frecher denn je nach Belgrad und Cetinje, und ein Teil der Moslim hat sich ihnen verbündet. Und Österreich hat nun nur eine Partei im Land: die zweiundzwanzig Prozent der Kroaten, die, gleich ihren Brüdern im Königreich Kroatien, auch dann noch kaisertreu blieben, wenn man ihnen die Köpfe abschnitte.

Österreich hat für die okkupierten Provinzen unendlich viel getan. In mühseliger Arbeit der Strafuni (Streifkorps) hat es das Land von Räubern gesäubert. „Du kannst jetzt eine unbedeckte Schüssel Dukaten durchs Land tragen“, sagt eine bosnische Redensart. Es sind Eisenbahnen gebaut, Industrieen gefördert, Bergwerke eröffnet, Wohlfahrtsanstalten aller Art errichtet worden. Man hat hunderte von eisernen Pflügen an die Bauern verteilt. Die Pflüge verrosten, denn das schwache bosnische Vieh kann sie nicht schleppen. Man hat Zuchtvieh angeschafft und verteilt — die Stallungen der Zinsbauern waren zu klein für das große Vieh. Man hat den Fremdenverkehr ins Land zu lenken gesucht, und ein paar Sachsen sind wirklich gekommen. Sie haben Kállays Potemkinsche Dörfer längs der Touristenstraße bewundert und den Waldreichtum Bosniens gerühmt. Daß Kállay nur zwanzig Meter weit längs der Straße schonte und dann den Wald auf den Bergkämmen, wo alle Welt ihn sieht, — das merkten die Sachsen nicht.

Österreich hat unendlich viel für Bosnien getan. Aber die Wurzel des Übels, die Zinsbauernwirtschaft, gegen die es sich, solange Bosnien noch türkisch war, mit flammenden Worten wandte; — die Zinsbauernwirtschaft, diesen Schandfleck des Jahrhunderts, hat Österreich nicht ausgetilgt.

Roda Roda

Radiumillusionen

Die Hoffnung der kranken Menschheit richtet sich auf das Radium als das Neueste, was man in diesem Artikel hat. An seinen Fundorten werden Bäder errichtet, und das unbeschäftigte Kapital

bemächtigt sich seiner. Erst haben die chemischen Fabriken die Menschheit mit Fieber-, Kopfweh- und betäubenden Mitteln beglückt, haben die Nahrungsmittel in ihre kleinsten Bestandteile zerlegt und nach ihrem eigenen Kopf wieder zusammengeflickt; dann sind sie den bedrängten menschlichen Organen mit Extrakten tierischer Organe beigesprungen und haben, ebenfalls nach alter Zaubervorschrift, die Krankheiten auf Tiere übertragen und von ihnen vertretungsweise überstehen lassen; und nun werfen sie sich mit Eifer auf die neue Entdeckung der Physik.

Das Radium, meinen die Physiker, sei ein Rest des Urstoffs der Welt, eine Muttersubstanz der chemischen Elemente. Aber daß es am ersten Schöpfungstag dabei war, was nützt das uns, die wir vom sechsten datieren? In der Tertiärzeit, wo die ersten menschenähnlichen Zweifüßler umhergingen, war es längst in seine heutigen Schlupfwinkel gekrochen und hat bei der Entwicklung der Menschheit nicht mitgewirkt. Was bei der Entstehung der Erde in Tätigkeit war, ist viel zu stark für uns Spätgeborene, und wir können froh sein, daß es nur in winzigen Mengen vorkommt. Wenn man mit dem Hauch, der vom Radium ausgeht, Mäuse vergiften kann, so brauchte dieser Hauch nur an Stärke und Menge zuzunehmen, um für Menschen tödlich zu sein. Hoffen wir, daß nicht irgendwo nahe der Erdoberfläche große Radiumlager sind, zufällig freigelegt werden und die Erde mit ihren Emanationen erfüllen, sonst könnte die Menschheit leicht ein unrühmliches Ende finden.

Vorsichtige Untersucher sagen, das Radium habe eine „den Stoffwechsel beeinflussende Reizwirkung", weiter können sie mit Sicherheit nichts behaupten. Die wollen wir dem Radium gerne lassen, es soll nur nicht meinen, das sei was Besonderes. Den Stoffwechsel aktivieren oder verlangsamen kann man auf alle mögliche Weise, mit Spazierengehen oder Schlafen, Hitze und Kälte, Sonnenschein und Schatten, Essen und Fasten und so weiter und so weiter. Und wer zum Spazierengehen zu krank oder zu träge ist, kann sich massieren lassen oder in eines der vielen Bäder gehen, baden und sich danach ins Bett legen oder in die Sonne setzen oder sich der zu diesem Zweck umherwandelnden weiblichen Schönheit erfreuen und damit seinen Stoffwechsel reizen oder entreizen, soviel er mag. Im höchsten Fall ist das Radium ein neuer Reiz für die reizdurstige Menschheit. Daß vielleicht die Wirksamkeit vieler Bäder darauf beruht, daß sie einmal am Radium vorbeigelaufen sind, ist ja sehr schön, interessant und belehrend: wessen Hoffnung aber auf dem Radium steht, dem rate ich, dies junge Gemüse alsbald zu verspeisen, solange es noch frisch und knusprig ist.

Erhard

Der künftige Fürst aller Reußen

Heinrich XXVII, Erbprinz von Reuß jüngere Linie, der schon seit dem Jahre 1892 in Gera an seines Vaters Statt die Regentschaft führt, hat jetzt auch für eben diesen alten Herrn die Regentschaft in Greiz übernommen. Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer die verwickelte Geschichte der beiden Fürstentümer Reuß kennt, die beide nur wie armselige Ruinen der durch Vererbung, Krieg, Kauf und Schacher zersplitterten Hausmacht der ehemaligen Vögte von Plauen in unsere traurige Epigonenzeit hineinragen. Was ist in deutschen Landen alles geschehen, seit Heinrich der Fromme von Weida im elften Jahr-

hundert die heidnischen Sorben bekehrte und Heinrich der Reiche ein Jahrhundert später als Marschall des Hohenstaufen Heinrichs VI seine drei Söhne seinem kaiserlichen Herrn zu Ehren auf den Namen Heinrich taufte — ein Name, der seither in der Familie epidemisch wurde — lange, bevor er durch den „Nebenrezeß" vom dreizehnten November 1668 für alle Mitglieder des fürstlichen Hauses gesetzlich sanktioniert war! Man sieht, wir haben es hier mit einer alten Familie zu tun, die beim Wettrennen um die Anciennität sowohl den Habsburgern als den Hohenzollern um eine Nasenlänge voraus ist. Und man begreift, daß der Preußenfresser Heinrich XXII, der sich noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf seinem Schlosse zu Greiz mit einer Leibwache in vormärzlicher Uniform umgab, es mit seinem Glauben an eine göttliche Weltregierung nicht vereinbaren konnte, daß bei einer deutschen Kaiserwahl ihm ein Hohenzoller den Rang abgelaufen hatte. Und doch hätte er wissen müssen, daß schon im Mittelalter ein Kaiser ohne Hausmacht auf die Dauer unmöglich war. Und mit dieser Hausmacht stand es, nicht ohne Schuld der hohen Ahnen, schon vor dem Jahre 1870 mehr als traurig. Wo war das Stammland Weida, über das des Hauses Gründer, Heinrich der Fromme, geherrscht hatte? Wo war der plauensche Grund, über den schon Kaiser Barbarossa einen Ahnherrn zum Vogt gesetzt hatte? Wo war Ziegelbrücken? Wo war die Stadt Hof mit den umliegenden Bezirken? Ach! Gefräßige Nachbarn hatten das alles im Lauf der Jahrhunderte weggenascht.

Was einst fürstlich reußisches Dominium war, darein hatten sich Sachsen, Kursachsen, Weimar, Preußen und Bayern geteilt. Man brauchte ja nur die Landkarte anzuschauen: Wie von Motten zerfressen sahen die beiden Fürstentümer aus, kleine Landfetzen mitten in fremdem Gebiet, einer hier, einer dort, als gehörten sie garnicht mehr zusammen. Aber wer war schuld daran? Die allmächtige Zeit, mit Goethes Prometheus zu reden. Aber nicht sie allein. Als zum Beispiel Kaiser Sigismund, der in ewigen Geldnöten war, Meißen an den Vogt von Plauen verpfändet hatte, wußten dessen lustige Erben nichts Gescheiteres zu tun, als den saftigen Länderbissen schleunigst an Sachsen weiterzuverkaufen. Und dann diese ewigen Erbteilungen, sodaß bald ein halbes, bald ein ganzes Dutzend Herrscher im Lande war, und die lieben Untertanen immer einen genauen Kalender führen mußten, um zu wissen, welchem Landesvater sie vom nächsten Januar oder April ab die angestammte Treue zu halten hätten.

Das ist jetzt alles vorbei. In absehbarer Zeit werden die beiden Fürstentümer nur mehr einen Herrscher haben. Und das ist gut so. Das monarchische Gefühl in allen Ehren! Aber kein Vernünftiger sieht ein, warum zweihundertfünfzehntausend Deutsche — also noch lange nicht die Hälfte der Einwohnerschaft Münchens! — ganze zwei Landesväter brauchen. Zumal sie sich ja heute noch mit Schwarzburg-Rudolstadt und Altenburg zusammentun müssen, um jährlich die nötigen Rekruten für das siebente thüringische Infanterieregiment zu stellen. Aber, wie gesagt, die allmächtige Zeit, die auch an Fürstengeschlechtern nicht spurlos vorübergeht, hat auch hier geholfen. Des Preußenfressers Heinrichs XXII einziger Sohn, der zu Greiz regieren sollte, ist schwachsinnig, und Heinrich XIV in Gera infolge seines Alters regierungsmüde. Somit wird binnem kurzen dessen Sohn, Heinrich XXVII, einziger souveräner Fürst aller Reußen, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein sein.

Die einzigen Fragen, die dann noch der Lösung harren, sind diese:

1. Wird das vereinigte Fürstentum Reuß mit seinen zweihundertfünfzehntausend Einwohnern auch künftig zwei Vertreter im Bundesrat haben, während zum Beispiel Bayern mit seiner dreißigfachen Einwohnerzahl bloß sechs Bundesbevollmächtigte hat?

2. Wie soll in Zukunft die Zählung der künftig geborenen Heinriche vor sich gehen? Nach dem Hausgesetz von Reuß älterer Linie, das stets bis hundert zählt und dann von vorn anfängt? Oder nach dem Hausgesetz der jüngeren Linie, die in jedem neuen Jahrhundert die Zählung von vorne beginnt?

Simson

Glossen

Wenn du noch einen Bruder hast —

Der Bürgermeister von Husum ist übel dran. Er hat einem Stadtverordneten der von ihm regierten Stadt auf die Hühneraugen getreten und sich so in seinem eigenen Machtbereich einen Gegner geschaffen, der der Regierung bei ihrer Schnitzeljagd gegen den unbotmäßigen Beamten behilflich ist. Außerdem aber hat er von Geburt an noch ein zweites Gebrechen, an dem der Minister berechtigten Anstoß nimmt, — nämlich einen Bruder, der auch Beamter ist und auch Zeitungsartikel schreibt. Ich sage: auch Beamter. Bis auf die neueste Zeit hat man zwar den Universitätsprofessoren nicht diesen Titel gegeben. Aus dem einfachen Grunde, weil selbst der beschränkteste Untertanenverstand im civis academicus etwas anderes, Freieres, Unabhängigeres zu sehen glaubte als im ersten besten Bahnhofsvorstand oder Nachtwächter. Trug doch auch der Professor für gewöhnlich weder Uniform noch Dienstmütze, und galt doch für alle, die an den konstitutionellen Staat glaubten, der unumstößliche Glaubensartikel, daß Universität, Gewissensfreiheit und das Recht der freien Meinungsäußerung eins seien.

Die guten Leute, die so dachten, lebten freilich blind in den Tag hinein, als ob sie auf dem Monde wären und nicht in Preußen. Der soeben verstorbene Dr. Althoff hätte tückisch ins Fäustchen gelacht, wenn er ihr Gerede gehört hätte. Er, der es, wie ein guter Dresseur bei Hagenbeck, mit viel Geduld und Ausdauer verstanden hatte, die deutschen Professoren bei Hofe apportieren zu lassen wie wohlerzogene Pudel. Und da kommt nun im Zeitalter des Blocks ein Universitätslehrer und tut so, als ob man noch 1837 schreibe, und als ob Marburg Göttingen wäre. Weil ihm die Polenvorlage nicht gefällt, setzt er sich hin und kritisiert in scharfen Worten den Vorschlag der Regierung, die an der Weichsel hinten, um das Deutschtum zu schützen, ein bißchen expropriieren wollte. Natürlich, wie von einem Professor nicht anders zu erwarten war, mit moralischen Gründen. Als ob Moral und Politik etwas miteinander zu tun hätten! Und als ob ein Professor, der von der Regierung für seine Kollegien bezahlt wird, in der Zeitung gegen die Maßnahmen eben dieser Regierung krakehlen dürfte!

Wes Brot ich ess', des Lied ich sing' — dieser alte schöne Spruch wurde hier von einem wissenschaftlichen Heißsporn

schnöde verspottet. Das untergrub die heilige Autorität des Staates. Und da es ein akademischer Lehrer war, der die Fahne der Empörung hißte, mußte mit aller Strenge gegen ihn vorgegangen werden. Sonst war die Jugend, aus der sich das zukünftige Beamtentum zusammensetzen mußte, schon im Keime vergiftet und die ewige Wiedergeburt der preußischen Bureaukratie aufs äußerste gefährdet. So wurde denn dem vorwitzigen Professor zunächst eine ministerielle Nase erteilt und dann mit echt preußischem Zartgefühl der Kurator der Universität Marburg beauftragt, Nachforschungen anzustellen, ob der Herr Professor in seinen Vorlesungen etwa politische Anspielungen mache. Nachdem dann — der Kurator seine Schuldigkeit getan hatte, wurde dem ministeriellen Opferlamm amtlich eröffnet, daß er zu den Prüfungen nicht mehr zugezogen würde.

Wer die Universitätsverhältnisse kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. Die Mehrzahl der Studenten belegt nur bei den Dozenten, die zugleich Examinatoren sind. Wird einem Dozenten dies Amt entzogen, so ist er meistens so gut wie kaltgestellt. Nicht nur wissenschaftlich sondern auch pekuniär. Das preußische Ministerium ist also hier ein getreuer Schüler Torquemadas. Nur daß es, dem humanen Geist unseres Jahrhunderts entsprechend, den Ketzer nicht mehr verbrennt, sondern langsam aushungert. Es gibt ihm also, — und das verdient volle Anerkennung — noch im Diesseits Gelegenheit, sich zu bekehren.

Ob Professor Dr. Schücking sich dazu verstehen wird? Der Name klingt zu verdächtig, als daß man große Hoffnung haben könnte. Wer einen renitenten Bürgermeister zum Bruder hat und selbst solche Dinge treibt, — und noch viel früher als der Bruder, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" zur Entschuldigung des Ministers versichert — von dem ist kaum ein Kniefall zu erwarten. Aber was schadet's? Die Finanzreform steht vor der Tür, und da haben alle Leute, die zur Regierung halten müssen, keine Zeit, sich mit der modernen preußischen Inquisition zu beschäftigen.

Tarub

Vorschlag zur Güte

Mit inniger Freude liest man:

„Literarischer Klub Stuttgart. Seiner Tradition gemäß begann der literarische Klub gestern abend in dem behaglichen gotischen Zimmer des Hotels Viktoria mit einer Metzelsuppe seine winterliche Tätigkeit . . ."

Wie traulich hebt sich dies Bild schwäbischer Kunstpflege von den aufgeregten Gebärden ab, mit denen zum Beispiel in München Literatur betrieben wird! Der Stuttgarter Schöngeist der höheren Stände könnte sich niemals so weit vergessen, auf der vagen Basis einer Tasse Kaffee zu den ästhetischen Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen.

Tut er etwa nicht gut daran?

Und ließe sich die treuherzige Methode des „Literarischen Klubs Stuttgart" nicht auch anderwärts einbürgern?

Es müssen ja nicht überall die Derivate des so vielseitig veranlagten Hausschweins sein. Im Gegenteil: jeder Gau hat seine besonderen Eigentümlichkeiten und Liebhabereien, die berücksichtigt zu werden verdienen. Warum sollte man in Breslau nicht aus der Perspektive des „schlesischen Himmelreichs" über Gerhart Hauptmann debattieren?

Aus der landesüblichen Leibspeise spricht und klingt die Seele des jeweiligen Stammes lauter und zuverlässiger als aus all den Finessen, wie sie die Ethnographie am grünen Tisch zusammenkünstelt. Und nicht bloß „Ausdruck" ist sie, die Leibspeise, sondern — was

fast noch wichtiger ist — auch „Grundlage".

„Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft", sagte schon Schiller mit einem unmißverständlichen Seitenblick auf die vaterländische Metzelsuppe.

O

Serbischer Größenwahn

Serbien zeigt seit der Einverleibung der okkupierten Länder in die österreichisch-ungarische Monarchie bedrohliche Anzeichen einer politischen Geistesstörung. Sein diplomatischer Protest gegen die Annexion und seine kriegerische Pose gegen einen Großstaat sind geradezu psychopathisch.

Ganz abgesehen davon, daß das Savekönigreich auch nicht den winzigsten Zipfel eines staatsrechtlichen Titels besitzt, in der Sache mitzureden, hat es durch den wilden Ausbruch seiner nationalen Tendenzen geradezu die Verletzung des Berliner Vertrags durch die Aehrenthalsche Politik legitimiert, die Annexion zu einem Akt gestempelt, der durchaus im Interesse zukünftiger Erhaltung des Gleichgewichts und Friedens am Balkan liegt. Wenn man nicht über die Kraft verfügt, ein nationales Ziel, hier Großserbien mit einem Ausgang ans Meer, im offenen Kampf zu erreichen, deckt man es wohl auch nicht in dieser Weise auf. Das ist gute, politische Bauernregel.

Die Gefahr, daß Serbien den selbstmörderischen Gedanken zur Tat werden lasse, Österreich-Ungarn den Krieg zu erklären, besteht wohl nur in den Spalten der Wippchenpresse. Hingegen ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß serbischer Chauvinismus die alte Balkantaktik anwendet, seine Regierung Frieden und Loyalität versichern zu lassen und die Insurrektion, der ja eine schon lästig genug empfundene Agitation in den okkupierten Ländern voranging, über die Grenze zu tragen. Dann kommt alles auf die österreichische Langmut an.

Grotesk nimmt sich die nicht minder kriegerische Haltung des Fürsten von Montenegro aus, der rasch einen Theaterfrieden mit Belgrad abschloß, das er noch vor kurzem beschuldigte, Bomben zur Vernichtung des Fürstenhauses nach Montenegro importiert zu haben, und nun einen Anlaß ergreift, sich als Ritter und Retter des Serbentums zu affichieren. Solche romantische Heldenstücke ziehen auf der modernen, politischen Bühne nicht mehr, womit nicht gesagt sein soll, daß Montenegro, das gewiß auch nicht offen ins Feld ziehen wird, sondern den beliebteren Weg des Insurgierens und Aufwiegelns wandeln dürfte, der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht ganz erhebliche Unannehmlichkeiten in der Herzegowina bereiten kann. Die Schuld an dieser Möglichkeit trifft die alte wiener Politik, die sich im Fürsten Nikita einen ständigen Gegner aufgepäppelt hat.

Die Politik wird doch immer paradoxer. Der Türkei werden Verluste zugefügt, und Serbien, das stets und jüngst auch in Makedonien gegen das Türkentum kämpfte, empfindet es als „Tusch" gegen sich.

Nachdem die Befürchtung, daß die Türkei gegen das abtrünnige Bulgarien losziehe, geringer geworden, und die Sorge, daß ein serbisches Heer Budapest berenne, auch zerstreut ist, muß der Wunsch jedes um den Orientfrieden besorgten Politikers dahin gehen, daß sich die Großmächte möglichst wenig in die Entwirrung der Balkanvorgänge einmengen. Man halte sich an den weisen Satz: Hunde, die bellen, beißen nicht. Das Gebell ist jetzt beruhigend stark.

Und darum auch keine Konferenz, keinen Kongreß, die nur neue, unbrauchbare, unhaltbare Rechtsinstrumente liefern würden, gerade gut genug, sie beim nächsten Anlaß zu widerrufen.

v. S

Handzeichnungen schweizerischer Meister

Die prächtige große Sammlung „Handzeichnungen schweizerischer Meister des fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts“ (Verlag Helbing und Lichtenhan in Basel) ist vor kurzem mit der vierten Lieferung der dritten Serie fertig geworden und stellt nun in jedem Sinn eine der schönsten Faksimilepublikationen dar, die wir haben. Die Hauptarbeit hat Dr. Ganz getan, der Konservator der basler Sammlung, deren Reichtum immer ein wenig brach gelegen hat, wenn auch neuerdings dank einem praktischeren Betriebe diese Schätze zugänglicher und bekannter geworden sind.

Die Publikation, technisch übrigens eine musterhafte Leistung, bringt in einhundertachtzig Folioblättern eine instruktive Auswahl schweizerischer und oberrheinischer Zeichner, von den Zeiten der Witz und Schongauer bis zu Dunker, Freudenberger, Landolt und Graff. Die beigegebenen Texte, meist von der Hand des Herausgebers, verdienen als sorgfältige Bestimmungen und durch manche sachliche und historische Hinweise Dank. Nur eine kleinere Zahl von Blättern bringt Unbedeutendes, als Durchschnittsproben und Stilbeispiele, die meisten Blätter werden nicht nur bei Historikern dankbare Aufnahme finden, sondern vor allem Bilderfreunden und Mappenbesitzern Freude machen. Die Sammlung enthält allein von Hans Holbein dem Jüngern über vierzig Blätter, darunter einige seiner wundervollen Porträtskizzen, dann solche von Ambrosius Holbein, zum Teil Kleinode, und schließlich als herrliche Überraschung die wenig bekannten, kraftvoll kühnen Zeichnungen von Urs Graf und Niklas Manuel Deusch. Daneben kommen die Späteren nicht auf; man gäbe manche von ihren Blättern hin, um noch so einen Urs Graf dafür zu haben.

Leider können solche große, teure Werke nur auf einen kleinen Absatz rechnen. Wer es vermag, sollte desto mehr seine Freude daran haben, als der Überfluß an billigen, aber übel reproduzierten und schlecht edierten Kunstpublikationen allmählich lästig zu werden beginnt. Unsre neueste Kulturwühlerei hat das mißverstandene Ideal der Kennerschaft aufgebracht, das hoffentlich kein langes Leben haben wird. Werke wie diese schweizer Handzeichnungen können dazu beitragen, die zum Glück nie aussterbende wahre Freude an der Kunst da und dort zu fördern.

Hermann Hesse

Gemeindewahlen

München hat über viertausend Einwohner. „Wir“ dürfen also unsere Gemeindebevollmächtigten nach dem Proporz wählen. Man hat dabei sehr viel Freiheit: man darf die besten und gesinnungstüchtigsten Männer dreimal auf die Liste setzen, seine persönlichen Feinde und weniger Nahestehende streichen. Wie es in München wird, wissen wir im voraus: Die drei großen Parteien werden etwa gleichviel Sitze bekommen; vielleicht schmuggeln sich auch noch ein paar besondere Wirtschaftsmänner ins Rathaus.

Weiter im Norden, in Erlangen, Nürnberg und so weiter, wird die Sozialdemokratie endlich in die Stadtvertretungen dringen, von denen sie bisher durch die Verweigerung von Bezirkswahlen ausgeschlossen war. Wie deutsche und französische Krieger am neuen Kriegerdenkmal Tränen der Rührung weinen, einander als ehrliche Gegner von einst umarmen, so begrüßen es die strammen nürnberger Demokraten, daß die sehr weit rechts stehenden erlanger Sanskritliberalen unter Professor Gei-

gers Führung ihrer eigenen Kraft vertrauen wollen. Während das „Bürgertum" von München NW über die kleinlich-sparsame, bureaukratisch-kühle Trambahnpolitik des Magistrates grollt, haben die Nürnberger über Theater-Freiplätze und Mangel an aufrechtem Mannesstolz zu klagen. Mit freudiger Hast rüsten sich dort die linksgesinnten Hechte, in den großbürgerlich-gemäßigten Karpfenteich einzudringen.

Wohl dem, der das Bürgerrecht und Gemeindewahlrecht besitzt! Wehe jenen Neffen und Nichten, deren Erbonkel das Bürgerrecht erst erwerben wollen, oder deren Erbtanten frauenrechtlerisch gesinnte Hausbesitzerinnen sind! Man muß blechen, als ob man Kommerzienrat werden wollte. Vielleicht wird's das nächstemal billiger. Der Gerechte erbarmt sich auch seiner Erben! Die Rose ohne Dornen ist ja jetzt endlich erfunden. Vielleicht wird auch ein Gemeindewahlrecht erfunden ohne diese hohe Wahlsteuer. Die Teilnahme am städtischen Leben scheint fast etwas Böses zu sein; denn sie wird mit hoher Geldstrafe belegt. Nur Idealisten dürfen münchener Bürger werden. (Apostelgeschichte 22, 28.)

O S

Vom jüngsten Rußland

Nach den Vätern kamen die Söhne. Turgenieff hat uns von ihnen erzählt. Jene lasen Puschkin, hatten Vorurteile und Überzeugungen, schauten mit arglosen, gutmütigen Augen in ihre engumgrenzte Welt, und ihre Seele blieb treu und gut, solange man keine Staatsbeamten aus ihnen machte; mit zärtlicher Ehrerbietung sagten sie „Väterchen" zu ihren Buben und weinten vor Rührung, wenn diese aus der Stadt in die Ferien kamen.

Diese aber, die Söhne, waren Fremde unter ihnen. Denn sie hatten Rousseau gelesen, und Darwin und Marx, und über ihr jähes Erwachen waren alle Gedankenstürme eines Jahrhunderts hinweggebraust, — in der allzu kurzen Spanne eines einzigen Märzmorgens. Sie glaubten sich stark wie jene wetterfesten Eichen im alten Garten der Vergangenheit, der einst ihre Kindheit beschattet. Und sie litten, da sie gefällt wurden, und wußten nicht recht, warum. Denn sie hatten, um ins neue, geweitete Leben zu treten, die gleichen naiven Augen der Väter geerbt, und ihr schweres, jahrhundertelang gestautes Blut. Man ließ ihnen zur Ader, und es floß das Blut. Wurde ihnen davon leichter?

Sie meinen's, die Jüngsten, die Enkel. Tun so, als stünde licht vor ihnen, was jenen verschleiert blieb: das Rätsel des Lebens. Ist solche Ödipusgebärde wirklich ein Schritt zur Reife?

Von der russischen Jugend ist die große Stille gewichen, die innige Geborgenheit im Schatten der Ahnengrüfte. Allzufrüh zwang sie das Leben zur Abrechnung, und allzu nah streifte sie der schauerliche Flügelschlag des Todes. So spannte sich ihr Lebenswille, wuchs und wurde — Raserei! Oder auch Kinderunart, aufdringlich plumpe.

Man hat furchtbar wichtig damit getan. Die stets bereite Sensationslust erschauerte angenehm entrüstet, als sie von der minsker „Liebesliga" und von gymnasiastischer Erotomanie erzählt bekam. Wir mußten „Ssanin" lesen, genau wie wir seinerzeit die „Lustige Witwe" hören mußten; und vielleicht bietet man uns in Kürze dergleichen mehr: Artzibaschews „Menschenleben" oder seine „Morgenschatten" etwa, oder auch Kamenskys kleine „Leda", die junge Dame, die mit Goldpantöffelchen als einziger Bekleidung ihre Besuche empfängt.

Immerhin sind Ssanin und Genossen, trotz aller Casanovaallüren, im Grunde so gar verwegen nicht. Junge Männer mit straffen Muskeln und Mädchen mit hohen Brüsten streifen sich, begehren sich immerzu, — doch bedarf es endloser Dissertationen und schwülster Stimmungsmache, ehe es dazu kommt, was in den Memoiren jenes schneidigen Kavaliers auf jeder dritten Seite passiert.

Just dieser Pubertätszynismus, dieser Exhibitionismus ist es aber, der den „Ssaninismus" jedem von gesunder, reifer Sinnlichkeit getragenen Emfinden ungenießbar macht.

Und doch klingt etwas Rettendes durch diese Literatur: — das Suchen des Instinktes nach dem Leben, die laute Sehnsucht hoffender Jugend, die freilich noch recht ungebärdig zwischen den dunkeln, mystischen Gründen der altrussischen Seele und der gleißenden Oberfläche unverdauter moderner Kultur irrt und schwankt.

René Prévôt

Berliner Hochzeitsattrappen

Beim Hochzeitsmahle, das jüngst im berliner Schlosse stattfand, hielt der Kaiser, wie üblich, einen Trinkspruch auf das hohe Brautpaar. Als er sich dabei plötzlich an den Prinzen August Wilhelm wandte, gab es ein holdes Erröten. Nicht beim Prinzen, auch nicht bei dessen junger Gemahlin, wohl aber bei einigen Herren im Frack, die etwas weiter unten an der Tafel saßen. Und zwar genau bei den Worten: „Du, mein Sohn, hast unserem Hause Ehre gemacht durch dein Examen . . ." Es waren die straßburger Professoren, die seinerzeit den viersemestrigen Studenten geprüft und des Doktortitels würdig befunden hatten. Sie erröteten offenbar, weil sie des Kaisers Lob mit auf sich bezogen. Oder war es Schamröte, was ihre Wangen färbte? Aber worüber konnten sie sich schämen?

Man sieht, eine Fürstenhochzeit gibt dem unbeteiligten Zuschauer bisweilen Rätsel zu raten. Das Erröten der straßburger Examinatoren ist nicht das einzige. Schon abends zuvor gab es eine große Überraschung. Der ganze Hof fuhr mit dem Brautpaar ins Theater. Was wurde zu Ehren der jungen Leute gegeben? „Die Hugenotten" oder, wie es wenigstens früher auf dem Theaterzettel hieß, „Die Bluthochzeit". Das hätte sich Katharina von Medici, als sie den ruchlosen Plan der Hinmetzelung aller Protestanten ausheckte, gewiß nicht träumen lassen, daß man mehr als drei Jahrhunderte später im protestantischen Berlin die lustige Hochzeitsnacht ihrer Tochter Margarete einem prinzlichen Paare zur Erbauung vorspielen würde. Ich gestehe, ich habe mich viel mit der Symbolik in der Poesie beschäftigt, aber hier muß ich dem Oberhofmarschall offen gestehen: „Herr, dunkel ist der Rede Sinn."

Elkan

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Persönliches oder parlamentarisches Regiment?

Von Theodor Barth

Persönliches Regiment! Was bedeutet das? Unzählige Deutsche sprechen davon, klagen es an; aber wie wenige sind sich über die Ursachen ihrer eignen Entrüstung klar! Der Zorn richtet sich gegen das Temperament des gegenwärtigen Kaisers. Man könnte glauben, es sei alles wohlbestellt im Deutschen Reiche, wenn die Anlagen, der Charakter, das Temperament Wilhelms II anders wären, etwa denen seines Großvaters ähnlich. Nichts ist nötiger, als die öffentliche Meinung von dieser oberflächlichen Vorstellung zu befreien. Sub specie aeternitatis kann das deutsche Volk dem Schicksal eigentlich dankbar sein, das ihm einen Herrscher bescheert hat, der wie dazu geschaffen zu sein scheint, die Unmöglichkeit der Fortführung des persönlichen Regiments zu erweisen. Wilhelm II ist alles andre eher als ein bösartiger Tyrann. An seinen auf das Wohl des Landes und der Bevölkerung gerichteten guten Absichten zu zweifeln, wäre höchst ungerecht. Trotzdem hat er es erreicht, selbst in die Seele des zahmsten Untertanen den bangen Zweifel zu senken: Darf das so weitergehen? Wilhelm II ist mitteilsam. Er liebt es, insbesondere mit Fremden, Engländern, Franzosen, Amerikanern, frei und ungezwungen über die Dinge dieser und jener Welt zu plaudern. Er leidet dabei unter dem Schicksal aller Mächtigen der Erde, daß auch das Unbedeutende und Nebensächliche vom Snobismus, der Schmeichelei und der Sensationslust zur Bedeutung aufgeblasen wird. Seine Urteile sind in der Regel schief, weil er, wie alle Könige, schlecht informiert wird und zumeist nur das hört, wovon die höfische Umgebung wünscht, daß er es hören soll, oder glaubt, daß er es hören möchte.

In dem Kaiserinterview des „Daily Telegraph“ war die positive Meinung des Kaisers wiedergegeben: die mittleren und unteren Klassen des deutschen Volkes litten unter einer Animosität gegen England. Wie müssen die Informationen des Kaisers beschaffen sein, aus denen ein solcher eklatanter Irrtum hervorgehen konnte! Endlich ist Wilhelm II temperamentvoll und impulsiv, Eigenschaften, die menschlich anziehend, aber bei den Herrschern großer Reiche umso gefährlicher werden müssen, je mitteilsamer diese Herrscher sind, und je mangelhafter sie informiert werden. Aus dieser Impulsivität sind zahlreiche Handlungen erwachsen, von denen der Kaiser selbst sich später sagen mußte: Hätte ich sie lieber nicht begangen! Man braucht nur an das Ermunterungstelegramm für Ohm Krüger, an die Verleihung eines hohen Ordens an den General Stössel und an die Absendung eines gegen die Buren gerichteten Feldzugsplanes oder, wie man nach der neuesten diplomatischen Stilisierung jetzt sagen muß, von „Aphorismen über die Kriegführung im allgemeinen“ an die königliche Großmutter in Windsor Castle zu erinnern. Diese und zahlreiche ähnliche Mißgriffe sind Ausflüsse eines Machtgefühls, das aus einer, man könnte sagen, modernisierten Vorstellung vom Gottesgnadentum der Hohenzollern hervorgegangen ist, und das immer neue Nahrung aus den abnormen konstitutionellen Verhältnissen Preußens und Deutschlands schöpft. Das Charakteristische dieses abnormen Konstitutionalismus liegt darin, daß der König von Preußen und Kaiser von Deutschland sich nicht darauf beschränken will, zu herrschen, sondern daß er immer wieder versucht, direkt zu regieren. Man hört stets aufs neue von königlichen Eingriffen in die Staatsverwaltung. Bei der Auswahl von Ministern beschränkt er sich nicht wie die konstitutionellen Herrscher andrer Großstaaten auf die Erteilung seiner Zustimmung, sondern er trifft in der Regel die Auswahl selbst, manchmal zur Überraschung des sogenannten leitenden Staatsmannes, fast immer zur größten Verwunderung der Bevölkerung. Ja, selbst in die Besetzung von Verwaltungsposten zweiten Ranges greift er gelegentlich ein. Beseitigt einen Herrn von Tschudi und designiert dessen Nachfolger.

Wenn heute in Deutschland von einem persönlichen Regiment die Rede ist, so hat man den ganzen Komplex dieser Vorgänge im Auge. Die Freunde des monarchischen Systems heben zutreffend hervor, daß hier eine schwere Gefahr für das Königtum selbst liege. Der englische Geschichtsforscher Lecky

formuliert im Eingang zum dritten Bande seiner Geschichte Englands, aus seinen monarchistischen Überzeugungen heraus, diesen Gedanken folgendermaßen:

„Sobald das Parlament ein direkter Ausdruck des Volkswillens geworden ist, und besonders, wenn die Existenz einer freien Presse wie die Anhäufung eines zahlreichen Teiles der Bevölkerung in großen Städten, der populären Meinung ein unwiderstehliches Gewicht verleiht, ist es für die Sicherheit wie für die Würde des Souveräns gleich wesentlich, daß er sich aus der Arena zurückzieht."

So zutreffend dieser Gedanke aber auch ist, so selten pflegen Souveräne geneigt zu sein, ohne äußeren Zwang auf den Platz inmitten der politischen Arena zu verzichten. Es wäre eine gewagte Hoffnung, daß Wilhelm II eine Ausnahme von der Regel machen werde. Man darf nicht vergessen, daß das Regierungssystem, das wir als persönliches Regiment jetzt gründlich kennen lernen, von dem größten deutschen Staatsmann in zwanzigjähriger Arbeit fundiert worden ist. Fürst Bismarck hat diesem System in Deutschland den Boden bereitet. Er, der so manches scheinbar Unmögliche möglich gemacht hat, brachte es auch fertig, neben einer auf das allgemeine Wahlrecht aufgebauten Volksvertretung ein persönliches Regiment nach altpreußischem Muster fortzuführen. Eine solche staatsrechtliche Kombination hat nirgends in der Welt sonst ihres Gleichen. Ich höre den Einwand: Aber Wilhelm I hat doch kein persönliches Regiment geführt wie Wilhelm II! Gewiß nicht. Für Wilhelm I übte eben Bismarck das persönliche Regiment aus. Bismarck war in demselben Sinne sein eigner König, in dem Wilhelm II sein eigner Kanzler geworden ist. Wenn Bismarck gegen die Parlamentsherrschaft donnerte, und das tat er oft genug, so vertrat er jene unbeschränkten Rechte der Krone, mittels deren er vom Reichstag unabhängig bleiben wollte. Die natürliche konstitutionelle Entwicklung des Deutschen Reiches erforderte ein parlamentarisches Regierungssystem mit Bismarck als leitendem Minister. Die Bedingungen dazu waren in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollauf gegeben. Die nationalliberale Partei war so stark, daß sie, in Verbindung entweder mit den Freikonservativen oder mit der Fortschrittspartei, eine ziemlich homogene Regierungsmajorität hätte herstellen, oder bei der Berufung zur Regierung nach einer etwaigen Auflösung des

Reichstags voraussichtlich sogar für sich allein hätte bilden können. Waren doch bei den Wahlen von 1874 nicht weniger als hundertfünfundfünfzig Nationalliberale neben neunundvierzig Fortschrittlern in den Reichstag gewählt! Bismarck aber wünschte sein eignes persönliches Regiment nicht parlamentarisch eingeengt zu sehen, und deshalb verwandte er seine ganze gewaltige Kraft darauf, die Bildung einer liberalen Majoritätspartei zu hindern und den Reichstag durch Parteizersplitterung unfähig zu machen, anstelle des von Bismarck zugleich patronisierten und ausgeübten persönlichen Regiments das parlamentarische Regierungssystem zu setzen. Es war eine Ironie des Schicksals, daß ihm die Zermürbung des Parlaments so gut gelang, daß er in diesem Parlament keinerlei Stütze mehr fand, als er schließlich demselben persönlichen Regiment zum Opfer fiel, das er entwickelt und großgezogen hatte. Schon unter Bismarck ist der geschichtliche Nachweis erbracht, daß das persönliche Regiment in Deutschland nicht mehr ersprießlich ausgeübt werden kann. Jedes Jahr, das seit Bismarcks Sturz verflossen ist, hat diesen Nachweis verstärkt. Was wir in den letzten Wochen erlebt haben, hat nur die Binde von vielen Augen genommen, die bisher blind waren. Die Dinge dürfen nicht so weitergehen! Das ist jetzt die allgemeine Meinung. Aber was soll geschehen, um die notwendige Änderung herbeizuführen?

Was bisher an Vorschlägen innerhalb und außerhalb des Parlaments aufgetaucht ist, zeigt, wie unklar und unbeholfen die öffentliche Meinung bei uns diesem konstitutionellen Problem noch gegenübersteht. Die einen meinten, man solle eine Adresse an den Kaiser richten, in der ihm zugeredet werde, in Zukunft etwas vorsichtiger in seinen Äußerungen zu sein. Um dieser spießbürgerlichen Ermahnung mehr Feierlichkeit zu geben, wollten andere die Adresse von einer besonderen Deputation überreichen lassen; sahen aber davon ab, in der Erwägung, daß der Empfang möglicherweise recht ungnädig ausfallen könnte. Dann kamen Formalpolitiker und verlangten die Einschränkung der Rechte des Kaisers bei der Auswahl des Kanzlers im Wege der Verfassungsänderung, mußten sich aber sofort selbst sagen, daß dieser Plan ganz sicher am Widerstande der preußischen Regierung im Bundesrate scheitern werde. Endlich tauchte auch die konstitutionelle Seeschlange eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes auf; nur wußte man nicht zu sagen, wie ein solches

Gesetz wirksam zu gestalten sei, und noch weniger, wie man es ermöglichen wolle, irgend ein Gesetz dieser Art, das nicht aus leeren Begriffshülsen bestehe, durch unsre gesetzgebenden Körperschaften zu bringen. Bei allen diesen unmöglichen, zum Teil absurden Anregungen wurde der allein wesentliche Punkt völlig außer Acht gelassen. Jede wesentliche Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen der Krone und der Volksvertretung ist eine Realität, die dem Teil, der von seiner Macht etwas aufgeben soll, in hartem, politischen Kampfe abgezwungen werden muß. Für eine derartige historische Entwicklung ist die englische Verfassung vorbildlich geworden. Das englische Kabinett, das heute alle politischen Machtbefugnisse der Exekutive tatsächlich ausübt, das ohne die Anwesenheit des Souveräns Sitzungen hält und über die Politik der Regierung entscheidet, einerlei, ob diese Entscheidungen dem Könige passen oder nicht, ist eine dem Gesetz und der Theorie der Konstitution völlig unbekannte Körperschaft. Gesetzlich hat der englische König noch heute das unbeschränkte Recht, seine Minister zu ernennen, wie es ihm beliebt. Er kann irgend einen Kammerherrn zum Minister machen. Daß er von diesem unbeschränkten Recht in Wirklichkeit nicht mehr jenen Gebrauch macht wie zur Zeit Karls I, beruht nicht auf Gesetzesänderungen, sondern ausschließlich auf der tatsächlichen Machtstellung eines Parlaments, das sich auf den Volkswillen stützt.

Nun ist der Deutsche Reichstag allerdings kein englisches Unterhaus; aber daß er es nicht ist, liegt nicht an den Mängeln der deutschen Reichsverfassung, sondern an der Unentschlossenheit der deutschen Volksvertreter. Seitdem die mächtige Persönlichkeit des Reichsbegründers als Schirmherr des persönlichen Regiments ausgeschaltet ist, kann der deutsche Reichstag das parlamentarische Regierungssystem haben, wenn eine entschlossene Mehrheit es haben will. Man braucht sich nur die gegenwärtige politische Situation klar zu machen. Das Reich steht vor einer großen Steuervermehrung. Die Steuern können nicht erhoben werden, wenn der Reichstag nicht zustimmt. Der Reichstag handelt durchaus im Rahmen seiner verfassungsmäßigen Befugnisse, wenn er die Zustimmung zu irgend einer neuen Steuer davon abhängig macht, daß ein Mann seines Vertrauens zum Kanzler ernannt werde. Wählt der Kaiser einen Kanzler, der nur sein eignes Vertrauen, nicht aber das der Volksvertretung besitzt, so braucht der Reichstag den Steuer-

säckel bloß resolut zuzuhalten, um den Kaiser schließlich zu nötigen, einen Vertrauensmann des Parlaments an die Spitze der Regierung zu berufen. Damit aber wäre das parlamentarische Regierungssystem virtuell begründet. Der Reichstag muß nur wollen. Dieser Wille aber hat ihm bisher gefehlt. Haben wir doch noch vor wenigen Jahren erlebt, daß der Präsident des Reichstages Graf Ballestrem in einer Kaiser-Geburtstagsrede aus dem Gefühl der Parlamentsuntertänigkeit heraus die Worte sprach:

> „Der Kaiser hat seine Zeit verstanden, er hat gesagt: Ich lebe in der Zeit der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, und ich will auch kein sogenannter konstitutioneller Monarch sein, der da herrscht und nicht regiert. Ich glaube, das würde unserm herrlichen Kaiser nicht zusagen, wenn man ihm diese Rolle zuteilte."

Solche Kammerherrngesinnung auf dem Präsidentenstuhl der deutschen Volksvertretung zeigt deutlich genug, wie sehr es bei uns noch an den moralischen Voraussetzungen des parlamentarischen Regierungssystems fehlt. Es ist deshalb auch verständlich, weshalb die Interpellationsdebatte, die sich an das Kaiserinterview knüpfte, so planlos und matt verlief. Man war ja von vornherein nicht auf die Energie eines John Hampden gefaßt, aber die ziellose Herumrederei, bei der die großen Worte in so kläglichem Kontrast zu der mangelnden Energie des Wollens standen, hat den Eindruck politischer Zerfahrenheit nur verstärkt. Statt den Kanzler, unter dessen Verantwortlichkeit das allgemein Verurteilte geschehen ist, zum Rücktritt zu nötigen, wurde er von den Rednern der Mehrheitsparteien nachsichtig getadelt; so etwa wie ein braver und verdienter Nachtwächter, der einmal ein kleines Nickerchen gemacht hat, während das Haus in Brand geriet. Selbst der Begründer der freisinnigen Interpellation stellte dem Fürsten Bülow das generelle Führungsattest aus, daß er sich in „schwieriger Lage als begabter und geschickter Staatsmann erwiesen habe"; nur lasse er gelegentlich die Zügel schleifen. Daß Fürst Bülow solchem parlamentarischen Männerzorn gegenüber die Forderung nach „Garantieen" dafür, daß das Vorgekommene sich nicht wiederholen werde, erfolgreich mit der gemütvollen Bemerkung beschwichtigen konnte: „Er habe die feste Ueberzeugung gewonnen, Seine Majestät werde künftig auch in seinen Privatgesprächen sich diejenige Zurückhaltung auferlegen, die für eine einheit-

liche Politik, die für die Autorität der Krone eine unerläßliche sei", — durfte darnach kaum noch Wunder nehmen.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich eine Vorstellung davon zu machen, welchen tiefen Eindruck diese Kanonade mit parlamentarischen Platzpatronen auf den selbstbewußten Träger des persönlichen Regiments gemacht haben wird, der während dieser „Abrechnung" am Bodensee den Grafen Zeppelin bereits jetzt, im Jahre 1908, zu dem größten Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts ernannte.

Der Ertrag dieser Parlamentsaktion für die konstitutionelle Weiterentwicklung des Deutschen Reiches ist darnach bemitleidenswert gering; aber man darf nicht vergessen, daß ein lang eingewurzeltes Regierungssystem, wie das persönliche Regiment in Preußen-Deutschland, nicht von heute auf morgen beseitigt zu werden pflegt. Die öffentliche Meinung des Landes ist für diesen Wechsel vom Halbabsolutismus zur parlamentarischen Regierung — darum allein kann es sich handeln, alle Zwitterzustände sind auf die Dauer unhaltbar — noch längst nicht hinreichend vorbereitet. Stimmungen sind da, aber eine klare Erkenntnis dessen, was not tut, fehlt. Es wäre eine ebenso dankbare, wie die historisch gegebene Aufgabe des Liberalismus, vornehmlich des Linksliberalismus, diesen Erziehungsprozeß zu leiten und sich an die Spitze aller demokratischen Kräfte zum Zwecke der Erkämpfung des parlamentarischen Regierungssystems zu stellen. Es liegt aber auf der Hand, daß eine solche Aufgabe nicht in der zweideutigen Stellung des Teilhabers an einer Blockgemeinschaft erfüllt werden kann, in der die prinzipiellen Gegner eines parlamentarischen Regierungssystems die erste Geige spielen und immer bereit sind, mit der Krone gegen das Parlament zu konspirieren, so lange die Krone sich zur Aufrechterhaltung ihrer agrarisch-feudalistischen Ansprüche willfährig erweist. Auch hier zeigt sich wieder, wie der Bülowsche Block jeder liberalen Reformaktion hindernd im Wege steht, und welche heillose Verirrung des Freisinns es war, diese unnatürliche Verbindung einzugehen. Ohne die Sprengung der Blockfesseln bleibt der Freisinn völlig unfähig, irgend eine demokratische Reform ernsthaft zu fördern. Die Beseitigung des persönlichen Regiments ist ein Teil der notwendigen Demokratisierung Preußens und Deutschlands. Für die Fortdauer des persönlichen Regiments soll man nicht die Eigenschaften

des Kaisers, sondern die Unzulänglichkeit der Volksvertretung, und nicht zuletzt ihres liberalen Teils verantwortlich machen.

Aber so mag man zweifelnd fragen: Will denn der Liberalismus, will auch nur der Freisinn ein parlamentarisches Regierungssystem? Werden die Blockadepten ihre etwaigen konstitutionellen Wünsche nicht mit der Erwägung im Keim ersticken, daß dann das Zentrum möglicherweise in der Regierung vertreten sein werde? Gewiß würde bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des preußischen wie des deutschen Parlaments eine konservativ-klerikale Regierungsmehrheit auf breiter agrarisch-protektionistischer Grundlage mit antisemitischer Beimischung möglich werden; aber wäre es für die Entwicklung der Demokratie vom übel, wenn dem deutschen Michel einmal eine Garnitur von Ministern vorgefürt würde, in der neben Herrn Spahn Herr Liebermann von Sonnenberg und neben dem Freiherrn von Manteuffel Doktor Arendt aufmarschieren würde? Sie alle sind politisch gleichgestimmte Seelen, und die von ihnen getragene agrarisch-klerikale Politik wird ja auch jetzt getrieben. Wenn aber für jemand Politik getrieben wird, so ist es immer am besten, sie wird auch durch ihn getrieben. Nur so wird es möglich sein, den blinden Hödur zum Sehen zu bringen und das zu schaffen, was uns heute immer noch fehlt: ein wirkliches politisches Leben. Man spricht so viel davon, daß im Auslande der Respekt vor der Regierung des Deutschen Reichs und vor dessen Diplomatie zurückgegangen sei, und daß alle Parteien zusammenstehen müßten, um mit vereinten Kräften diesen Respekt wieder zu heben. Wer den Ursachen dieser verminderten Hochachtung auf den Grund geht, dem wird es nicht verborgen bleiben, daß sie vornehmlich aus der Schlußfolgerung erwachsen sind: Wenn ein Volk wie das deutsche, mit so ungeheuren wirtschaftlichen und intellektuellen Machtmitteln, in politischer Unmündigkeit erhalten werden kann, wenn es jeder einschneidenden Kontrolle über die Regierung des Landes entbehrt, — auf welche überraschungen muß man da ständig gefaßt sein! Das deutsche Volk verschaffe sich nur einmal Respekt im eigenen Lande, dann wird die Hochachtung des Auslandes sich ganz von selbst wieder einstellen.

Der Kaiser / Von Ludwig Thoma

Der Zahltag ist gekommen. Durch zwanzig Jahre sahen wir zu, wie der Kaiser gegen Sinn und Wortlaut der Verfassung zum Monarchen des Reiches wurde, wie drei Reichskanzler in stäter Folge die Rechte ihrer Stellung aufgaben, sodaß heute nichts mehr von ihnen geblieben ist; und jetzt erleben wir die notwendige Folge, daß der Zorn des Reichstags in leere Worte zerfließt vor den Faktoren, die ihre verfassungsmäßige Stellung verloren haben.

Nur weil wir keinen festen Boden mehr unter den Füßen haben, sind diese Ungeheuerlichkeiten möglich.

Ein Kaiser, der nach dem Willen des Gesetzes nur im Namen der verbündeten Regierungen eine Vollzugsgewalt ausübt, treibt keine Familienpolitik; ein Kanzler, der wirklich vollziehendes Organ der Reichsgewalt ist, läßt nicht geheime Verhandlungen der Macht ausliefern, gegen die sie gerichtet waren, erklärt nicht der aufhorchenden Welt, daß der Kaiser dem Reiche großen Schaden zugefügt habe, und bleibt. Erklärt nicht, daß er die Überzeugung gewonnen habe, der Kaiser werde sich fortan auch in seinen Privatgesprächen diejenige Zurückhaltung auferlegen, die für eine einheitliche Politik unerläßlich sei.

Er geht und verhütet durch seinen Rücktritt, daß die Verfassung zur Farce wird.

Er kommt nicht zu der bescheidenen Einsicht, daß sein Bleiben notwendiger ist als die Ernsthaftigkeit unseres politischen Lebens.

Aber ein Kanzler, der auf seine Rechte vergessen hat, kann auch übersehen, daß er Pflichten gegen die Verfassung hat, und kann mit grotesker Feierlichkeit erklären, daß er zum aller- allerletztenmal eine unmögliche Situation vertreten wolle. —

Weil aber die Nation sich zur Mitschuldigen gemacht hat, mag sie zusehen, wie die schemenhafte Verfassung keine Möglichkeiten bietet, reale Sicherheiten für die Zukunft zu schaffen.

Und das ist viel schlimmer als der Schmerz, den Wilhelm II um sich herum verbreitet hat.

Der kam nicht überraschend.

Keinem überraschend, der in den letzten zwanzig Jahren die Augen offen hatte.

Denn was ist neu und ungewöhnlich in dieser vielberufenen Publikation des „Daily Telegraph"?

Nichts.

Das Interview zeigt nur Altbekanntes, längst Feststehendes.

Daß dem Kaiser die Volksstimmung nichts gilt, daß er glaubt, die öffentliche Meinung bedeute nichts neben seinem Willen, — das wissen wir lange genug.

Der Kaiser hat sich diesen Glauben nicht aneignen müssen; er ist ihm aufgedrungen worden von allen, die in staatlichen wie privaten Dingen ihre Überzeugungen prostituiert haben.

Die natürliche Folge ist, daß Wilhelm II die Wirkungen seiner Äußerungen nicht übersieht.

Er ist vermutlich höchlich überrascht durch den Widerhall, den seine Offenheiten geweckt haben.

Er hat es gut gemeint, sagt Bülow.

Aber das ist eben bezeichnend, daß der Kaiser anders sieht als ganz Deutschland.

Er gaubt allen Ernstes, daß er den Engländern etwas politisch Wertvolles, Friedenfördierndes sagt, wenn er ihnen erzählt, daß nur die große Mehrheit des deutschen Volkes englandfeindlich sei, während er wohlwollende Gesinnung hege.

Das beweist nur, daß er jedes Augenmaß verloren hat.

Aber gestehen wir zu, er muß sich über seine Bedeutung täuschen; alles was er sieht und hört, zwingt ihm den ungeheueren Glauben an sich auf.

Wilhelm II hat sich nie damit begnügt, repräsentativ zu wirken; überall und immer hat er das Urteil über seine persönliche Begabung herausgefordert.

Wir ahnen nur die servile Bewunderung, die seine nächste Umgebung gezeigt hat, aber wir kennen genau das verlogene Staunen, an dem sich die loyale Presse nicht genugtun konnte.

Es steigerte sich von Jahr zu Jahr und vergiftete unser öffentliches Leben.

Auch ein Herrscher von ungewöhnlichen Gaben hätte sich Selbsterkenntnis nur dann wahren können, wenn ihn früh genug der Ekel vor dieser Hingebung erfaßt hätte.

Was reden heute konservative Blätter von Lohengrinpolitik!

Gerade der merkwürdige Hang zum Opernhaften hat unser loyales Bürgertum dazu gebracht, in Wilhelm II die Verkörperung eines Ideales zu sehen. Welche epischen Gefühle hat jede Vergnügungsreise des Herrschers ausgelöst! Welche Lyrismen sind gesagt und geschrieben worden, wenn nichts geschah als die Abnahme einer Parade.

Kein Ding konnte mehr nüchtern und in der Stille geschehen; auch das Einfachste vollzog sich bei bengalischer Beleuchtung.

Die bourgeoise Phantasie war täglich angeregt und aufgeregt durch die Persönlichkeit des Kaisers, durch die Reden, durch die Taten des Kaisers.

In allem letzte und höchste Instanz, fand Wilhelm II nirgends Widerspruch, auch da nicht, wo er ihn suchte.

Einsicht und Wissen beugten sich vor ihm; und wollte er nicht an der Ehrlichkeit der einzelnen und der Korporationen zweifeln, dann mußte er an die eigene Unfehlbarkeit glauben.

Auch ein Herrscher von ungewöhnlichen Gaben wäre zu diesem letzten Ende gekommen.

Am Kaiser ist nichts ungewöhnlich. In seinen Reden findet sich nirgends ein überraschender Gedanke, nirgends ein originelles Wort.

Und wüßten wir es sonst nicht, dann zeigte uns der Jubel der Mittelmäßigkeit, deren Instinkten er so oft entgegenkam, daß der Kaiser seine Bewunderer nicht überragt. Er hat nicht jene Größe, die gegen den Beifall der Menge unempfindlich macht. Er läßt sich durch ihn tragen und läßt sich durch ihn leiten.

Und alles, was jetzt geschehen ist, ist notwendig und folgerichtig.

„Brandenburger, ich führe euch herrlichen Tagen entgegen."

Da wären sie ja!

* * *

Die Tage der Interpellationen sind vorüber. Wir hörten ein paar gute Reden und hörten ein paar gute Vorschläge.

Aber wir sahen auch, wie entsetzt die rechtsstehenden Parteien zurückwichen, als ihren Phrasen Taten folgen sollten.

Und mancher hat durch seine Rede gezeigt, was die Sorge ums Vaterland für diese Leute ist, und was ihre „tiefe Erschütterung über gewisse Vorgänge" bedeutet.

Geschwätz von gestern!

Und Bülow?

Man muß sich jetzt, nach zwei Tagen, schon besinnen, welchen Inhalt die markante Rede dieses Staatsmannes eigentlich gehabt hat.

Und das ist nicht weiter verwunderlich.

Denn unser vollziehendes Organ der Reichsgewalt hat es vorgezogen, unvorbereitet in den Reichstag zu kommen, ein paar dürftige Gefühle aufzurühren und so die Entrüstung zu temperieren. Er hatte einen durchschlagenden Erfolg.

Die konservative Partei, auf die es ihm ankommt, hat erklärt, daß für sie alles zur Zufriedenheit erledigt sei; das übrige nationale Element wird nachfolgen; das Geschrei verstummt.

Das Unangenehme ist überwunden, nur das Schädliche bleibt; dieses Geschäftsprinzip unseres Kanzlers hat sich wieder bewährt. Man muß sich die Peinlichkeiten vorstellen, denen Bülow acht Tage lang ausgesetzt war. Er war nahe daran, dem Kaiser Vorhaltungen machen zu müssen; ja, es sah kurze Zeit so aus, als müsse er von Majestät Erklärungen erbitten.

Man male sich dieses Fürchterliche aus! Majestät konnten veranlaßt werden, eine halbe Stunde lang die Erregung Deutschlands für etwas Erwähnenswertes zu halten.

Die Wolke zog vorüber.

Eine drohende politische Lage schob sich zwischen Kaiser und Kanzler und enthob beide der Notwendigkeit einer Unterredung.

Gott segne den Zwischenfall von Casablanca!

Die Situation wurde so ernst, daß die Interpellation verschoben werden und der Kaiser zum Hirscheschießen reisen mußte.

Nach ein paar Tagen lachte die Sonne wieder durchs Gewölk und sah hernieder auf Eckartsau und Casablanca.

Im verwaisten Berlin aber erklärte sich Bülow bereit, die Interpellationen zu beantworten, ging in den Reichstag, hörte und sah und hielt dann eine Rede, in der er mit keinem Wort auch nur eine Frage auch nur einer Interpellation beantwortete.

Er sagte nur, daß nach seiner Überzeugung der Kaiser sich künftig Zurückhaltung auferlegen werde.

Er konnte und durfte das sagen, weil er sich wohl gehütet hatte, sich diese angebliche Überzeugung durch Fragen an den Kaiser zu festigen.

Er hat darum die schöne Möglichkeit, sich geirrt zu haben.

Und Majestät sind durch nichts gebunden.

Das Parlament aber läßt sich das unwürdige Spiel gefallen.

Vielleicht ist Bülow der beste Kenner der deutschen Volksseele.

Er weiß, daß man uns familiär kommen muß, und ich will mich hüten, seine verwaschene Rede für senil und ungeschickt zu halten.

Wir Deutschen sind große Kinder. Da hat sich nun Papa böse gehen lassen, und wir zürnten auf ihn. Die einen weinten, die andern schimpften, und Alle schrieen wir.

Da tritt die gute, alte Tante Bernhardine unter uns.

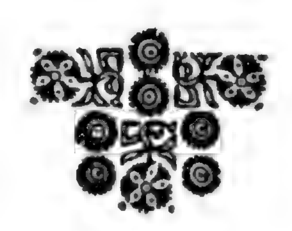
„Ja," sagt sie, „es ist sehr arg, was er schon wieder getan hat. Aber wir dürfen nicht verzweifeln. Ich glaube, er tut es nicht wieder. Wollen wir dem Papa bös sein? Wollen wir dem guten, guten Papa bös sein? Wir haben ihn doch furchtbar lieb!"

So kann bloß Tante Bernhardine reden.

So gut, so bieder und so grundfalsch.

Denn Tantchen hat bei der Gelegenheit den Mantel der Liebe auch über die eigene Liederlichkeit gebreitet.

Hat jüngferlich und zimperlich davon geschwiegen, warum sie im Bad Romane las, indessen Papa uns beinahe das Haus über den Köpfen angezündet hat.



Billige Bücher / Von Hermann Hesse

Billige Bücher gibt es allmählich recht viele, und von denen, die selber Bedarf nach wohlfeiler Lektüre haben, werden sie meistens auch gefunden und benützt. Etwas anderes ist es mit dem Schenken. Wohlhabende Leute schenken wohl hie und da Bücher an Kinder, Verwandte und Freunde, oft teure Sachen und oft unnötige Sachen, wie die Jungemädchenliteratur zur Konfirmation und so weiter. Das Büchergeben an Ärmere, namentlich an Angestellte und Dienstboten, ist aber noch wenig Sitte. Denn das Verteilen religiöser oder politischer Werbeschriften, frommer erziehlicher Belletristik und dergleichen ist zwar sehr beliebt und gewiß sehr gut gemeint, verfehlt aber fast überall seinen Zweck, wenn es nicht gar Hohn weckt und böses Blut macht. Man verfolgt neuerdings die Schund- und Hintertreppenliteratur mit Eifer und vielleicht nicht ganz ohne Erfolg. Die „fromme" Traktätchenliteratur ist aber häufig wenig besser, vom ästhetischen Standpunkt aus sogar mindestens ebenso übel wie jene mit Recht verrufenen Schauer- und Detektivdichtungen der Kolporteure. Jedenfalls ist sie für Vorurteilslose langweilig, reizlos und widerwärtig, wirkt durch die allzu deutlich unterstrichene Absicht verstimmend und schadet dadurch wohl mehr, als sie nützt. Wenn ich meinem Dienstmädchen ein erbauliches Heftchen „Die fromme Ida oder Gottes Segen in einem Dienstbotenleben" gebe, so wird sie erstens denken, ich wolle sie schulmädelhaft in Erziehung nehmen, und das Ding nie oder widerwillig lesen. Zweitens wird sie mit Recht sagen: Er selber liest so was sicher nicht. Gebe ich ihr aber ein Buch von Gotthelf, von Keller, von Raabe, so wird sie zumindest keine aufdringliche Absicht dabei spüren, es wahrscheinlich lesen und sich dann nicht erzogen und bevormundet, sondern unter die Mündigen gerechnet fühlen.

Gerade an Weihnachten liegt es nahe, den Dienstboten so etwas zu schenken. Man gibt ihnen Kleider, Wäsche, Zigarren und spart vielleicht

nicht daran; und für ein paar Pfennige könnte man ihnen irgendein Büchlein dazulegen, das schlimmstenfalls unbeachtet bleiben, gutenfalls aber viel Freude machen und Früchte tragen kann. Das Leihen von Büchern tut nicht denselben Dienst. Einmal fühlt der Entleiher die Verpflichtung, die Sachen in einer nicht allzu langen Frist zu lesen oder doch zurückzugeben, und dann hat man doch an Dingen, die einem gehören, stets mehr Freude als an entliehenen. Wem ich ein Buch schenke, der liest es weit eher, als wem ich es leihweise aufnötige.

Und das Bücherschenken ist uns heute wirklich leicht gemacht. Man kann gute Sachen für Pfennige haben. Freunde von mir haben die hübsche Gewohnheit (die ich auch manchmal übe), auf Reisen und an Orten, wo sie zu Gast weilen, ihre Reiselektüre, soweit sie aus wohlfeilen Bändchen besteht, einfach liegen zu lassen. Die Dienstboten, die dann so ein Reclambändchen in die Hände bekommen, sehen es nicht bloß mit Finderneugier an, sondern haben auch die Gewißheit, daß das Ding nicht minderwertig und eigens auf sie gemünzt, sondern die Lektüre der Herrschaft ist.

Auch an Volks- und Vereinsbibliotheken kann man ohne wesentliche Kosten manches Gute tun. Überhaupt sollte man überall, wo man an Weihnachten oder sonst zu schenken pflegt, etwas gute Lektüre in einfachen Ausgaben beilegen. Man kann Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten" für fünfzehn Pfennige kaufen, — warum nicht, schon dem Dichter zulieb, gelegentlich so ein Heftlein mitgeben, wie man eine Zigarre weggibt?

Man stößt immer wieder auf den Einwand, Sachen von großen Dichtern gehören nicht vor die „Vielzuvielen", wie Perlen nicht vor die Säue. Aber das ist Geschwätz. Die etwaige Gefahr der Wirkung einer guten Dichtung auf Naive ist zumindest nicht halb so groß als die der Zeitung, die jeder in die Hand bekommt, ja als die der Bibel. Und wenn ein wenig gebildeter Leser etwa im „Fähnlein der sieben Aufrechten" nicht alle Schönheiten erfühlt und alle Reize kapiert, so genießt er desto unbefangener und interessierter das Gegenständliche, freut sich und lernt, und am Ende bleibt auch von der unmeßbar feinen Wirkung des eigentlich Dichterischen etwas übrig. Der Robinson und gar der Gulliver, den unsre Kinder lieben und lesen, ist seinerzeit ein rein literarisches Buch für literarisch gebildete Leser gewesen! Auch täuscht man sich leicht über das Verständnis einfacher Menschen für Schönes. Im

Hausbau und der Gartenanlage sind wir nach allen Raffinements schließlich dankbar in hundert Fällen zu bäuerlichen Vorlagen zurückgekehrt und räumen damit ein, daß das Gefühl fürs Schöne anderswo sitzt als in dem, was man „Bildung" heißt. So können wir auch einen Dichter ruhig einfachen Lesern überlassen. Mancher Besitzer einer großen Bibliophilenbibliothek genießt seine Dichter mit weniger Wonne und Herzlichkeit als irgendein einfacher Mann, dem der Faust oder der Don Quixote in die Hände gerät. Die Hebelschen Kalendergeschichten im „Hausfreund" haben sich im Volk, wenigstens in des Dichters Heimat, zäh am Leben erhalten, während mancher sehr Gebildete nicht weiß, daß diese Geschichten vielleicht das Beste sind, was je ein deutscher Erzähler gemacht hat.

Auch Kindern sollte man mehr Bücher schenken. Hier ist die Gefahr, sie möchten nur gezwungen lesen, noch geringer; denn ein halbwegs gesundes Kind halbwegs vernünftiger Eltern legt alles, was ihm fremd bleibt und nicht zu ihm paßt, sehr schnell und entschieden wieder weg. Ich meine nicht, daß man Kinder mit Lesestoff überfüttern soll. Man soll ihnen nur geben, wenn das Bedürfnis und Verlangen sich regt. Da gibt man einem Knaben oft an Weihnachten oder am Geburtstag ein oder zwei Bücher, teure illustrierte Sachen, die nun für Monate oder gar für ein Jahr ausreichen sollen. Statt dessen kann man mit Hilfe wohlfeiler Volksausgaben dem Bedürfnis jeweils gerecht werden. Freilich muß bei Kindern doppelt vorsichtig darauf gesehen werden, daß die von ihnen gelesenen Drucke kein Augenverderb sind.

Das sollen nur ein paar Anregungen sein. Einmal: man gebe „Ungebildeten" und je nach Umständen auch Kindern ruhig Dichterwerke in die Hand, und vor allem die alten Volksbücher, Lieder und Märchen unsres Volks. Und weiter: Leihen und Schenken ist zweierlei, — nicht nur das Lesen, auch das Besitzen von Büchern freut und erzieht.

Und jetzt will ich in Kürze auf einige Sammlungen und Ausgaben hinweisen, die ich unbedingt empfehlen kann, und die durch Auswahl des Stoffes, durch anständigen Druck und durch sehr wohlfeile Preise sich Achtung und Dank verdienen.

Unter den billigsten kleinen Einzelausgaben steht immer noch Reclams Universalbibliothek obenan. Sie hat jetzt über fünftausend Nummern und bringt immer wieder gute Sachen. Namentlich für die slawischen Literaturen,

besonders die russische, ist Reclam mit Erfolg tätig gewesen. Solang wir große Dichter wie Gogol nicht in vollständiger deutscher Ausgabe haben können, sind wir Reclam für seine paar Übersetzungen dankbar.

Neben ihm sind neuerdings die Ausgaben von Hendel in Halle und die hübschen billigen Heftchen von Max Hesse in Leipzig aufgekommen. Letztere verdienen durch guten Druck und korrekte Texte besondre Anerkennung.

Eine gute Ergänzung bieten die „Wiesbadener Volksbücher", eine frisch und geschickt begonnene Sammlung guter volkstümlicher Literatur, in anständig gedruckten Heftchen schon von zehn Pfennig an. Hier kann man einzelne Sachen von Keller, Storm, Raabe, Liliencron, Wilhelm Fischer und andern Dichtern, die sonst nur in teuren Ausgaben existieren, fast geschenkt haben. Wer gern einen geliebten Dichter ins Volk bringen hilft, findet hier Gelegenheit. Das verdienstliche Unternehmen scheint wohl zu glücken, von einzelnen Heften sind viele Tausende verkauft, und die Sammlung wird mit Geschmack und Glück fortgesetzt. Der „Verein zur Verbreitung guter Schriften" in der Schweiz scheint diesen Wiesbadenern als Vorbild gedient zu haben, und bisher haben sie das Gute mit Erfolg sich angeeignet, ohne in der Auswahl dem nüchtern Erziehlichen zuviel Raum zu gönnen.

Diese wiesbadener Sammlung und die „Volksbücher" der hamburger Dichtergedächtnisstiftung, deren Programm dasselbe ist, suchen gute Volkslektüre zu geben, ohne sich auf den kaum mehr notwendigen Wiederabdruck der alten, freigewordenen Autoren zu beschränken. Durch Vereinbarung mit den Verlegern und Autoren können sie einzelne Stücke, namentlich kleinere Erzählungen heutiger oder noch vom Verlagsrecht geschützter Dichter bringen, die sonst noch einen weiten Weg zum Volke hätten. Beide Unternehmungen sind nicht aufs Geldverdienen aus und lassen nicht das Gute vom besser rentierenden Schlechten mitgetragen werden, so sind sie beide wertvolle Helfer im Kampf gegen die Kolportageliteratur. Wer hierfür Besonderes zu tun Lust hat, dem sei der Beitritt zu den Hamburgern mit einem beliebigen Jahresbeitrag empfohlen.

Nun zu den eigentlichen Büchern. Hier ist der Überblick schwerer und das Angebot und die Reklame so groß, daß ein Wort für das wirklich Empfehlenswerte wohl am Platz scheint.

An „Klassikerausgaben" namentlich ist kein Mangel. Da hier nur die

wohlfeilen in Betracht kommen, kann ich unbedingt die Ausgaben von Max Hesse in Leipzig als die besten empfehlen. Alles in allem leisten diese an Vollständigkeit, Genauigkeit der Texte, Ausstattung und Wohlfeilheit das äußerst Mögliche. Die Hesseschen Ausgaben von Hoffmann, Hebel, der billige Goethe, ferner Lenau, Reuter, Eichendorff sind schlechthin lobenswert. Neuerdings sind Gotthelf, Raimund, Feuchtersleben, Brentano, Claudius und andre gefolgt, auch eine schöne Ausgabe des Wunderhorns. Besondere Freude hatte ich an der Neuausgabe Hebels, die außer den Gedichten und den meisterhaften Erzählungen auch eine Auswahl aus Predigten und Briefen des alten Johann Peter bringt, mit überraschend lieben, originellen Stücken, die kaum oder garnicht bekannt waren. Und dann Hebels biblische Geschichten, die auch fast verschollen waren, und deren Auffassung und Vortrag so schlicht und gut und wohlig erzählerisch ist! Weiter ist bei Hesse eine Gesamtausgabe der Werke von Hermann Kurz erschienen, auch eine Tat und Ehrenrettung eines mit Unrecht halbvergessenen Erzählers und Volksdichters. Das alles ist mehr als ein Wiederabdrucken freigewordener Bücher. Diese wohl vorbereiteten und sorgfältig revidierten Ausgaben tun in aller Stille gewiß viel schätzbare Kulturarbeit.

Die schon genannte „Dichtergedächtnisstiftung" in Hamburg gibt außer jenen billigen Heftchen auch eine „Hausbücherei" heraus, einfach gebundene Bände für je eine Mark, die als wohlfeile Geschenkbücher, noch mehr als Material für die Gründung und Vervollständigung von Volksbibliotheken alles Lob verdienen. Diese Stiftung mit dem langen Namen macht keine Geschäfte, sie ist rein gemeinnützig und verwendet alle Überschüsse zum Druck guter Hausbücher und zur Unterstützung von Volksbibliotheken. Unter ihren „Hausbüchern" sind die Novellenbücher besonders beachtenswert, sie sind volkstümlich nach Stoffen geordnet — Dorfgeschichten, Seegeschichten, Kriegs- und Kindergeschichten und so weiter — und bringen Stücke von Rosegger, Th. Mann, C. F. Meyer, Liliencron, Raabe und andern. Sehr hübsch ist auch ein Bändchen, das eine Auswahl aus Mörike bringt, und die beiden Balladenbücher.

In Beziehung auf Wohlfeilheit bei guter Ausstattung leistet der „Buchverlag fürs deutsche Haus" in Berlin, der unter der Leitung von R. Presber seine Sammlung herausgibt, wohl das Erstaunlichste. Der Band kostet

fünfundsiebzig Pfennig, ist gut gedruckt, etwa dreihundert Seiten stark, in Leinwand gebunden, und hat sogar noch ein paar illustrative Beigaben. Format, Papier und Druck sind wohltuend schön. Die Auswahl versucht dem Geschmack sehr weiter Kreise gerecht zu werden, ohne doch Schlechtes zu dulden. Da finden wir Goethe, Kleist, Hoffmann, Immermann, den Don Quixote, von neueren Otto Ludwig, Björnson, Gogol, Tolstoi, auch ein paar gute Franzosen, dazwischen dann Gerstäcker und andre, die das Niveau etwas drücken. Immerhin hat man, von teuern Drucken abgesehen, Sachen wie die Kleistschen Novellen, den Werther, Eichendorffs Taugenichts, Hoffmanns Elixiere des Teufels und vieles andere bisher nicht in so hübschen Bändchen haben können. Der etwas grelle Einband und Schnitt der ersten Bände hat schon bei der zweiten Serie einem ruhigeren Platz gemacht. Wenn die Sammlung bleibt, wie sie ist, und ihre Zugeständnisse an das reine Unterhaltungsbedürfnis nicht weiter ausdehnt, ist ihr recht viel Erfolg zu wünschen.

Der Verlag Schaffstein in Köln, bekannt durch seine schönen Bilderbücher, hat außer diesen „Volksbücher" ohne Bilder herausgegeben, mit Preisen von einer und zwei Mark, die zum Teil auch als Lektüre für Kinder in Betracht kommen. Hier findet man mit Vergnügen namentlich die alten deutschen Sagen, Märchen und Volksbücher, wie den Parzival, den Fortunat, den Herzog Ernst, den Eulenspiegel, weiter den Simplicissimus Grimmelshausens, natürlich gekürzt, dann Sachen wie den Gulliver, Brentanos Gockel, Mörikes köstliches Hutzelmännlein. Die Bücher haben ein behaglich breites Kleinquartformat, sind schlicht und nett in Karton gebunden und auf einem schönen Papier ganz vorzüglich gedruckt, mit Typen, die auch Kindern und alten Leuten das Lesen leicht machen. Einen großen Teil dieser Bücher werde ich einmal meinem Buben schenken, ich freue mich schon darauf.

Schließlich noch etwas Schönes, was nicht nur die Käufer billiger Bücher, sondern auch verwöhnte Bücherbesitzer freuen kann. Der Inselverlag in Leipzig, wohlbekannt durch seine vielen prächtigen Ausgaben und Drucke, gibt jetzt eine kleine Reihe schöner Goethepublikationen billig heraus. Es sind kleine, altväterlich sauber kartonierte, geschmackvoll gemachte Bücher, je für zwei Mark. Der eine Band enthält die Briefe der Frau Rat in Auswahl, der zweite „Goethes Sprüche in Prosa", der dritte „Goethes Sprüche in Versen". Weitere ähnliche Bände sind geplant. Mich haben besonders die

Sprüche in Prosa gefreut, das ist ein schweres und unerschöpfliches Buch, eine Sammlung von Sentenzen und Reflexionen Goethes, die so zusammengestellt gewaltig wirken. Wie leuchten da inmitten dunkelstrebender Gedanken und wunderlich lehrreicher Widersprüche einzelne einfache Worte menschlich-ewig heraus!

* * *

Bücher über Bücher! Und das hier ist ja nur eine kleine, vorsichtige Auswahl. Wir wollen die Macht des Gedruckten nicht überschätzen, aber doch mit Jean Paul dabei bleiben: „Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch!"

Unter Herbststernen

Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

(Fortsetzung)

Der kleinen Arbeiten, die auf dem Pfarrhof gemacht werden sollten, wurden es immer mehr; ein Stein an der Haustreppe mußte ausgebessert, eine Grundmauer nachgesehen werden, und als die Scheune gefüllt werden sollte, mußte erst der Unterbau in Ordnung gebracht werden. Der Pfarrer wollte alles in gutem Stande haben, und uns konnte es ganz recht sein, da wir im Tagelohn arbeiteten. Aber je länger es dauerte, desto weniger gefiel es mir in der Gesellschaft meines Kameraden. Daß er zum Beispiel das Brot vorn auf der Brust barg und mit einem schmutzigen Taschenmesser, das er überdies auch noch ableckte, davon herunterschnitt, war mir überaus peinlich; dazu kam, daß er sich die ganze Woche hindurch, von einem Sonntag bis zum andern, niemals wusch. Vom Morgen an, wo die Sonne aufging, bis zum Abend, wenn sie untergegangen war, hing auch ein heller Tropfen an seiner Nase. Und was für Nägel hatte er! Und seine Ohren waren so häßlich!

Ach, ich war ein Emporkömmling, der in den Kaffeehäusern feine Manieren gelernt hatte! Da ich mich nicht enthalten konnte, meinem Kameraden seine

Unreinlichkeit vorzuwerfen, trat eine zunehmende Mißstimmung zwischen uns ein, und ich fürchtete allen Ernstes, wir würden uns eines Tages trennen müssen; jetzt sprachen wir nur noch das allernotwendigste miteinander.

Der Brunnen war noch immer ungegraben; der Sonntag kam, und Grindhusen ging nach Hause.

Mein Meßapparat war jetzt fertig, am Nachmittag stieg ich auf das Dach des Hauptgebäudes und stellte ihn auf. Ich sah sogleich, daß die Höhe den Hügel mehrere Meter unterhalb des Gipfels traf. Gut. Selbst wenn ich einen ganzen Meter bis zur Wasserfläche im Brunnen rechnete, würde noch mehr Druck da sein als genug.

Während ich da oben maß, wurde ich von dem Pfarrerssohn entdeckt. Er hieß Harald Meltzer und fragte sogleich, was ich da oben tue? „Den Hügel messen." — „Wozu denn? Wozu willst du die Höhe wissen? Laß mich auch einmal messen!"

Später bekam ich eine zehn Meter lange Leine und maß damit die ganze Höhe des Hügels von unten nach oben; Harald half mir dabei. Als wir wieder auf den Hof zurückgekehrt waren, ging ich zum Pfarrer hinein und legte ihm meinen Plan vor.

6

Der Pfarrer hörte mich geduldig an und wies mich nicht sogleich ab.

„Meinst du?" sagte er und lächelte. „Ja, vielleicht ginge es. Aber es würde viel kosten. Und warum sollten wir es denn tun?"

„Es sind siebzig Schritte bis zu dem angefangenen Brunnen. Das sind siebzig Schritte für die Mägde, bei jedem Wetter, im Sommer und Winter."

„Ja, das ist wahr, aber es würde ein Heidengeld kosten."

„Den Brunnen abgerechnet, den Sie ja doch haben müssen, wird die Leitung selbst mit dem Rohr und der Arbeit nicht mehr als ein paar hundert Kronen kosten," sagte ich.

Der Pfarrer fuhr zusammen.

„Nicht mehr?"

„Nein."

Ich mache vor jeder Antwort eine kleine Pause, als wenn ich von Natur so langsam wäre; aber ich hatte mir alles schon lange zuvor ausgedacht.

„Es wäre eine große Erleichterung," sagte der Pfarrer nachdenklich. „Die Wasserbehälter in der Küche sind auch eine Schmutzerei."

„Und wenn man an all das Wasser denkt, das in die Schlafzimmer hinaufgetragen werden muß."

„Nun, die Schlafzimmer hätten ja doch keinen Vorteil davon. Sie liegen im zweiten Stock."

„Wir legen die Leitung auch in den zweiten Stock."

„So? In den zweiten Stock? Ja, wäre der Druck dazu auch stark genug?"

Hier wartete ich noch länger mit der Antwort und stellte mich schwerfällig, wie vor lauter Zuverlässigkeit.

„Ich glaube, ich kann garantieren, daß der Wasserstrahl über das Dach des Hauses weggeht," sagte ich.

„Wie, ist das dein Ernst?" rief der Pfarrer. „Komm, du mußt mir zeigen, wo du den Brunnen anlegen willst!"

Wir stiegen den Hügel hinan, der Pfarrer, Harald und ich. Ich ließ den Pfarrer mit meinem Apparat messen und überzeugte ihn davon, daß der Druck mehr als stark genug würde.

„Ich muß mit deinem Kameraden darüber reden," sagte er.

Da erwiderte ich — und damit untergrub ich Grindhusens Einfluß:

„Nein, denn der versteht nichts davon."

Der Pfarrer sah mich an.

„So?" sagte er nur.

Wir gingen wieder hinunter. Der Pfarrer murmelte vor sich hin:

„Du hast recht, im Winter ist es eine ewige Wassertragerei. Ja, und im Sommer ebenfalls; ich werde mit meiner Familie darüber reden."

Der Pfarrer ging ins Haus hinein.

Es vergingen ungefähr zehn Minuten, dann wurde ich die Vordertreppe hinaufgerufen, wo die ganze Pfarrerfamilie versammelt war.

„Du willst uns also eine Wasserleitung einrichten?" fragte die Pfarrerin freundlich.

Langsam und bedächtig nahm ich die Mütze ab, und anstatt meiner antwortete der Pfarrer: „Ja, das ist er."

Das Fräulein warf mir einen neugierigen Blick zu und begann dann sofort

mit Harald zu plaudern. Die Frau Pfarrer fragte weiter. Ob es wirklich eine solche Wasserleitung werden würde, wie man sie in der Stadt habe, wo man nur einen Hahn aufdrehe, und dann laufe das Wasser heraus. Und ob es im zweiten Stock dann gerade so sein werde? Und ein paar hundert Kronen nur? „Ja, ich glaube, du solltest es tun," sagte sie zu ihrem Manne.

„Meinst du? Dann komm, wir wollen alle miteinander auf den Hügel und es ausmessen."

„Wie merkwürdig das ist!" sagte die Pfarrerin. Aber das Fräulein sagte kein Wort.

Der Pfarrer fragte:

„Ist denn aber auch Wasser da?"

Ich antwortete mit großer Überlegenheit, es sei sehr schwer, das mit Sicherheit festzustellen, aber es seien gute Anzeichen vorhanden.

„Was für Anzeichen?" fragte die Pfarrerin.

„Die Beschaffenheit des Bodens am Hügel hinauf. Und außerdem wachsen hier auch Erlen und Weiden. Und die Weiden wollen naß stehen."

Der Pfarrer nickte und sagte:

„Der Mann versteht seine Sache, Marie."

Auf dem Heimwege war die Pfarrerin auf dem unhaltbaren Standpunkt angelangt, daß sie, wenn die Wasserleitung eingerichtet würde, mit einer Magd weniger auskommen werde; und um sie nicht zu enttäuschen, bemerkte ich:

„Besonders im Sommer vielleicht. Das Gießen im Garten kann mit einem Schlauch besorgt werden, der durchs Kellerfenster gelegt wird."

„Nein, hast du je so etwas gehört!" rief sie.

Und dazu wagte ich nicht einmal von einer Leitung zum Kuhstall zu reden. Aber ich hatte schon immer im Auge gehabt, daß man mit einer doppelt so großen Leitung und einem Seitenarm nach dem Viehstall dem Milchmädchen dieselbe Erleichterung verschaffen könnte wie der Köchin. Dies mußte indessen auch die Ausgaben verdoppeln, und es war nicht ratsam, mit einem so großen Plan hervorzukommen.

Wie die Sachen jetzt standen, mußte ich schon einwilligen, Grindhusens Rückkehr abzuwarten. Der Pfarrer sagte, er wolle die Sache beschlafen.

7

Ich mußte meinen Kameraden also darauf vorbereiten, daß der Brunnen nun oben auf dem Hügel gegraben werden solle; und um ihn nicht mißtrauisch zu machen, schob ich die ganze Schuld auf den Pfarrer. Der sei zuerst darauf gekommen, ich aber hätte ihn darin unterstützt. Grindhusen war befriedigt; er begriff gleich, daß es so mehr Arbeit für uns geben würde, denn wir müßten ja auch den Leitungsgraben machen.

Da traf es sich denn recht günstig, daß der Pfarrer sich am Montagmorgen mit folgenden halb scherzhaften Worten an Grindhusen wendete:

„Dein Kamerad und ich haben beschlossen, den Brunnen da oben auf dem Hügel zu graben und eine Leitung hierher anzulegen. Was sagst du zu einer solchen Verrücktheit?"

O, Grindhusen fand, daß es eine ganz ausgezeichnete Idee sei.

Aber als wir eingehender darüber sprachen und alle drei zusammen den Ort besahen, wo der Brunnen hinkommen sollte, wurde Grindhusen mißtrauisch; er erriet, daß ich mehr mit dem Plan zu tun hatte, als ich zugeben wollte, und sagte, der Graben für die Leitung müsse wegen der Winterkälte sehr tief gelegt werden ...

„Einen Meter dreißig," unterbrach ich ihn.

... und dadurch werde es eine teure Geschichte werden.

„Dein Kamerad meinte, alles in allem werde es ein paar hundert Kronen kosten," sagte der Pfarrer.

Grindhusen hatte keine Ahnung von einer Berechnung und konnte deshalb nur sagen:

„Ja, ja, zweihundert Kronen sind ja auch Geld."

Ich aber sagte:

„Dann brauchen der Herr Pfarrer weniger Vergütung zu zahlen, wenn Sie einmal von hier wegziehen."

„Vergütung? Ich ziehe nicht von hier weg," sagte er.

„Dann wird der Herr Pfarrer vermutlich sein ganzes Leben lang Freude an seiner Wasserleitung haben," sagte ich.

Da sah mich der Pfarrer an und sagte:

„Wie heißt du?"

„Knut Pedersen."

„Woher kommst du?"

„Aus Nordland."

Aber ich erriet, warum diese Fragen an mich gestellt wurden, und nahm mir vor, keine solchen Romanausdrücke mehr zu gebrauchen.

Indessen — der Brunnen und die Leitung wurden beschlossen, und wir machten uns an die Arbeit.

Jetzt kamen viele fröhliche Tage. Fürs erste war ich sehr gespannt darauf, ob sich da oben Wasser finden werde, und mehrere Nächte hindurch schlief ich nur schlecht; aber als diese Spannung vorüber war, hatten wir nur noch eine höchst einfache, leichte Arbeit vor uns. Wasser war genug da; nach einigen Tagen mußten wir es jeden Morgen mit Eimern herausschöpfen. Der Erdboden bestand aus Lehm, und wir wurden tüchtig schmutzig in dem weichen Brunnenloch.

Nachdem wir eine Woche lang gegraben hatten, machten wir uns an das Sprengen der Steine zur Mauer, an welche Arbeit wir von Skreja her gewohnt waren. Dann gruben wir wieder eine Woche und waren nun tief genug gekommen. Der Grund war jetzt so weich, daß wir gleich mit dem Mauern beginnen mußten, weil sonst die Lehmwände hätten einfallen und uns unter sich begraben können.

Wir gruben also und sprengten und mauerten, und es verging eine Woche nach der andern. Es war ein großer Brunnen und eine glückliche Arbeit, der Pfarrer war zufrieden. Das Verhältnis zwischen Grindhusen und mir wurde auch wieder besser; und als er erfuhr, daß ich nicht mehr verlangte als den Lohn eines guten Handlangers, obgleich ich bei dieser Arbeit oft den Meister machen mußte, wollte er sich mir auch erkenntlich zeigen und führte sich bei den Mahlzeiten etwas anständiger auf. Besser als jetzt hätte es mir nicht gehen können, und es hätte sich nur niemand einbilden sollen, daß er mich je wieder in die Stadt hineinlocken könnte.

Nach Feierabend trieb ich mich im Walde umher oder auf dem Kirchhof, wo ich die Inschriften auf den Gräbern las und mir dies und jenes dabei dachte. Ich suchte auch einen Nagel von einer Leiche. Es war ein Einfall, nichts als eine kleine Laune. Vor kurzem hatte ich nämlich ein feines Stück Birkenrinde gefunden, aus dem ich einen Pfeifenkopf in Form einer geballten Faust schnitzen wollte, der Daumen sollte den Deckel bilden, auf den

ich, um ihn recht natürlich zu machen, einen Nagel setzen wollte, und um den Ringfinger wollte ich einen kleinen Goldreifen legen.

Bei solchen Basteleien wurde mir der Kopf gesund und ruhig. Ich hatte keine Eile mehr im Leben und versäumte nichts mit meinen Träumereien; die Abende gehörten mir. Wenn es möglich wäre, wollte ich mir auch etwas Gefühl für die Heiligkeit der Kirche und die Schrecken des Todes anschaffen; ich erinnerte mich von lange, lange her noch an jene tiefe, inhaltreiche Mystik und wünschte so sehr, wieder daran teilzuhaben. Wenn ich den Nagel fände, würde es mir vielleicht von den Gräbern her zurufen: „Er gehört mir!" Dann würde ich ihn entsetzt fallen lassen und würde die Flucht ergreifen.

„Wie schrecklich doch die Wetterfahne auf dem Turm droben krächzt!" konnte Grindhusen manchmal sagen.

„Hast du Angst?"

„Nicht gerade Angst, aber es gruselt mir nachts, wenn ich daran denke, daß ich so nahe bei den Toten liege."

„Glücklicher Grindhusen!"

Einmal zeigte mir Harald, wie man Tannenzapfen setzt und kleines Gebüsch pflanzt. Ich kannte diese Kunst früher nicht — in meinen ersten Schuljahren war sie noch nicht aufgekommen —, aber als ich die Kunstgriffe gelernt hatte, war ich an den Sonntagen ein eifriger Pflanzer. Dagegen lehrte ich Harald auch manches für sein Alter Neue, und wir wurden Freunde.

8

Alles wäre nun gut gegangen, wenn nicht das junge Fräulein gewesen wäre. Sie hieß Elischeba, Elisabeth. Eine Schönheit war sie nicht gerade; aber sie hatte einen roten Mund und einen jungfräulichen Ausdruck in den blauen Augen, der sie hübsch machte. Elischeba, Elisabeth, du bist eben im ersten Erwachen, und in deinen Augen geht eine ganze Welt auf! Als du gestern abend mit Jung-Erik vom Nachbarhof sprachst, füllten sich deine Augen mit Reife und Süßigkeit! . . .

Mit Grindhusen war nichts anzufangen!

Er war in seinen jungen Jahren wie ein Satan hinter den Mädchen her gewesen, und auch jetzt noch blähte er sich nach alter Gewohnheit auf und schob den Hut in den Nacken. Aber ganz zahm und ruhig war er geworden,

— wie das so zu gehen pflegt. Das war so der Lauf der Natur. Doch nicht alle folgen dem Laufe der Natur und werden zahm, und wie geht es denen dann? Da war nun die kleine Elisabeth, die übrigens gar nicht klein war, sondern von derselben Größe wie ihre Mutter, und auch ihrer Mutter hochgewölbte Brust hatte ...

Seit dem ersten Sonntag war ich nicht mehr zum Kaffee in die Küche eingeladen worden; ich wünschte es selber auch nicht anders und richtete mich danach ein. Ich schämte mich noch von damals. Aber schließlich kam eine von den Mägden einmal mitten in der Woche mit der Bemerkung, daß ich mich nicht jeden Sonntagnachmittag in den Wald davonmachen dürfe, sondern daß ich zum Kaffee kommen solle. Die Frau Pfarrer wünsche es.

Gut.

Sollte ich meine Staatskleider anziehen? Es würde vielleicht nichts schaden, wenn das junge Mädchen eine kleine Idee davon bekäme, daß ich aus eignem Antrieb auf das Stadtleben verzichtet und die Gestalt eines Dienenden angenommen hatte, und daß ich im Grunde ein technisches Talent war, das Wasserleitungen anlegen konnte. Aber als ich angezogen war, hatte ich selbst das Gefühl, daß mein Arbeitsanzug besser für mich paßte: so zog ich meine guten Kleider wieder aus und verbarg sie in meinem Bündel.

Aber wer mich in der Küche empfing, das war weiß Gott nicht das Fräulein, sondern die Frau Pfarrer! Sie unterhielt sich lange mit mir, und unter meine Kaffeetasse hatte sie ein weißes Tüchlein gebreitet.

„Das Kunststück mit dem Ei wird uns wohl teuer zu stehen kommen," sagte sie und lachte gutmütig. „Jetzt hat der Junge schon ein halbes Dutzend Eier verbraucht."

Das Kunststück aber war: ich hatte Harald gezeigt, daß man ein geschältes, hartgekochtes Ei durch einen Flaschenhals treiben kann, wenn man die Luft in der Flasche verdünnt. Das war ungefähr das einzige, was ich von Physik verstand.

„Aber das Experiment mit dem Stock, der in den zwei Papierbügeln abknickt, war besonders lehrreich," fuhr die Pfarrerin fort. „Ich verstehe mich nicht auf dergleichen, aber ... Wann wird der Brunnen fertig?"

„Der Brunnenschacht ist fertig. Morgen fangen wir mit dem Laufgraben an."

„Wieviel Zeit braucht ihr dazu?"

„Eine Woche. Dann geht es an die Legung der Rohre."

„Wirklich?"

Ich bedankte mich und ging hinaus. Die Pfarrerin hatte eine Gewohnheit, die sie gewiß aus früheren Jahren beibehalten hatte; ab und zu sah sie einen von der Seite an, obgleich in dem, was sie sagte, durchaus nichts Besonderes lag.

Jetzt wurden im Walde schon einzelne Blätter gelb, Erdboden und Luft rochen nach Herbst. Nur die Pilze standen im schönsten Flor, überall schossen sie empor und wuchsen sich auf verfaulten Baumstämmen dick und fett: Steinpilze, Champignons und Reizker. Da und dort zeigte auch ein Fliegenpilz seinen getupften Hut und stand mit seiner roten Farbe helleuchtend da. Dieser merkwürdige Pilz! Er wächst auf demselben Boden wie die eßbaren Pilze, wird von derselben Erde ernährt und empfängt vom Himmel Sonnenschein und Feuchtigkeit in demselben Maße; er ist fett und fest und gut zu essen — nur daß er voll von frechem Muskarin ist. Ich dachte früher einmal, ich wolle eine alte, herrliche Sage über den Fliegenpilz dichten und dann sagen, ich hätte sie in einem Buch gelesen.

Ich habe von jeher mit großem Interesse den Kampf der Blumen und der Insekten um ihr Leben beobachtet. Wenn die Sonne warm schien, wurden sie wieder lebendig und gaben sich einige Stunden lang der alten Freude hin; die großen, starken Fliegen waren genau so lebendig wie mitten im Sommer. Hier gab es eine besondere Art Erdflöhe, die ich früher nie gesehen hatte. Sie waren klein und gelb, nicht größer als ein Komma in Perldruck, aber sie hüpften viel tausendmal weiter, als sie selbst lang waren. Welche unermeßlichen Kräfte hat doch solch ein Geschöpf im Verhältnis zu seiner Größe! Da läuft eine kleine Spinne mit einem Hinterteil wie eine hellgelbe Perle. Diese Perle ist so schwer, daß das Tier die Halme verkehrt hinaufklettern muß. Wenn es auf Hindernisse stößt, über die es die Perle nicht hinüberziehen kann, läßt es sich gerade hinunterfallen und macht sich an einen neuen Halm. Eine solche Perlenspinne ist keine Spinne, und damit Punktum. Wenn ich ihr ein Blatt hinhalte, um ihr wieder auf die Beine zu helfen, tastet sie eine Weile darauf herum, findet, daß dies nicht das richtige sei, und weicht vor einer solchen Fallgrube zurück ...

Ich höre, daß mich jemand vom Walde her mit Namen ruft. Es ist Harald, der Sonntagsschule mit mir halten will. Er hat mir eine Aufgabe aus Pontoppidan gegeben und will mich nun überhören. Ich werde gerührt, wenn ich die Religion gerade so, wie ich sie in meiner eigenen Kindheit selbst hergesagt hätte, aufs neue vortragen höre.

9

Der Brunnenschacht war fertig, der Graben gegraben und der Rohrleger angekommen. Er wählte sich Grindhusen zum Handlanger, und mir wurde aufgetragen, die Leitung vom Keller in die beiden Stockwerke des Hauses herzustellen.

Während ich im Keller an der Leitung grub, kam eines Tages die Pfarrerin zu mir herunter. Ich stieß einen Warnungsruf aus, damit sie sich vorsehe, aber sie nahm ihn äußerst ruhig auf. „Hier ist doch wohl keine Dole?" fragte sie, vor sich hindeutend. „Und hier ist wohl auch keine?" Schließlich machte sie einen Fehltritt und glitt zu mir in das Loch herunter. Da standen wir. Es war nicht hell bei uns, und für sie, die aus der Tageshelle kam, war es wohl stockfinster. Sie fühlte nach der Wand und sagte:

„Kann ich nun wieder herauskommen?"

Ich hob sie hinauf. Sie war nicht schwer, sie hatte eine sehr schlanke Figur, obgleich sie die Mutter einer großen Tochter war.

„Das muß ich sagen!" rief sie und schüttelte die Erde von ihrem Kleid ab. „Das war ein flotter Abstieg ... Du könntest mir droben im zweiten Stockwerk bei etwas helfen, willst du? Aber wir müssen eine Zeit abpassen, wo mein Mann in seiner Filiale ist; er liebt die Veränderungen nicht. Wann werdet ihr mit eurer Arbeit hier auf dem Hofe fertig?"

Ich nannte eine Zeit, eine Woche oder so ...

„Wo wollt ihr dann von hier aus hin?"

„Auf den Nachbarhof, Grindhusen hat versprochen, dort Kartoffeln auszugraben ..."

Dann ging ich mit ihr in die Küche und sägte mit einer Stichsäge ein Loch in den Boden. Während ich bei dieser Arbeit war, hatte Fräulein Elisabeth notwendig in der Küche zu tun; und obgleich sie mich nicht leiden

konnte, überwand sie sich doch, einige Worte mit mir zu sprechen. Ja, sie sah mir auch ein Weilchen bei der Arbeit zu.

„Denk dir doch, Oline, wenn du nur einen Hahnen zu öffnen brauchst!" sagte sie zu der Magd.

Aber Oline, die sehr alt war, sah keineswegs entzückt aus. Es sei gottvergessen, das Wasser geradewegs in die Küche zu treiben, sagte sie. Seit zwanzig Jahren habe sie nun das nötige Wasser getragen. Was sie denn dann tun solle?

„Dich ausruhen," sagte ich.

„Mich ausruhen? — Der Mensch ist doch wohl zur Arbeit geschaffen?"

„Und an deiner Aussteuer nähen," sagte das Fräulein scherzend.

Das war nun mädchenhaft gesprochen, aber ich war dankbar dafür, daß sie an unserer gemeinsamen Unterhaltung teilnahm und sich eine Weile in der Küche aufhielt. Und wie gewandt ich selbst wurde, und wie treffend ich zu antworten und mich wie ein Jüngling aufzuspielen verstand! Ich weiß es noch ganz genau. Plötzlich schien sich Fräulein Elisabeth aber darauf zu besinnen, daß es doch wohl nicht schicklich wäre, wenn sie noch länger bei uns bliebe, und sie verließ uns.

Am Abend ging ich wie schon so oft auf den Kirchhof; aber als ich das Fräulein da erblickte, machte ich mich eilends davon und wendete mich nach dem Walde. Nachher dachte ich: Jetzt wird sie sicherlich über meine Bescheidenheit gerührt sein und sagen: „Der arme Kerl! Das war wirklich ein ganz feiner Zug von ihm!" Es fehlte nur noch, daß sie mir in den Wald nachkäme! Dann würde ich ganz überrascht von meinem Stein aufstehen, um sie zu grüßen. Sie würde ein bißchen verlegen werden und sagen: „Ich kam nur hier vorbei — es ist so schön heute abend — was tust du hier?" — „Ich sitze nur hier," würde ich mit unschuldigem Augenaufschlag, gleichsam wie aus weiter Ferne, antworten. — Und wenn sie hört, daß ich an diesem späten Abend nur hier sitze, dann hält sie mich für eine tiefe Seele und einen Träumer, und dann verliebt sie sich in mich ...

Sie war auch am nächsten Abend auf dem Kirchhof, und ein hochmütiger Gedanke fuhr mir durch den Kopf: „Sie ist meinetwegen da!" Aber als ich näher hinsah, entdeckte ich, daß sie an einem Grabe beschäftigt war. Also war sie nicht meinetwegen gekommen. Ich schlich mich wieder in den

Wald, bis zu dem großen Ameisenhaufen hin, und beobachtete die Rehe, solange es noch hell genug war, später lauschte ich auf die Tannenzapfen und die Vogelbeerbüschel, die zu Boden fielen. Ich summte ein Lied vor mich hin, flüsterte und versank in Gedanken. Ab und zu mußte ich aufstehen und hin und her gehen und die vor Kälte erstarrten Glieder bewegen. Die Stunden vergingen; ich war sehr verliebt, wandelte barhäuptig dahin und ließ mich von den Sternen anstarren.

„Wie spät ist es?" konnte Grindhusen fragen, wenn ich in die Scheune trat.

„Es ist elf," antwortete ich. Aber es war schon zwei oder drei Uhr morgens.

„Na, meinst du wirklich, es sei jetzt Schlafenszeit? Zum Henker! Die Leute zu wecken, die schon anständig geschlafen haben!"

Grindhusen wirft sich auf die andere Seite und schläft schon im nächsten Augenblick wieder. Mit Grindhusen war nichts anzufangen.

Aber ach, wie benimmt sich ein älterer Mann, wenn er verliebt ist! Und hatte nicht ich ein Exempel statuieren wollen, wie man Ruhe und Frieden finden könnte!

10

Es kam ein Mann auf den Hof, der sein Maurerwerkzeug zurückhaben wollte. Wie — Grindhusen hatte es also nicht gestohlen? Wie langweilig und mittelmäßig doch alles an Grindhusen war, nichts Großartiges, nichts Außerordentliches!

Ich sagte:

„Du, Grindhusen, du denkst auch an garnichts, als an essen, schlafen und arbeiten. Draußen ist ein Mann, der das Handwerkszeug holen will. Du hast es dir ja nur geborgt, du Tropf!"

„Du bist ein Esel!" sagt Grindhusen beleidigt.

Doch ich versöhnte ihn wieder wie schon so oft: ich gab meinen Worten eine scherzhafte Wendung und lachte darüber.

„Was sollen wir nun tun?" fragte er.

„Gib mir die Hand darauf, daß du es schon weißt," sagte ich.

„Weiß ich es?"

„Ja, wenn ich dich recht kenne."

Und Grindhusen war wieder versöhnt.

Aber als ich ihm in der Mittagpause das Haar schnitt, fühlte er sich wieder beleidigt, weil ich ihm anbefahl, sich den Kopf zu waschen.

„Daß ein Mann bei Jahren, wie du, so verrückt sein kann!" sagte er.

Und Gott mag wissen, ob Grindhusen nicht recht hatte. Er hat noch seine ganze dicke, rote Mähne, obgleich er schon Großvater ist ...

Spukte es jetzt in der Scheune? Wer war eines Tages darin gewesen und hatte aufgeräumt und alles behaglich gemacht? Jeder von uns hatte seine eigene Lagerstatt, ich hatte mir zwei wollene Decken gekauft, er aber schlief jede Nacht ganz angezogen; wie er gerade ging und stand, bohrte er sich irgendwo ins Heu hinein. Jetzt waren meine beiden Decken hübsch zurechtgelegt, daß es mehr wie ein Bett aussah. Ich hatte nichts dagegen. Eine von den Mägden wollte mir wohl zeigen, was der Brauch ist. Mir war es einerlei.

Jetzt sollte ich im zweiten Stockwerk ein Loch in den Boden sägen, aber die Pfarrerin bat mich, bis morgen zu warten, da fahre der Pfarrer in die Filiale und werde dann nicht durch mich gestört. Aber als es morgen war, wurde die Sache wieder verschoben. Fräulein Elisabeth mußte zum Kaufmann gehen, um größere Einkäufe zu machen, und ich sollte sie begleiten, um die Pakete zu tragen.

„Gut," sagte ich, „ich werde nachkommen."

Das liebe Mädchen! — Hatte sie sich entschlossen, meine Begleitung zu ertragen? Sie sagte:

„Aber findest du allein auch den Weg?"

„Jawohl, ich bin schon öfters dagewesen, wir kaufen unsere Lebensmittel dort."

Da ich in meinem lehmigen Arbeitsanzug nicht durch's ganze Dorf wandern konnte, zog ich meine Staatshosen an, behielt aber die Bluse auf dem Leibe. So ging ich ihr nach. Es war über eine halbe Meile; während der letzten Viertelstunde sah ich Fräulein Elisabeth ab und zu vor mir, aber ich gab wohl acht, daß ich ihr nicht zu nahe auf den Fersen folgte. Einmal wendete sie sich um; da machte ich mich ganz klein und drückte mich in den Waldsaum hinein.

(Fortsetzung folgt)

Aus meinem Leben / Von Selma Lagerlöf

Mit fünf Abbildungen

Die erste Prophezeiung

Es läßt sich denken, daß es auf dem alten Herrenhof Morbacka am zwanzigsten November des Jahres 1858 recht unruhig zugegangen ist. Ein Kind ist an diesem Tage zu ziemlich später Abendstunde geboren worden, und so etwas bringt ja immer Verwirrung und Aufregung mit sich, selbst an einem Ort, wo man die Gewohnheit hat, das Leben ruhig zu nehmen und nicht mehr Wesens von einer Sache zu machen, als sie wirklich verdient.

Am dunkeln Abend, so gegen neun Uhr, kommt die Pastorin, die im Nachbarhause wohnt, und steckt den Kopf zur Küchentür herein. Es ist eine kleine, alte Frau, eine Verwandte und gute Freundin, die von allen Menschen Tante Wennervik genannt wird. Sie hat es zu Hause nicht aushalten können, sondern hat einen Schal über den Kopf geworfen, eine Laterne in die Hand genommen und sich auf dem schmalen Abkürzungsweg, der hinter dem Garten läuft, herübergetappt, um zu hören, wie es steht.

Die Pastorin wird gleich in die Kammer neben der Küche geführt. Dort wohnt die alte Frau Lagerlöf, die Witwe des Regimentsschreibers Lagerlöf, noch heute, so wie sie ihr ganzes Leben lang da gewohnt hat, als junges Mädchen und als verheiratete Frau. Sie sitzt, siebzigjährig und weißhaarig, in ihrer Sofaecke und strickt den Enkelkindern Strümpfe, ganz wie immer. Drinnen bei ihr ist alles ruhig, und sie selbst ist ruhig, denn der Sohn, Leutnant Lagerlöf, der nach seines Vaters Tode das Gut übernommen hat, ist eben hier gewesen und hat ihr gesagt, daß das Ärgste überstanden und das Kind zur Welt gekommen ist.

So spät am Tage es auch ist, stellt die Haushälterin doch gleich die Kaffeemaschine aufs Feuer, und bald kommt sie mit einem wohlbesetzten

Kaffeebrett in die Kammer. Nun sitzen Tante Wennervik und die alte Frau Lagerlöf da und trinken ganz allein Kaffee. Tante Wennervik erfährt, daß das jüngste Enkelkind ihrer alten Freundin ein Mädchen ist, und die beiden Alten, die die Grenze des Lebens erreicht haben, sitzen da und sprechen davon, wie es der Neugeborenen, die ihr Leben gerade begonnen hat, einst ergehen werde.

„Es wird ihr so ergehen, wie sie es verdient, weder besser, noch schlechter," sagt die alte Frau Lagerlöf.

„Es kommt auch aufs Glück an, will ich dir sagen, Schwester," meint Tante Wennervik.

Während die Pastorin diese Bemerkung macht, beugt sich die alte Frau Lagerlöf vor und fühlt das große Ridikül an, das Tante Wennervik immer am Arm trägt. Es sind tausend Dinge darin, denn Tante Wennervik ist eine, die für alles Rat weiß und darum beständig zu Hilfe gerufen wird. Sie hat sich erst auf ihre alten Tage mit dem alten Pastor Wennervik verheiratet, der Frau Lagerlöfs Bruder ist; und früher, ehe sie sich verheiratete, ist sie Hausvorsteherin auf vielen großen Gütern gewesen. Darum versteht sie sich auf alles, nicht nur darauf, die feinsten Gewebe aufzuziehen und die größten Hochzeitsschmäuse auszurichten, sondern auch darauf, Kranke zu heilen und junge Bauernmädchen zu tüchtigen Hausmüttern zu erziehen.

Als die alte Frau Lagerlöf das Ridikül befühlt, merkt sie bald, daß außer den Augengläsern und dem Nähzeug und der Medikamentenflasche und dem Riechsalz und dem Webebuch und den Brustpastillen und dem Schlüsselbund noch ein harter, viereckiger Gegenstand darin liegt.

„Ich merke, daß du die Karten mithast, Schwester," sagte sie.

Tante Wennerviks welke Wangen werden ein wenig rot. Sie kann prophezeien, und sie schlägt nie die Karten auf, ohne daß alles, was sie voraussagt, eintritt. Es ist ihre kleine Schwäche, sich zu freuen, wenn man ihre Kunst in Anspruch nimmt; aber das will sie nie zugestehen. Sie beteuert, nicht die geringste Ahnung gehabt zu haben, daß sie die Karten mit hat. Sie kann garnicht begreifen, wie sie in das Ridikül gekommen sind.

„Aber wenn sie nun einmal da sind, kannst du sie doch für das arme Ding, das heute Abend geboren worden ist, aufschlagen," sagt die alte Frau Lagerlöf.

Tante Wennervik ziert sich ein wenig, aber sie ist nicht sehr schwer zu erweichen; und nun wird das Kaffeebrett beiseite gerückt, und die alte Pastorin beginnt, die Karten zu legen. Sie hantiert mit großer übung und Fertigkeit, und wie die alte Frau Lagerlöf dasitzt und sie ansieht, kann sie sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihre alte Schwägerin wie eine richtige Wahrsagerin aussieht. Sie hat einen dunkeln Teint und spielende schwarze Augen und eine lange Hakennase. Auf dem Kopfe trägt sie eine große schwarze Mütze, die mit einer scharfen Schnebbe in die Stirne fällt, und an jeder Schläfe liegen drei Korkzieherlocken. Sie hat kein einziges graues Haar und nicht ein Fleckchen in ihrem Gesicht, das noch nicht von Runzeln übersponnen ist.

Tante Wennervik legt die Karten in vier Reihen: neun Karten in jeder Reihe; und als dies geschehen ist, legt sie den Zeigefinger auf die erste Karte und beginnt zu zählen: eins, zwei, drei, vier bis sechzehn. Sie zählt hinauf und hinunter, von rechts und von links, und bewegt den Finger, während sie zählt, von einer Karte zur anderen. Endlich bleibt sie sitzen und murmelt in sich hinein, als wäre sie nicht recht zufrieden.

„Nun, was siehst du, Schwester?" fragt die alte Frau Lagerlöf.

„Kränklichkeit folgt ihr," antwortete Tante Wennervik, „damit muß sie sich all ihr Lebtag abplagen."

„Ein jeder muß sein Kreuz tragen," sagt die alte Frau Lagerlöf, „sonst wird nichts Rechtes aus einem. Da wird es wohl ein stilles Leben führen, dieses Kind, wenn es kränklich sein wird; und das ist ja ohnehin das beste für den Menschen."

Tante Wennervik legt den Zeigefinger wieder auf die Karten und beginnt von neuem zu zählen. „Es liegen viele und lange Reisen vor diesem Mädchen," sagt sie. „Und viele Male muß sie übersiedeln und ihren Wohnort wechseln."

„Ein rollender Stein deckt sich nicht mit Moos," sagt die alte Frau Lagerlöf. Sie ist nicht recht zufrieden damit, daß die Sohnestochter so eine werden soll, die in Land und Reich herumzieht. „Ich verstehe: wenn sie kränklich ist, dann wird sie auch arm sein und zu den Verwandten herumgeschickt werden", fährt sie fort. „Der hat es schlimm, der nicht arbeiten und sich nützlich machen kann."

„Sie wird all ihr Lebtag arbeiten und sich plagen müssen," sagt Tante

Wennervik nach einer neuen Rechnung. „Darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Schwester."

„Ja so, dann kommt es wohl so, daß sie ihr Brot bei Fremden verdienen und oftmals die Herrschaft wechseln muß," sagt die alte Frau Lagerlöf und seufzt; denn es scheint ihr, die ihr ganzes Leben lang auf dem eigenen Hof gesessen hat, daß ein Leben bei Fremden das Allerärgste sein müsse. Aber da sie es immer gewohnt ist, alles zum besten zu wenden, erhellt sich ihr Gesicht bald. „Es hat dir ja auch nur Segen gebracht, Schwester, bei Fremden zu sein," sagt sie. „Wenn sie ein ebenso tüchtiger Mensch werden kann, dann hat es keine Not."

„Sie wird in ihrem ganzen Leben kein Gewebe aufziehen," sagt Tante Wennervik, die Nase in den Karten und so davon ausgefüllt, die Zukunft zu erforschen, daß sie sich kaum klarmacht, was sie prophezeit. „Sie wird viel mit Büchern und Papieren zu tun haben."

Die alte Frau Lagerlöf beugt sich über die Karten, wie um einen Leitfaden in all dieser Wirrnis zu finden. „Sie wird viel mit Büchern zu tun haben? Du meinst vielleicht, Schwester, daß sie einen armen Geistlichen heiraten wird, der von einem Kirchspiel ins andere ziehen muß und nie zur Ruhe kommt," warf sie hin. „Aber wenn es nur ein ordentlicher Mann ist, der sie gut behandelt. . . ."

Tante Wennervik erhebt den Zeigefinger gerade in die Luft und unterbricht sie. „Willst du, Schwester, daß ich dir sage, wie es ist?" fragt sie.

„Gewiß will ich das," antwortet die alte Frau Lagerlöf.

„Sie wird nie heiraten."

„So, so, sie wird nie heiraten . . . . Na ja, dann bleiben ihr vielleicht viele Sorgen erspart. Aber weißt du, das ist gerade keine gute Prophezeiung, die du mich heute Abend hören läßt, Schwester. Aber du kannst mir doch wenigstens sagen, ob sie ein braver, guter Mensch wird?"

„Gut und freundlich wird sie sein," sagte Tante Wennervik und guckt wieder in die Karten, um nachzusehen, was sie ihr noch weiter zu sagen haben. Aber die alte Frau Lagerlöf unterbricht sie etwas trocken:

„Ich glaube, Schwester, du legst die Karten jetzt zusammen. Ich bin froh, daß ich wenigstens weiß, daß ein ordentlicher Mensch aus ihr wird. Das ist eigentlich das einzige, was man zu wissen braucht."

Oceola

Es gibt ein Buch, das Oceola heißt. Obgleich es möglich sein kann, daß ich mich nicht recht erinnere, und daß es irgendeinen anderen prächtigen exotischen Namen führt. Es ist ein Indianerbuch, wie man heutzutage sagt, aber es ist wohl ursprünglich nicht für Kinder geschrieben, sondern war bestimmt, von großen Leuten gelesen zu werden. Ich weiß nicht, wer es verfaßt hat, ich weiß auch nicht, wann es geschrieben wurde, aber es ist wohl recht alt, da es mehr als vierzig Jahre her ist, seit ich es zum ersten Male gesehen habe.

Ich kann auch nicht sagen, wie es kommt, daß das Buch seinen Weg in mein Heim dort oben in Värmland fand. Es gehörte nicht zu dem Bücherschatz des Hauses, der hauptsächlich aus Versdichtungen bestand und nur ganz wenige Romane umfaßte. Vielleicht hat es ein Besucher mitgebracht, oder auch hat es sich meine Tante, die eine große Romanvertilgerin war, von irgendeinem der Nachbarn ausgeliehen. Aber wie dem auch sein mag, — eines ist sicher, daß es an einem schönen Tage, als ich etwa sieben, acht Jahre alt bin, daheim auf einem Tische liegt, und daß meine Augen darauf fallen.

Ich lese gerne. Ich pflege jeden Tag auf einem Schemelchen neben Mutter zu sitzen, wenn sie an ihrer Näherei arbeitet, und ihr aus Nösselts „Weltgeschichte für Frauenzimmer" vorzulesen. Wir sind durch alle sieben Teile gekommen, aber am besten verstehe ich den ersten Teil mit den vielen Sagen. Ich kann nie aufhören, mich zu freuen, wenn Odysseus heimkehrt und die Freier totschießt; aber Hektors und Andromaches Abschied übergehe ich am liebsten, weil ich ihn nicht lesen kann, ohne zu weinen.

Die Frithjofssage und Andersens Märchen und Fähnrich Ståls Erzählungen sind auch meine guten Freunde, aber einen Roman habe ich noch nie zu lesen versucht. Ich beabsichtige auch garnicht, mich durch dieses dicke Buch durchzuarbeiten. Es kommt mir vor, als müßte man mehrere Jahre brauchen, um es zu Ende zu lesen; ich will nur hineingucken. Aber das Glück will es, daß ich es gerade an der Stelle aufschlage, wo die Heldin des Buches, die junge, schöne Tochter eines Plantagenbesitzers, beim Bade von einem Alligator überrascht wird. Ich lese, wie sie entflieht und verfolgt wird und in Todesgefahr schwebt. Nie zuvor hat mich ein Buch in solche Spannung versetzt. Ich stehe atemlos und lese, bis der junge heldenmütige Indianer zu ihrer

Rettung herbeieilt und nach einem furchtbaren Kampf mit dem Alligator diesem sein Messer in das Herz stößt.

Nun lese ich Seite um Seite, solange man mich in Frieden läßt. Und sowie ich wieder frei bin (denn ich bin ja viele Stunden des Tages damit beschäftigt, bei einer Lehrerin Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen), kehre ich zum Tisch zurück, wo der Roman noch immer liegt, und lese darin.

Ich bin ganz benommen, ganz bezaubert. Tag und Nacht denke ich nur an das Buch. Es ist eine neue Welt, die sich mir ganz plötzlich eröffnet hat. Der ganze Reichtum des Lebens strömt mir zu. Da sind Liebe, Heldenmut, schöne, edle Menschen, niedrige Schurken, Gefahren und Freuden, Glück und Schmerz. Da sind kunstvoll verschlungene Ereignisse, die mich in Spannung und Schrecken versetzen. Da ist alles mögliche, wovon ein kleines, siebenjähriges Kind, das auf einem stillen Herrenhof in Värmland aufgewachsen ist, nie zuvor hat reden hören. Man versetze einen der erwachsenen Bewohner der Erde auf einen Stern im Weltenraume. Ich glaube kaum, daß er diese neue Welt mit glühenderem Eifer untersuchen könnte, mit größerem Interesse, mit einem stärkeren Gefühl, wie wunderbar glücklich er sei, weil er all dies Ungeahnte kennen lernen dürfe.

Selma Lagerlöf
(Acht Jahre alt. Das stehende Kind)

Fortab lese ich alle Romane, die mir in die Hände fallen. Es läßt sich schwer sagen, wieviel ich von ihnen verstand, aber ein unerhörtes Vergnügen bereiteten sie mir. Jetzt sind sie meiner Erinnerung entschwunden, die allermeisten wenigstens.

Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, wundert es mich wohl, daß man mich alles lesen ließ, was ich nur fand. Aber ich begreife, daß es Vater und Mutter schwer fiel, mir etwas abzu-

schlagen. Jene Kränklichkeit, die Tante Wennervik mir prophezeit hatte, war schon eingetreten. Mein eines Bein war schwach, und lange Zeit hindurch konnte ich garnicht gehen. Man fand es nicht zuträglich für mich, daß ich mich mit körperlichen Übungen und Spielen belustigte wie andere Kinder; sondern die Eltern sahen es am liebsten, wenn ich mich still verhielt. Und da sie nun merkten, daß ich glücklich war, wenn ich nur ein Buch in der Hand hatte, waren sie froh, daß ich mich auf diese Weise zerstreuen konnte.

Aber für mich wurde die Bekanntschaft mit diesem Indianerbuch Oceola entscheidend für das ganze Leben. Es erweckte in mir die tiefe, starke Sehnsucht, einmal etwas ebenso Herrliches schaffen zu können. Dieses Buch bewirkte, daß ich von den frühesten Kindheitsjahren an wußte, daß, was ich in kommenden Tagen am liebsten tun wollte, Romane schreiben war.

Ich hatte wohl durch Geschwister und Dienstleute gehört, was die alte Tante Wennervik mir an dem Abend, an dem ich geboren wurde, über meine Zukunft prophezeit hatte. Niemand wurde der Weissagung froh; nur ich selbst, ich war zufrieden, weil sie mir versprach, daß ich viel mit Büchern und Schreiben zu tun haben würde. Nach etwas anderem fragte ich damals nicht. — — —

Ich will auch erzählen, daß es sich vor einigen Jahren, als ich schon ein paar Bücher geschrieben hatte, zutrug, daß ich in dem Bücherstand einer Eisenbahnstation ein kleines, dickes Büchlein erblickte, das „Oceola" hieß. Es war schlecht gedruckt, auf häßlichem grauen Zeitungspapier und in einen schäbigen braunen Umschlag geheftet; es wurde für einen geringen Preis feilgeboten. Ich kaufte es, und als ich im Zuge saß, begann ich darin zu lesen, um zu sehen, ob es wirklich das Wunderbuch meiner Kindheit wäre, das ich hier wiedergefunden hatte. Ich entdeckte auch die Szene mit den Alligator, — es mußte also dasselbe Buch sein.

Aber es war es doch nicht. Dies war ein armseliges, langweiliges, schlecht übersetztes, veraltetes Buch. Es war etwa so, wie wenn man den Geliebten seiner Jugend als hinfälligen Kranken wiedersieht. Ich hatte Angst davor, Angst, daß es das Bild der rechten, der strahlenden Oceola verdunkeln könnte. Ich hatte die größte Lust, es zum Kupeefenster hinauszuwerfen.

Aber das konnte ich doch nicht tun. Es ging nicht an, dieses Buch zum Fenster hinauszuwerfen. Genau bedacht, war etwas Rührendes darin, daß mir ein solches Buch damals soviel Freude hatte schenken können.

Es durfte mit nach Hause kommen, aber dann steckte ich es ganz tief unten in den Bücherschrank, und ich wage es nie mehr anzusehen.

Meine Rose im Walde

Als ich neun Jahre alt bin, geht eine andere der bösen Prophezeiungen der Pastorin Wennervik in Erfüllung. Da mache ich eine lange Reise. Ich werde nach Stockholm geschickt, um Heilung für mein krankes Bein zu suchen, und es wird mir verordnet, eine Kur im gymnastischen Institut durchzumachen. Ich bleibe einen ganzen Winter in Stockholm, und die Behandlung tut mir sehr gut. Als ich im Frühling heimkomme, bin ich ebenso gesund wie andere Kinder, und man merkt es beinahe garnicht, daß ich hinke.

Ich wohne bei nahen Verwandten, die sehr gut gegen mich sind, aber das kann nicht hindern, daß ich mich ein wenig nach Hause sehne. Es fällt mir schwer, mich an das Stadtleben zu gewöhnen. Es ist mir eine Last, daß ich jedesmal, wenn ich ausgehe, Hut und Mantel anziehen muß. Ich mag diese Welt von Steinstraßen nicht, wo die Kinder ebenso ordentlich und still wie die Erwachsenen ihrer Wege gehen müssen. Ich verstehe mich auch nicht auf die Spiele der stockholmer Kinder. Ich kann nicht in ihren kleinen Schlitten fahren, und ich mache mir nichts daraus, mit Puppen zu spielen. Ich fühle mich dumm und ungeschickt in Gesellschaft dieser niedlichen und lebhaften Kinder, und ich habe große Angst, ausgelacht zu werden, weil ich värmländisch spreche.

Aber es gibt Dinge in der Hauptstadt, die über alle Beschreibung herrlich sind und für alle Unannehmlichkeiten Ersatz bieten. So zum Beispiel hat mein Onkel alle Romane Walter Scotts in seinem Bücherschrank, und er leiht sie mir, sodaß ich im Laufe des Winters die ganze Sammlung durchlesen kann. Und dann das Theater!

Bei meinen Verwandten wohnt eine alte treue Dienerin, die dem Haushalt meines Onkels vorgestanden hat, bevor er sich verheiratete. Sie ist zu

alt, um an irgendwelchen Arbeiten teilzunehmen; sie sitzt tagaus, tagein in einem schönen Lehnstuhl in ihrem eigenen Zimmerchen und strickt und häkelt. Onkel ist sehr gut gegen sie. Er ist besorgt, daß ihr die Zeit zu einförmig werden könnte, und steckt ihr nicht selten eine Theaterkarte zu. Aber wenn die Alte ins Theater geht, darf ich mitkommen. Meine Verwandten haben schon entdeckt, welches ungeheure Vergnügen dies mir bereitet, und sie sind vielleicht auch ein klein wenig ängstlich, die Alte ganz allein fortzulassen. Meine Theaterbesuche kosten überdies nichts. Die alte Ursula sagt dem Theaterdiener nur ein gutes Wort, und ich darf mit hinein. Ich bekomme keinen Sitzplatz, sondern muß vor ihr stehen, aber das hat nichts zu bedeuten. Im Theater vergeht die Zeit so rasch, daß ich garnicht müde werde, ehe alles schon vorbei ist.

Es gibt wohl noch heute Menschen, die sich an die ausgetretenen Stufen und die schmalen Gänge im alten Opernhaus erinnern. Und es gibt auch wohl noch den einen oder andern, der sich entsinnt, wie es in den Korridoren roch. Ich komme manchmal im Ausland in irgendein altes Schauspielhaus, wo derselbe Theatergeruch noch herrscht. Und wenn ich ihn spüre, dann werde ich von der Seligkeit der Erwartung erfüllt. Es kommt mir vor, daß ich wieder als ein kleines Kind vor der Logentür stehe und darauf warte, daß der Diener komme und aufschließe.

Ulla und ich, wir sitzen stets in der ersten Reihe der zweiten Galerie. Wir gehen übrigens nicht immer in die Oper, sondern wir gehen auch in das dramatische Theater, aber auch dort haben wir denselben Platz.

Auf diese Weise sehen wir „Die Afrikanerin", „Robert den Teufel", den „Freischütz", „Die Värmländer", „Die schöne Helena", „Die Frauenschule", „Die Blumen im Treibhaus", „Meine Rose im Walde". Das ist wieder eine neue bunte Welt, in die ich geführt werde. Es ist wirklich gut, daß ich am Nähtisch meiner Mutter gesessen und Nössels Weltgeschichte gelesen habe. Wie hätte ich mich sonst zurechtfinden können?

Aber eigentlich ist sie nicht ganz neu. Es ist ja meine ganze Romanwelt, die so illustriert und mir in lebenden Bildern vorgeführt wird. So also sehen sie aus, meine edlen Wilden, meine geharnischten Ritter. So geht ein König gekleidet. So nimmt sich ein Klosterhof aus. In solchen langen, grauen Mänteln wandeln Mönche und Nonnen umher. Ich lerne sturmgepeitschte

Meere, leuchtende Rittersäle und tropische Landschaften kennen. Und ich nehme natürlich alles blutig ernst. Ich verstehe nicht, daß die schöne Helena ein einziger großer Scherz ist. Ich glaube, daß es wirklich so zugegangen sei, als Helena von Paris geraubt wurde, obgleich Nösselt es zu erzählen vergessen hat.

Wir haben ganz denselben Geschmack, die Alte und ich. Wir lieben prächtige Dekorationen, prächtige Kostüme und große Szenen, wo es auf der Bühne von Menschen wimmelt. Und natürlich kümmern wir uns hauptsächlich um die Handlung. Vom Gesang und von der Musik verstehen wir nicht viel. Wir werden eher davon belästigt, weil es uns schwer fällt, die Worte zu hören, und weil wir den Zusammenhang verlieren.

Aus einfachen Stücken, in denen keine Könige und Ritter auftreten, machen wir uns nicht viel, obgleich ich für meinen Teil ein Volksstück wie „Die Värmländer" sehr gerne habe, weil es mich an die Heimat erinnert. Aber die alte Ulla ist unzufrieden, wenn sie nur Bauern auf der Bühne sieht. Sie kränkt mich tief durch die Bemerkung, daß die schöne Helena mit ihrer großen Königsschar doch etwas ganz anderes sei. Ich fühle mich für meine Landsleute verletzt, aber im tiefsten Grunde bin ich eigentlich ihrer Meinung.

Inzwischen geht der Winter zu Ende, und ich darf nach Hause reisen. Und natürlich verfolgt mich die Erinnerung an all das, was ich gesehen habe, und ich erzähle es meinen Geschwistern wieder und wieder.

Eines Tages, als wir aus dem einen oder anderen Anlaß keine Schularbeiten haben, fällt es uns ein, daß wir Theater spielen und eines der Stücke aufführen könnten, die ich in Stockholm gesehen habe. Wir entscheiden uns für „Meine Rose im Walde". Nicht weil es das hübscheste ist, das ich gesehen habe, aber es ist das einfachste, das einzige, das wir uns darstellen zu können getrauen.

Es wird ein anstrengender Tag für mich. Ich bin es, die die Rollen einstudiert, die die Auftretenden unterweist, was sie sagen und tun sollen. Wir haben kein Textbuch, sondern alles muß so gemacht werden, wie ich es in der Erinnerung habe. Ich verwandle mit Hilfe von Decken und Tüchern die Kinderstube in eine Bühne. Ich wähle die Kostüme aus, ich erkläre, wie die Mitwirkenden frisiert und geschminkt sein müssen. Ich bin ja die einzige, die einige Erfahrung in allen diesen Dingen hat.

Noch vor dem Abend ist alles fertig, und das Schauspiel geht in Szene. Zuschauer sind Vater, Mutter, Tante, die Erzieherin, die Haushälterin und ein paar Dienstmädchen. Sie sitzen alle in einer engen Türöffnung und können nicht viel von der Bühne sehen. Aber das macht nichts. Sie unterhalten sich doch unbeschreiblich gut.

Wir haben ein junges Mädchen als Pensionärin im Hause. Sie ist sehr reizend und geht in einem alten Ballkleid meiner Mutter umher und spielt die Liebhaberin: „Meine Rose im Walde." Meine älteste Schwester, die auch zwölf Jahre ist, hat sich mit Vaters alleráltester Uniformjacke herausstaffiert und spielt den Liebhaber. Sie ist ganz unbeschreiblich niedlich. Sie hat wirklich Anlagen für den schauspielerischen Beruf. Unsere Kammerjungfer gibt die Rolle der Haushälterin, und ich selbst habe es übernommen, einen siebzigjährigen Greis zu spielen. Es muß ein Greis mit langem, weißem Haar im Stücke vorkommen, und ich wähle diese Rolle, weil mein Haar sehr lang und ganz weiß ist.

Wir haben einen großen, großen Erfolg. Ich möchte wissen, was der alte Franz Hedberg gesagt haben würde, wenn er sein Stück auf diese Weise aufgeführt gesehen hätte, aber auch er wäre vielleicht mit uns zufrieden gewesen.

Doch von diesem Tage an träume ich nicht nur davon, Romane zu schreiben. Jetzt will ich auch Theaterstücke verfassen. Ich sehne mich danach, erwachsen zu sein, damit ich nicht mehr am Schultisch sitzen und meine Zeit mit Lektionen und Aufgaben vergeuden muß.

Wie dunkel ist es doch unter der Linde

Es ist ein schöner Frühlingsabend, und ich gehe in dem kleinen Hain hinter dem Garten auf und ab. Sowie ich auf einem der geschlängelten Pfade an die Grenze des Haines komme, schlägt mir das blendendste Licht entgegen. Weite Fluren breiten sich vor mir aus, und der Sonnenschein zittert in dem feuchten Dunst, der von den frischgepflügten Feldern aufsteigt. Auf einer Seite leuchtet die Luft wie Purpur, auf der anderen sieht es aus, als wäre sie von Goldstaub erfüllt.

Drinnen unter den Bäumen ist es jedoch merkwürdig finster. Sie haben sich erst ganz kürzlich belaubt, ich bin das grüne Dunkel noch nicht gewohnt, das im Sommer unter ihnen zu herrschen pflegt. Ganz plötzlich, gerade als ich aus dem Licht vor dem Hain wieder unter die Bäume trete, kommen mir ein paar Reime auf die Lippen:

Wie dunkel ist es doch unter der Linde,
Wie ängstlich still wehen die Winde.

Was nun? Was war das? Ich stehe da und wage kaum zu atmen. Das sind ja Reime. Das ist ja ein Vers. Kann ich Verse machen?

Ich bin fünfzehn Jahre, und ich habe alle Dichter gelesen, die wir zu Hause haben: Tegnèr, Runeberg, Frau Lengren, Stagnelius, Vitalis, Belman, Wallin, Dahlgren. Aber nie zuvor ist es mir eingefallen, daß ich Verse schreiben könnte. Verse machen, das ist ja etwas Hohes und Heiliges. Seine Gedanken in Reim und Metrum niederschreiben zu können, das ist eine Gabe, die nur den Auserwählten der Menschheit beschieden ist.

Aber jetzt habe auch ich ein paar gereimte Zeilen zusammengestellt. Ich wiederhole sie mir ein Mal ums andere. Ich spreche sie halblaut. Ich singe sie leise. Aber ich versuche nicht, weitere Zeilen hinzuzufügen. Ich bin viel zu erstaunt darüber, was mir widerfahren ist.

Stelle dir vor, daß du als armes Bettelkind aufgewachsen bist und ganz plötzlich die Gewißheit erlangst, ein Königskind zu sein!

Stelle dir vor, daß du blind warst und plötzlich sehend wirst, daß du bettelarm gewesen und auf einmal reich bist, daß du ausgestoßen und freundlos warst und ganz unvermutet einer großen, warmen Liebe begegnest! Stelle dir was du willst an großem unerwartetem Glück vor, und du wirst dir doch kein größeres denken können, als das ich in diesem Augenblick empfand.

Ich konnte reimen. Ich konnte Verse machen. Ich hatte dieselbe Gabe wie Tegnèr, Runeberg, Wallin. Ich würde werden wie einer von ihnen.

Ich hatte ja schon lange daran gedacht, Romane und Theaterstücke zu schreiben. Aber das ist lange nicht so merkwürdig wie Verse schreiben. Das ist nur hübsch und vergnüglich; aber Verse — das ist das Hohe und Edle. Das ist das Ruhmvolle und Anbetungswürdige. Das ist das Allerwunderbarste.

Ich verschweige den Meinen die große Entdeckung. Aber ich gehe den ganzen Tag wie im Taumel herum, höre garnicht, was man mir sagt, sondern antworte ganz verkehrt.

Ich sehe uns noch alle an jenem Tag beim Abendbrot vor mir. Da sitzt Vater und da Mutter. Da sind meine Schwestern, die Tante, die Erzieherin. Und da bin ich selbst, klein und blaß, mit langem Haar, ganz wie alle anderen Kinder. Vater führt wie gewöhnlich das Wort. Er scherzt mit der Tante und der Erzieherin. Es geht fröhlich und munter her, aber das Gespräch bewegt sich um die alleralltäglichsten Dinge. Was würden sie sagen, die anderen, wenn sie eine Ahnung von den wilden Hoffnungen hätten, die in meinem Kopfe stürmen!

Selma Lagerlöf
(Sechzehn Jahre alt)

Was mich beunruhigt, ist Tante Wennerviks Weissagung. Darin kam nichts davon vor, daß ich etwas Großes und Merkwürdiges werden solle. Aber wer Verse schreibt, der ist doch eine Größe, der ist fast noch mehr als ein König. Ich bekomme Angst, daß ich mich geirrt haben könnte, daß ich doch nicht die Göttergabe hätte.

Da wiederhole ich mir selbst den kleinen Reim, und wieder fühle ich mich unendlich stolz, unendlich glücklich.

Als es endlich Nacht wird, will ich versuchen, was diese neue Gabe vermag; und ich beginne ganz getrost, ein Poem zu verfassen. Ich liege bis zum Morgen wach und binde und knüpfe Wort an Wort. Ich füge Verszeile an Verszeile und habe bis zum Morgen eine Menge Strophen fertig.

Aber das Gedicht ist nicht das Merkwürdige für mich. Das Merkwürdige ist, daß ich die Gabe habe, daß ich reimen kann, daß ich zu den Auserwählten gehöre.

In den nächsten Jahren schreibe ich zur Zeit und zur Unzeit, früh und spät, Tag und Nacht Verse. Der größte Teil von diesen Dichtungen ist vernichtet; und das wenige was übrig ist, ist recht schwach.

Von dieser ganzen Schriftstellerei gibt es nur ein kleines Stückchen, an dem ich meine Freude habe, und das ich mir zuweilen selbst wiederhole, wenn ich unter dem Dunkel der Bäume stehe und das Licht der Abendsonne über Flur und Tal lodern sehe:

Wie dunkel ist es doch unter der Linde
Wie ängstlich still wehen die Winde.

Die Aufnahmeprüfung

Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt und befinde mich wieder in Stockholm, in demselben freundlichen Heim, das mich aufnahm, als ich ein neunjähriges Kind war. Ich bin in die Hauptstadt gekommen, um Aufnahme in dem Höheren Lehrerinnenseminar zu finden. Ich habe die Prüfung gemacht; gestern war der letzte Tag, und nun sitze ich da und warte darauf, zu hören, ob ich durchgekommen bin, ob ich in die Anstalt aufgenommen werde.

Das ist ein langer Tag. Es ist fast unmöglich, ihn zu Ende zu bringen. Wir sind beinahe eine ganze Woche geprüft worden, und das war nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Es waren Tage voll starker Spannung, aber es ist doch immer etwas vorgegangen. Es war Kampf und Wettbewerb, und bisweilen ist es sogar ganz lustig gewesen. Die Prüfer waren äußerst wohlwollend und haben keine übertriebenen Ansprüche gestellt. Im großen und ganzen glaube ich, daß ich bei den Prüfungen ganz gut bestanden habe. Aber unglücklicherweise genügt es nicht, wenn man gut besteht, man muß es auch noch besser machen als viele andre.

Nicht mehr als fünfundzwanzig Schülerinnen können jedes Jahr ins Seminar eintreten; und es sind neunundvierzig, die Aufnahme suchen. Darin liegt das Schreckliche. Wir sind in kleinen Gruppen von drei und drei geprüft worden; und darum weiß ich nicht, wie die anderen die Probe bestanden haben. Aber ich denke mir, daß diese andern in ordentliche Schulen in Städten gegangen sein werden. Sie haben nicht ihr ganzes Leben lang auf

dem Lande gewohnt und ihre ganze freie Zeit dazu verwendet, unnütze Verse zu schreiben. Es ist nur natürlich, wenn sie alle viel besser beschlagen sind als ich.

Dieses ganze letzte Jahr habe ich in Stockholm verbracht und habe einen Kurs absolviert, mich für diese Aufnahmeprüfung vorzubereiten. Aber es ist ja nur ein Jahr, in dem ich ordentlich studiert habe. Die andern haben große achtklassige Schulen durchgemacht . . .

Wir sollen unser Schicksal erst spät am Nachmittag erfahren. Zu denen, die die Prüfung nicht bestanden haben, kommt ein Diener mit einem Brief, der ihnen mitteilt, daß sie in diesem Jahre nicht in das Seminar aufgenommen werden können. Bin ich hingegen glücklich durch, so bekomme ich keinen Brief, gar keine Nachricht. Dann kann ich am nächsten Morgen ganz ruhig zum Seminar hinaufwandern und meine Studien beginnen. Aber noch ist es mitten am Tage. Es müssen noch viele Stunden hingehen, ehe ich ernstlich den Diener mit dem gefürchteten Brief erwarten kann.

Die Verwandten haben Mitleid mit mir; aber was können sie tun, mir zu helfen! Es gibt nichts, was meine Unruhe zerstreuen könnte. Wir sitzen da und plaudern, aber ich kann nicht recht folgen. Die Gedanken kehren immer zu der Frage zurück, ob ich nicht die mathematische Aufgabe ganz falsch gelöst habe, und ob ich bei der mündlichen Prüfung im Schwedischen nicht am Ende sehr schlecht bestanden habe.

Ich hoffe und bete, daß ich durchkomme, nicht weil ich genug weiß und kann, sondern weil ich es nötiger brauche als irgendeine andre.

Selma Lagerlöf
(Einunddreißig Jahre alt)

Davon bin ich ganz überzeugt. Es ist nicht möglich, daß irgendeine von allen denen, die Aufnahme suchen, diese drei Jahre kostenlosen Unterricht, die das Seminar bietet, ebenso notwendig brauchte wie ich. Wenn es mir jetzt mißlingt, dann ist es aus mit mir, dann muß ich mir eine kleine Gouvernantenstelle mit ein paar hundert Kronen Lohn suchen, oder ich muß auch nach Hause zurückfahren und in der Wirtschaft mitarbeiten. Ich muß etwas lernen, sonst kann ich das Ziel meines Lebens nicht erreichen. Ich bin jetzt nicht mehr so kindisch. Ich glaube nicht, daß man etwas werden kann, wenn man nur umhergeht und wünscht und träumt. Ich weiß, daß ich Kenntnisse brauche, um Schriftstellerin werden zu können.

Ich weiß auch, daß ich Kenntnisse brauche, um leben zu können. Wir sind daheim in letzter Zeit so arm geworden. Ich weiß, daß ich es lernen muß, mir selbst mein Brot zu verdienen, wenn ich nicht ins Elend kommen soll.

Allen die andern, die Aufnahme suchen, handeln wohl kaum dem Willen ihres Vaters zuwider, sie haben sich sicherlich nicht die Erlaubnis erzwingen müssen, von daheim fortzufahren. Bei ihnen zu Hause hat man vielleicht nicht mehr den alten Aberglauben, daß ein Mädchen es nicht nötig habe, etwas Ordentliches zu können. Und wenn es ihnen heute schlecht ergeht, so dürfen sie es vielleicht nächstes Jahr noch einmal versuchen. Aber ich darf das nicht. Wenn es mir jetzt mißlingt, bekomme ich niemals die Erlaubnis von Vater, es noch einmal zu versuchen.

Die andern sind vielleicht nicht so arm wie ich. Sie können vielleicht von anderer Seite Unterstützung für das Studium finden. Aber für mich ist das unmöglich. Vater kann mir kein Geld geben; und wohl größtenteils deshalb hat er soviel Einwände dagegen, daß ich in die Welt hinausziehe. Aber komme ich nur in das Seminar, dann habe ich eine gesicherte Laufbahn vor mir, dann macht es nicht soviel, daß ich kein Geld habe, dann leiht man mir vielleicht etwas, sodaß ich mich während der Kurse in Stockholm erhalten kann. Wenn ich aber nicht hineinkomme, — wer sollte mir dann helfen wollen!

Wie langsam die Zeit an diesem Tage vergeht! Ich weiß rein nicht, womit ich mich beschäftigen soll. Ich wage nicht auszugehen; denn man denke: wenn der Brief käme, während ich fort bin! Ich kann mich auch nicht hinsetzen und lesen. Die Prüfung ist zu Ende, es kann mir nichts mehr helfen,

was ich auch studiere. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als still zu sitzen und zu warten.

Mein ganzes früheres Leben lang habe ich gewartet, aber in andrer Weise. Ich habe darauf gewartet, entdeckt zu werden, gewartet, daß jemand komme und meine Schauspiele, meine Romane, meine Verse lesen und sie außerordentlich schön und genial finde. Jedesmal, wenn ich sie einem zeigte, habe ich gehofft, daß dieses Wunder geschehen würde.

Und einmal war es auch sehr nahe daran. Bei einem unserer Nachbarn fand eine Hochzeit statt, und ich war Brautjungfer. Beim Mittagessen brachte einer der Brautführer ein Gedicht auf die Kranzeljungfern zum Vortrag, und ich hielt die Rede auf die Brautführer, auch in Versen. Wir hatten natürlich alle beide großen Erfolg. Man hat ja immer Erfolg, wenn man Gelegenheitsverse vorträgt.

Aber ein Weilchen nach dem Mittagessen kam Mutter zu mir und sagte, daß Eva Fryxell mit mir sprechen wolle.

Eva Fryxell war die Tochter des großen Historikers Anders Fryxell, der Probst in der Nachbargemeinde war. Sie war selbst Schriftstellerin und dazu eine hochgebildete Dame. Sie pflegte die Winter in Stockholm zu verbringen, wo sie in den literarischen Kreisen jener Zeit verkehrte.

Sie hatte mich die Verse sprechen hören, und nun wollte sie mit mir reden.

Sie fragte mich, ob ich zu schriftstellern pflege, und ob ich schon viele Gedichte geschrieben habe. Sie forderte mich auf, ihr meine besten Sachen zu schicken. Sie wolle versuchen, sie in einer Zeitung unterzubringen.

Sie war sehr freundlich, und sie machte mich sehr, sehr glücklich.

Aber dann verging der ganze Herbst, der ganze Winter, ohne daß ich etwas von ihr hörte. Endlich im Frühling kam ein großer Brief von Eva Fryxell. Sie schickte mir alle meine Gedichte zurück: keine Zeitschrift hatte sie annehmen wollen. Aber sie schrieb nicht nur davon. Sie schrieb, ich müsse es so einrichten, daß ich in die Welt hinauskomme. Ich müsse arbeiten, etwas lernen, sonst könne nie etwas aus mir werden.

Und wohl hauptsächlich auf ihre Ratschläge hin hatte ich mich vor einem Jahre von daheim losgerissen. Das ganze letzte Jahr hatte ich kaum eine Zeile gedichtet, sondern nur studiert, nur gearbeitet, all das nachzuholen, was mir fehlte.

Und die Liebe zu den Studien war in mir erwacht. Ich sehnte mich nach diesen drei Jahren auf dem Seminar, nach diesen drei Jahren der starken intensiven Arbeit und des Fortschreitens.

Ab und zu klingelt es draußen, dann schrecke ich auf und frage mich, ob das der Diener mit dem furchtbaren Brief sei. Man hat mir gesagt, er könne nicht vor fünf Uhr nachmittag kommen, aber — wer weiß! — es wäre ja möglich, daß die Entscheidung in diesem Jahre früher fiele.

Die Hoffnung sinkt mit jedem Augenblick. Natürlich wissen alle die anderen mehr als ich. Und natürlich habe ich oft unrichtig geantwortet, wenn ich es auch selber nicht bemerkt habe.

Es schlägt drei Uhr. Noch zwei Stunden, ehe man ernstlich eine Entscheidung erwarten kann ...! Da läutet es wieder.

Die kommt, ist eine Verwandte und Kollegin von mir. Sie will auch heuer in das Seminar eintreten, so wie ich, und wir sind bei der Prüfung in derselben Gruppe gewesen.

Sie kommt ganz glücklich und atemlos, um zu berichten, daß wir alle beide durchgekommen sind, sie und ich. Sie hat es von wohlunterrichteter Seite. Sie will nicht sagen, woher sie es weiß, aber sicher sei es. Ich solle es niemand sagen, — sie ist eben nur geschwind heraufgelaufen, damit ich mich nicht länger beunruhige.

Ich weiß nicht, was ich sage oder tue. Ich weiß nicht, ob ich ihr danke. Ich stürze nur fort, ans äußerste Ende der Wohnung, um allein zu sein.

Es ist nun ganz vorbei mit meiner Selbstbeherrschung. Ich zittere und bebe und kann mich nicht stillhalten. Und die Tränen stürzen mir aus den Augen.

Ich fühle, daß ich das Ärgste überwunden habe. Ich bin nicht mehr hilflos und abhängig. Ich habe eine Laufbahn vor mir. Ich werde imstande sein, mir selbst mein Brot zu verdienen. Ich werde selbst über mein Tun und Lassen bestimmen. Künftighin hängt es von mir selbst ab, ob ich das erreichen werde, was ich erreichen will.

„Sie wird all ihr Lebtag arbeiten und sich plagen müssen," hatte Tante Wennervik gesagt, und ich freue mich darüber und hoffe, daß es eintrifft.

Die zweite Prophezeiung

Es ist im Grand Hotel in Jerusalem, an einem Märzabend des Jahres 1900. Ich bin von unserm syrischen Dragoman aus meinem Zimmer gerufen worden, einen Gast zu empfangen. Aber dieser Gast kann nicht in mein Zimmer geführt werden, auch nicht in den großen Empfangssalon. Jemil, der Dragoman, glaubt ihn nicht weiter führen zu dürfen als bis in die Vorhalle des Hotels, und ich muß mich dorthin begeben, ihn zu begrüßen.

Das ist auch nicht zu verwundern, denn mein Gast hat kein einnehmendes Aussehen. Es ist ein alter Neger von einer furchtbar häßlichen Rasse. Mit seinen wulstigen Lippen, den langen Affenarmen, seinem großen, plumpen Körper, seiner groben, rindenähnlichen Haut, seinen starken, angeschwollenen Muskeln macht er den Eindruck, als gehöre er jener Menschenwelt an, die vor der Sintflut da war. Und dieser abstoßende Mensch ist nicht in etwas gehüllt, was man Kleider nennen könnte. Er ist in lange, schmutzigweiße Tücher gerollt und gewickelt. Die Füsse sind nackt, und über den Kopf hängt ihm ein Zipfel desselben Tuches, das um den Körper geschlungen ist.

Vor einigen Tagen hat Jemil mich und meine Reisegenossin, Frau Sophie Elkan, durch die ehrwürdige alte Moschee El Aksa in Jerusalem geführt, und wir wunderten uns damals, in der Fensternische eines Seitenganges eine schmutzige, zerfetzte Decke ausgebreitet zu sehen. Jemil erklärte uns, daß sich in dieser Fensternische ein Wahrsager aufzuhalten pflege, der den Besuchern Aufklärungen über ihre künftigen Schicksale gebe. Ich bedauerte, daß er nicht auf seinem Platze war. Ich hätte mir gerne von einem richtigen Wahrsager prophezeien lassen, in einem Tempel, der auf demselben Grund errichtet war wie der Salamos.

Und nun hat der Dragoman den Wahrsager aufgesucht und ihn in das Hotel gebracht, damit ich mir wirklich in Jerusalem prophezeien lassen kann.

Es ist nicht so feierlich, sich in der Vorhalle des Hotels wahrsagen zu lassen, wo Diener und Reisende hinaus- und hereinströmen, als es in El Aksa gewesen wäre; aber ich habe keine Wahl. Wir gehen alle drei zu einem Tisch, der in einer Ecke steht. Der Wahrsager zieht einen Beutel hervor, den er unter seinen Tüchern verborgen gehalten hat, knüpft ihn auf und

schüttet eine ziemlich dicke Lage grauweißen Sand auf den Tisch, zweifelsohne eine Art Meersand, denn ich sehe, daß eine Menge zerbrochne Muscheln darin sind.

Während ich so stehe und die Vorbereitungen betrachte, muß ich unwillkürlich an die alte Tante Wennervik und ihre Wahrsagekunst denken, und ich bin gespannt, ob dieser schmutzige Neger sich ihr überlegen zeigen wird.

Sowie der Sand ausgebreitet ist, sagt der Wahrsager ein paar Worte auf Arabisch, die der Dragoman ins Englische übersetzt.

„Er bittet die Lady an etwas zu denken, worüber sie Aufklärung wünscht. Die Lady soll nicht sagen, woran sie denkt, sondern es nur eine Zeitlang in Gedanken festhalten, dann wird sie Antwort bekommen."

Einen Augenblick stehe ich verdutzt da. Liegt nicht eine unüberbrückbare Kluft zwischen mir und diesem Negerwahrsager? Wir haben in verschiedenen Welten gelebt, sind auf verschiedenen Pfaden gewandelt. Was sollte ich denken können, das innerhalb seiner Gedankensphäre läge! Während meines ganzen Aufenthalts in Jerusalem habe ich nur an eine einzige Sache gedacht. Ich habe die ganze Reise hierher in das Morgenland einzig und allein unternommen, um schwedische Bauern zu besuchen, die hierher ausgewandert sind und gemeinsam mit einigen Amerikanern eine Kolonie gegründet haben. Ich habe sie hier draußen sehen wollen, um ein Buch über sie zu schreiben.

Selma Lagerlöf 1900

Und ich bin mehrere Male bei ihnen gewesen, habe an ihrem Tisch gegessen, ihre Schulen besucht, sie in ihren

Werkstätten und Küchen arbeiten sehen, ich bin in ihren selbstverfertigten Wagen gefahren, bin auf Teppichen gegangen und habe auf Stühlen gesessen, die sie selbst gemacht haben. Ich habe sie von ihrer Lehre sprechen hören. Ich habe nichts an ihnen gefunden, das nicht gut, ehrlich und aufrichtig gewesen wäre.

Ich war so froh, als ich hier draußen im Morgenlande ihre guten, schwedischen Gesichter erblickte und ihre treuherzigen, schwedischen Worte hörte, daß mir die Tränen in die Augen traten. Ich habe ihrem schönen Gottesdienste beigewohnt, ich habe sie ihre Abschiedslieder an uns, ihre schwedischen Gäste, singen hören. Ich habe sie einig, glücklich, geduldig gefunden, und ich brenne vor Sehnsucht, ein Buch über sie zu schreiben.

Aber zugleich läßt mich vieles befürchten, daß ich nie imstande sein würde, dieses Buch zu schreiben. Jeden Tag kommen mir neue Zweifel und Besorgnisse. Nicht nur, daß der Stoff für meine Kräfte zu schwer ist, — noch eine Menge andre Dinge machen mir Angst. Ich gehe in einem Zweifel, einer Unentschlossenheit umher, die beinahe qualvoll geworden ist.

Es handelt sich für mich um etwas Ernstes. Diese ganze lange Reise wäre vergebens gewesen, wenn ich dieses Buch nicht schreiben könnte. Zeit, Mühe und Geld nutzlos vergeudet ... Das ist kein Spaß.

Mich selbst frage ich alle Tage: Wird daraus ein Buch werden können? Wird es je geschrieben werden? Wird irgendein Mensch es lesen wollen?

Aber kann man diesem Neger solche Frage stellen? Hat solch ein Urzeitwesen je ein Buch gesehen? Hat es eine Ahnung davon, was überhaupt ein Roman ist?

Aber da es ja doch nichts andres gibt, was ich in diesem Augenblick wissen wollte, entschließe ich mich, einen Versuch zu machen. Und ich hefte meinen Gedanken auf dieses: „Wird es mir gelingen, ein Buch über die Schweden hier draußen in Jerusalem zu schreiben?"

Der Wahrsager erhebt seine Hand über den Sand, den er vor sich ausgebreitet hat. Er streckt einen dicken Zeigefinger aus, an dem ein Nagel sitzt, der einer Tierkralle gleicht, und macht einige Linien und Löcher, die er dann sehr eingehend betrachtet. Es dauert ziemlich lange, bevor er zu sprechen anfängt. Aber plötzlich wendet er sich an den Dragoman und spricht eine Menge unverständlicher Worte.

Selma Lagerlöf 1908

„Er sagt, daß die Lady an etwas denkt, was sie auf ein Papier schreiben will," übersetzt Jemil. „Er bittet die Lady, sich nicht zu beunruhigen. Was sie zu tun gedenkt, wird ihr gelingen."

Ich bin wirklich ein wenig erstaunt. Das sieht aus, als könnte er Gedanken lesen, dieser schmutzige alte Neger.

Digitized by Google

Er betrachtet mich abwartend, und ich bitte den Dragoman, ihm zu erklären, daß er eine richtige Antwort gegeben habe, und daß ich sehr zufrieden sei.

Sogleich fährt er über den Sand, sodaß er wieder ganz glatt daliegt, und bittet mich dann, noch eine stumme Frage zu stellen.

Diesmal besinne ich mich nicht lange. Wir wollen Jerusalem am nächsten Tage verlassen, um nach Nazareth, Tiberias, Damaskus zu reisen. Ich frage nur: „Werden wir eine gute Reise haben? Werden wir alles sehen, was wir zu sehen wünschen?"

Es dauert nicht lange, so beginnt der Wahrsager wieder zu sprechen. Aber er gibt keine Antwort auf meine Frage, sondern bittet mich, ihm meine Hände zu zeigen, meine beiden Hände.

Ich strecke die Hände mit den Handflächen nach oben aus. Der Wahrsager betrachtet sie, macht einen Schritt zurück und erhebt die Arme zum Himmel. Die Worte stürzen über seine Lippen. Er ist offenbar erregt.

„Was gibt es? Was sagt er?" frage ich den Dragoman.

„Er sagt, daß die Lady an einen Weg denkt, der vor ihr liegt," antwortet dieser, „und er versichert, daß die Lady eine gute Reise haben wird. Er sagt weiter, daß diese Lady Sultan Ibrahim il Kalils und Sultan Solimans Zeichen auf ihren Händen hat. Er sagt, daß dieser Lady alles gelingen wird. Diese Lady hat einen sehr starken Stern."

Ich bitte den Dragoman, ihm zu versichern, daß ich sehr erfreut über seine Antwort bin, und ich frage nicht weiter, sondern bezahle ihm seinen Frank. Nun ich erfahren habe, daß ich Abrahams und Salomos Zeichen in meinen Händen trage, muß ich ja wohl zufrieden sein.

Während ich in mein Zimmer zurückkehre, denke ich an Tante Wennervik und frage mich, was sie dazu sagen würde.

In demselben Augenblick ist es mir, als wenn eine harte und klare Stimme mir im traulichsten Värmländisch ins Ohr sagte:

„Das mußt du doch wissen, Kind, daß sich diese Orientalen, auch wenn sie in Fetzen gehen und häßlich wie die Affen sind, doch besser darauf verstehen, zu schmeicheln und schöne Dinge zu sagen als wir andern, namentlich wenn es sich darum handelt, ein paar Groschen zu verdienen. Aber auf meine Prophezeiung kannst du dich verlassen. Die ist nicht bezahlt. Reisen wirst

du machen, Arbeit wirst du haben, und Bücher schreiben wirst du, und so richtig gesund wirst du nie. Und so wird dein Leben hingehen."

„Ja, das ist wahr," antworte ich, „aber du verstehst den Sinn seiner Worte nicht. Er will nur sagen, daß, wer in reifen Jahren seine Kindheitsträume erfüllen darf, das Glück der alten Weisen besitzt und von einem guten Stern geleitet wird."

Don Juan d'Austria

Fragmente von Fritz Mauthner

(Schluß)

Bevor aber der Prinz von Helsingör auch sein Mädchen völlig versöhnt hatte, öffnete sich eine breite Seitentür, und auf den Schultern von vier Studenten, umdrängt von einer kleinen Schar trunkener Jünglinge und Mädchen wurde ein wunderschönes splitternacktes Weib hereingetragen. Mitten im Saale stellte sie sich auf einen kleinen Tisch, sagte in schlechtem Italienisch unflätige Dinge und führte geschickt und hübsch einen noch unflätigeren Tanz vor. Während dieses Tanzes und nachher steigerte sich das Treiben der Studenten zu einem so wüsten Bacchanal, daß der Prinz endlich auf den Gedanken kam, er befände sich nicht in dem Hause des Adels und der Liebe, das der alte Wunderrabbi in ferner Zukunft geschaut hatte, er befände sich vielmehr in einem schlechten Hause, wie es deren ja auch im Lande seines Vaters gab.

„Wissen's, Freunderl," rief ihm jetzt der böhmische Magnat zu, der den neuen Ankömmling seit dem Faustschlag und der kommentgemäßen Herausforderung begönnerte. „Wissen's, Freunderl, die Mädel hier im Hause waren schon zu langweilig geworden. Da haben wir uns diese berühmte Hure aus Venedig bestellt. Da hilft kein Huß und kein Luther. Unser Geld geht doch nach Italien."

„Ich fange an zu begreifen," sagte der Prinz von Helsingör nachdenklich, „daß ich hier in einem Frauenhause bin und nicht auf der hohen Schule. Wie aber war dieser Irrtum möglich? Ich habe doch den Pedellen ganz deutlich

nach dem Hause des Adels und der Liebe gefragt, nach dem Orte, wo die feinste Blüte der Jugend die feinsten Kenntnisse erwirbt. Er hat mich deutlich hierher gewiesen. Sein Weib sogar hat mich hierher geleitet; damit ich den Weg gewiß nicht verfehle."

Wieherndes Gelächter folgte jedem Satze. Jetzt brach ein wahrer Aufstand los. Die Studenten jauchzten vor Vergnügen. Die Mädchen schrieen, und eine schluchzte vor Rührung. Der schwärzliche Magnat schlug mit seinem Degen ein venezianisches Glas entzwei, daß es hell erklirrte. So verschaffte er sich Gehör genug, um wenigstens in der Hauptsache verständlich zu werden, als er jetzt mit übertriebenem Ernste dergestalt redete:

„Kommilitonen! Unerhörter Frevel ist geschehen. Dieser krasse Fuchs hat ein crimen laesae Wollustatis begangen. Er hat die Universitas mit der Cunniversitas verwechselt. Gericht! Haltet Gericht über ihn!"

Tobende Zustimmung ertönte von allen Seiten. „Ein Biergericht! Ein Biergericht!" Rasch waren die Rollen verteilt. Zwei Richter wurden ernannt und der böhmische Magnat zum Präsidenten. Ankläger wurde ein bemoostes Haupt, ein rundlicher Herr aus Wien, der seit drei Wochen keinen Schritt aus dem Frauenhause gesetzt hatte. Zur Rolle des Verteidigers erbot sich mit blitzenden Augen ein entlaufener englischer Mönch, jetzt Sir John genannt, der im Verdachte stand, ein Libell über die vier Betrüger verfaßt zu haben.

„Und der lange Manchaner soll Scharfrichter sein."

Wieder lärmende Zustimmung.

In einer Ecke des Saales erhob sich die wunderbarste Menschengestalt. Gut um einen Kopf größer als die längsten unter den Studenten war der Spanier, den sie den Manchaner nannten, Don Alonso Quijano aus der Provinz Mancha. Kohlschwarzes krauses Haar hob sich scharf von dem gelblichen Gesichte ab; unter der Haut aber spielte das rote Blut so sichtbar, daß man jede Erregung im Augenblicke erkennen konnte. Auch wenn seine prachtvollen träumerischen Augen nicht dem bessern Beobachter jede Erregung sonst verraten hätten. Als ob dem Manchaner seine eigene Gestalt zu groß oder der Kopf mit der gewaltigen Habichtsnase zu schwer gewesen wäre, so ging er etwas vornübergebeugt. Die Arme ließ er lässig hängen, als wüßte er, gleich einem schlechten Schauspieler, nicht den rechten Gebrauch von ihnen zu machen. An der linken Seite hing ihm anstatt eines Degens ein schwerer

Reiterpallasch. Und wie der rechte Arm beim Gehen pendelte, da war es immer, als müßte die lange Hand den Korb des Säbels ergreifen.

Der Manchaner stellte sich neben den Prinzen von Helsingör, als wäre dort sein Platz vorher bestimmt. Mit zornbebender Stimme und doch ausgesucht höflich sagte er:

„Eher den Tod, als die Rolle des Scharfrichters. Ich werde mit den Herren nachher abrechnen, wenn diese Sache erst nach Sitte und Ordnung geregelt ist. Alle, die gelacht haben, fordere ich vor mein Schwert. Es ist furchtbar, wie gemein das Lachen unter den Menschen geworden ist. Was aber den Rechtsstreit dieses Herren anbelangt, so habe ich etwas traurig Grauenhaftes zu bekennen und hinzuzufügen. Auch ich verkehre hier durch einen unseligen Irrtum. Seit zwei Tagen. Gestern in der Morgenstunde fragte ich den Pedellen, ob ein spanischer Hidalgo wohl Zutritt hätte zu dem Schlosse, in welchem fürstliche Frauen ritterlicher Jugend Preis und Wonne gewähren. Er wies mich hierher in das Gemsengäßchen. Um das Gesicht, mit dem er mich herwies, kümmerte ich mich nicht. Ich folgte seinem Unterricht und freute mich, weil das Fürstenschloß neben der hohen Schule stand. Was ich hier sah, konnte mich natürlich nicht aufklären. Ich wunderte mich, aber ich glaubte."

Einige Studenten wanden sich wie in Krämpfen. Man setzte sich im Kreise wie im Theater. Die Mädchen auf die ersten Plätze. Der Magnat schlug mit dem blanken Degen auf den Tisch und rief:

„Doppelbiergericht bei Doppelbier gegen die Doppelverbrecher, welche verdächtigt und beschuldigt sind, dieses Bordell mit verleumderischen Gedanken beleidigt zu haben, der erste es herabsetzend zu einem langweiligen Schulhause, der zweite zu einem langweiligen Fürstenschlosse. Die Sitzung ist eröffnet."

In der Verhandlung beantworteten beide Angeklagte alle Fragen ernsthaft und wahrheitsgemäß. Der Prinz, weil er noch nicht darüber nachgedacht hatte, ob ein Prinz selbst im Scherze lügen dürfe. Der Manchaner, weil er das Gericht für blutigen Ernst nahm. Den lautesten Jubel erregte das überraschende Ergebnis, daß keiner der beiden Angeklagten jemals vorher ein Frauenhaus besucht hatte. Bald darauf erhielt der Ankläger das Wort.

Er begann heuchlerisch mit den Milderungsgründen. Der Mensch fange beim Studenten an. Ein Student, der noch nie ein Bordell besucht habe, sei kein Student, also kein Mensch, also nach göttlichen Gesetzen eigentlich nicht strafbar. Hämmel würden nicht bestraft, sondern abgestochen. Auch sei der Irrtum zugestandenermaßen durch den Pedellen herbeigeführt worden. Der Irrtum des Pedellen sei entschuldbar, denn ein richtiger Pedell werde von einem richtigen Studenten niemals nach etwas anderem gefragt als nach Madeln. Der folgende Irrtum der Angeklagten aber sei unentschuldbar. Der Ankläger gab nun eine Schilderung der Frauenhäuser zum besten, pries ihre Bedeutung für Herz und Geist der Studenten und verstieg sich zu der Behauptung, es gebühre den Priesterinnen der Frauenhäuser die gleiche Ehrfurcht wie den alten Göttern und ihren Priestern. Am Schlusse seiner Rede stellte er den Antrag:

„Es sind die beiden Missetäter zwischen zwei sauber polierten Brettern festzuschnallen, so zwar, daß der Nabel des einen genau in gleicher Linie liege mit dem Nabel des andern. Aber der Kopf des einen neben den Füßen des andern, trotz ungleicher Körperlänge. Gleichheit vor dem Gesetze, meine Herren! Alsdann sind die beiden Missetäter mit einer guten, scharfen Baumsäge mitten durchzusägen, jeder in zwei Hälften. Vom Manchaner, welcher nach einem Fürstenschlosse verlange, ist die obere Hälfte zu begraben, die untere Hälfte aber laufen zu lassen. Aus Gnade und Barmherzigkeit! Denn für das Fortkommen an Fürstenhöfen genügt der Unterleib. Von dem andern Missetäter ist die untere Hälfte zu begraben, die obere Hälfte aber auf den Kopf zu stellen und laufen zu lassen. Aus Gnade und Barmherzigkeit! Denn zum Fortkommen in den Wissenschaften genügt zwar nicht immer aber doch in der Theorie der Oberleib."

Der Verteidiger erhob sich und sein rundes Gesicht lachte von strahlendem Übermut. Von seiner Rede sei wenigstens der erste Teil vollständig mitgeteilt, weil der entlaufene Mönch für diese Vergleichung zwischen Universität und Bordell dreihundert Jahre nachher aus seinem Sarge gerissen und verbrannt wurde. Und sein wahrer Name der Göttin Vergessenheit geweiht.

„Meine Damen und Herren! In diesem Tempel der okkultesten Wissenschaften und Künste wird es nicht unangenehm berühren, wenn ich in medias res eindringe. Unsere beiden bedauernswerten jungen Kommilitonen stehen

unter peinlicher Klage, der eine dieses Haus mit einem Fürstenhofe, der andere dieses selbe Haus mit einer Universität verwechselt zu haben. Ich greife, meine lieben Kollegen und noch liebern Kollegiantinnen, den zweiten Fall als den schwereren heraus. Denn mit Fürstenhöfen sind Bordelle oft und gern verwechselt worden. Und umgekehrt. Und ohne irdische Strafe. Die göttliche aber ist nicht unseres Amtes. Es hat also dieser Jüngling eingestandenermaßen dieses Frauenhaus für eine Hochschule gehalten. Ja, das hat er getan. Ist das wirklich ein Verbrechen? Als Freund dieser gerechten, wagrechten, rechtschaffenen, wohlschaffenen Damen, als Mensch, als Zeitgenosse und als Dichter bin ich entsetzt über solche Unwissenheit, solchen Leichtsinn, solche Verruchtheit. Als Verteidiger jedoch erkläre ich diesen armen Jüngling für unschuldig. Ja ich wage das Äußerste und stelle mich als Eideshelfer an seine Seite und rufe es in alle Welt hinaus: Universitas — Cunniversitas!

„In diesem Hause gibt es mancherlei Mädchen: blonde und schwarze, dicke und dünne. Prosit ihren Fakultäten! Auf der Universität gibt es vier Fakultäten. Ich werde dialektisch zu beweisen haben, daß die Professionisten jeder dieser Fakultäten mit viel Sachkenntnis und einigem Erfolg das hohe und weltbeherrschende Gewerbe dieser Damen getrieben haben, treiben und treiben werden, die Prostitution.

„Anerkannt ist diese These für die Fakultät der Juristen, anerkannt wenigstens gewiß für die klugen und vorurteilsfreien Rechtsgelehrten, welche sofort sich in die Polizeiliste der Rechtsanwälte oder Advokaten haben einschreiben lassen. Verschämter treiben das gleiche Gewerbe die Gesetzgeber und Gesetzesausleger, welche sich Staatsmänner und Stände nennen. Die Advokaten sind offenbarlich Ihre Kollegen, meine Damen. Auch die Advokaten stoßen den Kunden zurück, der die Annäherung nicht mit barem Gelde bezahlen kann. Auch die Advokaten geben gelangweilt und schläfrig ihre gewohnten Alltäglichkeiten her, wenn der Kunde die landesübliche Taxe nicht überschreiten will. Auch die Advokaten ersinnen gefällig hundert neue Schliche und Kniffe, wenn der Kunde ihnen das Gold mit vollen Händen ins große Maul wirft. Meine Damen, ich habe die Advokaten Ihre Kollegen genannt. Nein, sie verdienen Ihre Lehrer zu heißen. Denn Sie, meine Damen, nehmen sich doch mitunter eines armen Teufels um Gottes willen an, um seiner schönen Augen willen,

aus Liebe zur Sache. Niemals hat das ein Advokat getan. Gratisumarmungen zur Reklame sind Geschäftsauslagen. Der Advokat sollte darum für ewige Zeiten freien Eintritt bei Ihnen haben, meine holden, lange noch nicht genug gerissenen Damen. Was aber die verschämten Advokaten betrifft, die Staatsmänner und Stände nämlich, so arbeiten sie noch gründlicher für den welterhaltenden Stand der Prostitution. Im Namen der Staatsordnung und der Gerechtigkeit machen sie die Gesetze so und legen sie die Gesetze so aus, daß die göttliche Ordnung in den christlichen Staaten nicht gestört werde, daß der Reichtum bei den Reichen bleibe, daß schwerer Wein und leichte Mädchen unveräußerlicher Besitz der Guten bleiben, die sie vertragen können. Meine edlen Damen, wenn Sie, wie recht und billig, die Gesetzgebung über die Liebe zu geben und auszulegen hätten, wenn Sie jeden Liebesbeweis ohne Barzahlung mit der Todesstrafe belegten, dann hätten Sie, die man fälschlich die Verkünderinnen der freien Liebe nennt, für die Prostitution der Liebe so viel getan, wie die juristisch gebildeten Staatsmänner und Richter für die Prostitution der Kultur überhaupt. Ich stärke mich zum ersten Male. Prosit!

„Viele Studenten besuchen die philosophische Fakultät. Arme Schlucker, die sich anfangs nichts dabei denken. Nachher werden einige wenige verrückt, die meisten aber werden Schulmeister. Wäre nun zwischen diesen Damen und den Schulmeistern irgendein erheblicher Unterschied, so müßten doch die Schulmeister ihre Zöglinge nach ihrer Neigung oder nach der Begabung der Knaben wählen. Das aber gibt es nicht in christlichen Staaten. Ein Bub, dessen Vater nicht zahlen kann, sieht nie einen philosophisch gebildeten Schulmeister. Der Bub, dessen Vater nicht zahlen kann, kriegt eins auf den Kopf. Auch dafür haben die Staatsmänner und Gesetzgeber gesorgt. Ist ein Taglöhnerssohn zufälligerweise ein besonderes Ingenium, eine Leuchte der Welt, ein Auserwählter, so mag er sich hängen lassen. Eher würde sich noch eine von diesen holden Damen mit einem ungeschlachten Bauernlümmel beschmutzen, als daß der philosophisch gebildete Schulmeister (die erwähnten Narren ausgenommen) sich dazu herbeiließe. Also auch die philosophische Fakultät kann in ihren besten Söhnen den Vergleich mit den Damen dieses Frauenhauses tapfer ertragen. Die Sonderlinge, Eigenbrödler und überhaupt die verrückten Genies ausgenommen. Wonach ich mich zum zweiten Male stärke.

„Nun frisch gestärkt, möchte ich mich auch der medizinischen Fakultät annehmen, möchte auch von den Ärzten behaupten, daß sie ohne schwere Kränkung dieser Damen als ebenbürtige Gesellen im Gewerbe der Prostitution zu betrachten seien. Ich fühle wohl, daß sie nur Pfuscher sind, Courpfuscher wie Kurpfuscher. Ich fühle wohl, daß sie namentlich gegen die Juristen zurückstehen beim Feilbieten ihrer gelernten Künste. Aber darf man es ihnen zur Schuld anrechnen? Nein, meine teueren Kommilitonen, Konkneipanten und Konkubinen, es ist nicht ihre Schuld. Es liegt in der Natur ihres traurigen Gewerbes, daß die Ärzte nicht ganz so dastehen wie diese Damen und wie wir Juristen. Wenn die krankheitserregenden Feinde des Menschengeschlechtes Gold besäßen wie die Menschen, dann begänne ein herrliches Leben für die Ausgelernten der medizinischen Fakultät. Stellen Sie sich die Sache einmal recht lebendig vor. Da ist ein Mensch, und irgendwo in dem Menschen frißt ein Wurm, in den Eingeweiden, in der Leber oder in der Lunge. Der Mensch hat Geld, aber auch der Wurm hat Geld. Es ist wie ein Prozeß zwischen Mensch und Wurm. Jeder von beiden sucht mit seinem Gelde einen ärztlichen Anwalt zu kaufen. Ei, das wäre ein Leben für den berühmten Arzt. Wer mehr zahlt, dem steht der ärztliche Anwalt bei. Der Mensch überbietet den Wurm, der Wurm überbietet den Menschen. Endlich hat Jedes seinen Arzt, der Wurm und der Mensch. Und die Prozeßführung kann losgehen. Oder die beiden Ärzte verständigen sich auch wohl heimlich, um den fetten Prozeß so lange wie möglich weiterführen zu können. Der Menschenarzt erhält den Wurm am Leben, der Wurmarzt erhält den Menschen am Leben. Dabei fühlt sich der Wurm nicht wohl und der Mensch nicht wohl, aber die beiden Ärzte leben in dulci jubilo. Schaudervoll, höchst schaudervoll für das Gewerbe der Ärzte, daß die Würmer und die anderen Krankheiten kein Gold besitzen.

„Ich will ferner zugeben, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Manipulationen der Ärzte dem Menschen nicht soviel Vergnügen bereiten, als es die Aufgabe dieser Damen ist. Ich will endlich zugeben, daß weitaus die dankenswerteste Aufgabe des ärztlichen Standes doch nur im Dienste des Frauenhauses aufgeht, weil die Menschen von ihrem Arzte gemeiniglich nicht mehr verlangen, als sie bis zum seligen Ende stark zu machen oder stark scheinen zu lassen in den Kämpfen, bei denen diese Damen Gegner und Richter in einer Person sind. Und dennoch — trotz alledem — auch die Ärzte verkaufen

ihre Künste an den Meistbietenden. Sie sind taub für die armen Menschen, die außer ihrer Krankheit nichts besitzen, sie ekeln sich vor dem Bettler und scheuen sich nicht vor dem widerlichsten Reichen. Sie sind müde, wenn der Arme ihre Dienste verlangt; sie sind flink und lustig im Schlafzimmer des Reichen. Meine holden Damen, auch die Ärzte — einige Narren ausgenommen — sind eines Vergleichs mit Ihnen nicht unwürdig. Was zu beweisen war. Und so stärke ich mich zum dritten Male. Prosit!

„Von den Doktoren der theologischen Fakultät brauche ich nichts zu sagen, nichts zu beweisen. Meine Damen, Sie fühlen es längst, daß Sie gegen die Gotteshändler nicht aufkommen können. Armselig ist das Gewerbe, das den sterblichen Leib verkauft, gegen die Großindustrie, welche auf offenem Markte die unsterbliche Seele verschachert. Nicht umsonst drängte sich die Blüte aus allen Frauenhäusern der Erde bei den Konzilien zusammen, den Tagungen und Nächtungen der theologischen Welt. So hehr leuchtet das unerreichbare Vorbild der Theologie in Ihr bescheidenes Leben hinein, meine allbereits nur leiblichen Damen, daß ich nichts hinzuzufügen und mich nach dieser leichten Pflicht nicht einmal zu stärken habe.

„Noch gibt es eine große Gruppe von Kommilitonen, meine wackeren Konkneipanten und Konkubinen, die nicht pedantisch einer einzelnen Fakultät zugeschworen haben, die wie Schmetterlinge von Blume zu Blume so von Fakultät zu Fakultät flattern und nachher, Verzeihung für das kühne Bild, in Verkehrung der Schmetterlingsnatur sich rückwärts in Raupen verwandeln, und auf einem Blatte kriechend ihre Nahrung suchen, auf vielen Blättern, auf fliegenden Blättern, auf öffentlichen Blättern, wie Sie, meine Damen, in öffentlichen Häusern leben. Diese Blättergelehrten oder Libellisten oder Pamphletisten oder Tagesgeschichtsschreiber nennt man auch Humanisten, weil ihnen nichts Humanes oder Menschliches fremd ist und weil die Prostitution dem Menschen angeboren scheint, seitdem er gebildet, gesittet, kultiviert, poliziert, fortschrittlich, bewußt, sprachgewandt, kunstverständig und überhaupt modern ist. Auch hier habe ich hinzuzufügen, daß es sogar unter der Gruppe der Libellisten und Tagesgeschichtsschreiber größenwahnsinnige junge Männer gibt, die die Prostitution verachten. Unmenschen, die einen so schönen menschlichen Zug in sich ausrotten wollen. Wir sollten sie mehr bedauern als hassen. Kommen wird der Tag, wo die universitates litterarum

für die seltenen wahnsinnigen Sonderlinge ihrer vier Fakultäten und für die wahnsinnigen Eigenbrödler unter den Libellisten kleine Irrenhäuser einrichten werden, zum Schutz für ihre Bewohner und zum Sonntagsvergnügen insbesondere der Marktleute von der medizinischen Fakultät. Sind erst die Friedensbrecher und die unzuverlässigen Elemente in solchen Irrenhäuschen untergebracht, dann wird es klar werden wie der Tag, klar wie die noch schönere, sternprangende Nacht, daß — was ich beweisen wollte und sollte — ein Bordell durch Gleichstellung mit einer Universität in seiner Bierehre nicht verletzt wird."

Noch lange redete so der entlaufene Mönch. Den Prinzen dünkte die Boshaftigkeit gegen die studierten Geschäftsleute so unmaßen wertvoll zu sein, daß ihm die Lehre durch ein längeres Verweilen in einem Bordell nicht zu teuer erkauft schien. Die übrigen Studenten lachten über einige Späße; das Ganze schien ihnen aber zu pedantisch und zu lang. Das Biergericht artete denn auch in ein wüstes Zotenreißen aus, und noch bevor die Sonne unterging, waren fast allen Besuchern und Huldinnen im Hause des Adels und der Liebe die Sinne vergangen. In einem gemeinen Rausche. Nur der Prinz von Helsingör stand aufrecht, weil ihm der schwerste Wein nichts anhaben konnte, und der Herr Quijano aus der Mancha, weil er in diesem Hause keinen Becher mehr angerührt hatte, seitdem er wußte, wo er war. Der Manchaner faßte den Prinzen, den vermeintlichen Baron von Güldenstern, unter dem Arm und führte ihn auf die Straße. Sie wurden noch am selben Abende Freunde, und der Manchaner beschloß, sich dem Ritte nach Genua anzuschließen und sich mit ihm für die christliche Flotte anwerben zu lassen. Auch er hatte geschwankt, ob er seine tapfere Faust lieber dem Türken oder dem Don Juan d' Austria anbieten sollte. Er drückte nur seinen Gedanken etwas anders aus als der Prinz. „So steht es heute um die Christenheit, daß ein glühend gläubiger Jünger Jesu Christi vielleicht besser daran täte, mit Hilfe des Türken die Wechslertische der christlichen Wucherer in Venedig, Rom und Madrid umzuwerfen."

Erst nach zwei Tagen konnte das Duell zwischen dem, der sich Baron von Güldenstern nannte, und dem Fürsten von Horzitz stattfinden. Der Rausch des Magnaten war zu stark gewesen. Unter dem Beistande des Manchaners zeichnete ihm der Prinz ein Maltheserkreuz auf die linke Wange; sodann vergingen

noch einige Tage, weil der Manchaner ein tüchtiges Pferd, die besten Waffen und die neuesten Bücher über Philosophie und den Seekrieg einzukaufen hatte. Erst am sechsten Morgen nach dem großen Biergericht oder dem Streit der Fakultäten brachen die beiden Freunde auf. Nach Westen, über den Böhmerwald nach Bayerland.

Am zweiten Abend, nachdem sie sich stundenlang mühselig durch die Wildnis des Böhmerwaldes auf elenden Wegen durchgeschlagen hatten, blieb der Gaul des Prinzen vor einem einsamen Blockhause stehen. Wie zögernd, ob das Haus, das einer Räuberhöhle ähnlicher war, ein Unterkommen für ihn und seinen Herrn bieten könnte. Ein öder Raum wie eine Tenne, darüber ein Lattenverschlag, der mit frischem Heu gefüllt war. Ein Mann, der Förster zu sein behauptete und wie ein Wilddieb aussah, kam erst nach Hause, als die beiden Reiter ihre Pferde im Walde angebunden und sich auf der Tenne ausgestreckt hatten. Sie bekamen zum Nachtessen Brot und Speck und Branntwein und durften sich endlich in dem Verschlage auf das Heu schlafen legen.

Bald wurden sie von der Ankunft einer ganzen Kavalkade wieder geweckt. Zwei Männer in Jesuitentracht traten zuerst ein, ein alter und ein junger. Dann folgten vier Diener, die einen geknebelten und gefesselten Menschen wie einen Sack in die Ecke warfen. Die Diener breiteten eine Menge Decken aus, stellten ein ordentliches Nachtmahl her, bedienten die Priester und erhielten darnach den Auftrag, mit dem Gefangenen die Nacht in der Scheune nebenan zuzubringen.

Als die Jesuiten allein waren, unterhielten sie sich erst auf Lateinisch. Der Prinz und der Manchaner vernahmen, daß sie auf dem Wege nach Ingolstadt waren und dem dortigen Bischof einen entlaufenen Mönch — das war wohl der Gefesselte — in die Hände liefern wollten. Hatten aber wohl in Prag noch wichtigere Geschäfte gehabt.

Sie riefen den Förster oder Wilddieb und fragten, ob sonst jemand im Hause wäre. Nur zwei prager Vaganten. Da schickten sie den Wirt wieder fort und setzten ihre Unterhaltung auf Spanisch fort, und das mit leiser Stimme. Den beiden Männern oben aber entging kein Wort. Sie erfuhren, daß der Gefangene kein anderer war als Sir John, der entlaufene Mönch, der beim Biergericht die Verteidigerrede gehalten hatte. Der junge Jesuit erzählte lachend, was ihm eine Spionin im Frauenhause — es war wohl

die venetianische Courtisane — über den Inhalt dieser Rede erzählt hatte. Nachher wurde es eine Weile so still, daß man hätte glauben können, die Priester wären eingeschlafen. Dann aber nahm der alte Jesuit das Wort und sprach mit leiser Stimme, und doch eindringlich und scharf wie ein Schwert, solchergestalt:

„Den entlaufenen Mönch haben wir ja wieder, und in Rom wird man ihn zu einem guten Jesuiten machen, wenn er's überlebt. Gerade solche Geister können wir brauchen. Seine Lehre von der Prostitution der hohen Schulen war mir das erlösende Wort. Er hat es böse gemeint und zum Schimpfe, wir aber wollen es ernst und gut machen. Die Welt der Gedanken muß prostituiert werden, oder unsere Aufgabe wird scheitern. — —

„Nicht der Dr. Luther war der deutsche Feind. Seine wahren Schüler werden sich alle nach Rom zurücksehnen, nach etwas Greifbarem, Festem, Unwandelbarem. Da war aber neben ihm der verruchte magister Germaniae, der Philipp Melanchthon. Der hat das freie Denken aufgebracht. An dem freien Denken müßten wir zerscheitern. Wir müssen das freie Denken wieder aus der Welt schaffen. Wie ist das möglich? Wir müssen die Wissenschaft prostituieren. — —

„Wir müssen der Welt, wir müssen Deutschland die besten Schulen geben. So gute Schulen, daß die besten Geister sich zu uns drängen. Und unter den besten Geistern wird nur anerkannt, wer auf unsern guten Schulen die Examina besteht. Ein Examen nach dem andern. Von der Pubertät bis so zum dreißigsten Jahre, wo die stärkste Jugendkraft gebrochen ist. Ein Examen nach dem andern. Immer und immer die Sorge, ob man auch sagt und denkt und will, was der Andere gesagt und gedacht und gewollt haben will. Das hat mich der entlaufene Mönch gelehrt. Das soll die Prostitution der Wissenschaft sein. Wie eine Dirne soll der Jünger der Wissenschaft sich nicht frei schenken dürfen, seiner einzigen Liebe zur vermaledeiten Wahrheit. Konzipieren soll er müssen von jedem, von allen, bis seine Freude zertreten ist. Wer wild genug ist, sein eigen sein zu wollen, sich wegwerfen zu wollen an die einzige Liebe, der soll sich den Kopf zerstoßen am Examen oder soll verkommen vor dem Examen. — —

„Nach dreihundert Jahren werden sie garnicht mehr wissen, daß es anders sein kann, und die Nachfolger Melanchthons werden unsere Schulen rühmen

und nachahmen. Und die christlichen Staaten werden unsere Schulen preisen, weil wir ihnen die Wissenschaft prostituiert, weil wir ihnen ihre Jünglinge mit examinibus zurechtgebrochen haben. — —

„Immer wieder freilich werden sich auf der hohen Schule Professores finden, deren Liebessehnsucht nach der Wahrheit die Marter jedes Examens überdauern wird. Und die Marter: examinieren zu sollen. Immer und immer wieder wird es unter den Professores Rebellen geben. An die muß Rom heran, wenn es sich nicht aufgeben will. Ihnen heimlich das Rückgrat brechen. Mit Gottes Hilfe. Zu seiner größeren Ehre. Und der Herr behüte dich, mein lieber Bruder, zu einem friedsamen Schlafe."

Bevor die beiden Jesuiten noch erwachten, hatten der Prinz und der Manchaner die Diener überfallen, den gefangenen Sir John befreit und ein drittes Pferd erbeutet.

Rundschau des März

Politik

Ein geschichtliches Ereignis ist die Geschichte von der Rede, die der deutsche Kaiser in England vorigen November vor Engländern im engen Kreise gehalten hat, und die Ende Oktober in einer englischen Zeitung veröffentlicht worden ist, nachdem ein Engländer sie zuerst dem Kaiser eingesandt und das Plazet zur Veröffentlichung vom Kaiser und dem Reichskanzler erhalten hatte, der sie nicht gelesen hat. Die Rede, die in der Geschichte den Namen „Märzhasenrede" führen wird, hatte folgenden Inhalt:

„Ihr Engländer seid verrückt wie die Märzhasen. Oft und laut habe ich Euch gesagt, daß einer der heißesten Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freundschaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen fremd, und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner Worte. Daß Ihr sie mißdeutet und mir nicht glaubt, empfinde ich als eine schwere persönliche Beleidigung. Ein großer Teil Eurer Presse warnt das Volk, die Hand, die ich Euch hinstrecke, zu fassen, und behauptet, meine andere Hand halte einen Britannien bedrohenden Dolch. Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. In breiten Schichten Deutschlands, unten im Mittelstand, ist die Stimmung Euch unfreundlich. Mit aller Kraft arbeite ich an der Besserung unserer Beziehungen: und Ihr seht in mir den Erzfeind. Während des südafrikanischen Krieges war Deutschland von bitterster Feindschaft gegen Euch erfüllt. Öffentliche und private Meinung kehrte sich wider England. Was aber tat ich? Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen Euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Die Leute waren in Holland und

Frankreich bejubelt worden, und auch das deutsche Volk hätte ihnen gern Kränze gewunden. Ich aber weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf, und Eure Feinde konnten nichts ausrichten. Als in Südafrika der hitzigste Kampf tobte, forderten die Regierungen von Rußland und Frankreich uns auf, gemeinsam vorzugehen und die Beendung des Krieges zu erzwingen; sie meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne. Ich antwortete, Deutschland werde nie an der Vorbereitung einer Niederlage Britanniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang Englands zu bringen vermöchte. Im Archiv des Schlosses Windsor liegt das Telegramm, in dem ich damals der Königin Viktoria den Plan Eurer Feinde und meine abweisende Antwort meldete. Das ist noch nicht alles. In der Schwarzen Woche (im Dezember 1899), als Eure Fehlschläge sich häuften und ein Brief meiner verehrten Großmutter den tiefen Kummer ihres Gemütes verriet, begnügte ich mich nicht mit einer schnell meine Sympathie ausdrückenden Antwort, sondern tat noch mehr: ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem Wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands? Aber Ihr sagt, unser Flottenbau bedrohe Euch. Nein: Wir brauchen eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinandersetzung vorbereiten, die im Stillen Ozean (früher, als manche glauben) nötig werden wird. Japans rascher Aufstig und Chinas Erwachen zeigt, welche Aufgaben im fernen Osten von den europäischen Mächten zu bewältigen sind. Um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein, brauchen wir eine starke Flotte. Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für dieselbe Sache streiten, wird auch England sich der Tatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat."

Die Rede ist der urkundliche Beweis, daß der deutsche Kaiser im Jahre 1899 und heute persönliche Politik und falsche, grundfalsche Politik gemacht hat und noch macht. Sie ist ausgezeichnet durch einen verblüffenden Mangel an Psychologie und Besonnenheit der Persönlichkeit, in deren unkonstitutionellen Händen die Gewalt in Deutschland liegt.

Deshalb wirkte sie wie eine Katastrophe in Deutschland, am stärksten bei denen, die sich Illusionen über das bestehende Regime und seine Träger hingegeben haben. Der „März" war frei von solchen Illusionen, und seine scharfen Warnungen vor falschem Kurs sind leider nur zu sehr gerechtfertigt worden.

Der internationale Schaden ist außerordentlich groß, wird nie mehr ganz gutzumachen sein und teilweise nur dann, wenn ein anderes Regime und ein anderer Kurs eingeführt wird.

Hinter der Enthüllung tritt die tragikomische Geschichte, daß das Auswärtige Amt in der Lage war, wenigstens die Veröffentlichung zu verhindern und diese Pflicht subaltern und schlampig versäumt hat, in den Hintergrund.

Immerhin ist die Unterlassungssünde wegen der Folgen so schwer, daß Fürst Bülow sich nicht auf die Dauer halten kann. Er hat sein Entlassungsgesuch eingereicht. Der Kaiser hat es abgelehnt. Er k o n n t e es nicht annehmen, denn er konnte nicht sagen: Es ist ein entlassungswürdiges Handeln, wenn der Kanzler das drucken läßt, was ich rede.

Aber das Vertrauen des Hauptschuldigen zum Mitschuldigen stellt das Vertrauen im Volk und im Ausland nicht wieder her. Bülow wird in Kürze gehen müssen. Es wäre ein Akt des Reichstags gewesen, wenn er selbst diese

Vollstreckung vornehmen würde. Er wird die Einheitlichkeit nicht besitzen, das zu tun. Die bevorstehende Reichstagssitzung, in welcher erstmals Kaiser und Kanzler auf der Anklagebank sitzen und zur Rechenschaft gezogen werden, wird darüber entscheiden, ob das Parlament der dritte Mitschuldige in der Volksvorstellung sein wird.

Der Vorstand der Konservativen, das heißt der preußische Adel, hat erklärt, „daß Vorkehrungen getroffen werden müssen, die eine Wiederkehr solcher Mißstände für die Zukunft mit Sicherheit verhindern". Das ist entweder eine Phrase oder — das konstitutionelle Regiment. Dieses predigt die Lage mit feurigen Zungen! Wäre der November 1908, der zehnte und elfte November, an dem die Kämpfe im Reichstage bevorstehen, die Geburtsstunde einer neuen Erkenntnis und einer neuen Regierungsmethode, dann wäre Deutschland wenigstens durch Schaden klug geworden; andernfalls ist die Sache hoffnungslos.

Die Wirren im Balkan sind von den Händen der Diplomaten, auf denen in diesem Jahr kein Segen liegt, immer noch nicht entwirrt.

Der Konferenzgedanke kann nicht leben und nicht sterben, aus Gründen, die im „März" schon ausgeführt sind. Alle Beteiligten atmen erleichtert auf, daß die Spannung wieder nach Berlin zurückverlegt ist.

Die Casablancaaffäre brachte erneutes Echauffement. Die französische und die deutsche Diplomatie war einig, den Fall klein zu halten, aber sie fand die Formel nicht. Die Lage war aber so entzündlich, daß schon eine nichtgefundene Formel sie noch mehr reizte. Drei Personen, die zuerst aus Deutschland fahnenflüchtig wurden und hernach aus der französischen Fremdenlegion, waren imstande, den Glauben an den Frieden zu erschüttern.

In Amerika hat am dritten November in einem heißen Präsidentschaftskampf, der nicht um Ideen geführt wurde, der republikanische Kandidat von Roosevelt, Mister Taft, mit großer Mehrheit über den demokratischen Bryan gesiegt. Den Sieg hat die Geschäftswelt gemacht. Taft gilt persönlich als tüchtig und solid.

Rundschau

Lohengrin oder Telramund?

In den Erinnerungen Hohenlohes findet sich der Vorwurf, daß unser jetziger Kaiser weder von seinen Befugnissen noch von seiner Macht eine realistische Vorstellung hege. Bei den Befugnissen denkt man an jenen Landgerichtsrat Schmidt, unter dessen Vorsitz Maximilian Harden vor etlichen Jahren in einem Prozeß wegen angeblicher Majestätsbeleidigung freigesprochen wurde. In bestunterrichteten Kreisen Berlins heißt es, daß der Kaiser damals an den Rand geschrieben habe, Schmidt sei „sofort abzusetzen". Er ignorierte also als preußischer König das Faktum, daß in Preußen die Richter unabsetzbar sind, und bildete sich ein, solche Aufrechten, die keine Furcht vor ihm verrieten, wegjagen zu können wie Lakaien. Im damaligen Deutschland ist durch diesen Versuch, die Rechtsprechung zu fälschen und wieder zur

„Kabinettjustiz" herabzuwürdigen, kein Schrei des Zornes ausgelöst worden. Dagegen haben beflissene Liebdiener jenen Mann so zu drangsalieren verstanden, daß er seinen Abschied nahm und ein Jahr später starb.

Heut heißt es immer: „der Kaiser wird durch seine Schranzen verdorben." Das ist nicht wahr. Es ist umgekehrt. In China gibt es bekanntlich folgende vier Sorten: Wirkliche Ober-Hof-, Ober-Hof-, Vize-Ober-Hof- und Hofschranzen. Alle diese haben ihr Ämtchen nötig und brauchen es zum Leben wie wir. Auch in Preußen haben sie Söhne, Töchter, Verwandte, wünschen Plätze und Beförderung für diese, bekommen die aber nur, solange sie in Gunst sind. Darum schrecken die Spuren, die für immer zum Hof hinaus führen. Die Leute sagen sich: „Was wir nicht machen, macht unser Nachfolger; also machen wir es lieber selbst und bleiben im Amt." Wer „ombrage" gibt, fliegt aber nicht nur, sondern wird noch auf Jahre hinaus das Opfer einer kleinlichen Rachsucht samt allen Angehörigen bis hinunter zu liebenswürdigen Mädchen, die nicht mehr zum Hofball geladen werden. Bekannt ist das Abenteuer eines ostpreußischen Grafen, der wegen einer dissentierenden Abstimmung nachher in Königsberg von der Liste der Prunktafel gestrichen wurde, obwohl er für sie die Fische gespendet hatte. Die Fische ließ Seine Majestät sich wohlschmecken, doch der Graf blieb „in Ungnade". So ging auch erst kürzlich wieder durch die Presse die Geschichte von jenem persönlichen Adjutanten, der in den Tagen, als der „junge Kaiser" wegen seiner Verschwendung bereits in Geldschwierigkeiten war, bei einem Morgenritt in bescheidener Weise ein paar Gelegenheiten auseinandersetzte, bei denen gespart werden könnte. Der hohe Reiter biß die Lippen und fragte scharf: „Also Sie meinen, ich sollte mich billiger einrichten? ... Gut, ich werde damit anfangen, mir einen persönlichen Adjutanten weniger zu halten." Im Reichsamt des Innern wieder war ein Geheimrat, der die Ausschnitte aus der Presse für die Lektüre des Kaisers zu besorgen hatte, so waghalsig, auch solche Stimmen zuzulassen, aus denen etwas würde zu erfahren und zu lernen gewesen sein. Dieser Mann wurde entfernt, da Seine Majestät **nicht** informiert zu sein wünscht.

Auf diese Weise ist in der Umgebung des Kaisers nach und nach jeder Charakter gebrochen worden, und die paar, die auf diesen Titel überhaupt noch Anspruch machen können, verzehren zuweilen den besten Teil ihrer Kunst und ihrer Kraft, um eine bestimmte, höchst überflüssige Klippe zu vermeiden. Sie gehen um Seine Majestät herum wie Zofen um eine schwierige Frau.

Denn es klingt fast unmöglich, was dem gläubigen Publikum aufgebunden werden soll: daß uns durch bloße „Bummelei" des Auswärtigen Amtes eine so schreckliche Blamage angetan worden sei, von der die ganze Welt hämisch und schadenfroh spricht. Nein, niemand hat mit dem englischen Wisch etwas zu schaffen haben wollen, weil er von Seiner Majestät kam und Seine Majestät darauf brannte, diese wunderschöne Sache, die von ihm und wieder nur von ihm handelte, bald veröffentlicht zu sehen. Darum hat der Übersender (von Rominten nach Norderney) Herr von Rücker-Jenisch nicht gewarnt, darum der Kanzler sich gehütet, ein Veto einlegen zu müssen, darum das „schwer lesbare" Manuskript an Herrn von Müller, darum dieser es ans Auswärtige Amt, das Auswärtige Amt es ans Pressedezernat weitergeschickt, bis schließlich in einem durchaus pflichtgetreuen Unterbeamten, dessen Sache es garnicht war, allerhöchste Ausarbeitungen womöglich ablehnend zu begutachten, die

Meinung entstand, es handle sich nur um das Herauskorrigieren zufälliger Böcke und Erteilung des Imprimatur für ein inhaltlich fertiges Produkt.

Wird von dem, was er angerichtet hat, der Kaiser etwas erfahren? Kaum. Denn wer soll es ihm sagen, da er doch geschont sein will, um nur einigermaßen funktionsfähig zu bleiben? Und wo soll er es lesen, da ihm bei Gefahr des bekannten „Sofort weg!“ nur Schmeichelhaftes vorgelegt werden darf? Er hat, während in den Reihen treuer Preußen Wut und Verzweiflung um sich griffen, „mit weithin schallender Stimme“ Rekruten vereidigt, ist nach Stolberg auf Jagd gefahren, von da nach Österreich und dann zur Jagd nach Donaueschingen, war so munter wie nur je und wird sich von dem schweren Schlag, den er dem Deutschen Reich zugefügt hat, nach Optimistenart sicher schnell erholen. Der „Lokalanzeiger“ jedoch, zu dessen Lobeshymnen er (nach Abschaffung der „Täglichen Rundschau“) neuerdings zurückgekehrt ist, richtete sich zur ganzen Höhe seiner Bedientenhaftigkeit auf und ließ aus London melden: das Kaiserinterview mache hier überall einen vorzüglichen Eindruck. Dies, kann man sicher sein, wird Seine Majestät zu lesen bekommen. Auch werden der Hurrapöbel und was in Berlin sich der gebietenden Kaste angliedert, immer dafür sorgen, daß das kaiserliche Auto, wenn es polizeiwidrig angerast kommt, sympathisch begrüßt wird.

Wir aber müssen darauf gefaßt sein, daß die Kuh bald wieder im Porzellanladen umgeht, ein „Herumpötern“ auf eigne Faust in der auswärtigen Politik hinter dem Rücken des Kanzlers, als ob im Deutschen Reich ein „Monarch“ regierte, seinen bösen Fortgang nimmt. Wie machen wir diesen Mann regreßpflichtig? Auf den preußischen Landtag, noch dazu vor einer Wahlreform, ist nicht zu rechnen. Daß hier unserm Schädiger die Zivilliste nicht bewilligt oder sein Aktionsradius durch Änderung der preußischen Verfassung beschränkt werde, darf man von dem herrschenden Ring nicht erwarten. Dagegen könnte der Bundesrat, wenn Männer hinter ihm ständen, darauf dringen, daß im Reich nach der Reichsverfassung verfahren werde. Der „März“ hat schon vor Jahr und Tag darauf hingewiesen, daß der Kanzler es ist, dem laut Artikel 15 „die Leitung der Geschäfte“ des Bundesrates zusteht, und daß es ein Bruch der Verfassung ist, wenn der Kaiser sich vordrängt. Der beharrende, lebenslängliche Faktor dürfe sich nicht in der aktiven Politik unbeliebt machen, der aktiv sich exponierende müsse absetzbar sein. Die Rollen wären also für immer derartig verteilt, daß der Kaiser höchstens ein beratendes, retardierendes Element hinter den Kulissen zu bilden hätte. Nun hat er sich in den Finger geschnitten, und wir bluten.

Erfreulich allein war, bis auf ein paar schmähliche Byzantiner, die Einstimmigkeit der Presse fast aller Parteien. Das „persönliche Regiment“, das viele Leichtfertige von kurzen Eingeweiden früher eigentlich ganz nett fanden, Bülow aber unlängst noch die Stirn hatte, überhaupt abzustreiten, hat sich bloßgestellt bis auf die Knochen und seine Untauglichkeit für ein modernes Volk von dreiundsechzig Millionen Seelen erwiesen. Die „Tägliche Rundschau“ wollte solcher „Lohengrinpolitik“ definitiv aufgekündigt sehen, diesem Leben und Weben in romantischer Verstiegenheit und Selbstbespiegelung. Andern wieder fiel nicht Lohengrin ein, sondern der ins Unglück geratene Telramund.

Werden starke Patrioten für jenen verheerenden, ohne Rast und ohne Pause sprudelnden Strom des Unheils endlich eine dämmende Schleuse finden?

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, ist jedenfalls die große Tat bereits geschehen.

Talbot

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" und das Kaiser-Interview

(Von der politischen Drehbühne)

Motto: Die drei Blätter, die das Kaiser-Interview entschuldigen und sich schützend vor den Fürsten Bülow stellen, sind die hochoffiziöse „Kölnische Zeitung", die rechtsfreisinnige „Vossische Zeitung" und die byzantinischen „Münchner Neuesten Nachrichten".

(Berliner Tageblatt)

Ohne weiteren Kommentar hier einige Zitate aus den „Münchner Neuesten Nachrichten."

Donnerstag, 29. Oktober (Morgenblatt)

Eklatanter ist die deutsche Friedenspolitik England gegenüber bisher nicht beleuchtet worden wie in diesem Aktenstück. Zugleich hat dieses Dokument eine große internationale Bedeutung. Es kennzeichnet die Stellung Deutschlands in Europa als des redlichen Maklers des Völkerfriedens. Es bringt geradezu durchschlagend zum Ausdruck, was Europa dem Deutschen Kaiser und seinen Staatsmännern zu danken hat. . . .

Die öffentliche Meinung in Deutschland begrüßt diese Veröffentlichung und würdigt den Inhalt nicht minder wie den Zeitpunkt der Publikation. Sollte die so durch und durch loyale Politik unserer Führer, des Kaisers und der durch das Vertrauen des Kaisers uns gegebenen Staatsmänner, auf ernsthafte, unsere friedliche Kulturarbeit wirklich gefährdende Hemmnisse stoßen — dann mag sich das Ausland und insbesondere England sagen: Die friedliebende Politik hat in Deutschland auch den letzten Mann hinter sich.

Freitag, 30. Oktober (Vorabendblatt)

Ob ein derartiger Appell an die Öffentlichkeit opportun und erfolgreich ist, muß man abwarten. Möglich ist eine günstige Wirkung immerhin, denn die Macht der subjektiven und objektiven Wahrheit, die aus den Worten des Kaisers so laut ertönt, ist eine moralische Kraft, der sich ein Wahrheit liebendes Volk schwer verschließen wird. . . .

Was England betrifft, so wollen wir hoffen, daß das offene Wort unseres Kaisers auch ein offenes Wort und Verständnis findet, in das sich vielleicht ein wenig Beschämung über die Leichtgläubigkeit mischt, die man gewerbsmäßigen Verleumdern bewiesen hat. Aber wir möchten doch auch gleich vor zu weitgehenden Schlüssen warnen: Gewiß will Deutschland Freundschaft und Frieden mit England, gewiß ist vor allem der Deutsche Kaiser ein aufrichtiger Freund des englischen Volkes, aber Deutschland und sein Kaiser haben ausschließlich und allein das deutsche Interesse, die deutsche Ehre und Macht, den deutschen Vorteil im Auge. Freund Englands — ja, sein Diener und Helfershelfer — niemals!

Freitag, 30. Oktober (Morgenblatt)

Immerhin lassen auch diese Auslassungen erkennen, wie unangenehm die „Enthüllungen" den Elementen sind, die fortgesetzt Europa in Unruhe halten und Deutschlands Stellung zu unterminieren gesucht haben.

Samstag, 31. Oktober (Morgenblatt)

Schon heute kann man die bestimmte Erwartung aussprechen hören, die Veröffentlichung werde zu einer Anfrage im Reichstage führen. . . .

Wir müßten uns sehr irren, wenn die Antwort hierauf nicht lauten würde: Nein, der Reichskanzler hat keine Kenntnis davon gehabt; es ist ein Privatgespräch des Kaisers mit einem ihm befreundeten Engländer, und es steht nicht im Vermögen einer amtlichen Stelle, solche Gespräche und ihre Preisgabe zu verhindern. Allein und einzig der Kaiser selbst kann hier Wandel schaffen. . . .

Und der Reichskanzler muß eben für die praktischen Folgen solcher Privatgespräche des

Kaisers mit seiner Verantwortlichkeit einstehen. . . .

Auch hinsichtlich Marokkos hat der Kaiser sachlich nur wiederholt, was amtlich schon bekannt war. . . .

Aber wir möchten doch jedenfalls vor dem Mißverständnis warnen: Deutschland wünscht in Marokko mit Frankreich schiedlich-friedlich auszukommen, aber nicht auf Kosten seiner Rechte und Interessen.

Darüber darf man sich in Paris keiner Täuschung hingeben, daß die deutsche Geduld ihre Grenzen hat.

Das Bedenklichste in der Unterredung sind die Worte des Kaisers, die auf die „gelbe Gefahr" in Ostasien hindeuten und hier von einem aktiven Eingreifen Deutschlands mit seiner Kriegsflotte reden.

Jedenfalls ist es sehr wünschenswert, daß deutscherseits ganz klar gemacht wird, daß man in Berlin mit dieser Indiskretion absolut nichts zu tun hat. In diesem Fall kann sie nützen und wird jedenfalls nicht schaden.

Sonntag, 1. November

Was die kaiserlichen Worte für die Geschichte der Vergangenheit bedeuten, ist anders zu beurteilen als ihr Einfluß auf die Politik der Gegenwart, beides wieder anders als die durch diese Veröffentlichung hervortretende und lediglich eine innerdeutsche Angelegenheit darstellende Art und Weise, wie das Verhältnis zwischen unseren Regierenden sich gestaltet hat. . . .

Montag, 2. November

Diese Aufklärung beruhigt nur in einer Beziehung. Sie deckt den Kaiser vor dem Vorwurf der Umgehung der verantwortlichen Stellen in einer so eminent wichtigen politischen Aktion, einem Vorwurf, der aus patriotischer Besorgnis heraus gerade in nationalen Kreisen mit großem Nachdruck erhoben worden ist.

Diese Kundgebung aber schafft eine Tatsache nicht aus der Welt, die, in aller Ehrerbietung vor der allerhöchsten Person und bei aller Befriedigung über die insoweit erfolgte Aufklärung, hervorgehoben werden muß.

Die politischen Offenherzigkeiten privaten und namentlich ausländischen Persönlichkeiten gegenüber halten wir für eine höchst unerfreuliche Erscheinung. . . .

Darüber wird auch der Reichstag, so hoffen wir, klipp und klar Antwort verlangen. Und Sicherung, daß solche Dinge sich nicht wiederholen können! Sonst wäre das Entlassungsgesuch des Reichskanzlers und seine Ablehnung ein Taschenspielerstück, um die Schuldigen verschwinden zu lassen. . . .

Die Moral des Zwischenfalles aber lautet:

> Soll das große deutsche Volk, das aus mehr als sechzig Millionen Menschen besteht, das ein mündiges Kulturvolk ist, das jetzt wieder zu den schwersten materiellen Opfern bereit steht, die Zuversicht auf seine oberste Führung, zu Kaiser und Kanzler, behalten, dann ist vor allen Dingen nötig, daß die Kirche im Dorfe, die Politik bei der Politik bleibt, und daß namentlich die auswärtige Politik als ein eminent schwieriges, Takt und Zurückhaltung und Vorsicht erforderndes Geschäft in denkbar geräuschloser, jede Indiskretion ausschließender persönlicher Fühlung zwischen dem Kaiser und nur den verantwortlichen Staatsmännern geführt wird. . . .

Wir Deutsche sagen uns die Wahrheit, wenn es not tut, und bleiben dabei einig und kampfbereit.

Dienstag, 3. November (Vorabendblatt)

Soweit die unerquickliche Übersicht über den unerquicklichsten Zwischenfall, der seit langen Jahren auf dem leider nicht unbeträchtlichen Verlustkonto zu buchen ist, das Minderung des Ansehens des Deutschen Reiches heißt.

Wir wiederholen, die bisherigen Aufklärungen befriedigen nicht.

Mittwoch, 4. November (Morgenblatt)

Wir hoffen, daß im Reichstag „Fraktur" gesprochen wird.

Mittwoch, 11. November (Morgenblatt)

Die Ausführungen des Redners (Bassermann) erschienen im allgemeinen zwar fest, aber auch sehr maßvoll, sie machten offenbar großen Eindruck auf das Haus. . . .

Freitag, 13. November (Vorabendblatt)

... Noch niemals hat der deutsche Reichstag sich mit einer solchen Einmütigkeit, mit einer solchen innerlichen Begeisterung und einem solchen edlen Verantwortlichkeitsgefühl für die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung, wie sie steht, ausgesprochen .... Daß der Reichsgedanke in seiner Macht und seinem Glanze auf den Reichsleuchter gestellt wurde, — das gibt die Hoffnung für die Zukunft.

Franz Josef, der Förderer der Künste

Franz Josef war in den sechzig Jahren, die er nun regiert hat, ein Förderer der Künste, und es ist nur geziemend, daß man dies in den Tagen feststellt, da alle Historiker der habsburger Monarchie vollzählig ausgerückt sind, um mit allen möglichen Varianten das Kaiserlied zu singen.

Wer den Kaiser von Österreich einmal in einer Ausstellung gesehen hat, wird bestätigen, wie korrekt, wie bescheiden, wie konstitutionell er auch als Kunstgenießer stets gewesen. Er tritt in die Ausstellung ein, läßt sich den Präsidenten rufen, drückt ihm die Hand und folgt ihm treu. Saal für Saal wird nun gemächlich abgegangen, Bild für Bild bekommt seine genau bemessene Würdigungsminute, und wenn vor einem Werk sein Schöpfer steht, eines Kaiserwortes sehnlichst gewärtig, so darf er der Freundlichkeit des Kaisers sicher sein und einen durchaus anerkennenden Satz vernehmen. Etwa „Dieses Bild ist sehr schön" oder (zu einem langjährigen Aussteller) „Heuer ist Ihre Arbeit ganz besonders gelungen." Nie ist der Kaiser von Österreich vor einem Bilde entsetzt zurückgewichen, nie hat er sich zu einer allzu subjektiven Begeisterung hinreißen lassen! Er hat den gleichen gelassenen Ton unbeeinflußter Anerkennung für Herrn Professor Griepenkerl wie für Klimt, für Waldmüller wie für Eugen von Blaas, für den k. k. Bildhauer Kaspar Ritter von Zumbusch wie für Franz Metzner. Keiner kann sich erdreisten, den Kaiser je aus seiner majestätischen Sphäre gerissen zu haben, die übrigens äußerlich stets nur in einer ununterbrochenen Gelassenheit und Geneigtheit, nie in dekorativen Posen zum Ausdruck kam. Und wie groß auch die Ausstellungen im Künstlerhaus waren, Franz Josef ging sie (solange es ihn nicht allzusehr ermüdete) regelmäßig ab, mit Gleichmut, im Gleichschritt, als ein konstitutioneller Kaiser, der jedem Bilde die gleiche, mit Rücksicht auf die Staatsgeschäfte genau zugemessene Würdigungszeit widmete. Franz Josef hat sich auch malen lassen, in Uniform und in Zivil. Aber nicht alle vierzehn Tage. Alle zwei, drei Jahre einmal. Der Porträtist wurde von der Kabinettskanzlei ausgesucht. Nie hat der Kaiser einen für ihn bestimmten Maler durch eine eigene Forderung gestört, nie hat er einem Künstler während der Sitzungen ein Wort dreingeredet, geschweige denn je einen Rat erteilt. Er förderte die Künstler, indem er sich nicht vermaß, sie zu fördern!

Gleich konstitutionell verhielt sich Franz Josef zur Musik, mit der er naturgemäß, da es keine Tonkunstausstellungen gibt, seltener in Kontakt kam. Aber er hat die ihm gewidmeten Walzer der Straußfamilie ebenso huldvoll ins Familienarchiv aufzunehmen geruht wie die Symphonien Anton Bruckners. Niemals hat er von dem Wahlwiener Brahms die Belebung des deutschen Volksliedes gefordert; und als Hugo Wolf in seiner Einsamkeit und Armut wahnsinnig wurde, da wurden die Verpflegsgebühren an die Irrenanstalt aus der kaiserlichen Privatschatulle, vermutlich mit Zustimmung des Kaisers, bestritten.

Unnötig hervorzuheben, daß Franz Josef nie komponiert hat. Er förderte die Künste auch, indem er keine ausübte!

Das Schwerste hat der Kaiser für die Literatur getan. Die österreichische Literatur schillerte von je schwarzgelb, sogar die revolutionäre. Eine Linie läuft von J. G. Seidl bis zu R. H. Bartsch. Das außerordentliche Verdienst Franz Josefs beruht darin, daß er die österreichische Literatur vor patriotischen Hypertrophien bewahrt hat. Ein weniger unverbrüchlich zurückhaltender Kaiser, und die österreichische Literatur wäre vor lauter Österreicherei nicht zu verdauen!

Oh, Franz Josef hat dem österreichisch gesinnten Dichter die Anerkennung nicht geweigert: Grillparzer erhielt zu seinem achtzigsten Geburtstag sogar das Großkreuz des Franz Josef-Ordens! (Der mieselsüchtige alte Herr schrieb freilich: „Wie hätte mich der hundertste Teil von dem, was sie mir jetzt antun, in meinen jungen Jahren vollauf erquickt und mich zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte. Jetzt sind es doch nur die letzten Gnadenstöße, die man mir versetzt.") Auch in der Biographie Ludwig Anzengrubers wird Franz Josefs gedacht. Mit sichtlicher Genugtuung meldet Herr Anton Bettelheim, der Anzengruberpächter: „Die Leichenfeier war Wiens würdig. Nach der Einsegnung fuhr zufällig Kaiser Franz Josef auf dem Wege nach Schönbrunn an der mariahilfer Kirche vorbei, und der Fürst salutierte vor dem Sarge Anzengrubers." Fürst und Dichter sind einander nur dies eine Mal begegnet! (Übrigens ist Bettelheim mit katholischen Bräuchen offenbar nicht vertraut, denn hierzulande lüftet jeder Christgläubige vor jeder Leiche den Hut. Der Fürst hätte also auch vor dem Sarge eines Wursthändlers salutiert, was freilich biographisch unverwertbar ist.) Immerhin beweisen diese beiden Exempel, daß Franz Josef dem Genie stets seine Ehrbezeugung leistete, sofern erst ein offizieller Anlaß (achtzigster Geburtstag, Leichenbegängnis und so weiter) vorlag. Und eben dieses korrekte Festhalten an den ausschließlich offiziellen Gepflogenheiten macht das außerordentliche Verdienst des Kaisers um die österreichische Literatur aus. Nie hat Franz Josef aus seiner Würde das Recht auf persönliche Wertungen abgeleitet! Er ließ die Dichter, die während der sechzig Jahre seiner Regierung schufen, unbeirrt und ungestört! Selbst ein Altösterreicher, wie Grillparzer, hat in aller Stille arbeiten können, durch kein kaiserliches Wort je erregt oder verwirrt. Keine Dichterstube, keine Poetenphantasie ist je durch eine spontane Äußerung Franz Josefs in Unordnung gebracht worden! Hier arbeiteten alle Dichter, von allerhöchster Seite gleich beachtet oder unbeachtet: Friedrich Hebbel und Viktor Léon, Johann Nestroy und Arthur Schnitzler, Hermann Bahr und Carl Costa, Hugo von Hofmannsthal und Bruno Zappert, der unvergeßliche Schöpfer des „Böhm in Amerika". Nicht einmal in die Geschicke seiner Hoftheater hat sich dieser konstitutionelle Herrscher je eingemengt. Laube kam an die Burg und machte aus ihm das erste deutsche Theater. Der Kaiser verhinderte es nicht! Laube wurde hinausintrigiert, die andern kamen und demolierten das Burgtheater, bis es endlich Paul Schlenther bis auf den Grund zu zerstören schien. Franz Josef, der den Aufstieg nicht anbefohlen hatte, gestattete sich auch nicht, den Demolierern dreinzureden. Wäre Paul Schlenther der Burg und nicht dem Bier mit Enthusiasmus ergeben, kein Kaiserwort hätte ihn je in freudiger Arbeit gestört. Das macht den Segen der Regierung Franz

Josefs für die Künste aus: Er hat niemals irgendeinen Künstler durch einen Strahl von Ungnade (oder Gnade) treffen wollen. Niemand erinnerte die Künstler an den Bestand der Monarchie!! Franz Josef hat die Kunst gefördert, indem er keinen Künstler förderte.

Stefan Großmann

Glossen

Der nie fertige Kessel

Lieber März! Ein Minister von Sachsen-Weimar ging in Venedig auf dem Lido spazieren. Er dachte an die Welt, an König und Volk. Als er lange nachgedacht hatte, schrieb er in sein Notizbuch unter Nummer vierzehn die tiefsinnigen, wehmütigen und prophetischen Worte:

„Diesem Amboß vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen und nie fertig der Kessel erscheint."

Ich habe den klugen, alten Herrn von Weimar nie besser verstanden, als heute.

Dr. Heinrich Hutter

Ein Kenner

Unter des Kaisers Max II Generalen war der größte der kaiserliche Feldhauptmann Lazarus von Schwendi, der in Kienzheim im Elsaß begraben liegt. Er war ein gewaltiger Soldat, ein geschickter Diplomat, ein großer Gelehrter und ein offener, ehrlicher Mann, der seinem Herrn die Wahrheit zu sagen und mit unverhohlener Klarheit die Mißstände seiner Zeit zu zeigen wagte. In einem kleinen Bändchen Gedichte geißelt er die Liebedienerei und das Schmeichlertum bei Hof. Daß er scharf sah, mögen die folgenden Verse beweisen:

„Der Hof, der ist ein seltsam Spiel,
Wer sich daran behelfen will,
Der muß Einfalt und Scham
Weit setzen auf ein Ort hintan."

„Liebkosen und die Schmeichelei,
Den Vortanz führen allzeit frei,
Falschheit und Trug und Simulieren,
Die tun den ganzen Hof regieren."

„Wer zu Hof den Karr'n nicht schmiert,
Dem wird sein Sach' oftmals verwirrt.
Der Herre selbst, wie fromm der ist,
So wird sein Witz doch überlist'.

„Durch die, so stetig um ihn sein.
Mit Schmeicheln und ungleich Bericht
Wird ihm geblendt also das G'sicht,
Daß Wahrheit und der rechte Grund
Ihm selten vorbracht werden rund."

Also sang der kaiserliche Feldhauptmann Lazarus von Schwendi ums Jahr 1570, solches in unseren Tagen zu lesen, scheint mir nützlich. Es spricht ein Kenner.

Otto Ernst Sutter

Die Bibliothek des Kaisers

Dem deutschen Staatsbürger wurde jüngst kund und zu wissen getan, in welche Abteilungen der Kaiser seine

Bücherei eingeteilt habe. Nicht Barbarossa oder sonst eine mittelalterliche Majestät. Nein. Auch nicht Karl der Große. Nein, sondern der regierende Kaiser. In fünf Abteilungen ist sie eingeteilt, die Bücherei nämlich. Hier sind die Abteilungen: 1. die militärischen Schriften, 2. die marinetechnischen, 3. die Schriften über Altertumskunde, 4. Architektur, 5. Schöne Literatur. Dabei versichert der gewissenhafte Chronist, daß die beiden ersten Abteilungen den „weitaus größten Umfang" hätten. Nun sitz ich schon den zweiten Tag daran und bohre und grüble, aber es hilft nichts. Mein Federhalter ist zerkaut, aber weder ist was niederwärts aufs Papier geflossen noch was aufwärts ins Gehirn. Ich krieg sie nicht unter, die dumme Frage, wo ist wohl die Staatswissenschaft, die Sozialpolitik und das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft untergebracht? In der ersten und zweiten Abteilung? Oder in der dritten? Am Ende gar in der fünften? In meinem beschränkten Untertanenverstand komme ich zu keiner Lösung. Lieber März, kannst du mir helfen? Das, was ich in meinem schlichten Gemüt vermisse, gehört doch zu einer kaiserlichen Bücherei? Sozusagen wenigstens. Doch ich hab's: Die gesuchten Abteilungen werden gerade an den Prinzendoktor ausgeliehen gewesen sein. Meinst du nicht auch, lieber März?

Ein Neugieriger

Das byzantinische Oberhemd

Die Großen dieser Erde müssen es sich gefallen lassen, daß alle ihre Handlungen und Hantierungen von den Augenzeugen aufgezeichnet und in alle Welt hinaustelegraphiert werden, — die höchstens ausgenommen, die auch der Herrscher wie jeder Sterbliche ohne Zeugen vornimmt. Sogar das Oberhemd, das der Kaiser jüngst auf einem Morgenspazierritt im Tiergarten gefunden und dem Fundbureau des Polizeipräsidiums überwiesen hat, ist diesem Schicksal nicht entgangen. Ein Schmock hat das welterschütternde Ereignis schleunigst ans Wiener „Fremdenblatt" telegraphiert. Darüber wäre nun eigentlich kein Wort zu verlieren. Denn erstens ist man es von diesem höfischen Organ für Fürstenbesuche und Fürstenreden gewohnt, daß es jedes Räuspern einer Majestät in einem Leitartikel begrüßt und jede holdselige Handbewegung eines Gekrönten unter dem Strich bejubelt. Warum also nicht auch das bewußte Oberhemd? Zweitens aber war offenbar der telegraphierende Schmock heute, wo der deutsche Kaiser im Mittelpunkte der Diskussion steht, um einen geeigneten Stoff verlegen. Er entschied sich also für Leinen und erfand die Geschichte vom Oberhemd. Aber so einfach auch scheinbar die Sache liegt, zweierlei ist mir an der Notiz doch aufgefallen. Der gewissenhafte Reporter hebt fürs erste ausdrücklich hervor, daß das bewußte Oberhemd frisch gewaschen und geplättet gewesen sei.

Ich kann nicht annehmen, daß dem Berichterstatter des „Fremdenblattes" schon dieser Zustand eines Hemdes etwas so Ungewohntes war, daß er ihn der Verewigung durch die Schrift für würdig hielt, und suche daher unwillkürlich nach dem tieferen Sinn dieser Bemerkung. Überhaupt: wie kommt ein frischgewaschenes und geplättetes Oberhemd mitten in den Tiergarten, in die Nähe des Reitweges. An Stelle des Kaisers hätte ich mich erst versichert, ob der Besitzer nicht irgendwo hinter den Büschen sei, bevor ich das herrenlose Gut der Polizei überantwortet hätte. Man denke sich nur, der Herr des Hemdes hätte in der Nähe ein Sonnen-

bad genommen. In welche Verlegenheit kam der gute Mann, wenn er nachher sein Hemd nicht mehr fand. Doch wie dem auch sei: wir haben es hier nicht mit dem Besitzer des Hemdes, auch nicht mit dem glücklichen Finder zu tun, sondern lediglich mit dem Berichterstatter, der das Linnen in Gold oder wenigstens in Silber verwandelte. Was schreibt dieser Herr weiter? „Es ist nicht das erstemal, daß der Kaiser Gegenstände, die er auf seinem Wege findet, dem Fundbureau überweisen läßt.“

Als ich das las, mußte ich an die bekannte Anekdote vom leutseligen und wohltätigen Monarchen denken, die seit mehr denn hundert Jahren in allen deutschen Zeitungen, bald so, bald so gewendet, wiederkehrt. Serenissimus trifft das arme Kind, das auf dem Wege zum Krämer sein Milchgeld verloren, fragt es, warum es weine, langt in die Tasche und gibt ihm einen Taler. Schon als Knabe fragte ich mich verwundert, warum man über ein so selbstverständliches Ereignis ein solches Aufheben mache. Was jeder anständige Mensch täte, wenn er in die gleiche Lage käme, — warum gerät der Deutsche in solches Entzücken, wenn sein Fürst es tut? Gewiß eine berechtigte Frage und sehr lehrreich, wenn man sie bis zu Ende durchdenkt. Sie eröffnet uns einen tiefen Einblick in die Psychologie des Fürstentums und des deutschen Untertanen. Was muß der Deutsche im Laufe der Jahrhunderte von seinen Fürsten Furchtbares und Entsetzliches erlebt haben, daß er jedesmal vor Freude außer sich gerät, wenn ein Fürst genau so handelt wie jeder andere anständige Mensch im gleichen Falle? Fürwahr, der Byzantiner versteht sich weit besser auf Majestätsbeleidigungen als ein ehrlicher Demokrat.

E l k a n

Der Gedenkstein von Echterdingen

M u ß t e es denn sein?

Es scheint so. Am fünfundzwanzigsten Oktober, bei kaltem Nebelwetter, haben sie ihn enthüllt. Und die Geislinger Metallwarenfabriken sollten sich die Gelegenheit wirklich nicht entgehen lassen, alsbald kleine Kopieen als Briefbeschwerer herzustellen: ihr „Stil“ ist jedenfalls überraschend gut getroffen.

Wenden wir uns schleunigst von der bildenden Kunst zur Poesie, die sich um den weißen Sandsteinblock rankt.

Da steht auf der einen Seite unter des Grafen Reliefbild:

Mit dem Luftgeist hat er gerungen,
Den grimmen Feind siegreich bezwungen.
Aus Flammenglut stieg er empor
Noch herrlicher als je zuvor.
Der Deutschen Stolz, dem Recken kühn,
Ihm gilt der Stein, Graf Zeppelin.

(Professor Dr. Fehleisen.)

Wer wollte einem Dichter, der so mannhaft mit seinem Namen für das Erzeugnis einer s c h w a c h e n Stunde eintritt, die Anerkennung versagen?

Das Distichon auf der andern Seite des Steins, gefertigt von Frau Manuela Kaulla-Sternenfels, scheint sich unter dem Einfluß der ungünstigen Witterung einen heftigen Gelenkrheumatismus zugezogen zu haben, denn es lautet:

Wie durch finsteres Gewölk der Aar steigt zum goldenen Lichte,
So durch Trübsal und Not kämpft der Held sich zum Sieg.

— Zum nachfolgenden Festessen spielte diesmal die Ulanenkapelle ihre „fröhlichen Weisen“ auf; die Grenadiere vom fünften August hatten sich denn doch als zu schlechte Musikanten erwiesen.

O

Das schimpfende Österreich

Die Annexion von Bosnien und der Herzegowina, die sowohl für eigene Rechnung wie wegen der ermutigenden Anlehnung, die sie Bulgarien zur Erklärung seiner Unabhängigkeit bot, vielseitigen Widerspruch ausgelöst hat, wird auch in Österreich sehr verschieden beurteilt. Die eine Urteilsgruppe sieht darin eine mannhafte, politische Tat des neuen Balkankurses, der die Stellung der Monarchie im nahen Osten klarlegt, und ergeht sich in eitel Lob der Aehrenthalschen Tat, die unbekümmert um inneres Zerwürfnis eine gewisse Großmachtsenergie nach außen kundtut. Die andere Partei wägt den preisgegebenen Wert des Sandschaks gegen die Erwerbung eines nominellen Souveränitätsrechtes ab und erklärt, die Annexion für ein — miserables Geschäft. Die Anhänger dieser Meinung, die immer mehr durchbricht, sagen, daß Aehrenthal sich damit selbst widerrufen und verleugnet habe. Denn als er das Sandschakbahnprojekt schuf, das allgemein als Erwachen aus dem bisherigen Halbschlaf der österreichischen Balkanpolitik gedeutet wurde, habe man in Österreich nicht so sehr daran gedacht, sich damit eine Etappe für dereinstiges eigenes Vordringen zu sichern, als vielmehr einen wirksamen Schutz vor unerwünschten kleinstaatlichen Gewaltakten gegen die Türkei auf länger hinaus errichtet zu haben. Wäre die neue Türkei schon national und staatlich so weit erstarkt, daß sie dieses Sicherheitskeiles nicht mehr bedürfte, dann wäre der Tausch verständlich, — das sei aber nicht der Fall Der wiener Ballplatz habe auch bisher wenig Vertrauen in die türkische Regeneration bekundet. Es sehe also danach aus, als habe Aehrenthal ohne zwingende Notwendigkeit einen Rückzug angetreten und die kaum dringliche Annexion nur zur Beschwichtigung der Öffentlichkeit durchgeführt. Denn — so wiederholen die Gegner Aehrenthals — es sei jedem politischen Säugling bekannt, daß weder die Bekämpfung der großserbischen Agitation bisher der sehr entwickelten Polizei- und Militärgewalt in Bosnien irgendwelche Schwierigkeiten bereitet habe, noch die Forderungen nach konstitutionellen Rechten in diesen Gebieten so unabweisliche geworden seien, daß sie nicht mit einer Art von Landtag, der nichts in Sachen der beiden Reichshälften dreinzureden hätte, vollständig befriedigt werden könnten.

Die Schreier nach einem Mehr an parlamentarischen Gütern seien durchaus notorische fremde Agitatoren. Daß man in Österreich, selbst in jenen Kreisen, die gerne den magyarischen Teufel mit dem slawischen Beelzebub austreiben möchten, keineswegs annexions- und expansionslüstern ist, steht fest. Da aber die Würfel nun einmal gefallen sind, erfordert es primärer politischer Anstand, daß die Sache als solche aufrechterhalten und verteidigt werde. Die faulen Eier und Äpfel werden nur der Person Aehrenthal vorbehalten.

Der Boykott österreichischer Ware in der Türkei ist nicht allzu ernst zu nehmen. Geographische Nähe, direkte Importwege sind Faktoren im Handelskalkül, die weder durch politische Stimmungen noch durch Konkurrenzmanöver außer Geltung gesetzt werden können. Aber eines ist gewiß — der Österreicher hat wieder einen Anlaß zum „Schimpfen“ erhalten. Und wenn er schimpft, recht schimpft, — dann ist er immer auf dem Wege, den Anstoß hierzu gutzuheißen.

Nur wenige politisch Weitblickende sehen in der Aehrenthalschen Preisgebung des Sandschaks für das Linsengericht der bosnischen Souveränität eine Minderung der Zukunftsgarantien für den Balkanfrieden voraus.

Und diese hätten wirklich Grund zum — Schimpfen.

v. S

Psychologie in der Politik

Die „Fliegenden" brachten einmal eine Folge von Zeichnungen, in denen ein sehr höflicher, junger Mann mit dem Spazierstock unter dem Arm herumdienert. Er entschuldigt sich bei jemand, den er aus Versehen mit dem Stocke stieß, und sticht dabei einem andern in den Bauch; er bittet diesen um Verzeihung und pickt einen Dritten. So geht es weiter, bis endlich alle einig werden, über ihn herzufallen, um den unangenehmen Höflichkeiten ein Ende zu machen.

Preisfrage: welches in Betracht kommende Volk ist bis jetzt unbeleidigt geblieben?

Eins ist dennoch wunderbar: Der Kaiser hat „eingestanden", daß die Mehrheit des deutschen Volkes englandfeindlich sei, und die englischen Zeitungen tun, als hielten sie es damit für bewiesen. Das tun sie in demselben Atem, wo sie den sonstigen „Geständnissen" des Kaisers die Glaublichkeit bestreiten.

Als ob man in England nicht soviel Psychologie im Leibe hätte, um zu wissen, daß jemand, der eigene Vortrefflichkeit nachzuweisen wünscht, dazu stets eine minder gute Gesinnung der „meisten andern" braucht.

Ein einfaches psychologisches Gesetz, das mit irgendwelchen Tatbeständen absolut nichts zu tun hat: „die meisten allerdings sind dumm, aber ich....!"

Und andrerseits, als ob man in England nicht wüßte, daß es in ganz Deutschland niemand gibt, der weniger über deutsche Gefühle und Stimmungen unterrichtet wäre als ausgerechnet der Deutsche Kaiser.

Böse Zeit! böse Zeit! Aber doch nicht ganz ohne Trost. Der Kronprinz hat neue Manschettenknöpfe erfunden!

Und da behauptet man, wir würden ohne Weisheit regiert!

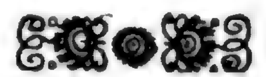
Sogar mit Geist!

Franz

An die Jugend zwischen zwölf und siebzehn Jahren

Wir bitten unsere jugendlichen Leser und Leserinnen, sich noch bis zur nächsten Nummer des „März" gedulden zu wollen. Es sind uns so viele Briefe zugegangen, und wir waren durch das Interview des Kaisers in unserem Raum für dies Heft so beschränkt, daß wir die Erledigung unseres Preisausschreibens leider verschieben mußten. Wir hoffen, Selma Lagerlöfs Erinnerungen aus ihrem Leben in diesem Heft werden unseren jungen Freunden eine Entschädigung sein.

Die Redaktion



Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6

Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Warum hat das Deutsche Reich keine parlamentarische Regierung?

Von Professor Otto Harnack

Wenn man diese Frage einem preußischen Konservativen vorlegen wollte, so würde er vermutlich antworten: „Darum, weil unser Königtum in seiner Macht, die es unmittelbar von Gott erhalten hat, nicht durch die Machenschaften der parlamentarischen Regierungsform eingeschränkt werden kann, und weil die Minister nur auf Grund königlichen Willens und Vertrauens ihr Amt bekleiden und deshalb nicht von wechselnden parlamentarischen Abstimmungen abhängig sein dürfen.

Aber bei längerem Nachdenken müßte der preußische Konservative sich selber sagen, daß diese ganze Betrachtung für das Deutsche Reich nicht zutrifft, das ja gar keine Monarchie im Sinne des preußischen Staatswesens ist, sondern ein Bundesstaat, in welchem der Herrscher des präsidierenden Staats nur ganz bestimmte, aus den Bündnisverträgen erwachsene Rechte hat. Der Kaiser ist weder Landesherr über das Reichsgebiet noch Herrscher über die Reichsbürger als seine Untertanen. Es fehlen daher alle Voraussetzungen für eine streng monarchische Auffassung des politischen Lebens im Reiche und gar für die mystische Begründung solcher Auffassung ist kein Raum bei einem politischen Gebilde, dessen reale Entstehung ein großer Teil der Lebenden ja noch miterlebt hat. Auch würde nach der Reichsverfassung die Gesamtheit der verbündeten Regierungen mindestens ebensosehr als Träger der Souveränität zu gelten haben wie der Kaiser.

Tatsächlich ist es auch nicht die Stellung des Kaisers, welche eine parlamentarische Regierung in Deutschland bisher verhindert hat, sondern es ist die Stellung des Reichskanzlers. Sie ist von Bismarck seinerzeit absichtlich so zugeschnitten worden, daß sie ihm die möglichst unbedingte Ausübung der

Gewalt in die Hände gab. Selbstverständlich wirkte dabei auch seine einzigartige Persönlichkeit mit; aber sie gab doch nicht den Ausschlag, wie die Folgezeit gelehrt hat. Denn wäre sie es gewesen, wie hätte sich die überparlamentarische Stellung des Reichskanzlers nach Bismarcks Rücktritt behaupten lassen? Die Nachfolger des großen Mannes in allen Ehren, — aber für gigantische Gestalten, die der Vertretung eines großen Volkes ihren Willen aufzwingen konnten, hat sie wohl niemand gehalten. Die Institution ist es, die sie getragen hat, die ihnen die tatsächlich unantastbare Stellung gegeben hat, welche auch in der letzten großen Krisis wieder zutage getreten ist oder besser in den beiden großen Krisen, denn zwei Kanzlerkrisen haben wir im Laufe von siebzehn Tagen gehabt, — aber welcher Unterschied zwischen beiden! In der ersten reichte der Kanzler wegen einer schweren verhängnisvollen Verfehlung seine Entlassung ein, wurde jedoch vom Kaiser im Amte belassen, selbstredend unter der Voraussetzung, daß eine solche Verfehlung sich nicht wiederholen werde. In der zweiten bot der Kanzler seine Entlassung an, wenn der Kaiser nicht eine Bedingung erfülle, die der Kanzler ihm stellte, und der Kaiser fügte sich der Bedingung des Kanzlers; so gewaltig war die Position des Kanzlers in siebzehn Tagen gewachsen. Gewiß hat Fürst Bülow in diesem Zeitraum seine glänzende diplomatische Geschicklichkeit mit klügster Berechnung spielen lassen; die Hauptsache aber hat doch das Schwergewicht der Institution getan. Der Kanzler ist schwer ersetzbar und besonders in Deutschland, wo der politische Ehrgeiz großen Stils wenig verbreitet ist.

Die alleinige Verantwortlichkeit des Kanzlers, der Mangel eines ihm beigeordneten Ministeriums ist der letzte Grund des unparlamentarischen Zustandes, in dem das Deutsche Reich lebt. Denn die alleinige Verantwortlichkeit ist tatsächlich ein leerer Begriff geworden, der sich von der Unverantwortlichkeit nicht unterscheidet. In einem parlamentarisch regierten Lande, wo jeder Minister für sein Ressort verantwortlich ist, muß ein einzelner Minister oft genug die praktischen Folgen seiner Verantwortlichkeit spüren. Hat er das Vertrauen der Kammer verscherzt, so scheidet er aus, wie jüngst in Frankreich der Marineminister; das Ministerium nimmt formell seine Entlassung und konstituiert sich wieder ohne ihn. Im Deutschen Reich aber würde es ja zu ganz unmöglichen und widersinnigen Zuständen führen, wenn der Reichstag, sobald er mit der Leitung eines Ressorts unzufrieden wäre,

immer auf den Rücktritt des verantwortlichen Kanzlers dringen wollte! Und so führt die alleinige Verantwortlichkeit in Wirklichkeit zur Unantastbarkeit.

Aber auch da, wo man den Kanzler verantwortlich machen wollte, ist er tatsächlich nicht faßbar. Das liegt an dem völlig konsequent ausgebildeten System der Stellvertretung, das auch schon durch Bismarck ganz nach seinen persönlichen Bedürfnissen geschaffen worden ist. In allen Beziehungen wird das Deutsche Reich von Beamten in Stellvertretung des Reichskanzlers verwaltet, sogar mit der Verwaltung der Kriegsmarine ist es nicht anders. Der Uneingeweihte kann sich schließlich fragen, welche Angelegenheiten es denn überhaupt sind, die der Kanzler persönlich leitet; denn überall ist er zu finden, aber in Vertretung. Diese Stellvertretung wirkt wie eine Anzahl Versatzstücke auf der Bühne, und schon Bismarck benutzte sie so, er trat daraus hervor und zog sich dahinter zurück, so wie es ihm paßte. Letzthin haben wir nun gesehen, daß auch das Ressort, welches man für das eigenste Gebiet des Kanzlers halten sollte, von ihm tatsächlich abgelöst ist: das auswärtige. Wohl übernahm Fürst Bülow die formelle Verantwortlichkeit; aber weder der Kaiser noch der Reichstag zogen daraus eine Konsequenz, und die tatsächliche Verantwortung wurde dem „Auswärtigen Amt" zugeschoben, das aber vor dem Reichstag nach der Verfassung garnicht verantwortlich ist, sodaß auch auf eine etwaige Personalveränderung der Reichstag gar keinen Einfluß hat.

Es ist ein dringendes Bedürfnis für die Entwicklung des Reichs, was Conrad Haußmann neulich mit trefflichen Worten im Reichstag gefordert hat: Die Schaffung eines kollegialischen verantwortlichen Reichsministeriums, die Aufhebung eines Zustandes, der unter Bismarck eine gewisse persönliche Berechtigung hatte, unter seinen Nachfolgern aber zu ganz ungesunden Zuständen und schiefen Verhältnissen geführt hat.

Aber freilich, die Institution allein macht es auch nicht, und wir müßten zugleich einen Reichstag erhalten, der es auch verstünde, die formelle Verantwortlichkeit zur Wirklichkeit zu machen. Dem heutigen Reichstag wird niemand dies Befähigungszeugnis ausstellen wollen. Er hat weniger selbständige Kraft als manche Reichstage, zum Beispiel die von 1881 und 1884, sogar zur Zeit Bismarcks gehabt haben. Ganz abgesehen von den Konser-

vativen, die ein parlamentarisches Regime garnicht wollen, haben auch die andern Parteien, sowohl die regierungsfreundlichen als die oppositionellen, kaum jemals ein zielbewußtes Streben nach dieser Richtung gezeigt.

Vergegenwärtigen wir uns nur die letzte große Reichskrise! Wie wäre sie in einem parlamentarisch regierten Staat verlaufen? Zunächst würden die Regierungsparteien, also der Block, sich darüber schlüssig geworden sein, ob sie den verantwortlichen Staatsmann halten wollten oder nicht. Hätten sie sich zu dem ersteren entschlossen, so hätten sie alles getan, um seine Stellung zu stärken. Die Interpellationen wären der Opposition zugefallen; die Regierungsparteien hätten möglichst kurz geantwortet und möglichst schnell mit einem Vertrauensvotum die Debatte geschlossen. Hätten sich aber die Regierungsparteien entschieden, ihren bisherigen Vertrauensmann fallen zu lassen, so hätten sie ihm schon vor der Verhandlung dies so unzweideutig gesagt, daß er vor dem Parlament nicht mehr anders hätte erscheinen können wie als provisorischer Geschäftsführer für seinen Nachfolger. Ich erinnere mich an den Sturz Crispis, der doch ein wirklicher Autokrat als Minister war, nach der unglücklichen Schlacht von Adua. Schon vor der Sitzung war alles erledigt, Crispi hätte garnicht mehr in der Sitzung erscheinen können, seine bisherigen Anhänger hätten ihn garnicht mehr zu Worte kommen lassen, wenn sie nicht sicher gewußt hätten, daß sein Rücktritt schon eine Tatsache war.

Und nun im Deutschen Reichstag! Zweitägige Reden, die zum größten Teil von den Regierungsparteien, in doppelter Garnitur von Rednern, geliefert wurden, Reden, deren Inhalt das Ansehen und das Gewicht, welches der leitende Staatsmann noch besaß, aufs schwerste schädigen mußten, und die doch immer wieder den Wunsch erkennen ließen, daß er im Amt bleiben möchte, ein geradezu widersinniges Verfahren. Ja, der eigentliche Generalredner, der das nationalliberale bewegliche Mittelstück des komplizierten Blockmechanismus zu vertreten hatte, brachte es sogar fertig, seine mehr als einstündige Anklage und Tadelsrede, ohne auch nur die Antwort abzuwarten, mit einem förmlichen Vertrauensausdruck für den Reichskanzler zu schließen, gerade wie wenn man einem Kinde eine längere Strafpredigt hält und mit der Hoffnung schließt, daß es sich bessern werde. Wo ist hier eine Spur konsequenten parlamentarischen Handelns? Statt des Grundtriebes

aller politischen Betätigung, des Verlangens nach Macht, sieht man ein leeres Scheinwesen oder ein spießbürgerliches Moralbewußtsein, das mit bloßen Reden sein Gewissen zu salvieren glaubt.

Wenn der Reichskanzler trotzdem die von den Blockparteien gewünschte Festigung seiner Position gewann, so hatte er sie wahrhaftig nicht dem Reichstag zu verdanken, sondern der Geschicklichkeit, mit der er sich der unbedingten Unterstützung des Bundesrats und des preußischen Staatsministeriums versicherte. Gerade dadurch aber erschien die Bedeutungslosigkeit des bloß redenden Reichstags in umso hellerem Licht, und so kann man sich nicht wundern, daß der Reichskanzler bei Gelegenheit der Finanzreform vor dem Reichstag wieder erschien, ohne auch nur mit einem Wort den Reichstag von dem Ausgang der zwei Tage lang besprochenen Angelegenheit zu unterrichten.

Vielleicht werden manche Leser sich wundern, daß ich von der letzten Phase dieser Angelegenheit, der dem Kaiser gestellten Bedingung, noch garnicht gesprochen habe. Aber gerade diese Seite der Sache wäre von der Mehrheit eines seiner Macht und seiner eigenen Verantwortung bewußten Parlaments in kürzester und knappster Weise erledigt worden. Eine Adresse war hier unbedingt erforderlich, — aber eine von so heiklem Inhalt, daß man sie mit möglichst wenig Worten einer Kommission von Vertrauensmännern übertragen und nachher ohne Debatte hätte annehmen müssen. Die Entschiedenheit des Tones hätte dadurch sicherlich nicht zu leiden brauchen. Daß aber die Mehrheit glaubt, ein Kaiser, dem man eine Adresse nicht zu übergeben wagt, werde sich durch Reden beeinflussen lassen, denen jede praktische Bedeutung abgeht, — das zeugt, auch nach der Note des „Reichsanzeigers", von wahrhafter politischer Naivität und von einer bequemen Selbsttäuschung, die aber nicht aus Kraftbewußtsein entspringt. Zwei Tage lang neben den Verfehlungen des Reichskanzlers in noch viel breiterer Weise die Verfehlungen des Kaisers wie Wäsche auf der Wiese ausbreiten, wäre in einem parlamentarisch regierten Staat undenkbar. Der Deutsche Reichstag aber läßt sich von ausländischen Blättern bescheinigen, daß er zwei Tage lang voll Würde seine Debatte geführt habe.

Es hat bis vor kurzem in Kreisen, die sich für geistig bevorzugt halten, geradezu als ein besonderes Glück Deutschlands gegolten, daß es nicht nach

parlamentarischem System regiert wird. Es scheint, daß diese Meinung sich jetzt ändert. Gewiß hat auch das parlamentarische System seine Mängel, aber es ist doch ein bestimmtes und zur höchsten Konsequenz ausgebildetes System, das für jede politische Situation ein politisches Auskunftsmittel bereit hat, das der Mehrheit eines Parlaments und der aus ihr hervorgegangenen Regierung stets die Möglichkeit gibt, feste Schritte nach dem gesteckten Ziel hin zu tun. Die Regierungsweise aber, die bisher im Deutschen Reich gegolten hat, und zu der sich der hilflose Reichstag auch jetzt noch hergibt, die führt überhaupt zu keinem Ziel, sondern läßt uns im Sumpfe stecken bleiben. Um das zu erkennen, bedarf es heute keiner Sehergabe mehr.

Und nun? / Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Wenn es unerträglich schwül war, und endlich, endlich kommt ein Platzregen und ein Gewitterwind, — dann sehen sich am andern Morgen die Leute und Nachbarn fragend und erstaunt an. Viele finden, die Luft sei freier und reiner, andere warnen, es sei noch lange nicht genug gewesen, und deuten auf neuaufsteigende Wolken. Es gibt Zeiten und Gegenden, in denen es am nächsten Tag wieder ebenso schwül und noch schwüler ist. Es kommt ganz auf die Windrichtung an. Nur wenn der Wind von Morgen weht, wird es dauernd besser.

Von woher weht der Wind in Deutschland?

In den unteren und mittleren Regionen streicht ein scharfer Ost, bis hinauf in die höheren Lagen.

Wie aber ist es in der obersten Region?

Man weiß nicht, welche Entschließung der Kaiser gefaßt hat. Auf diese Entschließung kommt fast noch alles an.

Diese beiden Sätze, die niemand bestreiten wird, charakterisieren die politische Lage von Deutschland, die Lage eines Volks von dreißig Millionen Männern. Der Bruchteil von ihnen, der das Ungesunde und Demütigende

dieser fast ratlosen Abhängigkeit von einem obersten Willen, der nicht konstant ist, fühlt und erkennt, hat sich gegen früher fast verdoppelt. Dies ist wahrscheinlich der Hauptunterschied, der in der Zeit zwischen Oktober und Dezember Anno neunzehnhundertacht eingetreten ist.

Aber vielleicht ist etwas geschehen? Es liegt eine Staatsurkunde vor. Der „Reichsanzeiger" hat am siebzehnten November, genau eine Woche nach der Reichstagsverhandlung, verkündet:

Seine Majestät der Kaiser nahm die Darlegungen und Erklärungen des Reichskanzlers mit großem Ernste entgegen und gab seinen Willen dahin kund:

Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik, erblicke er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Demgemäß billige Seine Majestät der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versichere den Fürsten von Bülow seines fortdauernden Vertrauens.

Man darf nicht blind und auch nicht bloß schwarzseherisch sein. Wenn nach dem nationalen Tadel, den der Reichskanzler der Krone zu übermitteln gezwungen war, der Träger dieser Krone es als seine „Aufgabe" zu publizieren gestattet, die Stetigkeit der Reichspolitik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern, so liegt hierin eine kaiserliche Zusage, deren Bedeutung zu bestreiten die Linke nicht den mindesten Grund hat. Die Klage, die durch einen unerwartet starken Vorstoß der öffentlichen Meinung die Kraft einer Anklage erhalten hatte, war, wie man weiß, dahin gegangen, daß durch kaiserliche Eingriffe der Reichspolitik die Stetigkeit fehle, und daß der Kaiser die verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten des Kanzlers gegen Bundesrat und Reichstag nicht gewahrt habe. Wenn daraufhin die Erklärung erfolgt: Der Kaiser erkennt es als seine Aufgabe an, „die Stetigkeit zu sichern" und „die verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu wahren", — so ist das eine Anerkennung der begangenen Fehler von zweifellos politischer, man könnte beinahe sagen staatsrechtlicher Bedeutung. Bei diesen Stellen darf auch gegen die Form der Erklärung kein berechtigter Einwand erhoben werden. Denn der Kanzler ist der Nation dafür verantwortlich, daß er die Würde des völkerrechtlichen

Vertreters von Deutschland gerade dann vor einer demütigenden Selbstanklage schützt, wenn dieser vor In- und Ausland redet.

Diese an sich berechtigte Rücksicht hat wohl auch das Anfangswort diktiert. „Unbeirrt." Dieses Wort spielt eine falsche Saite. Denn obwohl es richtig ist, daß „Übertreibungen" der Kritik vorgekommen sind, und daß deshalb gerade diese und bloß diese zurückgewiesen werden, so setzte die Proklamation doch für das Ohr der aufhorchenden Nation mit einer falschen Note ein durch jenes „Unbeirrt!" Alles wollte man hören, nur dieses eine Wort nicht, welches Gedankenassoziationen so unwillkommener Art weckt, daß dadurch der Sinn für die ganz andere Ideenverbindung, mit der der Satz fortfuhr, von einem großen, leider harthörig gewordenen Teil der Bevölkerung nicht gläubig aufgenommen wurde. Wohl ist es nur ein Wort, und man soll nicht um Worte rechten. Aber die Redaktion dieser kaiserlichen Note forderte einen Stilisten, der sich erinnert, daß kirchliche Herrscher eingedenk der sich einprägenden Kraft des Anfangsworts in dieses den Geist der päpstlichen Bullen zu konzentrieren sorgsam bemüht sind.

Wäre es dem Kanzler erwünscht, wenn man seine politische Bulle „Unbeirrt!" taufen würde?

Das war der eine Fehler, der verschuldet hat, daß angesichts des turmhoch aufgestapelten Mißtrauens die Kundgebung sehr zwiespältig aufgenommen wurde.

Dann aber hat der Reichskanzler es abgelehnt, dem gespannt wartenden Reichstag, hinter dem das noch gespannter harrende Volk stand, in den wichtigen Stunden politischer Sorgen ein Wort beruhigender Erläuterung zu sagen. Gerade wenn man die klügelnde Vorsicht und den Wunsch, vor dem Kaiser durch Ignorierung des Reichstags als „starker Mann auch nach unten" zu erscheinen, mit in Rechnung nimmt, erkennt man die Größe von Bülows taktischem Fehler. Denn gerade weil man jene Beweggründe argwöhnt, entsteht das neue Mißtrauen, daß der Kanzler auch nach dem 10/17. November den Reichstag als einen nichtssagenden Faktor ohne Recht auf Auskunft behandeln will. Diese Wirkung zu beabsichtigen oder nicht zu vermuten, — beides zeugt nicht von einer neuen Staatskunst, sondern von jener alten Staatskunst, die Deutschland bis an den Hals hereingeritten hat.

Man sagt, der Kanzler habe die Erklärung dem Reichstag vortragen wollen, aber nur „unter der Bedingung“, daß der Reichstag nichts dazu sagen dürfe. Der Reichstag soll vierzehn Tage warten und dann erst den Mund der Nation aufmachen! Doppelt schlimm, wenn der Kanzler dem Reichstag Bedingungen stellt, die nichts sind als eine Fortsetzung der Bevormundung des deutschen Volks durch kompromittierte Vormünder.

Daß Mißlichste ist, daß durch solche Behandlungsart der Eindruck des „Reichsanzeigers“ immer papierner wird. Und daran hat niemand ein Interesse. Auch der Kanzler und der Kaiser nicht.

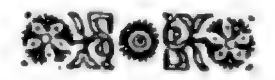
Denn, ob der „Reichsanzeiger“ nur eine papierne Hilfe oder eine neue Politik brachte — darauf kommt es schließlich an. Eine neue Politik kann man aber doch nicht heimlich und hinter dem Rücken des Reichstags machen, sondern nur mit dem Reichstag unter Respektierung seiner bisher absichtlich herabgedrückten Rechte und unter Kundgebung der politischen Grundsätze des verantwortlichen Staatsmannes.

Es handelt sich hier um politische Änderungen, die sich im Bewußtsein des Kanzlers vollziehen müssen, und die Bevölkerung muß Kenntnis von diesen Änderungen erhalten. Sonst wird man die tiefe Verstimmung nicht einmal auf ein Quartal verscheuchen können. Die Wolken mitsamt der Schwüle sind noch nicht verscheucht. Wir fürchten, wir fürchten, wenn der Kanzler sich nicht offen zu einer neuen ehrlich konstitutionellen Politik zu bekennen wagt, daß die Wellen hinter der nächsten Landzunge wieder branden und dann nicht mehr soviel Mitleiden mit dem kleinen Kahn des Kanzlers haben würden.

Sollte aber der Reichstag seine Stellung nicht reklamieren, dann wird der für diese Unterlassung verantwortliche Block sich selbst zum Wrack erklären und beladen mit dem Unwillen der deutschen Wähler auf den Grund oder auf den Sand fahren.

Der Block hat eine letzte Gnadenfrist.

Reden und Steuern allein tun's nicht.



Bureaukratenjustiz und Volksgerichte

Von Wolfgang Heine, Rechtsanwalt, M. d. R.

Die Entwürfe einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und einer neuen Strafprozeßordnung, die das Reichsjustizamt kürzlich veröffentlicht hat, sind ein Kompromiß zwischen den Interessen der Bureaukratie und den Forderungen der öffentlichen Meinung; aber es muß sogleich gesagt werden, daß dabei der öffentlichen Meinung und den Anforderungen einer fortgeschrittenen Kriminalpolitik nur sehr geringe Konzessionen gemacht werden.

Die Kommission von praktischen Kriminalisten, die vor einigen Jahren vom Reichsjustizamt zusammenberufen wurde, und der namentlich auch Parlamentarier aller Parteien — selbstverständlich mit Ausschluß der Sozialdemokratie — angehörten, hat einen erheblich größeren Reformeifer gezeigt. Sie kam freilich auch der Reaktion weit genug entgegen, indem sie ihr die Beseitigung des Schwurgerichts bewilligen wollte; aber abgesehen davon muß man ihren Vorschlägen vor den jetzigen bei weitem den Vorzug geben.

Unstreitig ist in den weitesten Kreisen das Zutrauen zur deutschen Strafrechtspflege erschüttert. Man spricht von „Klassenjustiz" und meint damit den Mißbrauch, den Richter in das Ringen der Gesellschaftsklassen hineinzuziehen, ihn als Werkzeug der herrschenden Mächte zu benutzen, um die aufwärtsstrebenden Volksschichten, die freien Gedanken einer neuen Zeit niederzuhalten. Man meint damit auch die Fremdheit, mit der die Bureaukratie dem wirtschaftlichen und geistigen Leben des Volkes gegenübersteht, den Druck, den sie auf alles selbständige Streben ausübt.

Eine mit dem öffentlichen Rechtsbewußtsein völlig harmonierende Strafrechtspflege kann man von diesen gärenden, unter steter Spannung stehenden Zeiten überhaupt nicht erwarten, jedenfalls durch eine bloße Änderung der

Prozeßgesetze nicht erreichen. Soweit man aber wenigstens eine Besserung von einer Reform der Gerichtsordnung erhoffen will, müßte man in erster Reihe die Organisation der Gerichte ändern.

Beseitigung der einseitigen Juristenrechtsprechung, Einführung der Berufung gegen alle Urteile erster Instanz, das sind die Forderungen, die die öffentliche Meinung erhebt.

Die Strafprozeßkommission hat den Mut gehabt, einzugestehen, daß die Mitwirkung von Laien an der Strafrechtspflege unentbehrlich ist, um der Strafjustiz neues Vertrauen zu verschaffen.

Der richtige Weg hierzu wäre gewesen, die Schwurgerichte auszudehnen, denn sie sind das Institut, worin die eigentümlichen Vorzüge der Strafrechtsprechung durch Laien am reinsten zum Ausdruck kommen können. Man muß sich klar werden, worin diese bestehen. Niemals wird der Laie mit dem Juristen wetteifern können, soweit es sich um Auslegung schwieriger Gesetzesstellen und um Kenntnis der Rechtsprechung handelt; ja selbst in der Fähigkeit, einen verwickelten umfangreichen Tatbestand in sich aufzunehmen, wird die Routine des Berufsrichters ihm meist überlegen bleiben.

Aber diese geringere Routine hat auch ihre Vorzüge. Der Berufskriminalist wird durch die Unmasse ähnlich liegender früherer Fälle in seinem Urteil bereits voreingenommen, der Laienrichter bringt mehr Interesse und eine unbefangenere Auffassung mit und wird in vielen Dingen durch eine praktische Lebenskenntnis unterstützt, die dem Schreibtischmenschen fehlt. Wichtiger indessen ist noch, daß dem Laienrichter die juristisch-bureaukratische Denk- und Auslegungsweise fremd ist, die gerade das öffentliche Rechtsgefühl so wenig zu befriedigen vermocht hat. Ihm ist der Buchstabe des Gesetzes nicht eine unbedingte Autorität, der er sich auch da unterwürfe, wo er sieht, daß Unheil oder Unsinn daraus folgt, während der Jurist dies oft genug tut, sogar mit dem Gefühl einer gewissen Befriedigung über seine eigne „unbeugsame Gerechtigkeit". Wir haben erlebt, daß Juristen mit gekünstelten Konstruktionen Handlungen für strafbar erklärt haben, die das Rechtsgefühl von Männern des praktischen Lebens nie dafür gehalten haben würde. Man braucht nur an die Urteile über Majestätsbeleidigung, Religionsvergehen, „unzüchtige" Schriften und Kunstwerke, groben Unfug und so weiter zu erinnern.

Daß auch dies Rechtsgefühl des Volksrichters nicht völlige Sicherheit vor Mißgriffen gewährt, zumal in einer Zeit des Schwankens und der Erregung der öffentlichen Empfindungen, wird man zugeben, aber als das kleinere übel mit in Kauf nehmen müssen.

Alle diese Vorzüge müssen am reinsten im Geschworenengerichte hervortreten, bei dem die Laienrichter ganz unabhängig unter sich beraten und urteilen. Auch die praktischen Erfahrungen mit dem Schwurgericht sind im allgemeinen günstig, namentlich auch gegenüber den Versuchen der politischen Reaktion, die öffentliche Meinung zu knebeln. Dies beweisen die deutschen Bundesstaaten, in denen Preßanklagen vor die Schwurgerichte kommen.

Eine Ausdehnung und Verbesserung der Schwurgerichte wäre die beste und die einzig gründliche Reform unseres Strafverfahrens. Die Zusammensetzung der Schwurgerichte müßte demokratisiert, ihr etwas schwerfälliger Apparat vereinfacht werden; eine zweite Instanz in Gestalt einer oberen Jury müßte die Möglichkeit einer Remedur von Irrtümern gewähren. Mindestens sollte man dem Schwurgericht durchweg alle politischen, alle Preßdelikte, alle Anklagen gegen Beamte und eine größere Zahl von schweren Verbrechen vorbehalten. Damit würde man eine wirklich volkstümliche Rechtsprechung erhalten. Die nötige Rücksicht auf die juristischen Gesichtspunkte würde durch Vorsitzenden, Staatsanwalt und Verteidiger gesichert werden.

Von einer solchen Regelung sind wir freilich weiter als je entfernt. Die politische Reaktion und die Fachjuristen sind gegen das Schwurgericht immer feindlich gewesen. Die Strafprozeßkommission hatte — merkwürdigerweise einstimmig, also auch mit den Stimmen ihrer freisinnigen Mitglieder — die Abschaffung des Schwurgerichts beschlossen. Aus den Protokollen geht hervor, daß die Zentrumspartei und die Bureaukratie dadurch die süddeutsche Preßfreiheit beseitigen, besonders den Simplicissimus unterdrücken wollten.

Ein allgemeiner Sturm der öffentlichen Meinung zwang die Justizbureaukratie, auf diesen Plan zu verzichten. Die Vorlage will die Schwurgerichte nicht völlig beseitigen, sondern ihnen nur die Aburteilung der Konkursverbrechen entziehen, was auch recht unnötig ist.

Die Strafprozeßkommission hatte aber auch die reinjuristischen Strafkammern aufheben und die Aburteilung in erster und zweiter Instanz, abgesehen vom Reichsgericht, durchweg Schöffengerichten übertragen wollen, in denen Laienrichter neben Juristen und unter deren Leitung fungieren sollten.

Diese Erweiterung der Mitwirkung von Laien hat nun der neue Entwurf sich nur teilweise angeeignet.

Die Schöffengerichte bei den Amtsgerichten — ein Richter und zwei Schöffen — sollen zwar bestehen bleiben, aber der Richter soll in allen Übertretungssachen ohne Schöffen entscheiden. Das ist sehr bedenklich, denn gerade die politischen Schikanen und Verfolgungen kleiden sich in unzähligen Fällen in das Gewand von Übertretungsanklagen. Man erinnere sich wieder der Verurteilungen wegen „groben Unfugs" durch die Presse, durch Verbreitung von Wahlflugblättern, der Anklagen wegen Überschreitung der Polizeistunde durch Gastwirte, bei denen unerwünschte Versammlungen stattfinden, und ähnlicher Dinge, die wenigstens in Norddeutschland an der Tagesordnung sind. Für alle solche Fälle würden Laienrichter gänzlich ausgeschaltet sein, da die Berufung gegen alle Urteile der Schöffengerichte an Strafkammern gehen soll, die nur aus drei Juristen bestehen sollen, während bisher zumeist fünf entschieden. Diese Verschlechterung des Instanzenzuges ist um so bedenklicher, als die Zuständigkeit der Schöffengerichte bei den Amtsgerichten bedeutend erweitert werden soll.

Die Strafkammern bei den Landgerichten, die über schwerere Delikte in erster Instanz zu entscheiden haben, sollen nach dem Entwurf aus zwei Juristen und drei Schöffen gebildet werden. Dies könnte man als einen Fortschritt gelten lassen, wenn nicht als Berufungsinstanz ihnen „Strafsenate" übergeordnet werden sollten, die lediglich aus fünf Juristen bestehen sollen.

Diese sogenannte „Reform" würde die Juristenjustiz nicht beseitigen, sondern nur verschleiern, würde die Berufung gegen die schöffengerichtlichen Urteile verschlechtern und die neueingeführte Berufung gegen die Strafkammerurteile zu einem Danaergeschenk für die Gerechtigkeit machen.

An sich schon kommt in Schöffengerichten das Prinzip der Laienrechtsprechung nur unvollkommen zum Ausdruck. Das beste an ihnen ist, daß die Rücksicht auf die Schöffen den Richter zwingt, gründlich zu verhandeln

und sich nicht auf den oft so trügerischen Inhalt der Akten zu verlassen. Die Schöffen aber stehen bei der Beratung fast durchwegs unter dem Einfluß der juristischen Denkweise. Namentlich in politischen Prozessen haben die Schöffengerichte sich nur selten bewährt.

Steht aber gar über dem Schöffengericht ein juristischer Strafsenat, an den der Staatsanwalt in jedem Falle appellieren kann, so wird die Verhandlung erster Instanz vor den Laienrichtern in allen kritischen Fällen zu einem bedeutungslosen Vortermin, und das Laiengericht ist praktisch ausgeschaltet. Wir erleben das heute bei den jetzigen kleinen Schöffengerichten, die beim Amtsgericht gebildet sind, fast in jedem Falle, wo die Schöffen sich einmal der juristischen Autorität entzogen und im Sinne von Laienrichtern geurteilt haben: der Amtsanwalt legt Berufung ein, und die juristische Strafkammer entscheidet endgültig in dem *ihr* geläufigen Sinne.

Auch die *Berufung* wird dadurch entwertet. Ihre Bedeutung wird von der öffentlichen Meinung wohl überhaupt zu hoch eingeschätzt, denn im allgemeinen sind die Aussichten, die objektive Wahrheit festzustellen, in der zweiten Instanz kaum größer, eher geringer als in der ersten. Unentbehrlich ist die Appellation an ein anderes Gericht nur deshalb, weil viele Angeklagte ungenügend vorbereitet und verteidigt in die erste Instanz zu gehen pflegen und erst aus der Verhandlung oder gar dem Urteil sehen, was gegen sie vorgebracht wird, und wie man ihre Handlung auslegt.

Ist das Berufungsgericht aber mangelhafter organisiert als die erste Instanz, so ist die Berufung für den Angeklagten wenig wertvoll, ja, da sie auch dem Staatsanwalt zusteht, eine Gefahr. Dem Staatsanwalt sollte man nicht das unbedingte Recht zur Berufung gegen ein freisprechendes Urteil gewähren. Da ihm von vornherein alle Mittel der Aufklärung zur Verfügung stehen, die dem Angeklagten fehlen, sollte man seine Berufung auf den Fall der unerwarteten Auffindung neuer Überführungsmittel beschränken, wie dies noch bei der Beratung der alten Strafprozeßordnung selbst konservative Staatsanwälte verlangten.

Ganz unannehmbar ist es, daß wir diese mangelhafte Berufung erkaufen sollen mit einer Einschränkung des Rechtes des Angeklagten auf volle Aufklärung des Tatbestandes. Die beste Bestimmung der jetzt geltenden Strafprozeßordnung, wodurch sich das deutsche Prozeßrecht vorteilhaft von dem

vieler anderen Länder abhebt, gibt dem Angeklagten das Recht, seine Zeugen selbst zur Stelle zu schaffen, und zwingt das Gericht, sie zu vernehmen. Künftig soll das Gericht befugt sein, die vom Angeklagten gestellten Zeugen und Beweismittel zurückzuweisen, wenn es einstimmig die unter Beweis gestellten Tatsachen für „bedeutungslos" oder das Beweismittel für „ungeeignet" erklärt.

In allen Sachen, die in erster Instanz bei den Schöffengerichten verhandelt sind, soll das Gericht ohne jede Begründung Beweisanträge ablehnen dürfen.

Eine solche „Reform" hat nichts Verlockendes; viele erfahrene Kriminalverteidiger stimmen mir darin bei. Eine Laienrechtsprechung, die in zweiter Instanz durch die Juristen korrigiert wird, eine Berufung, die dem Angeklagten nicht die Sicherheit gewährt, daß seine Beweismittel zur Kenntnis genommen werden, sind schlechte Komödien.

Geradezu haarsträubend sind die neuen Vorschläge über die Einschränkung der Öffentlichkeit. Das Gericht soll das Recht haben, die Öffentlichkeit auszuschließen, wenn in Beleidigungsprozessen nur ein Beteiligter es verlangt. Das ist so recht charakteristisch für die heutige offizielle Gesetzesmacherei. Die öffentliche Meinung hat sich in den letzten Monaten mit einem gewissen Recht darüber erregt, daß im ersten Hardenprozeß intime Privatangelegenheiten öffentlich besprochen worden sind. Obgleich nun gerade in diesem Falle schon das heutige Gesetz die Möglichkeit zum Ausschluß der Öffentlichkeit gab, beeilt sich die Bureaukratie, diese Stimmung auszunützen, um die Öffentlichkeit des Verfahrens, die ihr immer noch etwas unheimlich ist, erheblich zu verschlechtern. Beamten und anderen einflußreichen Leuten würde es dadurch erleichtert werden, eine unbequeme Kritik durch Beleidigungsanklagen niederzuschlagen, ohne sich den Unannehmlichkeiten auszusetzen, die eine öffentliche Erörterung mit sich bringt.

Ein praktisches Beispiel, wie das neue Gesetz wirken würde: Im Jahre 1904 wurde in Saarbrücken der Bergmann Krämer wegen Beleidigung angeklagt, weil er in einem Flugblatt die Tätigkeit der Bergwerksdirektion kritisiert hatte. Die Strafkammer, offenbar ganz im Geiste des Königreichs Stumm, lehnte jeden Antrag auf Zeugenladung über die von Krämer behaupteten Übelstände ab, konnte aber, da der Angeklagte seine Zeugen direkt lud, sich

ihrer Vernehmung nicht entziehen. Wegen einer Inkorrektheit bei der Erledigung eines Beweisantrages mußte das Reichsgericht das verurteilende Erkenntnis aufheben, sodaß der Prozeß beim Landgericht Trier noch einmal, und nun ohne jede Beschränkung der Beweisaufnahme, verhandelt werden konnte. Nach dem neuen Gesetz wäre eine völlige Unterdrückung der Beweise des Angeklagten möglich gewesen. Das Gericht hätte aber auch durch Ausschluß der Öffentlichkeit der Verhandlung jeden Wert nehmen und die höchst bedeutungsvollen Aufschlüsse verhindern können, die ganz Deutschland daraus über das Treiben der Bureaukratie gewonnen hat.

Fast in jeden politischen Prozeß kann man irgendwie eine Beleidigungsanklage hineinziehen und hätte es damit in der Hand, die Öffentlichkeit auszuschließen. Solche Vorschläge muß man bekämpfen, auch wenn man noch so sehr wünscht, unnötige Bloßstellungen von Privatpersonen in der Gerichtsverhandlung zu vermeiden.

Der Entwurf enthält nun eine Menge kleine Änderungen, darunter auch manche Verbesserungen, aber das beste davon ist unbedeutend, das meiste nur Schein. Hier eine kleine Bequemlichkeit für die Rechtsanwälte, dort eine geringe Konzession an das Mißbehagen, mit dem die öffentliche Meinung die zwecklose Häufung und Ausdehnung der Untersuchungshaft aufnimmt. Zu einer wirklich ernsthaften Einschränkung der Verhaftungen hat der Entschluß nicht gereicht. Bei fast allen diesen Besserungen ist das meiste in das Ermessen des Richters gestellt. Nirgends hat man sich zu durchgreifenden Reformen aufgerafft.

Die Mängel des Vorverfahrens hat man bestehen lassen. Nicht einmal zu einem ordentlichen Ausbau des Strafmandatsverfahrens ist man gelangt, obgleich man gerade dadurch den Gerichten und den Angeklagten sehr viele Verhandlungen ersparen könnte. Am besten ist noch das besondere Verfahren gegen Jugendliche, wenn sich auch gerade hierin ohne gleichzeitige Änderung des materiellen Strafrechts nicht viel mehr als Halbheiten geben ließen.

Bemerkenswert ist nur ein Schritt: man will das sogenannte Legalitätsprinzip, das den Staatsanwalt zwingt, in jedem zu seiner Kenntnis gelangten Falle Anklage zu erheben, durch eine Reihe von Ausnahmebestimmungen durchbrechen. Diese Ausnahmen sind durchweg gutzuheißen, denn

sie beseitigen eine Anzahl völlig zweckloser bureaukratischer Akte. Vortrefflich ist, daß bei den Delikten von Jugendlichen unter achtzehn Jahren der Staatsanwalt von einer Anklage absehen kann, wenn sie nicht im öffentlichen Interesse liegt. Ebenso muß ich es billigen, daß das Recht der Staatsanwaltschaft, Fälle wegen Mangels eines öffentlichen Interesses zur Privatklage zu verweisen, ausgedehnt wird auf einfachen Hausfriedensbruch, Bedrohung und Sachbeschädigung. Bedenklicher ist, daß die Staatsanwaltschaft auch berechtigt sein soll, die Anklage wegen fehlenden öffentlichen Interesses zu unterlassen bei Übertretungen und gewissen kleineren Delikten, namentlich Gewerbevergehen. Dennoch möchte ich mich auch hierfür aussprechen.

Man wendet gegen diese Einschränkung des Legalitätsprinzips ein, daß die Staatsanwaltschaft dadurch die Möglichkeit gewönne, die Interessen der Herrschenden und Besitzenden wahrzunehmen, die der arbeitenden Klassen zu vernachlässigen; mancher werde ein Unrecht tragen müssen, weil ihm die Mittel zu einer Privatklage fehlten. Das mag stimmen. Ich bin der letzte, der die Staatsanwaltschaft für „die objektivste Behörde der Welt" hielte, wie sie sich selber gern nennen hört. Sie kann es garnicht sein, weil sie von der Verwaltung völlig abhängig ist, und weil die Tätigkeit bei der Staatsanwaltschaft eine Durchgangsstufe für viele bildet, die den höheren Richterposten nachstreben. Es zeigt die Unfruchtbarkeit des Entwurfs, daß er keinen Versuch macht, die Staatsanwaltschaft zu reformieren und an ihre Spitze unabhängige, den besten Kräften des Richterstandes und der Rechtsanwaltschaft entnommene Männer zu stellen.

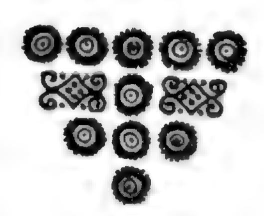
Aber gerade weil die Staatsanwaltschaft so mangelhaft organisiert ist, besteht schon heute unleugbar die Gefahr, daß sie ihr unbequeme Anklagen ablehnt oder einstellt. Die Möglichkeit dazu ist reichlich vorhanden. Dadurch, daß man der Staatsanwaltschaft die offene Befugnis verleiht, gewisse Bagatellanklagen wegen Mangels eines öffentlichen Interesses abzulehnen, wird der Rechtszustand nur klarer und ehrlicher. Ich sehe nicht nur kein Unglück dabei, wenn nicht wegen jeder Lumperei von Hausfriedensbruch, Körperverletzung, Beleidigung und so weiter angeklagt wird, sondern sehe in der möglichsten Vermeidung nutzloser Anklagen einen Gewinn und das Ziel einer bewußten Kriminalpolitik. Dafür nehme ich auch gelegentliche Parteilich-

keiten in Kauf, und ich würde sehr geneigt sein, die Fälle noch auszudehnen, in denen die öffentliche Klage abgelehnt werden kann.

Um einer Gleichgültigkeit der juristischen Staatsanwälte gegen Übertretungen der Arbeiterschutzvorschriften vorzubeugen, brauchte man nur den Gewerbeaufsichtsbeamten das Recht zur öffentlichen Anklage zu geben, ähnlich, wie die Steuerbehörden es bei Steuerkontraventionen besitzen. Auch wäre die Zulassung einer Popularklage durch die Vertreter der Arbeiter in den Formen der Privatklage erwägenswert.

Eine solche Popularklage oder mindestens die Privatklage des Beschädigten müßte auch bei allen strafbaren Beeinträchtigungen staatsbürgerlicher Rechte gegeben werden. In diesen Fällen ist schon heute die Abhängigkeit von dem guten Willen der Staatsanwaltschaft eine öffentliche Gefahr. So werden zum Beispiel Einschüchterungen zum Zweck der Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts, die der Staatssekretär bei der Beratung des Vereinsgesetzes als strafbaren Mißbrauch der Amtsgewalt anerkannt hat, auf das dreisteste fortgesetzt, weil die Staatsanwaltschaft sich weigert, die schuldigen Beamten zur Verantwortung zu ziehen.

Es ist wohl nicht nötig, zu sagen, daß der neue Entwurf sich zu einer so vernünftigen Neuerung nicht entschließt. Dafür ist der Entwurf im bureaukratischen Staate entstanden, und dessen bösen Geist wird er nicht los, so fleißig er gearbeitet und so gut vieles darin gemeint ist.



Der eine Wahlmann

Politische Skizze von Lothar Engelbert Schücking

Und nun sehen Sie zu, daß Sie noch diesen Wahlmann bekommen, der eben mit seiner jungen Frau auf das Schiff steigt. Er wählt in einer Klasse ganz allein." Das waren die letzten Worte eines Parteifreundes, als ich über den schwankenden Steg hinweg ihm noch einmal die Hand drückte. Ich kandidierte damals für den Landtag, und mein Abschiedshändedruck an den Parteivertrauensmann war die letzte symbolische Agitationshandlung. Und dann fuhren wir über die Förde in der Kajüte zu dreien, er, sie und ich. Er ein alter Geheimrat, halb militärisch preußisch langweilig und trocken, sie jung und stolz, mehr stolz als schön und mit einem langweiligen steinernen Zug im Gesicht, der offenbar von dem des Mannes stammte und die unverstandene Frau charakterisierte. Sie saß mir gegenüber und hielt den einen Fuß ziemlich weit vor und, obwohl ich eine große Zeitung entfaltet hatte, sah ich immer wieder auf diesen Fuß, ein Ideal von einem eleganten und kleinen Fuß. Schließlich fiel dies dem Ehemann auf, und sie erklärte plötzlich, daß ihr einer Fuß, natürlich der vorgestreckte, größer sei als der andere, und daß das für den Schuhankauf Schwierigkeiten mache. Der Ehemann nahm Veranlassung zu einer höchst langweiligen physiologischen Auseinandersetzung über die Größenverhältnisse von Gliedmaßen. Dann fragte ich den Steward nach dem Schnellzuge der nächsten Eisenbahn, und der Geheimrat war sofort auf dem Platze mit einem großen Kursbuch, das er, wie er sagte, immer bei sich trug. Sie sah mich sehr prüfend und zurückhaltend an; und doch, als der Geheimrat an Deck ging, um den Kapitän etwas zu fragen, nahm ich allen Mut zusammen zu einem Sturm auf diese Frau. Ich fiel ihr nicht zu Füßen,

ich sah sie nur an, lange, traurig, aufgeregt, mit denselben Tränen, die mir so oft im Leben geholfen haben, und sagte: „Gnädigste Frau, retten Sie mich!“ Sie erschrak sichtlich; aber da sie einen gewissen Humor bei mir durchschimmern sah und Geist genug hatte, das Abenteuer über die Konvention zu stellen, fragte sie etwas verlegen und belustigt: „Was soll ich denn, was wünschen Sie von mir?“ „Gnädigste,“ wiederholte ich, „Ihr Herr Gemahl wählt allein für sich einen Wahlmann. Wählt er mich, so bin ich Sieger, denn mir fehlt nur dieser eine.“ — „Das verstehe ich nicht,“ sagte sie etwas ernst aber doch wohlwollend. „Ich verstehe von diesen Sachen nichts, das müssen Sie mir erklären.“ In diesem Moment kam er, der Wahlmann. Weitere Erklärungen waren nicht möglich. Aber wir hatten jetzt ein Geheimnis zusammen, ein politisches Geheimnis, und trotzdem ein süßes Geheimnis, sie und ich. Merkwürdig, wie sich ihre Züge erheiterten und verklärten durch dies Geheimnis. Sie sah mit jeder Minute jünger und hüb-aus. Alles Alte und Steife hatte sie aus ihrem Gesicht verloren, alle Ähnlichkeit mit dem alten Gatten, den ich nun vorsichtig sondierte. Er war natürlich staatserhaltend rückschrittlich. Man brauchte nur diese stumpfen Augen zu sehen, um zu wissen, daß es unmöglich war, diesem alten Bureaukraten Ideale der Freiheit und Bildung und des entschiedenen Liberalismus nahezubringen auf einer kurzen Dampferfahrt. Er wählte sicher deutschkonservativ. Schon seine Ehe war ein rückschrittlicher Gedanke. Ich gab die Politik auf und studierte die Farben der Augen meiner Nachbarin. Zeitweise störte mich der Gedanke an Therese und an mein eheliches Versprechen, daß meine Reise nur politischen Zwecken gewidmet sei. Aber war dies nicht ein politischer Zweck? Mein Gewissen beruhigte sich auch, als ich sah, daß die stille Agitation meines Herzens an meiner Nachbarin nicht spurlos vorüberging. Zeitweise lächelte sie mich schalkhaft an. Sie sprach sonst wenig, und der Dampfer hielt plötzlich am Bollwerk, viel zu früh für meine politischen Pläne.

„Er hat manches mit Gott gewagt,“ steht auf dem Leichenstein dänischer Kapitäne. Ich habe auch manches gewagt, aber nicht immer mit Gott. Und in diesem Moment war es mir gegeben, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Ich stärkte meinen Mut durch den Gedanken an die parlamentarische Rettung des Vaterlandes und stand beim Aussteigen dicht neben der schönen Frau. „Ich muß Ihnen am nächsten Sonntag die Erklärung

geben hier drüben am Hünengrab; um wie viel Uhr?" und dann sah ich sie an mit einem Blick gemischt von Patriotismus und Verehrung, und der Blick siegte. „Abends um sechs, hauchte sie," und ich war allein. Und nach langen, langen sieben Tagen kam jener Frühlingsabend am Heidehügel. Sie kam zu spät zu der politischen Konferenz. Sie trug ein weißes Batistkleid und setzte sich auf einen der riesigen Steinblöcke des Hünengrabes und ich mich als Bittsteller zu ihren Füßen. Es war von allen Rendezvous meines Lebens das merkwürdigste, der Beginn ein politischer Vortrag, dem sie übrigens ganz gut zuhörte. Und dann kam mein Dank in einigen Handküssen, und dann nichts mehr. Ein milder Wind strich von der See her über das Antlitz der jungen Frau und wehte ihr ihre schönen braunen Haare in das Gesicht, das jetzt ganz weich und mädchenhaft war. Und sie sah mich lange prüfend an, als wollte sie wissen, wem sie sich anvertraute. Und ich hielt diesen Blick aus, denn ich dachte, daß ich ein Ziel erreichen und an nicht anderes denken wolle. Und ich wollte nicht sehen, daß ihr Blick sanft und zärtlich war, und daß wir beide jung und einsam waren. Und dann stand sie auf. Es lag etwas Heftiges in ihren Bewegungen und in ihrer Stimme, als sie sagte: „Das müssen Sie meinem Mann sagen. Sie können ihn gleich von der Bahn abholen und zu mir bringen; und wenn er nicht kommt, sagen Sie es mir."

Der Mann kam nicht an diesem Abend. Der letzte Zug brachte ihn nicht, doch ich brachte ihr die Botschaft. Sie saß in dem kleinen Garten vor ihrem Hause, und als ich mich zu ihr setzte, war zwischen uns die Schwüle vor der Entscheidung. In ihrem Antlitz lag jetzt stets der weiche Ausdruck, den unser Zusammensein am Heidehügel ihrem Gesicht verliehen. Sie wollte ihn nicht mehr verbergen. Aber in mir war die Schwärmerei des Nachmittags einer störenden Klarheit gewichen. Was war meinem Herzen diese Frau, die in dem dämmernden Schatten des Abends neben mir saß! Am Hünengrab war sie mir ein poetischer Traum gewesen; jetzt erschien sie mir wie eine Versucherin. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, das empfand ich, wie sie nervös die Strickerei zerknitterte und einen Schlüssel halb absichtlich unter ihrer kleinen Schürze barg. Ich dachte an Therese, wie sie mit derselben halb schuldbewußten Bewegung einen Brief versteckt hatte, den sie mir nicht zeigen wollte, um ihrem Gatten einen Kummer zu ersparen, den sie

allein zu tragen versuchte. Ich stand auf. Es wurde plötzlich ganz dunkel, und ein starker Wind wehte vom Meer her. Instinktiv ahnte sie etwas von dem, was in mir vorging, und verabschiedete mich mit kühlen, höflichen Worten.

Meine Kandidatur fiel damals unglücklich aus. Mir fehlte der eine Wahlmann.

Ein Vorwort / Von Georg Hirth*)

Zwei Drittel dieses Bandes enthalten das staatsbürgerliche Programm eines deutschen Idealisten aus der Gründungszeit des Reiches. Wäre dieses Programm seitdem verwirklicht oder auch nur der ernstliche Versuch zu seiner Verwirklichung gemacht worden, so könnte man mir vorhalten: Mensch, warum setzest du uns diese alten Gerichte nochmals vor?

Aber so steht es nicht. Ein Menschenalter ist verpufft, ohne daß von seiten des Reichstags, des Bundesrats und des Kaisers etwas Ernstes unternommen wurde, um die Hauptbedingungen des allgemeinen Wahlrechts und der finanziellen Selbständigkeit des Reiches zu erfüllen und die Befreiung von Institutionen und Praktiken anzubahnen, die mit dem Geiste der Reichsverfassung und der vielversprechenden Anfangsgesetzgebung unvereinbar sind.

Heute kann ich behaupten, daß eine ernste Absicht, die durch die Gründung des Reiches äußerlich inaugurierte moderne staatsbürgerliche Ordnung konsequent durchzuführen, niemals bestanden hat! Der Idealismus von Leuten meines Schlages erfreute sich zwar zu Anfang der siebziger Jahre eines mitleidig-säuerlich lächelnden Wohlwollens, aber schon 1877 ließ der große Kanzler keinen Zweifel mehr, daß er von den drei Seelen,

*) Wir veröffentlichen hier mit Erlaubnis des Verfassers das aktuelle Vorwort, das Georg Hirth seinem vierten Band der kleineren Schriften, „Wege zur Heimat", gegeben hat. Der Band erscheint dieser Tage.
Die Redaktion

die in ihm wohnten (vergleiche Seite 106), der liberalen den geringsten Raum gönnte. Seitdem leben wir, trotz der Alters- und Invalidenfürsorge Wilhelms I und trotz den romantisch-modernistischen Allüren Wilhelms II in einem Zeitalter verschämter Reaktion. Das Beste, was wir noch haben, ist eine gewisse, aber auch nicht sichere Denk-, Rede-, Schreib- und Druckfreiheit, mit der wir es vielleicht nach und nach zu einem Interview mit der Göttin der Freiheit bringen können.

Wir haben viel Interessantes und Erfreuliches erlebt, aber auch viel Schmerzliches und Beschämendes. Die Hoffnung, durch Kaiser Friedrich die Hauptbedingung, nämlich eine tiefgründige politische Bildung der großen Massen, endlich erfüllt zu sehen, mußten wir schon vor dem schrecklichen Tode dieses liberalen Mannes begraben. Denn was wir von seinem Nachfolger längst gewußt, deutete nicht auf zielbewußte Reformen in der Richtung der Freiheit, der Volksbildung und der aufsteigenden Klassenbewegung.

Am zwanzigsten März 1890 mußte Bismarck dem romantischen System weichen, über das vor wenigen Tagen in der Presse wie im Reichstag und Bundesrat ein vernichtendes Scherbengericht abgehalten wurde.

Aber doch auch nur erst ein Scherbengericht: Ob man die Erfüllung der „Hauptbedingung" erleben wird, bevor der deutsche Idealismus in Scherben gegangen sein wird, — wer kann das wissen? Denn selbst wenn nun Wilhelm II angesichts des Zusammenbruchs, den sein auf Glanz und Pflanz, auf Beflitterung und Beritterung gestelltes „System" erfahren hat, künftighin sich kluger Zurückhaltung befleißigen sollte, so stoßen unsere Hoffnungen noch immer auf die Abneigung der Parteien, der gesetzgebenden Faktoren, der allmächtigen Ministerien und Hofkreise. Schließlich ist es bestenfalls doch nur eine Maske, die abgelegt wird, das wahre Gesicht aber wird nach wie vor keinen Zug aufweisen, der auf tiefes Mitgefühl für die Kulturnot der breiten Volksmassen und gründlichen Abscheu gegen die Unfreiheiten, die Ungerechtigkeiten und die zahllosen Vorurteile schließen ließe, unter denen der Unbemittelte und Ungebildete, das heißt der deutsche Mehrheitsmensch, noch immer zu leiden hat.

Die Wünsche, die den Reichskanzler auf seinem Gang ins Neue Palais zu Potsdam begleiteten, betrafen das äußere Ansehen des Deutschen Reiches

und die Ausschaltung der Unverantwortlichkeit aus der Reichspolitik. Es darf nicht mehr vorkommen, daß ein englischer Parlamentsbericht, wenn vom Deutschen Kaiser die Rede ist, „*Gelächter*" verzeichnet. Aber der Idealist, der aus unserem Reiche eine *formidable Nation von starken, gebildeten, freien, glücklichen Menschen* erstehen sehen möchte, — an ihn wird Fürst Bülow keinen Gruß aus dem Hohenzollernschlosse mitbringen.

Nondum! Kämpfen wir weiter.

Unter Herbststernen

Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

(Fortsetzung)

as Fräulein blieb bei einer Freundin im Kaufhaus zurück, und ich kehrte gegen Mittag mit den eingekauften Waren heim. Ich wurde in die Küche zum Essen eingeladen. Das Haus war wie ausgestorben; Harald war ausgegangen, die Mädchen rollten Wäsche, und Oline hatte in der Küche zu tun.

Nach dem Essen ging ich ins zweite Stockwerk hinauf und fing zu sägen an.

„Komm und hilf mir hier drinnen ein wenig," sagte die Pfarrerin und schritt mir voran.

Wir gingen durch das Studierzimmer des Pfarrers und kamen von da ins Schlafzimmer.

„Ich möchte mein Bett wegrücken," sagte die Pfarrerin. „Es steht zu nahe am Ofen; im Winter ist mir das zu warm."

Wir rückten das Bett ans Fenster.

„Meinst du nicht, es steht hier besser, kühler?" fragte sie.

Zufällig sah ich sie an, sie hatte wieder ihren schlauen Seitenblick. Ei, ei! Mir drang das Blut zu Herzen und verwirrte mich! Ich hörte sie sagen:

„Bist du verrückt? Nein, aber was soll das — die Tür —"

Darauf hörte ich, daß mein Name ein paarmal geflüstert wurde . . .

Ich sägte mein Loch draußen im Flur und brachte alles in Ordnung; die Hausfrau war die ganze Zeit dabei. Sie wollte so gerne sprechen, sich erklären, und sie weinte und lachte in einem fort . . .

Ich sagte:

„Das Bild, das über Ihrem Bett hing, — sollen wir das nicht auch umhängen?"

„Ja, da hast du recht," antwortete sie.

Und wir gingen wieder hinein.

11

Dann war die ganze Leitung fertig gelegt, und die Hahnen waren angeschraubt; das Wasser sprudelte mit großer Kraft in den Gußstein. Grindhusen hatte sich das notwendige Handwerkzeug an einem anderen Ort geborgt, sodaß wir da und dort ein paar Löcher ausmauern konnten, und als wir ein paar Tage später auch das Loch zum Brunnen wieder zugeworfen hatten, war unsere Arbeit im Pfarrhof vollendet. Der Pfarrer war zufrieden mit uns; er bot uns an, er wolle auf dem roten Pfosten ein Plakat anschlagen, daß wir Meister im Legen von Wasserleitungen seien. Da es aber so spät im Jahre war, daß der Boden jeden Augenblick fest gefrieren konnte, hätte das keinen Nutzen für uns gehabt, und wir baten ihn deshalb, lieber im Frühjahr wieder an uns zu denken.

Wir zogen nun auf den Nachbarhof, um Kartoffeln auszubuddeln. Im Pfarrhause hatten sie uns aber das Versprechen abgenommen, daß wir bei ihnen vorsprechen würden, wenn sich eine Gelegenheit böte.

An dem neuen Ort waren viele Menschen beieinander; wir verteilten uns in verschiedene Gruppen, und es ging lustig und vergnügt zu. Aber die Arbeit würde kaum mehr als eine Woche in Anspruch nehmen, dann wären wir wieder ledig.

Eines Abends kam der Pfarrer zu uns herüber und bot mir einen Platz als Knecht auf dem Pfarrhof an. Das Angebot war gut, und ich überlegte eine Weile, schlug es schließlich aber doch aus. Ich wollte lieber umherziehen und ein freier Mann sein, die zufällige Arbeit tun, die sich mir bot, unter freiem Himmel schlafen und mich selbst immer ein wenig überraschen lassen.

Auf dem Kartoffelacker hatte ich einen Mann getroffen, mit dem ich mich zusammentun wollte, wenn ich mich von Grindhusen trennen müßte. Der neue Mann hatte die gleiche Gesinnung wie ich, und alles, was ich von ihm hörte und sah, bewies mir, daß er auch ein guter Arbeiter sein mußte; Lars Falkenberg hieß er, weshalb er sich nur Falkenberg nannte.

Jung-Erik war unser Anführer und Vormann bei der Kartoffelernte, und er fuhr den Ertrag heim. Er war ein hübscher Mensch von zwanzig Jahren, gereift und gesetzt für sein Alter und als Sohn des Hauses selbstbewußt. Es spielte wohl etwas zwischen ihm und Fräulein Elisabeth vom Pfarrhaus, denn sie kam eines Tages zu uns auf den Acker heraus und plauderte eine gute Weile mit ihm. Im Weggehen richtete sie auch ein paar Worte an mich und sagte, Oline fange jetzt an, sich mit der Wasserleitung auszusöhnen.

„Und Sie selbst?“ fragte ich.

Aus Höflichkeit antwortete sie auch darauf; aber ich sah, daß sie keine Unterhaltung mit mir wünschte.

Sie war sehr hübsch gekleidet — ein heller Mantel zu ihren blauen Augen ...

Am nächsten Tag verunglückte Erik: das Pferd ging mit ihm durch, es schleifte ihn über Felder und Wiesen und warf ihn schließlich gegen eine Mauer. Er war schlimm zugerichtet und spuckte Blut; einige Stunden später, als er wieder zu sich gekommen war, spuckte er noch immer Blut. Nun wurde Falkenberg zum Vormann gemacht.

Ich heuchelte Teilnahme an dem Unglück und war schweigsam und niedergedrückt wie die anderen, aber ich fühlte keinen Kummer. Aussichten bei Fräulein Elisabeth hatte ich ja wohl doch nicht, aber er, der bei ihr über mir gestanden hatte, war aus dem Wege geräumt.

Am Abend ging ich auf den Kirchhof und setzte mich dort nieder. „Wenn jetzt nur Fräulein Elisabeth käme!“ dachte ich. Es verging eine Viertelstunde, da kam sie. Ich stand rasch auf; ganz wohlüberlegt tat ich, als ob ich fliehen wolle, dies aber nicht fertig brächte.

Aber hier ließ meine Überlegtheit mich im Stich, ich wurde unsicher, weil sie mir so nahe war, und sagte:

„Erik — denken Sie nur, es ist ihm gestern schlecht gegangen.“

„Ich weiß,“ erwiderte sie.

„Er ist gestürzt."

„Ja, er ist gestürzt. Warum erzählst du mir von ihm?"

„Ich glaubte . . . Nein, ich weiß nicht. Aber er wird schon wieder gesund werden. Dann wird natürlich alles wieder gut."

„O ja, jawohl."

Pause.

Es hörte sich an, als habe sie mich nachgeäfft. Plötzlich sagte sie mit einem Lächeln:

„Du bist ein Sonderling! Warum machst du den weiten Weg und verbringst den Abend hier?"

„Es ist mir ein wenig zur Gewohnheit geworden. Ich vertreibe mir die Zeit bis zum Schlafengehen."

„Du fürchtest dich also nicht?"

Ihr Scherz machte mir Mut, ich fühlte wieder Grund unter den Füßen und antwortete:

„Ja, ich möchte das Gruseln wieder lernen."

„Das Gruseln? Aha, du hast also das Märchen gelesen?"

„Ich weiß nicht. Ja, in irgendeinem Buch bin ich ihm wohl begegnet."

Pause.

„Warum willst du nicht Knecht bei uns werden?"

„Dazu würde ich mich nicht eignen. Ich tue mich jetzt mit einem neuen Mann zusammen, und wir wollen miteinander auf die Walze."

„Wo wollt ihr hin?"

„Das weiß ich nicht. Nach Osten oder Westen. Wir sind Handwerksburschen."

Pause.

„Das ist schade," sagte sie. „Ich meine, das solltest du nicht tun . . . . Was sagtest du vorhin, wie es Erik gehe? Deshalb bin ich gekommen."

„Er ist krank, und es steht gewiß sehr schlecht mit ihm, aber . . ."

„Meint der Doktor, er könnte wieder gesund werden?"

„Gewiß, ich habe nichts vom Gegenteil gehört."

„Gute Nacht also!"

Wer jetzt jung und reich und schön und berühmt und in den Wissenschaften bewandert wäre . . . Da geht sie hin . . .

Ehe ich den Kirchhof verließ, fand ich einen brauchbaren Daumennagel, den ich einsteckte. Ich wartete ein wenig, schaute hierhin und dorthin und lauschte, — alles war still. Niemand rief: „Er gehört mir."

12

Falkenberg und ich machten uns auf die Wanderschaft. Es ist Abend, kühles Wetter und ein klarer Himmel, an dem die Sterne angezündet werden. Ich überrede meinen Kameraden, mit mir über den Kirchhof zu gehen; in meiner Torheit wollte ich nachsehen, ob ein kleines Fenster im Pfarrhaus erleuchtet sei. Wer jetzt jung und reich wäre und . . .

Schwer bepackt wanderten wir mehrere Stunden lang. Dazu kam noch, daß wir beiden Wanderer einander noch etwas neu waren und darum noch miteinander plaudern konnten. Den ersten Kaufladen hatten wir hinter uns gelassen, wir kamen an einen zweiten, und bei dem hellen Abendlicht sahen wir den Kirchturm der Filiale.

Aus alter Gewohnheit wollte ich auch hier auf den Kirchhof und sagte:

„Wie, wenn wir hier irgendwo übernachteten?"

„Das sollten wir nur tun," sagte Falkenberg. „Es gibt jetzt in jeder Scheune Heu genug; und werden wir aus den Scheunen fortgejagt, so ist es im Walde noch wärmer."

Und Falkenberg machte wieder den Anführer.

Er war ein Mann in den Dreißigen, groß und gut gebaut, mit lang herabhängendem Schnurrbart und von etwas vorgebeugter Haltung. Auch sprach er lieber wenig als viel, war entschlossen und fleißig und sang überdies viele Lieder mit einer wunderschönen Stimme; im ganzen genommen war er ein ganz anderer Mensch als Grindhusen. Wenn er sprach, flocht er Ausdrücke aus den verschiedensten Dialekten in seine Rede, so daß man nicht erkennen konnte, woher er stammte.

Wir kamen an einen Hof, wo die Hunde bellten und die Leute noch auf waren. Falkenberg verlangte den Hausherrn zu sprechen, worauf ein junger Mann herauskam.

Ob er Arbeit für uns habe?

Nein.

Aber die Mauer am Wege sei ganz verfallen, ob wir die nicht ausbessern sollten?

Nein. Der Mann habe jetzt im Herbst selbst nichts besseres zu tun.

Ob wir ein Obdach für die Nacht haben könnten?

Leider —

In der Scheune?

Nein, da schliefen schon die Mägde.

„Der gemeine Kerl!“ murmelte Falkenberg im Weitergehen.

Wir durchkreuzten ein Wäldchen in schräger Richtung und schauten uns so nebenher nach einem Schlafplatz um.

„Wie, wenn wir auf den Hof zurückgingen — zu den Mägden? Sie würden uns vielleicht nicht hinauswerfen.“

Falkenberg überlegte es sich.

„Die Hunde würden bellen,“ sagte er.

Wir kamen auf eine Weide, wo zwei Pferde draußen waren. Das eine hatte eine Schelle.

„Ja, das ist mir ein feiner Herr, der die Pferde draußen und die Mägde sogar in der Scheune schlafen läßt,“ sagte Falkenberg. „Nun tun wir ein gutes Werk und reiten die Tiere eine Weile.“

Er fing das Schellenpferd, stopfte Moos und Gras in die Glocke und schwang sich hinauf. Mein Pferd war scheuer, und es kostete mir viele Mühe, bis ich es gefangen hatte.

Wir ritten über die Weide, fanden ein Gatter und gelangten auf die Straße hinaus. Jeder von uns hatte eine von meinen wollenen Decken als Unterlage, aber keiner ein Zaumzeug. Es ging gut, sogar ungewöhnlich gut. Wir ritten eine gute Meile, bis wir in ein anderes Dorf kamen. Plötzlich hörten wir Stimmen vor uns auf dem Wege.

„Nun müssen wir Galopp reiten,“ sagte Falkenberg hinter mir.

Aber der lange Falkenberg war kein Meister im Reiten: er hielt sich an dem Glockenriemen fest, später warf er sich vornüber und umklammerte den Hals des Pferdes. Einmal sah ich sein eines Bein zum Himmel aufragen; das war, als er herunterfiel.

Glücklicherweise drohte uns keine Gefahr; zwei junge Leutchen schwärmten miteinander im Freien.

Nach einem weiteren halbstündigen Ritt taten uns beiden die Glieder weh; sachte stiegen wir ab und jagten die Tiere heimwärts. Dann befanden wir uns wieder auf Schusters Rappen.

„Gakgak, gakgak!" ertönte es in der Ferne. Ich kannte den Laut: die Wildgans war es. Als Kinder hatten wir gelernt, die Hände zu falten und still zu stehen, damit die Wildgänse nicht erschräken, wenn sie vorüberflogen, — da ich nichts zu versäumen habe, tue ich jetzt dasselbe. Eine weiche, mystische Stimmung durchweht mich, ich halte den Atem an und schaue unverwandt hinauf. Da kommen sie, der Himmel liegt hinter ihnen wie ein Kielwasser. „Gakgak!" ertönt es über unsern Köpfen. Und der herrliche Zug gleitet weiter unter den Sternen hin . . .

Dann fanden wir schließlich eine Scheune auf einem stillen Hof, in der wir mehrere Stunden schliefen; das Hofgesinde überraschte uns am Morgen, so fest schliefen wir.

Falkenberg wendete sich sogleich an den Hausherrn und bot Bezahlung an. Wir seien gestern abend so spät hergekommen und hätten niemand wecken wollen, erklärte er, aber wir seien keine Landstreicher. Der Mann wollte keine Bezahlung annehmen und ließ uns überdies noch in der Küche mit Kaffee bewirten. Aber er hatte keine Arbeit für uns; die Ernte sei jetzt vorbei, er und sein Knecht hätten selbst nichts zu tun, als die Steinmäuerchen nachzusehen.

13

Wir wanderten drei Tage lang, bekamen aber keine Arbeit; wir mußten im Gegenteil noch für Essen und Trinken bezahlen und wurden mit jedem Tag ärmer.

„Was hast du noch übrig, und was habe ich noch? Auf diese Weise kommen wir nicht weiter," sagte Falkenberg und schlug vor, daß wir es jetzt ein wenig mit dem Stehlen probieren sollten.

Wir überlegten eine Weile und beschlossen, noch etwas damit zu warten. Wegen des Essens brauchten wir keine Angst zu haben, wir konnten ja immer ein Huhn oder auch zwei stibitzen; aber nur bare Münze konnte uns ordentlich helfen, und bares Geld mußten wir uns verschaffen. Ging es nicht auf die eine Art, so mußte es auf die andere gehen, wir waren keine Engel.

„Ich bin kein Engel vom Himmel“, sagte Falkenberg. „Hier sitze ich nun in meinen besten Kleidern, die für einen andern zu Werktagskleidern gerade noch recht wären. Ich wasche sie im Bach und warte, bis sie wieder trocken sind; wenn sie zerreißen, flicke ich sie, und wenn ich einmal etwas übriges verdiene, dann kaufe ich mir neue. Das ist nun nicht anders.“

„Aber Jung-Erik sagte, du seiest ein Saufbruder.“

„Der Grünspecht! Jawohl trinke ich. Es ist zu langweilig, wenn man nur ißt ... Komm, wir wollen einen Hof mit einem Klavier suchen.“

Ich dachte, ein Klavier auf einem Hof, das setzte einen gewissen allgemeinen Wohlstand voraus, dort sollten wir also mit dem Stehlen anfangen.

Am Nachmittag kamen wir an einen solchen Hof. Falkenberg hatte schon zum voraus meine städtischen Kleider angezogen und mir auch noch seinen Rucksack zum Tragen gegeben, sodaß er selbst frei und frank auftreten konnte. Ohne weiteres ging er die Haupttreppe hinauf und blieb eine Weile weg, und als er wieder herauskam, sagte er, ja, er solle das Klavier stimmen.

Was er solle?

„Schweig!“ befahl Falkenberg. „Ich habe es schon früher getan, obgleich ich mich nicht damit brüste.“

Und als er eine Stimmgabel aus seinem Sack herausnahm, merkte ich, daß es ihm Ernst war.

Ich bekam den Befehl, mich in der Nähe aufzuhalten, während er das Klavier stimme.

So wanderte ich denn umher und vertrieb mir die Zeit; ab und zu, wenn ich an die Südseite des Hauses kam, hörte ich, wie Falkenberg drinnen das Klavier vergewaltigte. Er konnte keinen ordentlichen Ton anschlagen, aber er hatte ein gutes Gehör; wenn er eine Seite anzog, gab er pünktlich acht, daß er sie ganz genau wieder so weit zurückdrehte, wie sie vorher gestanden hatte. Das Instrument wurde dadurch nicht verstimmter, als es gewesen war.

Ich ließ mich mit einem der Hofknechte, einem jungen Burschen, in ein Gespräch ein. Er bekam zweihundert Kronen Lohn im Jahr — „ja, und dann auch noch die Kost,“ sagte er. Morgens um halb sieben stand er auf, um die Pferde zu füttern, zur Erntezeit um halb sechs — den ganzen Tag Arbeit, um acht Uhr Feierabend. Aber gesund und zufrieden bei dem ruhigen Leben in der kleinen Welt! Ich erinnere mich noch an seine beiden schönen

Zahnreihen, und daß er gar hübsch lächelte, wenn er von seinem Mädchen sprach. Er hatte ihr einen silbernen Ring mit einem goldenen Herzen darauf geschenkt.

„Was sagte sie, als sie den Ring bekam?"

„Sie war sehr überrascht, das kannst du dir denken."

„Was sagtest du dann?"

„Was ich sagte? Das weiß ich nicht. Ich sagte: Wohl bekomm's! Ich wollte ihr auch Stoff zu einem Kleid schenken, aber —"

„Ist sie jung?"

„Jawohl. Sie spricht genau wie eine kleine Mundharmonika, so jung ist sie."

„Wo wohnt sie denn?"

„Das sage ich nicht, denn dann kommt es im Dorfe herum."

Wie ein Alexander stand ich da vor ihm und war der Welt so sicher und verachtete sein ärmliches Leben ein wenig. Als wir uns trennten, schenkte ich ihm meine wollene Decke, weil sie mir zu schwer zum Tragen sei; er erklärte sogleich, die solle sein Mädchen bekommen, dann habe sie doch etwas Warmes.

Und Alexander sagte: „Wäre ich nicht ich, so wollte ich du sein."

Als Falkenberg mit seiner Arbeit fertig war und wieder herauskam, hatte er so feine Bewegungen und sprach so nach der Schrift, daß ich ihn beinahe nicht verstand. Die Tochter des Hofes begleitete ihn. „Wir werden uns jetzt nach dem nächsten Hof begeben," sagte er, „dort ist gewiß auch ein Klavier, das des Nachsehens bedarf. Ja, adieu, adieu, Fräulein!"

„Sechs Kronen, Junge!" flüsterte er mir zu. „Auf dem Nachbarhof auch sechs, das macht zwölf."

Damit gingen wir, und ich trug das Gepäck.

(Fortsetzung folgt)

Die Einzige und ihr Eigenkleid

Von Sir Galahad

Es gibt Wesen, die mit ihrem Allerheiligsten verblüffend freigebig sind! An ihren Achselnähten sollt ihr sie erkennen! Schon das Gewand muß ihres Seins geheimste Sonderart in machtvoller Vergrößerung symbolisieren. „Fernhinbluffende" hätte Homer sie genannt! Die Seele über die Epidermis gestülpt, wandeln diese Frauen unter den Zeitgenossen, ihr tief Geheimnisvollstes leicht und übersichtlich geordnet, auf daß auch der Minderbemittelte auf den ersten Blick erkenne: hier steht die Einzige in ihrem Eigenkleid!

Gleichsam, als würde jemand bei der allerersten Begegnung nicht einfach „guten Tag" sagen, sondern etwa: „Bitte, ich bin Buddhist der südlichen Kirche, Anhänger neokantischer Ethik und im übrigen polymorph pervers veranlagt." Alles, wenn andere gerade knapp „guten Tag" gesagt haben.

Anders das Reformkleid!

Aus dem schlichten Geist des Jägerhemdes geboren, als Abwehr der denkenden Frau gegen geilen welschen Tand, dient es einer Hygiene, die hauptsächlich im ungehemmten Sinken der Büste besteht.

Endlich kann die ernste, schaffende Frau in Ruhe ihre Pellkartoffeln essen, ohne Gefahr, daß eine frivole Modelaune etwa verquollene Körperteile unvermittelt und unliebsam in den Augpunkt rückt.

Solchem Greuel war Gott für!

Er schuf eine Lodenwand vor die reformreife Frau. Was sich dahinter abspielt, geht die Mitwelt fürder nichts mehr an — Amen.

Auf daß jedoch das künstlerische Moment nicht unbetont bleibe, weisen bisweilen froschgrüne Rechtecke aus imitiertem Baumwollzitz auch dem Unkundigen die Organe der Fürsorge!

„Sittlicher Ernst" und „Hygiene" war das Erlösungswort für alle, die von der Leiblichkeit besiegt zurücksanken. Nicht oder nicht mehr befähigt, dem Gesamtwillen des Augenblicks den Stil zu prägen in der Mode!

Denn alles Geistige drängt zur Sichtbarwerdung, drängt zur Form; will sich der Materie einprägen; und was wir Dinge nennen, sind Knotenpunkte dieser psychischen Strömungslinien. Nur dem Grade ihrer Bildsamkeit nach kann die Materie teilhaben an den Ideen der Zeit.

Die großen Wellenzüge des Willens einer Epoche zwingen zwar die Schwere selbst, die lastende, versteinte Erde, und wölben sie zur Architektur; aber durch die Starre, die Wucht des Materials bedingt, vermögen nur Strömungen prominentester Art sich in Marmor und Granit den Weg zur Form zu bahnen (wir haben keine Kunst des versteinten Augenblicks); die übrigen Künste, Gewerbe, Handwerke symbolisieren, je nach der Bildsamkeit des Materials, Teile der Geisteswellen ihrer Zeit. Die feinsten Schwebungen der Triebe jedoch, brennendes Ineinanderspielen labilster Regungen vermag nur mehr die Flexibilität eines seidenen Faltenwurfes zu materialisieren! Das letzte hauchhafte Gekräusel der Lebenswelle ist die Mode!

In ihr ist der Rhythmus des Tages und der Rhythmus der Epoche!

Sie kann somit nur vorübergehend wahr, nur im Wechsel von Wert sein! Darum immer wieder das rätselhafte Entzücken an der neuesten Mode — an rechtem Ort zu rechter Zeit erblickt — und kühle Abkehr von der leeren Hülse des Gestern, sowie der innere Sinn entflieht!

Erst viel später fügt das Pathos der Distanz die toten Moden wieder liebreich in das Gesamtbild ihrer Zeit, an der sie teilhaben.

Das Verlangen nach „hygienischer", „vernünftiger", „schöner" Mode ist natürlich krasses Mißverstehen ihres Sinns; dient sie doch keinem Sonderzweck, keiner einzelnen Geistestätigkeit (etwa der Vernunft), sondern folgt, durch und durch Symbol, zarten und festen Gesetzen jenseits von schön und häßlich! Daher die Knöpfe, die nichts knöpfen, die Bänder, die nichts binden!

Insofern die Mode ein Ausdruck der menschlichen Willenswelle ist, kann sie auch nie obszön oder unschicklich auf ihre Zeitgenossen wirken. Ihre Linien werden ganz unpersönlich empfunden im Gegensatz zum Eigenkleid, durch das ein Individuum ausschließlich sich selbst stilisiert. Das wirkt bei aller Schönheit nie vornehm — immer aufdringlich —, nur linear preziös zuweilen!

Mit dem Körper des Einzelwesens hat Mode eben nichts zu schaffen — im Gegenteil — nie ist Kleidung auch künstlerisch so ganz verfehlt, als wenn sie versucht, die Glieder durch das Gewand hindurch naturgetreu darzustellen. Geht doch das Leben der Oberfläche dadurch verloren! An den griechischen Gewandstatuen kann man am besten sehen, wie „das augenhafteste Volk der Welt" dem Problem des bekleideten Körpers die zwei möglichen Lösungen fand, ohne das hohe Lied des Leibes zu verpöbeln: die Griechen verbargen den Körper entweder völlig unter gradlinig kanelierten Falten (Delphischer Wagenlenker, Athena Lemnia) oder bekleideten ihn wie mit fließendem Wasser — also gar nicht (Nike des Paionios von Mende, Ludovisischer Thron und so weiter).

Unsere optische Roheit zeigt sich am deutlichsten darin, daß wir immer noch Trikots auf der Bühne vertragen, was doch Gott verboten hat! (Vielleicht das Einzige, was er wirklich verboten hat?)

Woher es aber kommen mag, daß die Griechen imstande waren, das wechselnde Leben der Seele am Leibe selbst restlos auszudrücken, und somit fast keiner Mode bedurften, führt weit über das Ziel dieses kleinen Essays hinaus zu einer Metaphysik der Gewandung. Nur so viel: Den Griechen war der Leib selbst die plastische Form des Willens. Alles setzten sie in Leben um und waren, was sie dachten.

Bei uns ist die Diskrepanz zwischen Denken und Sein wie in allen eklektischen Kulturen so ungeheuer, daß wir garnicht erst versuchen, unsern Leib zum Träger der Geistigkeit zu machen. Hier setzt die Mode ein! Bekleidung als Idee, Bekleidung, die mit irgendwelchen Forderungen des praktischen Lebens oder Klimas nichts mehr zu schaffen hat!

Ein Mantel, der wärmt — ein Hut, der schützt, ist psychologisch so uninteressant wie jede andre Heizvorrichtung!

Erst als Symbol — hieratisch oder profan — gewinnen Gewänder Wert, das scheckige Narrenkleid nicht minder als Urim und Thummim des Hohepriesters.

Als die Mode sich einmal von jeder Rücksicht auf die Konturen des Leibes befreit hatte, gefiel sie sich bisweilen in der Rolle des Tarnhelms!

Das „Zaubergewirk", „zu wandeln jede Gestalt"!

In Pelzen und Federn durchläuft sie spielerisch die tierische Ahnenreihe des Lebens, markiert mit Hilfe von Stahlreifen, glitzernden Korsagen, steifen Ärmeln bald das Endo- bald das Exo-Skeleton! Dann muß wieder das Pflanzenreich herhalten! Bald erscheinen wir kryptogam, bald phanerogam und steigen in der Mode willkürlich die Geistesleiter der Organismen auf und ab in spielerischem Atavismus!

Gleichsam wie Kinder, die in Truhen voll alter Kleider wühlen, maskieren wir uns mit Tierformen, den abgelegten Kleidern der menschlichen Entelechie!

Interessant ist zu beobachten, wie die Grazie eines bestimmten Tierleibes sich einem Volke zuweilen blitzartig offenbart und sofort in der Mode nach Gestaltung ringt.

Als die ersten Giraffen in Schönbrunn erschienen, kamen in ganz Österreich langwehende Bänder auf, die von der Spitze des Hutes fast bis zur Erde fielen und „à la Giraffe" hießen, um jene hohe fliehende Silhouette auf die Menschen zu übertragen. —

Wo Anempfindung an Fauna, Flora und Landschaft dauernde Formen der Gewandung geschaffen hat, oder wo der Beruf eine Mimikri in Farbe und Silhouette fordert, wie zum Beispiel beim Jäger, stilisiert sich die Kleidung zur Tracht.

In abgeschlossenen Gebieten, wo Geistesströme langsam fließen, geruhsame Teiche bilden, deckt oft die gleiche Tracht die Bedürfnisse ganzer Epochen.

Ist sie doch noch angewachsen an die Landschaft wie eine Wiese, ein Baum, und verschmilzt in den Farben mit den Tieren des Feldes. Die blaue Schürze, der moosfarbene Hut der salzburger Sennerinnen grellen ab gegen den tiefen Himmel und die grüne Trift; und ein fast diviner Instinkt schuf dem griechischen Hirten die weite, breite, schneeweiße Fustanella, gleichsam als Emanation der gleißenden Landschaft!

Aus der Psyche dringen meist nur große primitive Triebe in die Volkstracht herüber, und schwerer Tanz von Farben ist dann in ihr, etwas von Sonntagsbrunst und brüllender Freude! Das Genus und all seine Funktionen werden oft genial vergröbert ins Groteske. So im tschechischen Ammenkostüm, der stilisierten Gebärmaschine!

Bei Völkern, die ewig wachen Geschlechtes, die schwüleren Blutes sind, schillert die ganze Tracht vor Erotik!

Die Netze, die Fransen des spanischen Nationalkleides, die rote Blume, die aus schwarzen Scheiteln hervorbrennt wie ein Fokus der Begierden, sie bleiben fast unverändert durch die Jahrhunderte, so unverändert wie der Trieb, dem sie entwuchsen.

Da Mode alle Vibrationen der Epoche formt, so muß auch stets Erotik in ihr sein. Doch feiner differenziert als in der Tracht des Volkes, paßt sie sich den Sinnesepisoden, den verschiedenen Unterströmungen der Liebe völlig an und läßt die Frau bald kind-, bald knabenhaft erscheinen.

In der Mode ist immer auch Erotik, doch niemals nur Erotik, wie Vischer zum Beispiel geglaubt hat.

Auch der moderne Mensch hat sich für ganz bestimmte Zwecke ein Kleid geschaffen, das alle Merkmale einer Tracht aufweist: Sport- und Reiseanzug! Da schaltet er bewußt alle complications de l'âme aus, konzentriert sich, wird primitiv auf ein Ziel hin. Ein Primitiver, der aber mathematische Physik beherrscht. Löst er doch das Problem des Zweckkostüms rein konstruktiv, fast ingenieurmäßig! Da gibt es Nähte am überzieher, solid wie Nietungen eines Dampfkessels, stahlfest gesteppte Traversensysteme am Norfolk-Jackett!

Alles auf Kraft und Last abgezweckt und doch raffiniert der Natur anempfunden, wie beim schneeweißen Skiläufer, der — ein verbesserter Polarfuchs — mit dem schimmernden Feld seiner Taten optisch verschmilzt!

Diese Rückkehr zur Tracht auf einer höheren Bewußtseinsstufe ist auch sonst vielfach interessant, zeigt sie doch am klarsten die neue Rangordnung, die sich seit der Vermischung der Stände in der Symbolik der Gewandung herausgebildet hat. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Tracht in Mitteleuropa streng nach Kasten getrennt, die Form jeder Schürze, jeder Haube, jedes Schmuckes war Recht und Grenze einer sozialen Position. Heute, wo jede petite bourgeoise den Hermelin tragen darf, mußten neue Gewandordnungen entstehen. Statt der Kasten erhalten die Gelegenheiten ihr besonderes Kleid. Wenn ein Herzog und sein Schreiber Ski laufen, so stilisiert ihr Anzug nicht „Herzog" und nicht „Schreiber", sondern „Skiläufer". Umgekehrt kann auch wieder das gleiche Individuum alle Facetten des Lebens, deren jede ihr Symbol im Gewand hat, hintereinander durchlaufen, und Herr N. N. vermag am gleichen Tag als Sportsman, Reisender, Theaterbesucher und Tänzer silhouettiert zu sein.

Die extremsten Enden der ganzen Kleiderskala aber bilden Sport, das heißt reines Zweckkostüm, und Modegewand. Was das eine bewußt ausschaltet, die psychischen Strömungen, muß das andere gerade offenbaren! Nicht Primitivität bedarf es da, sondern einer fast mediumistischen Begabung, die sich hellsichtig und sensibel machen kann, um alle Strömungen des Augenblicks in Form zu wandeln!

Frauen, bekanntlich die besten Medien, sind daher vor allem zur Mode begabt, die von jeder Trägerin verlangt, daß sie auch Schöpferin zugleich sei! Eine Mondäne muß mit dem Kleid auch die Gebärde dieses Kleides annehmen, sie muß mit ihm in Geste, Linie und Silhouette verschmelzen. Jede Zelle macht die Mode mit!

So flexibel, so grazilbildsamen Leibes sind immer nur ganz wenige, erlesene Geschöpfe, sie scheinen überhaupt nur möglich und denkbar auf den Spitzen des Lebens, in den Zentren der Eleganz!

Bis diese subtilste Welle der Triebe — Mode genannt — sich in die breiten Schichten der Bevölkerung fortpflanzt bis zu denen, die dumpferen Blutes sind, da ist sie längst verformt, vergröbert, des inneren Sinns beraubt, und übrig bleibt das „Pariser Modell", das regelmäßig zu den Äquinoktien in seiner ganzen Schrecklichkeit bei uns erscheint!

Es ist nur mehr ein ewiges Umstilisieren der Silhouette und höchstens als körperlicher Drill für die Frau des Mittelstandes von Wert, die jede Mode wie eine Art Matura fürchtet. Kein Glied ist sicher, nicht eines Tages aufgerufen, examiniert zu werden! Es war für die petite bourgeoise eine Art „Müllern" von der Wiege bis zum Grabe, ehe sie sich durch die Reformtracht dieser Mühe entzog, was entschieden besser ist, denn nun hat sich wieder eine Facette des Lebens neu stilisiert, die Regierung der Mode hat Form gewonnen und den Aspekt der Epoche dadurch bereichert!

Fügt sich doch in das Gesamtbild der Erscheinungen der Skiläufer ebenso wie die Reformlerin oder das Rudel der Einzigen in ihren Eigenkleidern!

Wer gewohnt ist, die Formen entlang zu wandern, immer weiter zurück zu ihren geistigen Quellen, stutzt hier wohl bald vor einer neuen Frage der Gewandung, die ich die Kabbalistik der Mode nennen möchte!

Denn was bedeuten, ins Psychische zurückübersetzt, die Farben und Formen

der Kleider? Welcher Strömung oder Weltanschauung entsprechen enge oder weite Ärmel, Röcke, Mäntel? Das mag ein Beispiel zeigen!

Das Schulbeispiel der Krinoline.

Sie ist das Schulbeispiel einer preziösen und feministischen Kultur.

Aus einem ungeheuren Kelche von Brokat und Spitzen hebt sich ein enger Elfenleib, Schultern und Busen von übertrieben blumenhafter Rundung, das Ganze gekrönt von künstlich hoher Haar- und Lockenfülle, während unter dem Riesenkranz der Röcke die Winzigkeit des Füßchens triumphiert! So dient die Krinoline lediglich als Folie für alle sekundären Geschlechtsmerkmale, wie Taille, Büste, Haare und Zierlichkeit der Extremitäten! Die primären Merkmale werden als roh und daher reizlos nicht markiert, ja durch die ungeheure formlose Krinoline fast negiert!

Eine Kultur, auf die nur letzte, feinste Attribute des Geschlechts mehr wirken, ist wohl preziös zu nennen; feministisch aber, weil sie auf Fragilität, also Übertreibung des Weiblichen überhaupt hinausläuft; und zur Kultur endlich stempelt sie die souveräne Überlegenheit dem Leib und seinen Forderungen gegenüber, die völlig gebändigt, verwandelt und beherrscht erscheinen von einem Geistigen, dem Stil. Immer taucht daher die Krinoline in höfischen, mondänen und etwas weichen Blütezeiten auf, immer sind üppige Haarfrisuren, dünne Taillen und hohe Absätze in ihrem Gefolge. Schon in Kreta war es so! Im zweiten Jahrtausend vor Christus, als König Minos sein Versailles in Knossos baute, wo bei garden parties, Stierkämpfen und Tanzspielen die ganze raffinierte Lebenskunst des ancien régime blühte, sehen wir auf Wandgemälden geschnürte Damen in Hackenstiefelchen — die Krinoline tragen! — Ariadne mit französischen Stöckeln — in Reifrock und Korsett!

Und der letzte Besuch der Krinoline!

Wieder ist es an einem Hof voll müden und fieberhaften Luxus, zeremoniös und feminin — dem zweiten Kaiserreich —, wieder die blumenhaften Taillen, die großen Chignons, die kleinen Füße!

Daß die Kaiserin vor der Geburt des Thronfolgers aus Eitelkeit die Krinoline „erfand", war Veranlassung, nicht Ursache der Mode! Sonst würde sie auf Thronen wohl öfter aufzutauchen pflegen, während die zweijährigen Infantinnen des Velasquez ihrer kaum bedürften. —

Und unsere eigene Mode — die werdende — die künftige!?

Aus Amerika kommt sie, geboren aus dem Kult der Frau und der Millionen! Reichtum und Ästhetizismus reißen die Mode völlig an sich, machen aus ihr etwas immer Raffinierteres, Exklusiveres! Die schimmernden und fließenden Stoffe erfordern Linien von fast leibloser Zartheit; was vom Körper sichtbar bleibt, muß von idealer Pflege zeugen. Noch nie, zu keiner Zeit hat es zum Beispiel eine solche Kultur der Hände und Fingerspitzen gegeben wie jetzt! Immer enger zieht die Mode den Zauberkreis, während das Gros der Menschheit sich zu den Zweckkostümen flüchtet. Die Mode ist ein Snob geworden — sie stilisiert die Milliarde —, und wer sie versteht, versteht „die Wahrheit der Masken."

Das Kebsweib / Von Fritz Wittels

Die deutsche Hansa hat an der norwegischen Küste und besonders in der Stadt Bergen lange Zeit eine Gewaltherrschaft geführt. Auf dem Kai von Bergen, der heute noch die deutsche Brücke heißt, hatten die hanseatischen Kaufleute ihre Magazine, ihre Kontore, ihren prächtigen Wohnsitz. Die Hanseaten mußten sich feierlich zum Zölibat verpflichten, bevor man sie aus Hamburg nach Bergen entließ. Ein Keuschheitsgelübde war mit dem Zölibate nicht verbunden, und so lernten die Bürger von Bergen deutsche Zucht und Sitte nicht von der besten Seite kennen. Die obere Gasse, hinter der deutschen Brücke, wimmelte von liederlichen Frauenzimmern, und in dem ganzen Stadtteil war ein Treiben, das des Himmels Pech und Schwefel gar oft herausgefordert hätte. Einmal erschien der Bischof von Bergen mitten in diesem Sodom und wollte durch energische Vorstellung dem Treiben ein Ziel setzen; er wurde von den gewalttätigen jungen Leuten samt seinem Gefolge totgeschlagen. Bis zu den Lofoten hinauf machte sich die streitbare Macht von dreitausend Männern furchtbar.

Da ist nun die Geschichte des Kaufmannes Johann Leuwenfeld aus Dortmund bemerkenswert, der schon daheim ein Eheweib hatte, dies aber der Gesellschaft verheimlichte; und als er die Erlaubnis erhielt, als hanseatischer

Vertrauensmann nach Norden zu fahren, da nahm er seine Frau, mit Namen Blanka, auf dem Schiffe mit sich, aber nicht, als sei sie ihm ehrlich angetraut, sondern geschminkt und mit falschem Schmucke behängt, als sei sie eine Kebsin. Das tat er, weil er sich von ihr nicht trennen wollte, und eine andere Möglichkeit, mit ihr vereint zu bleiben, nicht bestand. Blanka war blond und schlank; die spärliche Rede ihrer Lippen war einfältig, ihre Stirne war rein, ihr Auge unergründlich. Ihr Hals war sehr lang, sodaß sie einer Lilie glich: die Wangen blaß, das Haupthaar gelb wie Pollenstaub. Sie wunderte sich über nichts, was Leuwenfeld, ihr Gatte, unternahm. Sie war sein Geschöpf, ganz und gar sein eigen, er konnte mit ihr machen, was er wollte.

In Bergen wurde ihm bedeutet, daß das Frauenzimmer zu ihm kommen dürfe und bei ihm bleiben nach Herzenslust; der Form halber jedoch müsse sie anderswo wohnen, am besten in der oberen Gasse, wo solche Frauen gewöhnlich herbergten. Leuwenfeld ging auf diese Bedingung ein, nur ließ er in der Tat seine Frau fast niemals aus seinem Hause, sodaß ihre Augen nicht beleidigt wurden von den schamlosen Umzügen und ihre Ohren nichts wußten von den nächtlichen Orgien der oberen Gasse. Er hielt sein Weib verborgen, zeigte sie nicht einmal den Kaufleuten, die zu Gaste kamen, und wurde ihrer Keuschheit doppelt froh, wenn er aus dem wüsten Getriebe von frechen Reden und unziemlichen Handlungen zu ihr kam. Wie ein stilles Heiligtum betrat er ihre Zimmer.

Eines Tages kam nach Bergen die Nachricht, daß hoch im Norden, in Tromsö, eine holländische Fischereigesellschaft sich niedergelassen habe. Die Hansa wollte die Konkurrenz nicht dulden; Schiffe wurden ausgerüstet, und mit Heeresmacht fuhr man gen Mitternacht. Leuwenfeld, der einem Hünen an Gestalt glich, wurde Kommandant eines Schiffes und mußte sein Weib schutzlos in Bergen zurücklassen. Sie mußte jetzt in die Scheinwohnung siedeln, die mitten in der verrufenen Gasse gelegen war. An die Tür der Wohnung schrieb Leuwenfeld die Worte: „Hier wohnt des Leuwenfelds Geliebte!" Und unter diesen Worten stieß er seinen Dolch in die Eichenbohle.

Mit Leuwenfeld hatte der größte Teil der streitbaren Mannschaft Bergen verlassen. Die übrigen blieben, schlichen scheu bei dem Spitztürlein vorüber, denn sie fürchteten Leuwenfelds Dolch, dessen Knauf im Sonnenlicht blitzte. Aber am Abend des ersten Tages öffnete Blanka das Fenster und beugte sich

über die Brüstung, daß jeder sehen konnte, wie wenig sie am Leibe hatte, und blickte die Männer, die vorüberkamen, mit großen, starren Augen an. Die Männer blieben stehen, und obgleich jeder von ihnen ein abgefeimter Wüstling war, lief ihnen der Schauer über den Rücken. Da öffnete die bleiche Frau im Fenster ihren Mund und rief ein unflätiges Wort den Männern ins Gesicht, als wäre sie seit langem die letzte Dirne dieser Gasse.

„Wir möchten wohl hinauf zu dir," sprach endlich der Kühnste, „aber in deiner Türe steckt ein Dolch, der führ uns gar zu leicht ins Herz."

„Dann will ich euch holen," sagte Blanka und verschwand vom Fenster. Die Männer vor der Türe hatten den Schauder überwunden und gröhlten in Erwartung fröhlicher Abenteuer. Da kam Blanka herab, trat unter sie und war schlimmer als nackt. Dem Vordersten warf sie sich an den Hals, die andern folgten, und alle bezogen das Haus, in dessen Türe Leuwenfelds Dolch stak. Mitnichten kann erzählt werden, was damals in diesem Hause geschah.

Um dieselbe Zeit schwamm das Schiff des Leuwenfeld in sommernachtruhiger See, die Sterne blinkten, die Wellen rauschten leise. Johann Leuwenfeld saß auf dem Achter und schaute träumerisch zurück, wo er sein liebes Weib im Fernen wähnte. Er kannte sie von früher Kindheit an. Er trank einen tiefen Atemzug und dachte: so frisch, so rein, so heilsam ist mein Weib wie dieser Atemzug.

Am andern Tage sprach es sich schnell herum, was für eine Bewandtnis es mit Leuwenfelds Geliebter habe. Haufenweise kamen die Kaufleute und lachten über den Dolch, der in der Türe steckte; denn hätte der Dolch seines Amtes walten sollen, die halbe Stadt wäre ihm verfallen gewesen. Blanka saß auf dem Ruhebett, die Züge unverändert. Doch glich sie nicht mehr einer Lilie, wie jetzt ihr Hals sich streckte. Sie sprach und weckte dröhnendes Gelächter. Sie spottete über ihren Mann; und wie sie sich selber entblößt hatte, so deckte sie vor schadenfroher Menge das Heimlichste ihres Gatten auf. Dieses Lotterleben dauerte zwei Monate. Am Ende dieser Zeit war Blanka um keinen Hauch anders anzusehen als ehedem: ihre Stirne war rein, ihr Auge unergründlich. . . .

Als es hieß, daß die Hanseaten siegreich zurückkehrten, ging Blanka zum Hafen, fuhr in einem Kahn ins Meer hinaus und kam nicht mehr zurück.

Leuwenfeld fand seines Weibes Wohnung leer und mancherlei Zeichen von den hier vollführten Taten. Er hielt dafür, daß es Gewalttaten gewesen seien, und war durch nichts von dieser Meinung abzubringen. Niemals hatte er sein Weib entblößt gesehen: wie sollte er glauben, daß sie sich freiwillig den Blicken aller Männer angeboten habe? Niemals hatte er vor ihr ein unkeusches Wort gesprochen: von wannen hätte ihr die Kenntnis von verruchten Reden kommen sollen, die sie angeblich vor aller Welt geführt hatte? —

An demselben Abend brach in Bergen ein Feuer aus, das die Stadt in sieben Tagen von Grund aus einäscherte.

Das Ultramikroskop / Von Dr. Gustav Eichhorn

Als durch die Erfindung des Mikroskops dem forschenden Menschengeist der Einblick in eine neue geheimnisvolle Welt erschlossen wurde, schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo auch die Rätsel des Mikrokosmos sich enthüllen würden, wo es möglich sein müßte, die Bausteine der Materie, die Moleküle und Atome, zu erblicken. In der Tat ein schönes Ziel, die Natur bei ihrer Arbeit gewissermaßen zu belauschen. Allein bald schon stellte sich die Unrichtigkeit dieser Vorstellungen heraus, und die Theorie wies in der ihr eigentümlichen und alle Illusionen zerstörenden Schärfe die Gründe dafür nach.

Fragt man sich zunächst, worauf im letzten Grunde die Möglichkeit beruht, Gegenstände zu sehen, so lautet die Antwort: auf dem Schattenwerfen. Wie die theoretische Optik zeigt, werfen aber nur solche kleinsten Gegenstände noch scharfen Schatten, deren Dimensionen im Vergleich zu den Wellenlängen des Lichtes sehr groß sind. Die Länge der Lichtwellen spielt also eine entscheidende Rolle, und man erkennt, wie bedeutsam es für uns ist, daß die Wellen unseres Lichtes so außerordentlich klein sind, durchschnittlich ein halbes Mikron; ein Mikron ist gleich ein tausendstel Millimeter.

Allein im Verhältnis zu den Molekülen sind sie doch riesengroß, und wir bedürften schon millionenmal kleinerer Wellenlängen und außerdem eines Sehorganes, das entsprechend funktionierte, um die Moleküle wahrzunehmen.

Sind die Gegenstände kleiner, als vorhin erwähnt, so treten komplizierte Interferenzerscheinungen auf, die man in den schönen Lichtbeugungsphänomenen mit Hilfe der optischen Gitter künstlich erzeugen kann. Die Gitter werden hergestellt, indem man auf durchsichtige Körper mehrere hundert Striche auf der Breite eines Millimeters einritzt. Könnte man ihre Anzahl so weit vermehren, daß sie nur um Lichtwellenlängen oder um noch weniger voneinander abständen, so wäre der Körper nicht von einem vollständig klaren, durchsichtigen Körper zu unterscheiden. Aus dem gleichen Grunde sehen wir auch die Moleküle nicht. Unsere gewöhnlichen Mikroskope erfüllen hauptsächlich die Aufgabe, mit Hilfe der dem kleinen Objekte sehr nahe gebrachten Mikroskoplinse die von ihm auseinandergebeugten Lichtstrahlenbündel zusammenzubrechen und so infolge der eintretenden Interferenzen der Lichtstrahlen ein scharfes Bild der kleinen Objekte zu erzeugen.

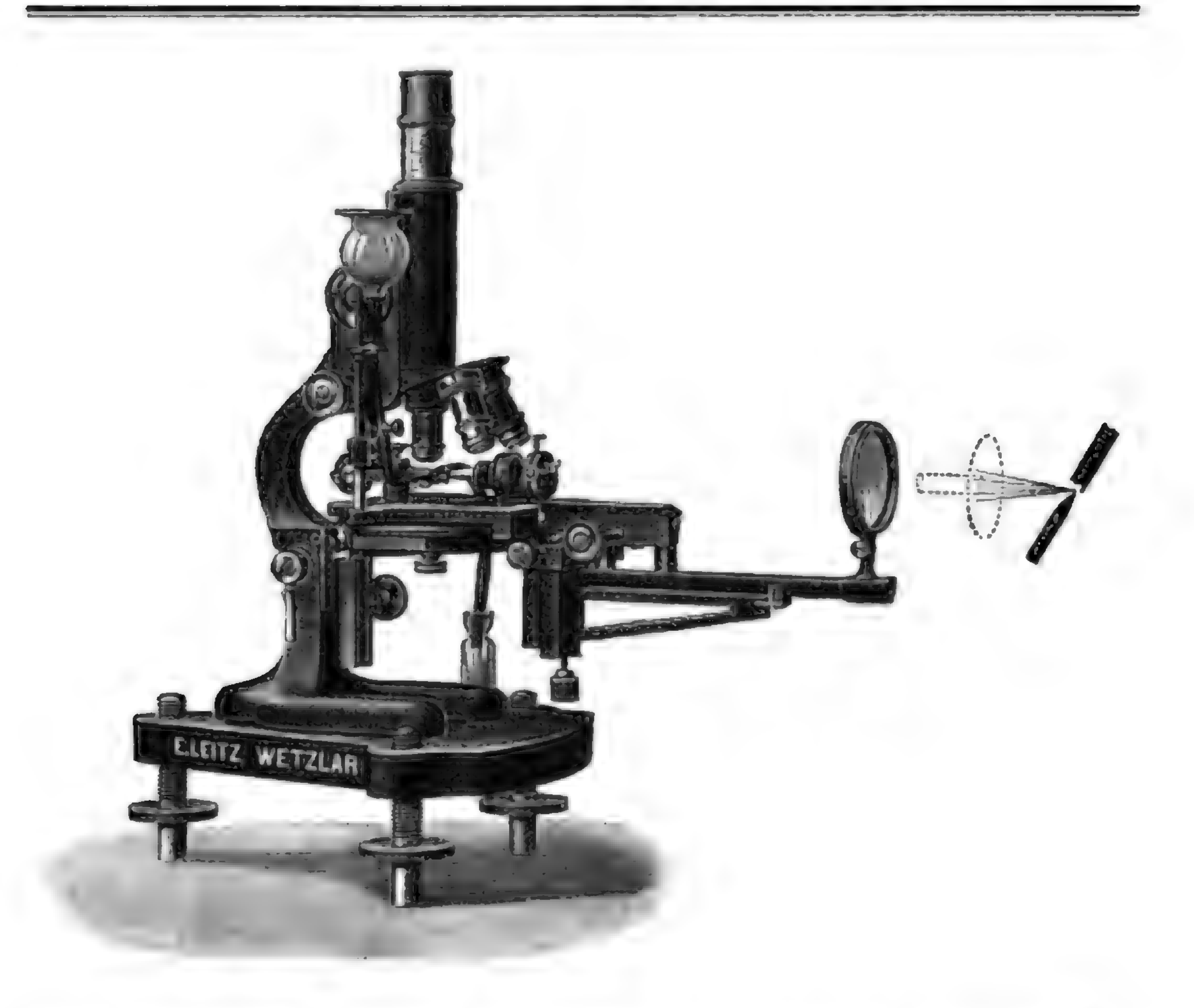
Wie Abbe und Helmholtz theoretisch ermittelten, ist das Auflösungsvermögen der Mikroskopobjektive erreicht, das heißt eine annähernd objektähnliche Abbildung noch möglich, wenn die Strukturelemente eine Feinheit von etwa einem viertel Mikron haben. Aber sollte es bei noch größerer Feinheit nicht doch wenigstens zu erreichen sein, überhaupt nur das bloße Vorhandensein einer Struktur oder allgemeiner gesagt einer Diskontinuität nachweisen zu können, ohne direkte Andeutung der Form und Struktur? Ein astronomisches Vorbild war gegeben; denn die Fixsterne senden wegen der ungeheuer großen Entfernungen in unsere Fernrohre Lichtbündel mit so kleinem Öffnungswinkel, daß keine Interferenzen und deshalb auch keine scharfen Bilder mehr möglich sind. Sie erscheinen daher nur als kleine leuchtende Scheibchen ohne jede Andeutung der Form des Sternes, nur als Zeichen, daß von einem bestimmten Orte des Weltalls Licht zu uns kommt.

Diesen Gesichtspunkt in geeigneter Weise auch auf die analogen Beobachtungen submikroskopischer Teilchen studiert und angewendet zu haben, ist das große Verdienst von H. Siedentopf und R. Zsigmondy in Jena. Ihre Arbeiten führten zu der Konstruktion eines neuen Apparates, des sogenannten Ultramikroskopes, das prädestiniert zu sein scheint, der Forschung im Mikrokosmos unschätzbare Dienste zu leisten.

Das eigentliche Prinzip der Erfindung ist durch eine bekannte Erscheinung charakterisiert, die jeder schon beobachtet hat. Ebenso, wie ein Lichtstrahl, der

durch einen Spalt in ein dunkles Zimmer fällt, darin die kleinsten, in der Luft schwebenden Staubteilchen dadurch sichtbar macht, daß es sie auf dunkelm Hintergrunde grell beleuchtet, und zwar für einen Beobachter, der auf die erhellten Teilchen in einer zu den Sonnenstrahlen annähernd senkrechten Ebene schaut, so kann man auch im Gesichtsfelde eines Mikroskopes Teilchen sichtbar machen, die zu klein sind, als daß man sie sehen könnte, wenn man das Mikroskop einfach wie sonst üblich verwendet. Zu diesem Zweck beleuchtet man diese Teilchen stark, ohne jedoch das Licht direkt in das Instrument fallen zu lassen. Jedes Teilchen zerstreut dann das Licht in jeder Richtung, also auch in der Richtung der Achse des Mikroskops, und so kommt es, daß man das Teilchen als hellglänzenden Stern sieht. Die genaue Form des Teilchens läßt sich natürlich nicht feststellen, aber man stellt trotz seiner geringen Größe von nur wenigen Milliontel Millimeter auf diese Weise doch fest, daß es überhaupt vorhanden ist.

Den Schwerpunkt dieser Methode bildet also die geeignete Beleuchtung. Erstens muß diese äußerst intensiv sein, weshalb nur ganz starke Lichtquellen, wie elektrisches Bogenlicht oder direktes Sonnenlicht, zur Anwendung gelangen können, und zweitens muß sie in besonderer Weise angeordnet sein. Die Teilchen werden ja, wie erwähnt, durch den von ihnen abgebeugten Lichtstrahlenkegel sichtbar. Es muß nun verhindert werden, daß die beleuchtenden Strahlen gleichzeitig mit den abgebeugten Strahlen in das Auge gelangen, weil die Intensität der ersteren erheblich größer ist als die der letzteren. Die Einrichtung ist deshalb so getroffen, daß die Achse des Beleuchtungskegels senkrecht auf der Achse des für die Sichtbarmachung wirksamen Beugungskegels steht; und ferner sind die Kegel so zu dimensionieren, daß sie sich nicht durchdringen. Von außerordentlicher Wichtigkeit ist sodann die Regulierung des Strahlenganges zur Beleuchtung. Das Mikroskopobjektiv bildet nur eine bestimmte Schicht des Objektes scharf ab, und nur diese sogenannte Einstellungsschicht darf erleuchtet werden. Bei der gewöhnlichen Beleuchtungsmethode würden noch eine große Anzahl von Teilchen außerhalb dieser Einstellungsschicht erleuchtet werden, und diese erzeugen helle, sich überlagernde Zerstreuungskreise, deren Lichtschleier die Beugungsbildchen überstrahlen würden. Um nun genau in der Sehtiefe des benützten Objektivs zu beobachten und in der Einstellungsschicht ein genau bekanntes, meßbar veränder-



liches, erleuchtetes Volumen des Präparates zu erzeugen, wird das Bild der Lichtquelle zunächst auf einen verstellbaren Präzisionsspalt entworfen.

Unsere Abbildung zeigt ein Ultramikroskop nach dem Verfahren von Siedentopf und Zsigmondy, wie es in den optischen Werkstätten von E. Leitz in Wetzlar ausgeführt wird. Die Einrichtung ist als Nebenapparat des Mikroskops gehalten und läßt sich an jedem größeren Stativ anbringen.

Zu diesem Zwecke wird zunächst der Beleuchtungsapparat des Mikroskops entfernt und alsdann die Metallplatte, auf die der Apparat montiert ist, so auf den Mikroskoptisch gelegt, daß die an der unteren Seite der Platte befindliche kleine Scheibe sich genau in die Tischöffnung des Mikroskopes setzt.

Nachdem der Apparat eingerichtet ist, erfolgt seine Fixierung in der richtigen Lage auf dem Mikroskoptisch. Auf der Metallplatte ist eine Klemmvorrichtung angebracht zur Aufnahme der kleinen Kammer, durch die mittels Schlauchleitung die zu untersuchende Flüssigkeit geleitet wird. Die Regelung

der Zuflußmenge erfolgt durch einen Quetschhahn. Das Licht tritt durch ein Fensterchen in die Kammer. Die Untersuchung der Flüssigkeit geschieht entweder bei offener oder bei mit Deckglas geschlossener Kammer. An ihre Stelle kann zur Untersuchung fester, durchsichtiger Gegenstände (Rubinglas und dergleichen) ein Tischchen treten. Am vorderen Teile der Platte ist eine kleine optische Bank befestigt, auf der die Beleuchtungslinse, die Spaltvorrichtung und das Beleuchtungsobjektiv verstellbar montiert sind. Die optische Bank läßt sich horizontal und vertikal verstellen. Zur Beleuchtung benutzt man eine Bogenlampe oder durch Spiegel zugeleitetes Sonnenlicht. Es fällt durch ein Blendenrohr auf eine Linse und wird von dieser auf eine Spaltvorrichtung konzentriert. Der Spalt ist nach beiden Seiten verstellbar. Durch ein stärkeres, einstellbares Objektiv wird das verkleinerte Bild des Spalts in das Gesichtsfeld geworfen. Das Mikroskop mit der ganzen Einrichtung wird auf einen in der Höhe verstellbaren Tisch gestellt, der die schnelle Einstellung des ganzen Apparates auf den Lichtbogen der Lampe ermöglicht.

Wie Siedentopf und Zsigmondy selbst angeben, erlaubt das Ultramikroskop Teilchen von vier milliontel Millimeter Größe sichtbar zu machen, und sie werden getrennt nachgewiesen, wenn sie mehr als vier zehntausendstel Millimeter voneinander entfernt sind, sonst erscheinen sie als diffuse Helligkeit. Es ergibt sich daraus, daß es auch bei intensivster Beleuchtung im allgemeinen nicht gelingen kann, die Moleküle einzeln direkt sichtbar zu machen, sondern immer nur eine größere Anzahl freier Moleküle oder Molekularkomplexe; nur für hochmolekulare, intensiv fluoreszierende Körper, wie fluoreszierende Farbstoffe, wäre dazu einige Aussicht vorhanden. Um eine Vorstellung von den Größenverhältnissen zu geben, die hier in Betracht kommen, seien einige Zahlen angeführt:

	Durchmesser in milliontel Millimeter
Kugelbakterien (Kokken)	500—1000
Grenze der Sichtbarkeit mit dem Mikroskop	250
Wellenlänge des roten Lichts	690
Wellenlänge des violetten Lichts	430
Grenze der Sichtbarkeit mit dem Ultramikroskop . . .	4—5
Wasserstoffmolekel	0,1

Beleuchtet man unter dem Ultramikroskop eine kolloidale Goldlösung bei feinster Verteilung der Goldteilchen von etwa der Größenordnung sechs

milliontel Millimeter, die dem Beobachter als leuchtende Punkte erscheinen, so sieht man die Teilchen in äußerst energischer Bewegung, die um so heftiger ist, je kleiner die Teilchen sind. Man wird auf diese Weise direkt darauf hingewiesen, wie wertvoll das neue Instrument auch zum Studium der sogenannten Brownschen Molekularbewegung sein dürfte. Nach dieser Hypothese, die eigentlich schon vor einem Vierteljahrhundert von Professor Cantoni ausgesprochen wurde, rührt diese Bewegung von Stößen her, die die Teilchen der Lösung (zum Beispiel Silberteilchen in einer kolloidalen Lösung des Silbers) von den Molekülen der Flüssigkeit erfahren, die ihrerseits eine thermische Bewegung besitzen. Die Teilchen lassen sich direkt klassifizieren nach ihrer Farbe, ihrer Bewegung und ihrer Größe. Diese findet man mit Hilfe des Ultramikroskops durch Bestimmung der Teilchenzahl oder des mittleren Abstandes der Teilchen im bestimmten Volumen bei bekannter Konzentration und bekanntem spezifischen Gewicht des gelösten Körpers. Bei gleichartigen Teilchen kann man die Größe nach der verschieden starken Helligkeit abschätzen.

Die ersten Untersuchungen der Erfinder bezogen sich auf Goldrubinglas, das man erhält, wenn geschmolzenem Glas ganz geringe Mengen metallischen Goldes zugesetzt werden. Der heiße Glasfluß erscheint noch farblos, aber beim Erkalten treten dann die bekannten rubinrot-violetten Farben auf. Es wurde festgestellt, daß die kleinsten Goldteilchen eine Masse von weniger als ein tausendbilliontel Milligramm haben mußten. Zum Vergleich sei erwähnt, daß man nach Berthelot als kleinste Menge Jodoform, welche den Geruchssinn noch affiziert, eine Masse von ein hunderttausendmilliontel Milligramm annimmt.

Überall hat sich das Ultramikroskop sofort Anwendungsgebiete verschiedenster Art erobert, und ganz besonders erscheint es prädestiniert als Hilfsmittel für die biologische Forschung. Um nur einige Beispiele herauszugreifen, sei erwähnt, daß es Dr. Römer gelang, mit seiner Hilfe in einer Lymphe mit dem Virus der Maul- und Klauenseuche, die schon ein Bakterienfilter passiert hatte, ovale Gebilde nachzuweisen, während unter dem gewöhnlichen Mikroskop die Lymphe vollständig homogen erschien. Ultramikroskopisch lassen sich aber nicht nur die Bakterien in flüssigen Medien beobachten, sondern auch die Wirkungen der Mittel genau verfolgen, welche sie vernichten. Professor

Raehlmann gelang auf diesem optischen Wege der wichtige Nachweis von Eiweißteilchen im Harn bei Nephritis, ebenso die Demonstration der Umwandlung von Eiweißkörperchen in Peptone. Das sind nur einige Beispiele aus hunderten.

In der Ausbildung des Ultramikroskops liegt wieder einmal der typische Fall vor, wie in geschickten Händen und durch geistvolle Kombination aus bekannten Prinzipien etwas klassisch Neues entstehen kann.

Welschtirol / Von Albert von Cà bianca

Ein wunderschönes Land. Nur wer als Fremder sich hineinstiehlt, die unbekannte Sprache sich ersiegt, das Volk sich reden macht, die große Sonne erkennt, die über dem Sommer und Winter dieses Landes liegt, und jede verborgene Schönheit entdeckt, die unter Armseligkeiten schläft, erwirbt sich das Herz dieser Erde.

Und wenn er es besitzt, wird er es nimmer verlieren.

Am liebsten wird er seine stillen Gedanken in die Flucht der blauen Berge senden, die das Land wie liebe Arme rahmen. Den Geist der ihm zuteil werdenden Schicksale wird er als ein Geschenk der flammenden Abende, der südlichen Himmel und der brennenden Mohnfelder zwischen den heißen Rebhängen verehren. Niemals frei wird er sein von der Sehnsucht nach diesem Lande, immer voll von der Liebe für sein Werden.

Es ging mir so. Seine kahle Armut habe ich verflucht, seine steinigen Wege, seine traurigen Lieder, seine glühenden Nächte habe ich verdammt, da ich es noch nicht kannte.

Wie einem Kinde war es mir, das Heimweh hat und weint und zurück will. Jedes Auge habe ich beneidet, das über deutsche Wälder fliegen durfte, jede Seele, die deutsche Kirchenglocken hörte, jeden Schritt eines andern durch den heimatlichen, späten Frühling.

Dann war es einmal, daß mir die welschen Worte im Ohr blieben, daß ich sie wieder suchte und wieder fand. Und es war kein Mensch mehr, der

mir nicht erzählen konnte. Jeder schien zu sein, wie ich war, und das ganze Land redete.

Es redete mit seiner Zunge alle seine Zauber in mich hinein, und seine Sprache wurde tönender und voller, und drängender und näher, als ich ihr folgte und das Land durchwanderte.

Dann lebte ich mit allen Sinnen mitten im Herzen des Landes. Lange, vor ich es verließ, wußte ich, daß es mein war.

Nun stehe ich an seiner Grenze, und es ist, als fließe die Etsch aufwärts gegen Norden, bringe mir die Schmerzen und die Blumen der lieben Erde, alle ihre Blüten, alle ihre Leiden. Und an stillen, hellen Abenden höre ich ihr Lachen, an grauen, schweren Tagen ihre Tränen.

Und nur, wenn die Züge aus dem Süden vor meinem Hause vorbeiziehen und die Zeitungen auf meinen Tisch gelegt werden, der vor dem Blick in die Grenze des Landes steht, mache ich mich frei von den Schleiern der Poesieen und von den Gedanken, die ich am liebsten erzählen möchte, und enthülle die Nüchternheit des welschen Tirol.

* * *

Ein armes und ein ruheloses Land ist es. Es trägt noch die Wunden einer wechselnden Geschichte und genießt nicht die Stille des Sichbesitzens. Es phantasiert und baut Luftschlösser, verlangt nach Rechten und Geschenken, lebt in Kämpfen. Zufrieden ist es nicht.

Diese Unrast gießt sich über Tirol, das es trägt. über Österreich, dem es gehört. Es ist nicht leicht Staat zu sein über Teile fremder Nationen. Nationengefühl ist etwas so Starkes, Unverwüstliches wie Blut. Es stirbt durch Staatsverträge nicht, wird nicht blaß in Kriegen, läßt sich nicht wandeln. Es ist wie Seele.

Ein Staat, der fremde Völker in sich beherbergt, muß mit ihren Seelen rechnen. Sie bringen ihm die konzentrierte Kraft ihrer Nation, denn sie sind zur starken Entwickelung gedrängt, wollen sie im fremden Staate blühen. Der fremde Staat aber schließt ewig den Kompromiß zwischen den Trieben dieses Keimens und seinen eigenen Voraussetzungen. Zu intensiv knospen kann er das Blut der Fremden nicht lassen.

Dieses Gegenspiel zwischen der jungen Entwicklung der fremden Nation

und dem Gedanken des einigen Staates ist Österreich nicht fremd. Das Reich pulst auf dieser Balance. Es hat sich daran gewöhnt.

Aber nicht daran gewöhnt haben sich die fremden Nationen und auch nicht die Deutschen, die mit diesen in einem Lande wohnen. Der mehr oder minder theoretische Kampf zwischen Staat und Nichtdeutschen wird in den Provinzen zur praktischen Fehde zwischen diesen und den Deutschen.

Welschtirol liegt mit Tirol im Kampfe.

Wo es beginnt, wo Tirols Erde welsch wird, ist nicht leicht zu sagen. Nicht mit der amtlichen Grenze, die unter Salurn das Etschtal schneidet, fällt die wirkliche zusammen. Von Bozen weht deutsche Luft über die Weinländer und blauen Kulissen des weiten, südlichen Bodens. Aus dem Tore, das diese Kulissen bilden, dringt das wundersam sanfte, fremde Bild italienischer Sonne. Und tatsächlich klingt in dieser Zone zwischen Bozen und S. Michele die welsche Sprache, sitzen welsche Kleinbauern und Kolonen, und rein deutsch kann man die Ansiedlungen an dem linken Etschufer in diesem Gebiete nicht nennen.

Von dort ab, wo die amtlich italienischen Verwaltungsbezirke ihre nördlichsten Linien strecken, ist das Land welsch und wird so genannt. So ziehen den Grenzgürtel die politischen Bezirke Ampezzo, Cavalese, Trient, Mezzolombardo und Cles.

Ein wunderschönes Land. Seinen Charakter prägt es nicht im Osten und Westen, wo die Dolomiten noch stehen, die Alpenweiden, die Wälder und die Gletscher. Die hohen Lagen des Landes tragen so oft noch deutschen Typ, als ob nur das Grün der Tannenstände, das Rot der Felstürme und das Weiß des Schnees ihn erzeugte und sicherte. Und in den Bergen und Höhen ist es auch nicht ärmer als das deutsche Tirol.

In der Ebene aber, durch die still, schlafend, langsam die Etsch gleitet, ruhen die bis in den tiefen Frühling kahlen Rebländer und die Maulbeerkulturen. Die Berghänge der Ufer sind waldlos, düster. Nur in der Sonne der Abende brennen und leben sie.

Die Ortschaften träumen überall. Ihre Hütten und Häuser sind schweigsam. Die Fenster groß, schwarze Vierecke in den zerbröckelten Mauern. Kirche und Kirchturm bleich und ohne Schmuck. Die Menschen braun und gelb, fast freudlos, stumpf.

Nur in der Zeit, da der Herbst blau unter den Dächern der Pergeln rastet, voll Segen, blutreich und königlich, verzaubert sich diese starre Öde. Dann werden auch die eintönigen, schweren Lieder im Lande freudig und hell.

Auch die Städte am trägen Fluß der Etsch tragen die tote Ruhe des Südens. Sie tragen die Weihe langer Vergangenheit, den Hauch einer schon entschlafenen Kultur, die Bilder großer, sinnreicher Schönheit. Aber auch diese bergen sie unter schwarzen Dächern, in leeren, kalten Straßen, in Palästen, die nimmer viel Freude kennen.

Und stiller wird es in diesem Lande, je tiefer gen Süden seine Schollen liegen. Und kahler und seltsamer. Die Zypressen stehen auf, die Rosensträuche, die weißen welschen Landsitze und Villen, die Kastelle und Filanden. Die Glocken singen, wie wir es nicht wissen, die Luft ist weich, wie wir sie nicht kennen, der Wein schwarz. Die Frauen tragen seltsame Augen, selbst die Armen bunte Kleider, aus den Mienen der kleinen Leute redet gutmütige Ergebung.

Ein wundersames Land. Sein Schönsein geht selbst aus den Städten, die den alten Prunk hüten, in die zweigenden Täler, über elende Wege, auf denen im März Veilchen blühen, zu den einsamen Dörfern, wo die Armut nackt in der Sonne liegt.

Dichter sollten in dies Land kommen, wenn ihr Ruhm der höchste ist. Sie würden, vor Eitelkeit gewahrt, die Kraft finden, die den Ruhm hält.

* * *

Es ist zu verwundern, daß ein solch stilles Land laut werden und kämpfen kann. Es ist zu verwundern, daß es Minister und Statthalter beschäftigt. Noch mehr, daß es einer Regierung opponiert.

Nicht die Armut des Landes gab dazu den Sporn. Die wirklich Armen, die Bauern in den weltfremden Tälern, die Kolonen auf den Grundbesitzen der Herren, waren nie reich. Besseres, als was sie besitzen, kannten sie nie. Die Dürftigen in der Stadt sind immer noch ein frohes, graziöses Volk. Die Wohlhabenden und Reichen erschreckt das Elend der Niedern nicht. Sie sahen in der Miene dieses Elends niemals Trotz oder Drohen.

Alle zusammen sind sie kein grollendes, klagendes Volk. Sie loben das Heute, und morgen ist morgen. Sie haben nicht viel Krämergeist, sind nicht

kleinlich, nicht philiströs, ihr Horizont sieht andere Grenzen als der sparsame, emsige Deutsche. Sie sind entweder Fatalisten oder ein bißchen erschlafft. Wenn man sie nicht indolent nennen mag, so haben sie doch wenig Sinn für Ordnung, schmuckes Aussehen ihres wirtschaftlichen Rahmens und für Komfort. Darum kommt der Fremdenverkehr nicht auf.

Genügsam sind sie. Es ist schwer, ihnen Feind zu sein.

Nein, der Armut entspringt nicht der Kampf, den das Land führt. Das glaubte einmal die Regierung, als ihr die Unzufriedenheit der Welschen das Messer an den Hals führte. Und weil das Land wahrhaftig vernachlässigt worden war, ging sie mit Eifer daran, es zu rehabilitieren. Sie hat diese Tätigkeit auch heute noch nicht eingestellt, aber sie verspricht sich von ihr vielleicht doch nicht mehr die ganze Rettung. Sie forstet die kahlen Hänge auf, schützt den Weinbau gegen Reblausgefahr, baut Straßen und Wasserleitungen, subventioniert und errichtet Eisenbahnen, gibt der Seidenraupenzucht Prämien, hilft Schulhäuser modernisieren und leitet die große Anti-Pellagraaktion, deren Ziel es ist, die künftige Generation in den von der Pellagra verseuchten Gebieten gegen diese zu immunisieren. Viel Geld floß seit etwa zwanzig Jahren nach Welschtirol, bringt gute Früchte, wird gerne angenommen, — aber es verbannte die Unzufriedenheit im Lande nicht.

Das äußere Zeichen dieser Unzufriedenheit ist am besten ausgedrückt im Empfinden, das der Österreicher fühlt, wenn er in Welschtirol ist. Dieses Empfinden sagt: man sympathisiert hier nicht mit Österreich. Das will nun freilich in Österreich nicht viel sagen. Bedeutend wird dieses Empfinden nur dadurch, daß es selbst der Österreicher hat, der mit Österreich nicht sympathisiert.

Nicht das Landvolk hat etwas gegen Österreich. Es ist kaisertreu, brav, hat Untertanenqualitäten wie kaum ein anderes. Es macht auch nicht Politik.

Die sogenannte Intelligenz im Lande ist es, die nicht schwarz-gelb fühlt. Zu dieser Intelligenz gehören die Reichen, die Müßiggänger, die Adligen mit einer ziemlichen Zahl, die Bürger in den Städten, die Stadtbeamten, die Doktoren. Vielleicht auch noch andere, je nach ihrer Selbständigkeit. Jedenfalls besteht diese nichtösterreichische Intelligenz nicht nur in den größeren Zentren, sondern überall, wo man den Arzt und den Advokaten hat.

Die Regierung und die Deutschen haben für diese Intelligenz den Namen

„Irredenta". Ein oft gehörter, oft gebrauchter, fast immer gewichtig ausgesprochener Name.

Was diese Irredenta wollte, wußte man niemals ganz zu sagen. Die Lostrennung Welschtirols von Österreich? Das schienen oft unvorsichtige Reden der welschen Politiker, Trinksprüche, Demonstrationen an italienischen Gedächtnistagen zu versichern. Auch die Blätter der Irredenta konnten es verraten haben. Ob es glaubhaft schien oder nicht, die Regierung fühlte sich verlegen, gab Wirtschaft, wandte auch Polizeisysteme an, machte Konzessionen gegenüber Einflußreichen, erteilte Aufträge an ihre Ämter, instruierte sie zur politischen Mission. Diese bestand in der Beobachtung des Lebens der Irredenta, im Vermitteln bei peinlichen Vorkommnissen, in einer ungemütlichen Isolierung des österreichischen Amtes von der welschen Bevölkerung.

Oder wollte die Irredenta die Autonomie des Landes? Die politische, welsche Intelligenz bejahte diese Frage sehr offen in den Landtagen. Also wollte die Irredenta die Autonomie, das Trentino mit Statthalterei, Landesschulrat, eigener Wirtschaft!

Da war auf einmal, bei den letzten Reichsratswahlen im vorigen Mai, die alte Partei, die nationalliberale Intelligenz, geschlagen worden. Auch der letzte Landtag fiel zu ihren Ungunsten aus. Und nun tritt eine neue Partei auf, die wirtschaftliche. Sie nennt sich democrazia italiana. Dieser Name ist ausreichend. Die Partei steht mit dem Bischof gut, sie ist entschieden klerikal, sie hat, was die alte nicht besaß, einen großen Volksanhang, sie arbeitet nicht mit den Idealen und Fahnen der sogenannten Irredenta, sondern populärer, mit Raiffeisen, Vorschuß und Sparkassen, mit Konsumvereinen, Banken, Versicherungen. Sie inspiriert Unternehmungen, diktiert ganzen Volksschichten, redet nicht zart, aber entschieden.

Lange vorbereitet war sie. Die Regierung selbst hat sie schaffen helfen, als sie das Land wirtschaftlich zu heben begann. Sie ist zeitgerecht, denn sie ist verwandt den Christlichsozialen.

Das Erstaunen war groß: Welschtirol von der Irredenta befreit. Denn die Irredenta hing an der Intelligenz wie ein Ast am Baume. Und alle Nichteingeweihten wünschten der Regierung Glück, und Glück dem Lande.

Aber ein zweites Erstaunen war größer. Die neue Partei ist ebenso national, wie es die alte gewesen. Sie will ebenso die Autonomie, wie sie die alte

gefordert hat. Nur Eines hat sich vielleicht geändert: die neue Partei redet sehr offen, nicht nur bei Banketten und italienischen Gedenktagen, sondern immer. Und es wird ihr auch nie die Stimme konfisziert.

Die alte Intelligenz lebt noch. Man merkt kaum, daß sie gestorben ist, und erst jetzt empfindet man, wie still, wie theoretisch, wie unpopulär sie gewesen.

Aus diesen Geschehnissen aber hat die Regierung vielleicht das Wesen der Irredenta erkannt. Dieses Wesen ist das nationale Gefühl, das nationale Leben. In den Reichen, Selbständigen, die weder Stellung noch Vermögen riskierten, in den Jungen, denen man die Jugend zugute schreiben mußte, hatte dieses Gefühl sich in versteckten Anspielungen auf das regno, in der national gefärbten Forderung nach der Autonomie und nach der Universität in Triest, oft auch in Demonstrationen geäußert. Erinnerung an Mazzini und die Carbonari, an Silvio Pellico und Venedig taten viel dazu. — In der neuen Partei der mittleren Klassen, die gute, unzweideutige Bürger waren, hat es aber reelle Gestalten angenommen und die Phantasie verleugnet. Die Neuen — wer möchte sie noch Irredentisten nennen? — fordern wirtschaftlich, weil ihr nationales Gefühl nicht dichten, sondern essen will.

Nur die Sozialisten, die — soweit dies bei Romanen möglich — aus national indifferenteren Schichten sich organisierten, haben ein Stück der gefallenen Liberalen zum Erbe übernommen: den Liberalismus, das heißt hier den Kampf gegen die Klerikalen, die Staatspartei sein werden. Es haben ihnen bei den Wahlen die Liberalen beigestanden, — nichts Typisches und Besonderes.

Es hat sich also nichts verändert für die Regierung. Sie wird nach wie vor an die Irredenta glauben, denn physisch tot ist sie nicht. Und sie wird mit der neuen Partei im Lande, vielleicht auch im Reichsrat, reden müssen. Sie wird in der Durchführung des österreichischen Staatsgedankens in Welschtirol etwas ihr nicht Neues, aber niemals von ihr Angewandtes studieren müssen: wie regiert man eine nationale Minorität in einem Lande mit deutschem Zentrum?

Vielleicht findet sie den Kontakt mit dem welschen Volke. Ein Ziel, auf's Sehnlichste zu wünschen! So schwer könnte es nicht sein, wenn die Ver-

waltung nicht zum Bureaukratismus wird und die Beamten in Welschtirol das Gefühl verlieren, in einer Okkupationsprovinz zu leben.

Ob aber die Deutschen in Tirol sich mit den Italienern verständigen werden? Sie noch schwerer als die Regierung. Die oft erbittert geführten Kämpfe der Italiener um Festsetzung im deutschen Gebiete, der Name Trentino, die Sprache der Zeitungen und manches sehr unbedachte Wort haben die Deutschen zu einer Idee geleitet, die sie unentwegt verfolgen: sie wollen regermanisieren, was einstmals in Welschtirol deutsch war.

Diese Idee ist nicht defensiv. Sie begegnet Schwierigkeiten, die naturgemäß sind. Sie ist nicht vollkommen gerechtfertigt durch die Kenntnis der Verhältnisse. Denn gegen die Tatsache läßt sich nicht streiten. Im Bezirke Trient und Rovereto zu germanisieren, — diese Idee ist nicht unähnlich der, im Bezirke Bozen zu verwelschen. Die nationale Umgebung wird kleine Gebiete niemals ausliefern, — das eingepfropfte Deutschtum würde mit der Zeit in dieser Umgebung wieder denationalisiert.

Es wäre besser gewesen, die deutsche Kraft hätte sich gesammelt, um sich den Boden vor der Grenze Welschtirols zu bewahren. Er ist nimmer rein, aber er könnte noch zurückgerettet werden. Denn bis S. Michele liegt wirklich deutsches Land.

* * *

Nur, wenn der Tag wie die klare Wirklichkeit vor meinem Hause liegt, das die Grenze des Südens grüßt, mache ich mich frei vom Schleier der Poesieen, den die Linien der blauen Berge bringen. — Es ist eine klare, hoffende Märznacht über meinem Dache. Ich weiß, unten im Lande blühen schon die Veilchen.

Die schöne Brilaide / Von Adolf Köster

Ob es etwas Traurigeres gibt als ein kleines, gelbes, verhutzeltes Lindenblatt, das an einem kalten Dezembertage über den hamburger Burstah geweht wird, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich sicher: mir ging es zuweilen schlechter als so einem Lindenblatt. — Was hier steht, meine Lieben, ist eigentlich gar keine richtige Geschichte. Fast schäme ich mich, euch damit unter die Augen zu treten. Wie eine Frau sich im Wagen erhob und mich ansah, das ist ja fast das Ganze. Außer dem ersten Geplauder und dem Abend, wo das Meerleuchten war.

Aber ich schreibe das ja nicht um euretwillen, sondern um gewissermaßen diese Welt an die schöne Brilaide zu erinnern.

So wahr ich Köster heiße, ich wünschte, sie wäre jetzt hier. Aber was hilft's? Tilly Ihmels wollte auch nie über den Kirchhof und kam doch zuerst hin.

Ich hocke hier in meiner kahlen Dachstube mit meinem Hunde Schluck. Es ist kalt, so daß ich für die Hyazinthen Angst habe. Könnte sie hier nun nicht sitzen und sich von mir vorlesen lassen, meine Geschichte von „dem Bäckerjungen aus der Niedernstraße, den das Schicksal an die Wand warf" oder das Gedicht von dem kleinen Humboldt? Erschien sie doch damals ebenso plötzlich auf dem Schiff, niemand wußte woher!

Ich sah Brilaide zwanzig Tage lang morgens, mittags und abends. Wir fuhren von Santos nach Portugal. Es ist jetzt zwei Jahre her.

Die ersten Monate, nachdem sie fort war, ging ich mit ihrem Namen um wie mit einem Stück meiner Seele. Dann vergaß ich sie in meinem Abendgebet. Heute denke ich kaum noch an sie. Darum heißt Scham und Angst mich von ihr reden. Denn der Satz des großen Spinoza ist mir verhaßt, daß das Notwendige gut sei.

* * *

In der bruttigen Mittagsschwüle, die über dem Hafen von Santos lastete, schwangen sich tausend träge Geräusche. Am Pier stieß ein Kaffeedampfer den andern. Und gleich Wasserkäfern huschten auf dem Strome kurzatmend die Barkassen.

Das dritte Schiff von oben her war die Pernambuco aus Hamburg. Sie zitterte von der letzten Arbeit. Die Passagiere füllten das Schiff. Vorn lud man Kaffee, und ich lag über die Luke gebeugt und freute mich über die sausenden Säcke und die schönen Leiber der Neger. Arbeitende Leiber mit den Proportionen des Apoll. Und in der Südsonne blinzelten die Farben ihrer Haut wie von Schmetterlingen und bunten Käfern.

Der schönste der Neger (ich nannte ihn Dmitri, und er ging wie ein jungvermählter Neapolitaner) war eben verschwunden, ich reckte mich auf, — da sah ich die schöne Brilaide langsam über den Schiffssteg gehen. Ich hielt voll Angst zu atmen an, denn nach den letzten Erlebnissen auf dieser Reise mußte ich sie für eine Vision halten, wie das Jesusbild auf der Pleuelstange und die rote Frau bei Kap Frio. Aber für eine Vision war das Bild zu ruhig. Nein, das war eine wirkliche junge Frau, die mit ihrer Tochter an der Hand langsam weiterging. Glänzte nicht unter dem gerafften Kleid ein Rock mit Märchenfarben? Und beugte sich Bootsmann Nissen nicht lüstern über das Segeltuch? Gewiß! Was arbeitete, hielt an oder verlangsamte seinen Takt. Ein Krahn blieb ganz stehen.

Das Kind war seiner Mutter ähnlich und sah aus wie meine erste Liebe aus der Stöckhardtstraße. Die hatte blaue Pferdeaugen und schwarze Zigeunerhaare. Sie konnte besser pfeifen als Jan Münzel; ich besang sie als Brilaide.

* * *

Eine Stunde später traf ich die schöne Frau am Heck in einem Sessel halb sitzend, halb liegend; sie ordnete der Kleinen das Haar. Und als ich sie so sitzen sah, wußte ich genau, wo es hinaus wollte.

Wir begannen unnütze Dinge zu reden. Aber ihre Stimme klang, als ob sie ihre Seele aussingen wollte.

Ich kann es ja nie auseinanderhalten. Beethovensche Scherzi sehe ich wie tanzende Goldkugeln und manchen Walzer als eine gelbe Schlange. Das

ist ein wenig übertrieben, und ich bin bereit, etwas davon zurückzunehmen. Aber hiervon lasse ich mir nichts abdeuten: daß ihre weichen Worte mich linder als ein warmer Sommerwind anwehten. Und ich gehe weiter: ihre Worte klangen, selbst wenn sie fröhlich waren, wie wenn es in ihnen weinte.

Daneben benahm mich, was soll ich es leugnen, der märchenhafte Rock, nicht der Oberrock, sondern — ich schäme mich nicht, es zu sagen — der Unterrock. Er hatte die Farbe eines violetten Sonnenunterganges und schimmerte von links anders als von rechts. — Die blauschwarzen Augen leuchteten stolz gegen die kupferne Haut; um den bloßen Hals lag fest wie ein weißer Birkenring ein dünnes Goldkettlein. An dem hingen zwei blutrote Rubinsteine. Der eine hing tiefer als der andere.

Ihr Leib muß weiß sein, dachte ich, denn wo der Saum begann, wurde die Haut heller.

Sie verstand kein Deutsch. Wir redeten über Maupassant und die Baschkirzeff, über Kaffeepreise und Katholizismus. Daß wir aus keinem sachlichen Interesse sprachen, wußten wir beide. übrigens hatte sie mich schon vom Steg aus gesehen.

Ein paarmal schwiegen wir. Dann spürte ich, wie unsere Seelen zerrten, daß sie zueinander kamen, und wenn wir dann lachten und uns freuten über Dmitris Gang, dann ruhten sie aneinander wie zwei leise wandernde Frühlingswolken.

Endlich erhob sie sich.

„Es beginnt der Abendwind, Herr Doktor, — und mein Mann wird kommen."

Die blanken Steine auf ihren grauen Schuhen verschwanden unter dem Kleid, und das Kind klagte über Kühle. Die Barkassen glitten durch rotes Abendgoldwasser, und aus dem Tale fuhr ein Windstoß: Fröstelnd zog Brilaide das Tuch fester und ging. „Bon soir" — „Au revoir."

* * *

Früher gab es in Santos Fieber. Das beweisen die Wracks der ausgestorbenen Schiffe im Strom. Jetzt hat man die Pest in die anstoßenden Sümpfe verjagt. Diese stehen an Sommerabenden bis an den Himmel voll gelbem Nebel, der wie Schwefeldampf aussieht. Man blickt vom ruhigen

Schiffsdeck auf diese drohende Nebelwand mit einem Gefühl von Angst und Wollust. An diesem Abend aber sah ich nichts davon.

* * *

Am nächsten Vormittage waren wir auf offener See. Ihr Mann war ein fetter Gummihändler aus Ceará. Er schnitt jedes Gespräch über seine Frau ab und saß immer mit dem ersten Maschinisten zusammen, den ich nicht leiden konnte.

Ich bemerke hier, daß ich nicht zu den Kajütspassagieren gehörte.

Seine schamlose Eifersucht strebte, uns jedes Gespräch unmöglich zu machen, und die Tage wurden wie meine schlimmsten im ersten Semester.

Einmal trafen wir uns früh morgens am Oberdeck. Wir redeten über den großen Russenkampf, dann schwiegen wir uns unsere Seelen voll Heimlichkeiten, und am Schluß nahm sie (es war zwischen dem dritten und fünften Rettungsboot) meine rechte Hand und strich leise darüber hin.

In dieser Nacht schrieb ich keine Zeile. Um zwölf Uhr pfiff ich mir eins auf der Okarina, und als der schmutzige Hahn im Stall krähte, lag ich noch über der Reeling, wo Brilaidens Kammer mündete, und freute mich über eine Käferrinne im Holz. Die Küste blies uns mit ihrem kalten Winde an, der Himmel rötete sich tagwärts. Aber ich ging ohne Frösteln schlafen.

Es gibt gute und schöne Frauen, die sich in Metzger verlieben, dachte ich und sann darüber nach, warum die schöne Brilaide, die Dostojewsky liebte, wohl den Gummihändler geheiratet hatte und so gern neben dem dicken Maschinisten saß. Und die leeren Tage zogen diese Fragen in die Länge, und ich wurde mit jedem Tag unfroher, — bis wir vierundzwanzig Stunden vor Teneriffa waren.

Es gab eine tiefdunkle, wolkenschwere Nacht. Dazu starkes Meerleuchten. Wo ein Wind das Wasser streifte, da blitzte es auf. Die ersten Möwen kreischten um das Schiff.

Ich saß am Heck, von einem großen Stapel Kork verdeckt, und blickte auf die silbernen Furchen, die die Schraube in den Wasserspiegel riß.

Viele kamen, um über das Gitter zu blicken.

Am Ende auch sie, aber mit dem Gummihändler. Nachdem dieser etwas von kleinen Meertierchen gegrunzt hatte, gingen sie. Ich hielt den Atem an:

sie war schwarz von oben bis unten, aber um den Hals hing ein weißer Shawl.

Und nun geschah es: Wie ein Gespenst stand sie wieder da, gerad auf mich los kam sie, langsam und mit einem Lächeln, das mir alle Angst entwand, nahm sie meine Hände und legte meine Arme um ihren Leib.

Da dachte ich, jetzt ist Zeit, und nahm, was mir geboten wurde . . .

Und die Möwen kreischten um das Schiff.

Als der Gummihändler besorgt zurückkehrte, stand die schöne Brilaide schweigend an der Reeling. Seine spöttische Deutung ihrer Tränen aber ließ sie sich gern gefallen.

Trunken streifte ich zwei Tage auf Teneriffa umher, warf Steine vom Berg ins Tal und kaufte mir sehr teure, kleine Vögel, die mir später alle starben. Bis Lissabon schoß ich Delphine am Bug des Schiffes, erklärte den Schiffsarzt für einen Bambino und hatte sogar einmal das Glück, mit Brilaide eins anzustoßen.

In Lissabon aber passierte folgendes: Ich kam die große Avenida heruntergeschlendert und suchte vergeblich die Melodie zu haschen, nach der die Fischfrauen morgens durch die Straßen flöten. Da sah ich von weitem einen Wagen und erkannte bald die vier. Der dicke Maschinist saß neben dem Kinde.

Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Seltsam und erschütternd wie das wunderliche Gebet eines Heiligen.

Sie sahen mich nicht. Ich stand im Schatten einer Palme. Da erkannte mich plötzlich die schöne Frau, ihr Antlitz spannte sich von Staunen, und die Augen wurden glanzvoll, sie reckte sich hoch, und ihr Mund wollte sich öffnen, — aber wie eine Klage huschte es über ihr Gesicht, sie sank zurück, und der Wagen war fort. Ich stand, als wäre der liebe Gott mir mit seiner weichen Hand über die Augen gefahren.

Drei große Augenblicke habe ich vielleicht erlebt. Einen mit Tove Menkens, einen mit den zwölfhundert Glasarbeitern am ersten Mai, aber größer als dieser waren sie nicht.

Ich weiß nicht, wie ich aufs Schiff kam. Ich weiß nur, daß am nächsten Tage die schöne Brilaide mit ihrem Gummihändler ausstieg.

In Leixões war es. Ich konnte sie nicht mehr sprechen. Und nun sagte sie allen Lebewohl. Mir zitterten die Kniee. Die schöne Frau lachte hierhin

und dorthin. Ich glaubte, sie müßte mich auszeichnen vor den andern und stellte mich ziemlich breit hin. Aber sie sagte mir nicht mehr zum Abschied als meinem Nachbar, dem dicken Steuermann.

Ja, sie sah mich noch nicht einmal an. Und was den kräftigen Händedruck betrifft, wer bürgt mir, daß er nicht eine pure Illusion meinerseits war? Und als sie nun winkten von dem kleinen Segelboot, ja als die schöne Brilaide an das Steuer lief, ihr weißes Tuch vom Halse riß und es wie eine Wahnsinnige gegen uns schwang, wer bürgt mir dafür, daß auch nur ein einziger jener wunderlichen, weißen Bogen mir galt?

Aber wer sagt auch, daß es darauf ankommt? Gewiß, ich schäme mich nicht, es zu gestehn: Als das kleine schaukelnde Boot hinter der Mole verschwand, hatte ich einen schweren Stand gegen die ankämpfenden Tränen. Es war mir eben alles zu rätselhaft. Ach, und von den Stunden, die kamen, und in denen Brilaidens Arme aus dem Dunkel nach mir griffen, will ich garnicht erst anfangen. Aber noch einmal, wer sagt, daß es darauf ankommt?

Ich sehe meine kleinen Hyazinthen an — die sind fröhlich und wachsen — und müssen doch damit rechnen, daß mein Kohlengeld nicht reicht.

Ach, meine Lieben, es ist dies: wir müssen das Leise lernen und das Heimliche und das göttliche Lächeln.

Rundschau des März

Kunst

Am letzten Oktober haben Glaspalast und Sezession die Pforten geschlossen. Mancher Besucher des Glaspalastes mag aufatmen bei dem Gedanken, daß die Kunstschätze, die dort aufgehäuft waren, wieder in alle Winde zerstreut sind, „dahin, woher . . .“ Die Welt ist gewiß arg, wenn man aber an den münchener Glaspalast denkt, fühlt man, daß sie noch weit ärger sein könnte. Nur das Vergängliche dieser Erscheinung tröstet über sie; man stelle sich nur einmal vor, die diesjährige Ausstellung würde von einem kunstsinnigen Fürsten in Permanenz erklärt!

Im übrigen kann man wohl sagen, daß die großen Sommerausstellungen längst nicht mehr die ausschließliche Bedeutung haben wie früher, wo sie so ziemlich die einzigen waren. Was gab es denn früher in München

während des ganzen langen Winters zu sehen? Außer dem Kunstverein, der noch dazu damals das reine Altjungfernheim war, nichts. Jetzt ist das ganz anders geworden. Jetzt ist der Winter, dank der regeren Ausstellungstätigkeit der Sezession und der Initiative der Kunsthändler für die bildende Kunst beinahe schon ebenso die Hauptsaison geworden wie für Theater, Konzerte und Bälle. Die reizendsten Ausstellungen der letzten Jahre haben wir im Winter gesehen; ich erinnere nur an die Wintersezession vom vorigen Jahr, die das œuvre von Albert von Keller, Philipp Klein und Charles Tooby in ungemein reizvoller Kontrastierung brachte. Solche Einzelausstellungen sagen heute unserm Geschmack viel mehr zu als die großen Kunstjahrmärkte, zu denen sie sich etwa verhalten wie ein kleines, aber fein ausgewähltes Souper zu einer chinesischen Mahlzeit von zweiunddreißig ungenießbaren Gängen. Auch die großen Kunsthandlungen, die im hiesigen Kunstleben eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung gewinnen, verlegen den Schwerpunkt ihrer künstlerischen Darbietungen in den Winter und das Frühjahr; im Sommer müssen sie dem Geschmack des Fremdenpublikums Rechnung tragen, welcher manchmal nicht immer der beste sein soll. So kommt es, daß das tiefere, künstlerische Interesse in München erst zu seinem Recht kommt, wenn die offizielle Ausstellungszeit vorüber ist.

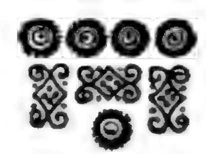
München unter sich. Schon das gibt diesen winterlichen Veranstaltungen ihren besonderen Reiz und ihren behaglichen Charakter, daß sie für die Münchener veranstaltet werden.

Auch der kommende Winter verspricht wieder sehr anregend zu werden. Was hinter den mächtigen Säulen am Königsplatz gebraut wird, ist annoch unbekannt. Die Moderne Kunsthandlung (Goethestraße) bereitet Kollektivausstellungen von Slevogt und Corinth vor, die starkem Interesse begegnen dürften. Mit besonderer Spannung wird man die Julius Exter-Ausstellung erwarten, die der Kunstverein, in den seit einigen Jahren ein neuer Geist gefahren ist, ankündigt Exter ist ein interessanter Fall, wie die Mediziner sagen, über den das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Einstweilen ist es noch ziemlich still. Die Galerie Heinemann präludiert mit einer Kollektivausstellung von Werken Richard Kaisers, des tüchtigsten und reifsten unter den münchner Landschaftern, der sich in langjährigem Kampf mit der spröden oberbayrischen Hochebene eine ganz persönliche Ausdrucksweise geschaffen hat, die Elemente der dekorativ-stilisierten und der paysage intime eigentümlich vereinigt. Und die Moderne Kunsthandlung an der Goethestraße hat, ihrem schönen Grundsatz getreu, vor allem auch den Nachwuchs zu fördern, ihre gastlichen Räume der „Verbindung bildender Künstlerinnen Berlin-München" geöffnet, die sich zu einem beachtenswerten Faktor des deutschen Kunstlebens entwickelt hat. Wer es nicht wüßte, daß er es hier mit Leistungen von Damen zu tun hat, würde es schwerlich erraten. Die Handschrift dieser Vertreterinnen des zarten Geschlechts ist verblüffend männlich, manchmal sogar fast fuhrmännlich. Das gilt namentlich von den Bildnissen von Viktoria Zimmermann, breit und sicher hingesetzten Arbeiten eines zweifellos starken und ehrlich strebenden Talentes, das leider zu sehr an der Außenseite der Dinge haften bleibt und darum schließlich unbefriedigt läßt. Große Intelligenz und erstaunliches Können zeichnet die Arbeiten von Anna von Amira — vielleicht die begabteste Erscheinung in dieser Gruppe — aus. Ihre Handschrift ist nervöser, eleganter und wo-

möglich noch bewußter als die der Erstgenannten, während ihre reizvolle, von dem münchner „noirâtre" so weit entfernte Palette verrät, daß sie die von dem älteren Monet abzweigende neueste Entwicklung der französischen Malerei mit Geist und Geschmack studiert hat. Was diesen Punkt betrifft, gehört die Künstlerin fraglos zu denen, die heute in Deutschland an der Spitze marschieren. Ein so kapriziös farbiges, luftig und leicht hingeworfenes Stückchen wie die „Junge Anpflanzung" dürften ihr nicht viele bei uns nachmachen. Auch die symbolistisch angehauchte „Blaue Vase" geht reizvolle koloristische Wege. Dagegen erscheint der Kolorismus in dem gelben Stilleben etwas gewaltsam. Bedauerlich ist es nur, daß in den Arbeiten dieser begabten Künstlerin so garnichts von dem zum Ausdruck gelangt, was die moderne Frauenseele bewegt. Es herrscht — bei aller Anerkennung muß das hervorgehoben werden — eine gewisse innere Leere in diesen Bildern, die einen frieren macht. Das ist die Kehrseite dieser Los-vom-Weib-Bewegung. Der große artistische Gewinn muß mit einer schweren Einbuße an Leben bezahlt werden.

Neben diesen beiden Münchnerinnen, denen sich eine Schar von ähnlich gearteten, aber weniger bedeutenden Talenten anschließt, kommen die Berlinerinnen, unter denen die begabteste, Sabine Lepsius, leider fehlt, etwas zu kurz. Erwähnung verdient Julie Wolfthorn; ihr Porträt der Frau Richard Dehmel, ganz in Violett, würde sich trefflich als Plakat für einen Parfümerieartikel eignen.



Technik (Elektrische Beleuchtung)

Man hat in alten Zeiten Feuer und Licht als Geschenk der Götter betrachtet. Die Technik hat das Erbteil erworben und hat es zum Gemeingut aller gemacht. Damit hat sie die schwere Pflicht auf sich genommen, immer mehr Menschen an dem Gottesgeschenk teilnehmen zu lassen, und unablässig strebt sie danach, den Segen des Lichts weiter vordringen zu lassen. Licht ist Leben! Es ist nicht nur symbolisch das Gegenteil alles Schwarzen, Trüben, Dunkeln und Scheuen, es ist es auch wirklich. So wie uns am Tage Helle und Sonnenschein erhebt, ermutigt, befreit, so wirkt auch am Abend das Licht aufmunternd, weckt Lebensmut und Bildungskraft. Der Mensch ist von Natur an ein gewisses Maß Helligkeit gewöhnt, und er kann nur den vollen Inbegriff seines Lebensgefühls haben, wenn ihm auch nach Sonnenuntergang diese Helligkeit gewährt wird. Soviel Licht für alle ist das Ziel der Ausbreitung des Lichts, ist die elementare Aufgabe, die heute noch nicht erfüllt ist.

Die letzte Entwicklung führte mit besonderem Nachdruck diesem Ziele entgegen. Verbilligung, Verallgemeinerung, gewissermaßen Popularisierung guten Lichtes waren die Leitgedanken des Fortschritts. Und wie alles im schönsten Gange ist und man seine „helle Freude" über die Fortschritte haben kann, da taucht der unselige Gedanke auf, diesen Konsumartikel abgabepflichtig zu machen: Lichtsteuer! Man entsann sich, daß das Göttergeschenk noch ungestraft war. Der Lichtstrom, der nicht weit genug fluten kann, wird dadurch wieder aufgehalten und damit indirekt: Bildung, Kultur, Werterzeugung, Lebensfreude. Ob die Technik, ob unser ganzes Leben, das am Lichte hängt und zum Lichte drängt, auch hierüber ohne Schädigung

hinwegkommt, scheint mehr als fraglich, besonders im Hinblick auf die mühsam erkämpften Fortschritte.

Die Elektrizität hat fast ein Vierteljahrhundert hindurch mit wenig veränderten Mitteln ihr Licht abgegeben. Da war die gewöhnliche, allen bekannte und vertraute Kohlenfaden-Glühlampe, die seit 1881 in gleicher Schönheit und Gestalt funktioniert und mit fast gleich hohem Stromverbrauch — 3,5 Watt pro Kerze — und derselben Lebensdauer von etwa sechshundert Brennstunden. Dieser Zustand war keineswegs befriedigend, wenn er auch verhältnismäßig lange währte. Die erste wesentliche Veränderung in Schönheit, Gestalt, Lebensdauer und Stromverbrauch brachte die Nernstlampe. Sie hat sich in mehrfacher Beziehung von der Glühlampe entfernt. Ihr Leuchtmittel ist kein in luftleerem Raum brennender Kohlenfaden, sondern ein infolge des Stromdurchfließens weiß glühendes Zirkonstäbchen. Da das Zirkon in kaltem Zustand nicht leitend ist, muß es erst durch äußere Anwärmung leitend gemacht werden. Das gab von jeher der Nernstlampe den oft über Gebühr betonten Mißstand, daß sie erst eine viertel bis eine halbe Minute nach Einschalten des Stromes aufleuchtet. Man hat diesen Übelstand dadurch sozusagen verdeckt, daß man bei den „Expreßlampen" beim Einschalten kleine Glühlampen aufleuchten ließ, die beim Erglühen des Zirkonstäbchens sich automatisch ausschalteten. Das hat natürlich die an sich schon teuere Lampe nicht vereinfacht. Immerhin bot die Nernstlampe für mittlere Helligkeiten zwischen Glühlampe und Bogenlampe eine zwar im Anschaffungspreis nicht billige, aber schöne, elegante Lichtquelle mit geringem Stromverbrauch von 1,5 bis 1,7 Watt pro Kerze, also weniger als die Hälfte der Kohlenfadenlampe. Damit hat sie ihr ein nicht abzuweisendes Ziel gesteckt. Die erste reine Glühlampe, die es erreichte, war die Osmiumlampe der deutschen Gasglühlicht-Auergesellschaft. Sie hat mit der Verwendung eines Metallglühfadens der modernen Entwicklung der Glühlampen den Weg gewiesen.

Die Osmiumlampe prunkte bereits mit einem Stromverbrauch von 1,5 Watt pro Kerze und zweitausend Stunden Lebensdauer. Noch war sie aber im Verkaufspreis teuer und besaß den Nachteil geringer Spannung, sodaß im Stromkreis von einhundertzehn Volt drei Lampen hintereinander geschaltet werden mußten. Zur Einzelanwendung war sie also damit noch nicht brauchbar, auch war sie nur senkrecht nach unten brennbar, da der beim Erglühen weichwerdende Metallfaden sich in anderer Lage durchbog. Mit diesen Übelständen räumte zuerst die jetzt erscheinende Tantallampe der Siemens-Schuckertwerke auf. Ihr Glühfaden bestand aus einem sehr dünn ausgewalzten Tantaldraht, der in der Länge von etwa einem halben Meter zwischen zwei am oberen und unteren Ende der Birne befindlichen Sternen zickzackartig, käfigförmig aufgespannt war. Sie war in allen Lagen brennbar und vertrug die normale Klemmenspannung von einhundertzehn Volt, hatte eine Lebensdauer von achthundert bis eintausendfünfhundert Stunden bei etwas höherem Stromverbrauch von 1,7 Watt, aber geringerem Anschaffungspreis. Ihre Schwäche treffen die Wechselströme, dafür hat sie sich nicht recht bewährt.

Mit der Tantallampe kam die Bewegung erst recht in Fluß, sie wurde in mehrfacher Beziehung das Vorbild aller modernen Metallfadenlampen, deren Flammenzeichen verkünden: Stromverbrauch ein Watt, Lebensdauer tausend Stunden, in allen Lagen brennbar, Einzelschaltung bei einhundertzehn Volt (vereinzelt zweihundertzwanzig) in Stär-

ken von fünfundzwanzig bis hundert Kerzen, Preis zirka 3 Mark. — Das erfüllt die Klasse der vielen Wolframlampen, benamst: Osram-Osmen, Sirius-Kolloid, Just-Wolfram, Kolloid-Wolfram, Z-Lampen, A.E.G.-Lampen. Sie haben alle als Glühkörper meist dünn ausgewalzten Wolframdraht, der in ähnlicher Weise wie bei der Tantallampe bei großer Länge zwischen zwei Hakenstückchen hin und her gespannt ist. Um den in der Hitze weich werdenden Draht vor Durchhängen zu bewahren, sind bei verschiedenen Ausführungen die Aufhängehaken federnd ausgebildet und halten dadurch den Draht stets gespannt. In dem Herstellungsverfahren und der konstruktiven Anordnung unterscheiden sich die genannten Marken. Allgemein ist heute kein Zweifel mehr, daß die Metallfadenlampe das ganze Feld erobert, alle namhaften Fabriken haben sie schon aufgenommen. Damit ist der Fortschritt von mehr als zwei Drittel der Stromersparnis der Kohlenfadenlampe Allgemeingut geworden, und wenn alle Anzeichen nicht trügen, wird der jetzt geweckte Geist der Stromersparnis noch weiter auf diesem Wege vordringen. Gleichzeitig haben die Metallfadenlampen ihr Machtbereich ausgedehnt und die Grenzen der Lichtstärke der Bogenlampe nähergerückt, sodaß die bisher klaffende Lücke ausgefüllt ist. Die Metallfadenlampen für fünfzig und hundert Kerzen sind schon eingeführte, für viele Beleuchtungszwecke sehr erwünschte Lichtgrößen.

Diese Fortschritte haben die Ausbreitung des elektrischen Lichts und der Glühlampenbeleuchtung überhaupt in hohem Maße gefördert. Technisch, hygienisch, dekorativ hat die Glühlampe heute die meisten Sympathien.

Über hundert Kerzen herrscht in der elektrischen Beleuchtung nach wie vor die „Bogenlampe“. Auch sie hat seit den ersten Anwendungen des Russen Jablochkoffs 1876 erhebliche Wandlungen erfahren, und die technische Vervollkommnung hat ihr Licht heute so gleichmäßig und ruhig gemacht, daß sie immer weitgehender auch zur Beleuchtung von Innenräumen Anwendung findet.

Die technischen Wandlungen sind verschiedener Art. Eine erhebliche Erhöhung der Leuchtkraft haben die Flammenbogenlampen gebracht. Hier sind der Kohle Metallzusätze beigegeben, die eine entsprechend weiße, gelbe, rote oder bläuliche Färbung des Lichts und Erhöhung der Intensität herbeiführen. Für Außenbeleuchtung, Hof- und Straßenbeleuchtung werden sie fast allgemein verwendet. Natürlich brennen die Kohlen, die zugleich Leuchtkörper sind, verhältnismäßig schneller — in zehn bis zwölf Stunden — ab. Dieses rasche Abbrennen zurückzuhalten und damit die Bedienung und Wartung herabzusetzen, ist der leitende Gesichtspunkt für die Konstruktion der Dauerbrand- und Sparbogenlampen. Bei der Dauerbrandlampe wird durch eine besondere kleinere Innenglocke die Zufuhr frischer Luft zur Kohle aufgehoben und damit die Verbrennung hintangehalten, sodaß eine solche Lampe hundert bis zweihundert Stunden brennt. Der Stromverbrauch ist mit 1,2 Kerzen höher als bei gewöhnlichen Lampen. Bei der Sparbogenlampe besteht nur ein annähernd luftdichter Abschluß der Außenglocke, womit eine Brenndauer von zwanzig bis dreißig Stunden erreicht wird. Das Licht ist weißer und ruhiger als bei der Dauerlampe, der Kohlenverbrauch nur ein Zwanzigstel der gewöhnlichen Lampen.

In konstruktiver Beziehung nimmt die Beckbogenlampe eine Sonderstellung ein, weil jeder Reguliermechanismus durch selbsttätiges Nachrutschen der Kohlen beseitigt ist. In Bezug auf Brenndauer — die starken Herren regieren nicht so lange — überragt alle die

Quecksilberdampflampe mit tausend Brennstunden. Die Lampe ist eine langgestreckte luftleere Glasröhre, in der durch den Stromübergang Quecksilberdämpfe leuchten. In ausgeschaltetem Zustand befindet sich die Quecksilberelektrode unten, und zur Einleitung der Zündung wird das Rohr gekippt, sodaß das Quecksilber nach dem andern Ende fließt und den Stromübergang schafft. Neuerdings wird an Stelle dieser Kippzündung eine Zündung durch einen Hilfslichtbogen angewendet, der zwischen der Kathode und einem Hilfspol entsteht und selbsttätig abgeschaltet wird, sobald der Hauptlichtbogen übergangen ist. Solange aber dieses Licht den blassen fahlen Leichenton verbreitet, kann es nicht auf allgemeine Sympathie rechnen. Denn Vorwärtskommen heißt im Beleuchtungswesen dem Licht der Sonne näher kommen!

Rundschau

Reichsfinanzreform

Ein Geschäftsmann, der schlecht gewirtschaftet hat, sucht seine Ausgabeposten zu verkleinern, um das Defizit nicht zu steigern. Das Defizit im Deutschen Reich wird aber nicht kleiner durch Bewilligung von fünfhundert Millionen neuer Steuern und Belassung oder gar noch Steigerung der Ausgabeposten. Die Wurzel des Übels kann nur dann ausgerottet werden, wenn wirklich einmal damit Ernst gemacht wird, daß überflüssige Ausgaben gestrichen werden.

Herr von Bülow hat schon einmal im Reichstag erklärt: „So kann es nicht weitergehen", und auf diese Erklärung folgten nicht etwa Ersparnisse, sondern — neue Steuern. Wenn also die offizielle „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt, daß wir zur altpreußischen Sparsamkeit zurückkehren sollen, so wird dem neuen Deutschen Reich damit unverblümt bestätigt, daß unter der Vorherrschaft Preußens als größten Bundesstaates eine gesunde Finanzpolitik nicht zu erwarten ist.

Bevor die Reichstagsabgeordneten über die neuen Steuern beraten, sollten sie alle Etats durchsehen, um zu suchen, wo gespart, beziehungsweise gestrichen werden könnte.

Wenn diese Arbeit gründlich gemacht wird, kann zur Gesundung der Finanzen mehr beigetragen werden als durch Bewilligung neuer Steuern.

Ich möchte mit diesem auf eine Reichstagssitzung hinweisen, die deshalb in der Öffentlichkeit weniger bekannt ist, weil sie in die Zeit des Journalistenstreiks fällt.

Donnerstag, den 21. März dieses Jahres.

Tagesordnung: Kolonialetat.

Zweite Lesung. Das Wort hat der Herr Abgeordnete Liebermann von Sonneberg zu einem Referat und führt als Referent aus: Die Kommission hat bei gründlicher Arbeit von dem Posten: „Besatzung in Tsingtau" von dem Regierungsvorschlag 28000 Mark gestrichen. Die Kommission sei zu dem Ergebnis gekommen, daß es ohne diese 28000 Mark für Tsingtau genüge, und der Regierung solle dies als Monitum

gelten, daß man sparen müsse, wo es möglich sei!

Nach Beendigung seines Referats ergreift der Referent das Wort als Abgeordneter: Meine Herren! Wir haben in der Kommission beim Streichen der 28000 Mark eine Position von 7000 Mark gestrichen, die dafür ausgesetzt war, daß statt dem bisherigen aktiven Offizier ein inaktiver Offizier an die Spitze der Truppen von Tsingtau gestellt werden sollte. Nun bin ich aber zur Ansicht gekommen, daß es notwendig ist, den aktiven Offizier für die Truppen beizubehalten, und stelle daher den Antrag, die 7000 Mark für diesen Posten wieder einzusetzen. Ich begründe meinen Antrag damit, daß es vom militärischen Standpunkt notwendig erscheint, an eine solch verantwortungsvolle Stelle einen aktiven Offizier zu stellen, der mit allen militärischen Gepflogenheiten und Pflichten viel mehr vertraut ist als ein inaktiver Offizier, anderseits halte ich es für genügend, wenn die Abstriche in diesem Etat 21000 Mark statt 28000 Mark betragen, die Regierung wird auch das noch als Monitum gelten lassen. Ich bitte daher, meinem Antrag zuzustimmen!

Inzwischen bekommt der Präsident Herr von Stollberg einen schriftlichen Antrag, von dem Abgeordneten Erzberger nebst fünfzig weiteren Abgeordneten unterschrieben, dahin lautend:

Über den Antrag des Herrn Liebermann von Sonneberg namentlich abzustimmen und diese namentliche Abstimmung Montag abend am Schlusse der Etatberatung vorzunehmen.

Das Wort ergreift Herr von Einem, der in das Horn des Abgeordneten L. v. S. bläst und dessen Antrag zur Annahme empfiehlt.

Hierauf bekommt das Wort der Abgeordnete Herr von Arendt

Meine Herren! Wir von der konservativen Partei sind genügend dafür bekannt, daß wir zur Verteidigung des Vaterlands jeden Pfennig bewilligen, den wir für notwendig erachten

Aber jeder Pfennig, der absolut nicht notwendig ist, muß gespart werden, und dies besonders in einer Zeit, wo unsere Finanzen es doppelt nötig haben, daß gespart wird.

Ich bitte daher, den Antrag des Herrn L. v. S. abzulehnen und die Abstriche wie in der Kommission zu belassen. Die Besatzung von Tsingtau ist ein Überbleibsel vom Chinakrieg und soll überhaupt nicht dauernd dort sein.

Diese Besatzung besteht aus 689 Mann und kostet jährlich viereinhalb Millionen Mark. Dazu ist in Berlin ein kleines Kriegsministerium notwendig von 18 Mann, die jährlich 70000 Mark kosten, nur um diese kleine Besatzung auf dem laufenden zu halten.

Das heißt doch aus dem vollen schöpfen, ich bitte daher dringend, dem Antrag L v. S. nicht Folge zu geben.

Hierauf ergriff das Wort der Abgeordnete Erzberger:

Wenn schon mein Kollege, der Herr von Arendt, Sie darauf aufmerksam machte, daß die Besatzung in Tsingtau eine vorübergehende sein soll, so will ich Ihnen sagen, daß diese 689 Mann überhaupt zu Unrecht in Tsingtau liegen.

Der ganze Chinarummel war ungesetzlich, nachträglich ist die Regierung um Indemnität beim Reichstag eingekommen. Damals sagte man uns: sobald der Rummel vorüber ist, ziehen wir alle unsere Truppen zurück! Wie dann der Rummel vorüber war, erklärte die Regierung, man müsse zur Überwachung der aufrührerischen Bevölkerung noch eine Besatzung in Tsingtau lassen; sobald aber die Unruhen vorüber sind, wird diese Besatzung zurückgezogen. Nun ist die Ordnung in China längst wieder hergestellt, und noch immer haben wir die Besatzung von 689 Mann in Tsingtau,

trotzdem wir in Peking und in Kiautschau Militär haben. England und Frankreich, die viel größere Interessen in Ostasien haben als Deutschland, haben nur zirka 130 beziehungsweise 80 Mann Militär in Tsingtau liegen.

Mein Kollege, der Herr von Arendt, hat Ihnen schon die Gesamtsumme genannt, welche die 689 Mann kosten, ich will Ihnen aus den 5 Millionen, die wir rund alljährlich hierfür aufwenden, nur einige Posten anführen.

Der erste Offizier bezieht festes Gehalt: 30500 Mark nebst 9 Mark Teuerungszulage pro Tag. Der gemeine Mann stellt sich auf über 3000 Mark.

Eine Summe von 5200 Mark pro anno ist ausgesetzt für vier Predigten, die in Zeitabschnitten von drei Monaten ein evangelischer Priester von Kiautschau in Tsingtau zu halten hat. Diese 5200 Mark werden dem geistlichen Herrn außer seinem festen Gehalt bezahlt!

Ich bin gewiß kein Gegner geistiger oder geistlicher Arbeit; aber das finde ich denn doch zu hoch, für eine Predigt 1300 Mark zu bezahlen!

Die Kommission hat einstimmig beschlossen, die 28000 Mark zu streichen; die Regierung muß ja die Achtung vor den Abgeordneten verlieren, wenn ein in der Kommission einstimmig gefaßter Beschluß hier im Hause von einem Kommissionsmitglied wieder umgestoßen werden soll.

Ich fordere die Regierung auf, das Versprechen, welches sie uns schon längst gegeben hat: Die Besatzung von Tsingtau heimzuberufen, endlich jetzt einmal wahrzumachen, den Antrag des Abgeordneten L. v. S. bitte ich aber abzulehnen.

Der Antrag wurde zurückgezogen; daß aber die Regierung seit dem 21 März dieses Jahres die Besatzung von Tsingtau zurückgezogen hat, davon habe ich nichts gelesen.

So wie diese 5 Millionen Mark dem Reich erspart werden können, ohne daß das Ansehen Deutschlands Einbuße erleiden würde, so gibt es jedenfalls in fast jedem Etat verschiedene Millionen, die zusammen eine ganz erkleckliche Summe ausmachen werden.

Die neue Session des Reichstags sollte vom Reichskanzler Herrn von Bülow mit folgenden Worten eröffnet werden:

Meine Herren! Den Anregungen der Herren Abgeordneten Herrn von Arendt von der konservativen Partei und des Herrn Erzberger vom Zentrum in der Nachmittagssitzung vom 21. März 1908 hat die Reichsregierung Folge gegeben:

Sie hat die Besatzung von Tsingtau zurückberufen und so dem Reich 5 Millionen Mark erspart.

Ich bitte die Herren Abgeordneten aller Parteien, der Regierung mit recht vielen derartigen Vorschlägen an die Hand zu gehen, um damit das Defizit in unseren Finanzen auszumerzen!

Suchet, so werdet ihr finden!

X

Ein inhaltsreiches Buch

Erblichkeit, Belastung, Eugenik, Ausscheidung der Untauglichen von der Fortpflanzung stehen überall zur Diskussion, aber die Grundlagen lassen an Sicherheit viel zu wünschen übrig. An Tieren läßt sich vieles beweisen, was nachher am Menschen nicht stimmt. Das beste wäre, man hielte sich an diesen. Aber woher so genaue Kenntnisse über die körperliche und gesundheitliche Beschaffenheit ganzer Familien in mehreren Generationen auftreiben? An den Orten, wo die meisten Kranken zusammenströmen, den Spitälern und Irrenhäusern, erfährt man nichts Brauchbares, weil man da nur

einzelne, aus dem Familienzusammenhang gelöste Menschen vor sich hat und auf Hörensagen kein Verlaß ist. Am besten wüßten noch die Ärzte, die jahrelang ein Familie beobachtet und allerlei aus früheren Zeiten erfahren haben, Auskunft zu geben, aber sie dürfen den Mund nicht auftun, denn eine Familie, die sich respektiert, hält ihre konstitutionellen Mängel gerade so gut geheim wie die moralischen.

Da ist es denn ein glückliches Zusammentreffen, daß der Gedanke, die gesundheitlichen Verhältnisse ganzer Familien, ja ganzer Dörfer, soweit sie rückwärts verfolgbar sind, aufzuzeichnen, gerade einem Manne aufgegangen ist, der durch Geburt und Lebensgang dazu geeignet war wie wenige. Er stammt selbst aus der Gegend und aus den nach allen Richtungen verschwägerten Familien, kennt von Jugend an viele von ihnen und hat durch Vertrautheit und gemeinsame Sprache Zugang zu der Auskunft, die sie geben können. Dazu kommt, daß er die mühsame Arbeit mit einem durch Jahrzehnte fortgesetzten Eifer, der ihm den Tadel guter Familienväter zuziehen könnte, ausgeführt hat. So günstige Umstände werden sich nicht leicht wieder zusammenfinden.

Ein wenig trocken ist freilich das Resultat dieser Bemühungen, denn es sind in der Hauptsache Stammbäume mit den zugehörigen Erklärungen, die ein eingehendes Studium verlangen. Eines der Werke indessen (die 1901 erschienenen Weiteren pathogenetischen Studien von A. Riffel) bringt in diagrammatischer Form aufgezeichnete Stammbäume, die, wenn man sich erst in ihre einfache Zeichensprache hineingelesen hat, ohne Mühe jedem, er mag Arzt sein oder nicht, die interessantesten Einblicke in die Zusammenhänge des Geschehens eröffnen.

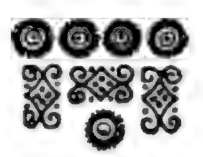
Da sehen wir, wie gesunde und langlebige Familien sich ausbreiten, bis bald hier, bald dort ein Zweig vergiftet wird durch eine aus kranker Familie stammende Frau. Manche Familien haben eine außerordentliche Kraft, mit solchen fremden Keimen fertig zu werden, aber ganz ohne schädliche Wirkung bleiben diese nie; andere werden bis zum Absterben gebracht. Wir sehn die geheimnisvollen Zusammenhänge bestimmter Krankheiten, die verschiedenen Formen, die zum Beispiel die durch gesundes Blut abgeschwächte Schwindsucht annimmt, und werden aufmerksam auf eine gemeinsame Grundlage, aus der scheinbar ganz verschiedene Krankheiten hervorgehen. Der Krebs zum Beispiel kommt fast nur in Familien vor, in denen die Schwindsucht häufig ist. Wir sehn auch in unwiderleglicher Weise, wie es mit der gefürchteten Ansteckung der Schwindsucht steht: außerordentlich selten sind die Fälle, daß ein Glied einer gesunden Familie an ihr erkrankt, und stets sind sie erklärt durch vorausgegangene Verletzungen oder erschöpfende Krankheiten. In nahezu allen Fällen entsteht sie aus der Schwindsucht (oder auch dem Krebs) eines oder beider Eltern oder Großeltern. Frauen aus gesunder Familie leben jahrzehntelang mit ihren schwindsüchtigen Männern und bleiben gesund, während von den Kindern die einen gesund bleiben, die andern trotz frühzeitiger Trennung von den Eltern doch später an der Schwindsucht zugrunde gehn, wenn sie die Konstitution des kranken Vaters ererbt haben.

Daß man sich gegen diese Tatsachen sträubt, ist nur psychologisch zu begreifen. Als der Tuberkelbazillus entdeckt war, hatte man sich so sehr gefreut, den Sünder zu haben, den man hoffte, direkt angreifen zu können, ohne die Lebens- und Liebensgewohnheiten zu stören. Jetzt ist die Hoffnung erweckt worden, daß man mit gleicher Schonung dem Krebs zu Leibe gehen

könne, indem man seinen vermuteten „Erreger" vernichtete. Diese Luftschlösser wären zerstört, wenn man sich entschlösse, zuzugeben, daß diese Krankheiten (wie beinahe alle, die diesen Namen verdienen) nicht von außen an den Menschen kommen, sondern aus seiner ererbten Beschaffenheit, kombiniert mit seiner Art zu leben, mit Notwendigkeit hervorgehen. Man hat einen kostspieligen Kampf gegen den Auswurf der Phthisiker unternommen und fürchtet sich, zugeben zu müssen, daß dieser Kampf nie auch nur entfernt die Zinsen seiner Kosten bringen wird. Da wir nun wissen, daß Schwindsucht und Krebs auf demselben Boden gedeihen und Äußerungen derselben Verschlechterung der Konstitution sind, so läßt sich für den teuren Feldzug gegen den Krebserreger das gleiche Resultat mit Sicherheit voraussagen. Aber die Menschheit will weiter hoffen, daß sie die Krankheiten beschränken könne, ohne sich wehe zu tun, und so verwirft man die Tatsachen, die sich aus dem Riffelschen Buche leicht herauslesen lassen.

Noch vieles andere ist darin zu finden, je nach dem Punkt, auf den man sein Augenmerk richtet. Und das wertvollste ist, daß der eigentliche Grundstock des Buches der Subjektivität entzogen ist. Es ist nicht ein Stück Natur, gesehen durch das gefärbte Glas eines Temperaments oder eines Zwecks, sondern die genealogischen Tafeln sind selbst ein Stück Natur, von dem alles unter einem bestimmten Gesichtspunkt interessant objektiv festgehalten ist.

Erhard



Exakte Germanistik

Welcher Deutsche hat schon darüber nachgedacht, daß er an dem Worte „plötzlich" einen Schatz besitzt? Es ist der Mühe wert, einmal ausführlich darüber zu sprechen.

Ohne jede Vorbereitung, ohne Anlauf, mit einem Worte plötzlich wird der Verschluß des Mundes gesprengt; eine Explosion mitten im glatten Fluß der Rede; ein Kanonenschuß mitten im Frieden. Ehe man über den ersten Schrecken hinweggekommen ist, ja ehe einer recht gemerkt hat, daß sein Mund nunmehr offen steht, schleudert die Zunge wie ein Katapult, mit Hilfe eines raffiniert verwendeten „l" ein gröhlendes „ö" in die Lüfte. Dieses „ö" erzeugt Gewitterstimmung. Es hat eine übersinnliche Kraft, birgt die Schrecken des jüngsten Gerichtes und wenn das Wort bis zum „ö" gekommen ist, kann alles geschehen, was irgend unerwartet und eilig über uns hereinbricht: angefangen beim verheerenden Föhn, dem Taifun, bis zu den Schrecken von Savonarolas Hölle. Aber die Kraft dieser unvergleichlichen Silbe ist damit nicht zu Ende. Sie sammelt sich noch einmal zu dem Blitze: tz — —, der den unheimlichen Vorhang von oben bis unten zerreißt. Es ist Sache des Ereignisses, das nun zu Worte kommt, den würdigen Donnerschlag zu diesem Blitze zu liefern. Das Ereignis wird nach solcher Einleitung mit blassem Schrecken erwartet, und es liegt nur an der kleinen Zeit, in der wir leben, daß die große Silbe das zugehörige große Ereignis selten findet.

Nachdem das Wort Leser oder Hörer in die Stimmung gebracht hat, das Ärgste zu vernehmen, verschwindet es mit dem blassen Kometenschweif „lich". Die Kraft der Sprache ist nach der komprimierten Silbe „plötz" vollkommen

erschöpft, und wäre sie es nicht, so müßte sie zur Erhöhung der Wirkung Ausgeschöpftheit posieren. Deshalb endet das Wort mit einer beliebigen Endsilbe, wie sie dem Sprachgenius gerade zur Verfügung stand. Vielleicht ist man übrigens geneigt, dem „lich“ in dieser Verwendung einen geisterhaften Hauch zuzuerkennen: „ch“ geht es durch die Luft, wenn Gespenster verschwinden und Geisterrosse vorüberhuschen. Wie dem auch sei, — die Silbe hat keine Substanz, und es ist unverständig, wenn man das Wort durch Anhängen der Attributivendung „e“ aus der Fasson bringt. Man sage: plötzlich ertönten Posaunen! Man sage nicht: das plötzliche Ertönen von Posaunen! Das „e“ ist dem Worte unorganisch; nach dem ungeheueren „plötzlich“, das dem Dröhnen der jüngsten Posaunen völlig kongenial ist, wirkt das „e“ so, als ob es das großartige Ereignis aufhalten wollte, ein vordringlicher Zwerg, der sich dem Urschicksal in den Weg stellt und die Stimmung vernichtet. Im Ernst, es ist besser, daß die Welt garnicht zugrunde geht, als daß ein „e“ dabei ist, das nicht dazugehört.

Im „repente“ des Lateinischen wird die Explosion durch einen kurzen Trommelwirbel eingeleitet. Dadurch bekommt die Erwartung eine einseitig militärische Richtung: repente porta patefacta erumpunt Romani. Der Römer verstand unter etwas Plötzlichem am liebsten einen militärischen Handstreich, ein Husarenstücklein oder den Ausfall einer Besatzung; er weiß nichts von Gespenstern, deshalb braucht er nicht ein Wort von so tiefer Gewalt wie plötzlich und nützt die Explosion, die auch er in „repente“ erzeugt, nicht aus. Donner und Blitz hat für ihn noch keine mystische Bedeutung, und man merkt, daß zwischen dem Jahrtausend des „repente“ und dem Jahrtausend des „plötzlich“ ein Kreuz aufgerichtet wurde. Repente besitzt die kalte und kristallene Klarheit des klassischen Altertums Plötzlich ist von Gewissensqualen und Sorge ums ewige Leben angekränkelt und vertieft. Das Christentum stand diesem Worte zu Gevatter.

Wie sehr übrigens Gewissensqual eine Eigenschaft der Deutschen ist, obgleich doch die romanischen Völker sozusagen auch Christen sind, lehrt ein flüchtiger Vergleich mit dem „soudain“ der Franzosen. Auch über diesem Worte liegt ein Hauch von nasaler Übersinnlichkeit, aber sie hat die Schrecken des deutschen Wortes verloren. Soudain wird man in ein Feenschloß versetzt, soudain von unsichtbaren Händen gestreichelt. Soudain kann freilich auch Unangenehmes passieren, aber deutlich und tröstlich fühlt man, daß die Möglichkeiten des Fürchterlichen bei „soudain“ beschränkt sind. Plötzlich kann fast nur Unangenehmes passieren: es fängt hinter dem Ärgerlichen an und endigt beim Gräßlichen. Etwas Angenehmes passiert nicht plötzlich. Natürlich kann die Welt ebensogut soudain wie plötzlich zugrunde gehen; aber es ist eine Romanze, wenn es soudain, und eine schaurige Ballade, wenn es plötzlich geschieht. Man muß den Weltuntergang nicht so schwer nehmen, wenn er soudain, als wenn er plötzlich eintritt; denn soudain ist französisch, und plötzlich ist deutsch.

Die Deutschen haben vor dem Worte plötzlich, ihrer eigenen Schöpfung, einen so heillosen Respekt, daß sie es im mündlichen Verkehr kaum anwenden. Es ist in keinen Dialekt übergegangen, nicht einmal in den berliner, und ist so mühsam auszusprechen, daß man es auch im Hochdeutschen für seltene Gelegenheiten aufspart. Unser Strapazierwort heißt: „Auf einmal“. Dieses Ersatzwort haben alle Mundarten aufgenommen, jede maltrâtiert es nach

ihrer Weise. Das gewaltige Wort „plötzlich" liegt unter einem Glassturz in der guten Stube. Wer uns besucht, der kann sehen, daß wir es besitzen.

Nur die sogenannte Schundliteratur macht ausgiebig Gebrauch von diesem Worte. Man könnte sagen, daß der deutsche Kolportageroman ein Kind des Wortes „plötzlich" sei. In regelmäßigen Intervallen setzen die Absätze mit „plötzlich" ein, das wirkt belebend wie eine Radiumquelle, ein Schauer läuft dem Leser über den Rücken, und wenn er vordem beinahe eingeschlafen war, so liest er jetzt gespannt weiter, denn „plötzlich" schließt hundert Romane ein. Schriftsteller, die ein solches Wort haben, das für sie dichtet und denkt, sind wahrlich zu beneiden.

Dichter von Ruf, die ihre Wirkung aus eigener Kraft erzeugen, vermeiden das Wort „plötzlich":

„Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen."

Eumenidenschreck, Mord und Totschlag gehören eigentlich unter die Kompetenz von „plötzlich". Schiller verwendete das Wort nicht, weil es ihm zu selbstgewichtig schien.

So sehen wir, daß dieses schöne und inhaltsschwere Wort alle Eigenschaften hat; leider ist es nicht volkstümlich. Ihm geht es wie dem gewaltigen und vollkommen lenkbaren Luftschiffe des Grafen Zeppelin. Es ist eine große Tat des deutschen Genius, von bewunderungswürdiger Wirkung, aber man zieht es nur selten aus der Ballonhalle, denn es ist sehr umständlich, mit ihm umzugehen. Die Drachenflieger: „auf amol" oder „uff eemal" oder „auf emohl" sind besser zu verwenden.

Man könnte aber doch etwas für das Wort „plötzlich" tun. Die Literatur des letzten Jahrzwanzigts hat das Wort „seltsam" zu Tode gehetzt. Wir jüngeren Literaten finden es bereits in zerschlissenem und unbrauchbarem Zustand vor. Und doch ist auch dieses Wort früher unter dem Glassturz gestanden, bis es ein Literat — wahrscheinlich ist es ein Jungwiener gewesen — entdeckt hat. Es ist die höchste Zeit, daß die Jungwiener sich des Wortes „plötzlich" erbarmen, damit es nicht im Müll der Kolportage untergeht. Mit ein wenig Aufmachung können ungeahnte Wirkungen damit erzielt werden.

Fritz Wittels

Zeitdiebe

Wenn ein vom Hungertod Bedrohter eine Semmel vom Schaubrett eines Bäckerladens nimmt und sich dabei erwischen läßt, so kann er dafür mit dem auf solche Rechtswidrigkeiten gesetzten Mindestmaß von einigen Monaten Gefängnis bestraft werden. Stiehlt mir aber einer meine Zeit — und eine Stunde davon hat unter Umständen den tausendfachen Wert jenes gestohlenen Brötchens —, so gibt es dafür weder Klage noch Urteil, und der Attentäter läuft als unanfechtbarer Ehrenmann durch die Welt. Ich vielmehr, falls ich mich dagegen zur Wehr setze, muß die Buße tragen, indem ich in den Ruf eines Flegels komme. Jede Brezel, jede Nuß, jeder Hosenknopf, kurz jeder greifbare Gegenstand hat eben einen genau zu bestimmenden, wenn auch noch so geringfügigen Marktwert. Die Abschätzung der Zeit liegt dagegen außer dem Bereich jeder Möglichkeit, der subjektive Spielraum ist da ungeheuer groß: was dem einen von höchster Bedeutung ist, gilt dem andern rein nichts. Und dieser andre betrachtet auch fremde Zeit als herrenloses Gut, das er sich beliebig aneignen darf. Der ganze Troß der ganz Unbeschäftigten

oder nur halb Beschäftigten, die Riesenzahl der Privatiers, Rentner, Pensionäre und sonstiger Müßiggänger bricht wie eine unaufhaltsame Sturmflut über die Unglücklichen herein, die da arbeiten möchten und — müssen. Wehe, wenn man vollends unangemeldet zu dir dringen kann und es nur eines einfachen Klopfens an der Türe bedarf, um dein Schreibtischidyll zu vernichten! Wenn nicht zunächst einmal die ungestümen Wogen gegen die Mauern eines groben Portiers oder einer braven Haushälterin anprallen!

Nun ist er — oder sie — wirklich bis zu dir vorgedrungen, sitzt deinem Schreibtisch gegenüber, dessen Auslage mit neugierigen Augen betastet wird, und raucht von deinen Zigarren oder Zigaretten. Er plaudert von allem möglichen oder vielmehr unmöglichen, bis er endlich auf den Gegenstand kommt — eine Bagatelle natürlich — der ihn wirklich oder angeblich hergeführt hat. Gott sei Dank! Ein andrer schießt wenigstens direkt auf sein Ziel los. Aber es wäre ein eitler Wahn, wenn du dir einbilden wolltest, damit etwas gewonnen zu haben. Denn er setzt mit tödlicher Sicherheit alles, was er loswerden möchte, hintan. Da lobe ich mir noch die Ehrlichen, die wenigstens sofort ganz naiv eingestehen, daß sie mit ihrem Besuche gar keinen Zweck verbinden, vielmehr nur geschwind im Vorübergehen nach dem „lieben Freund“ sehen und sich über sein Wohlbefinden beruhigen wollen. Dieses „geschwind im Vorübergehen“ beansprucht, wenn es gut geht, eine halbe Stunde.

Wie soll man sich solcher Liebenswürdigkeit erwehren? Das vernünftigste wäre, wenn man dem Störer ganz unumwunden erklärte: „Lieber Freund, nach Feierabend will ich von Herzen gern ein Stündchen mit dir verplaudern, jetzt aber brauche ich meine Zeit zur Arbeit.“ Doch da käme man schön an. Die Ehrlichkeit ist nun eben einmal im gesellschaftlichen Verkehr keine gangbare Münze. Er zöge von dannen, aber mit der Miene eines furchtbar Gekränkten. Jedes meint ja, man müsse just mit ihm eine Ausnahme machen, und das halbe Stündchen, das man ihm widme, habe nichts auf sich. Und keines bedenkt, daß sich die gestohlenen halben Stunden zu halben, zu ganzen Tagen summieren. Beleidigen möchte man sie doch auch nicht, die guten Leute. Denn abgesehen davon, daß das einem wohlerzogenen Menschen schon an sich schwer fällt, haben die wenigsten so viele Freunde, daß sie sich die lästigen darunter zu Feinden machen dürften.

Besonders schwierig ist die Situation, wenn es sich um sogenannte Respektspersonen handelt, brave Onkels, pensionierte Würdenträger, die bekanntlich immer am meisten Zeit haben. Oder um Leute, die uns kleine Gefälligkeiten erweisen, Auskünfte erteilen, Bücher leihen und dergleichen. Wiederum muß man es mit der üblichen halben Stunde bezahlen. Herr X läßt es sich nicht nehmen, die Antwort selbst zu überbringen, und Herr Y legt das erbetene Buch unfehlbar persönlich in die Hände des Freundes. Ach, wenn er doch schreiben oder schicken wollte!

Nur eine halbe Stunde! Als ob es die dreißig Minuten allein wären, die der Besuch tatsächlich verweilt! Wie ein Eisenbahnzug geraume Zeit braucht, bis er nach einer Haltestation wieder die normale Geschwindigkeit erreicht hat, so setzt sich auch der Geist nach einer solchen unfreiwilligen Unterbrechung nur langsam, ganz langsam von neuem in Bewegung. Und nicht bloß an unsrer Zeit, auch an unsern Nerven versündigen sich diese ehrenwerten Räuber. Wie zappelt und prickelt alles an uns, wenn wir dem nichtigen Geschwätz eines Zeitprotzen standhalten müssen, während wir nur den e i n e n Wunsch hegen, zur

Arbeit zurückkehren zu können, ehe die Gedankenfäden vollends entzweigeschnitten sind.

Das sind die Augenblicke, wo ich den Schwankdichter aufrichtig beneide. Er kann an den Überlästigen die feinste Rache nehmen, indem er sie mindestens für eine Theatersaison auf den Brettern verewigt, und kann sich zugleich für die gestohlene Zeit dadurch schadlos halten, daß er die Ahnungslosen als Modelle verwendet. Aber auch sonstigen Sterblichen steht wenigstens die Flucht an die Öffentlichkeit offen, und der Notschrei eines Zeitungsartikels verhallt selten ganz ungehört.

Ich pflege, was ich schreibe, grundsätzlich mit meinem Namen zu decken; aber diesmal habe ich, um es offen zu gestehen, doch nicht den nötigen Mannesmut dazu. Es gibt der Nichtstuer und Zeitdiebe gar zu viele, als daß ich's wagen dürfte, sie alle, alle gegen mich aufzubringen.

—s

Glossen

Die beiden Schillerpreise

Friedrich Schiller soll sich vor drei Wochen im Grabe umgedreht haben. Ein alter Verehrer beging die Unvorsichtigkeit, ihm nächtlicherweile mitzuteilen, daß Ernst Hardt beide Schillerpreise bekommen habe. Ich begreife, offen gesagt, die Aufregung des alten Klassikers nicht. „Tantris der Narr", das preisgekrönte Drama, hat doch manchen schönen Vers und manch packendes Bild. Ich kann mir wohl denken, daß ein Sprechkünstler wie Kainz sich gern auf diesen gereimten Rhythmen wie auf lauen Wellen schaukelt und mit der Zunge die leuchtenden Farben dieser Bilder in die Luft malt. Freilich bleibt es, auch wenn er noch so schön deklamiert, bei der Luftspiegelung: aus dem Blute von Schatten werden keine Menschen, aus der Fata Morgana kein Drama. Und wenn die Geschichte zu lang dauert — und sie dauert um mindestens zwei Akte zu lang —, langweilt sich der Hörer. Aber ist das nicht der Zweck der ganzen Neuromantik? Oder wenigstens ihr Schicksal? Überdies sollte der gute Schiller es nachgerade gewohnt sein, immer einen mehr oder weniger Unwürdigen in seinem Namen gekrönt zu sehen. Daß diesmal zwei Prüfungskommissionen dieselbe Dummheit machten, ist doch eher lustig als tragisch. Zumal wenn man daran denkt, daß der Volksschillerpreis lediglich darum gestiftet wurde, weil der Staatsschillerpreis, bei dessen Verteilung der Geschmack des Kaisers den Ausschlag gab, fast immer auf den Unrechten fiel. Diesmal aber reichten sich Monarchie und Demokratie die Hand zur Versöhnung; und da konnte natürlich nichts Gescheites herauskommen. Zudem müssen den Herren, die den Volksschillerpreis verteilten, mildernde Umstände zugebilligt werden. Einmal weil der Sitz des Preisgerichtes Bremen ist; dann aber, weil die deutschen Goethebünde die Hand im Spiel hatten. Der Philister riecht, was augenblicklich in der Luft ist, und wenn das literarische Nachtcafé die Losung Neuromantik ausgibt, so kommt jeder, der beim Dichten ein bißchen ins Mittelalter flüchtet, auf die Liste der Preisanwärter. Macht er dann noch etwas in der mit Recht so beliebten Heimatkunst und spannt

er zum Beispiel einen Till Eulenspiegel oder Doktor Eisenbart auf das dramatische Prokrustesbett, daß dem Ärmsten alle Rippen krachen, so kommt er schon in die engere Wahl. Und tunkt er endlich das Ganze in einen Kübel duftender Lyrik, so ist ihm der Preis gewiß.

So ging es Ernst Hardt mit seinem „Tantris". Es war ja keine Kunst, nach Wagner noch einen Tristan auf die Bühne zu bringen. Man brauchte nur auf die psychologische Vertiefung, die Wagner dem Tristanmotiv gegeben hat, zu pfeifen und die Fortsetzung der Liebesgeschichte, wie sie uns nach altfranzösischen Fragmenten Bédier in einem modernen Roman erzählt, notdürftig zu dramatisieren. Dazu nach aktelangem Liebesgewinsel des Narren ein verblüffender Schluß: der Narr zieht mit dem treuen Hund, der ihn wiedererkannt hat, in den dämmernden Morgen hinaus und läßt die schöne Isolde dem alten Marke, — wer sieht hier nicht schaudernd den Ewigkeitsgedanken, wie er sich im Hirn unserer Neuromantiker spiegelt: Tantris der Narr, von der Liebe genarrt, ist glücklich auf den Hund gekommen? Der arme Schiller im Grab kann sich also ruhig wieder umdrehen, wofern er es nicht vorzieht, der Symbolik halber ein für allemal in der jetzigen Lage zu verbleiben.

Edgar Steiger

Zwei Vorbilder

Wir reden so oft von preußischem Chinesentum, vom bureaukratischen Zopf und vom Mandarinentum in der Verwaltung. Tun wir damit den Söhnen des Reiches der Mitte nicht bitter unrecht? Ich denke hier nicht etwa an die vornehme Geräuschlosigkeit, mit der sie jüngst ein ihnen mißliebiges Herrschergeschlecht verschwinden ließen. Nein, ich meine lediglich die Stetigkeit in ihrer inneren Politik. Der mächtige Yanschikai, der nach dem plötzlichen Hinscheiden des Kaisers und der Kaiserin-Mutter die Zügel der Regierung ergriff, fühlt sich als Testamentsvollstrecker der verstorbenen hohen Frau und will das Reformwerk, das China eine Konstitution geben soll, in ihrem Sinne fortsetzen. Also Stetigkeit inmitten von lauter Plötzlichkeiten. Wir könnten also von China lernen. Von China und, um nicht so weit zu gehen, von Italien. In diesem gesegneten Lande hat der König Viktor Emanuel den österreichischen Kaiser wissen lassen, daß er dessen Handschreiben erst nach Tittonis Rede in der römischen Kammer beantworten werde, weil er als konstitutioneller Monarch erst die Kammerdebatte über die Balkanfragen abwarten wolle.

Werden wir daraus etwas lernen? Aus Berlin wird gemeldet, daß der Kaiser den neuernannten großbritannischen Botschafter im Beisein des stellvertretenden Staatssekretärs des Äußeren von Kiderlen-Wächter empfing.

Also doch?

Tarub

Jünglingsverein

Ich bin einverstanden, wenn das Reichsvereinsgesetz sagt, man solle halbwüchsige Menschen noch nicht in Vereine ziehen. Jünglingsvereine sind aber nichts anderes als Filialvereine der Partei des Pietismus, und die Schule sollte es nicht begünstigen, wenn halbwüchsige Knaben, denen das sichere Unterscheidungsvermögen mangelt, zu künftigen Parteigängen herangezogen werden. Es geschieht mit Duldung vieler Rektoren und Direktoren an vielen höheren Schulen. Das ist unpädagogisch. Es

ist auch ungesund für die jungen Menschen, die man in einen Verein hereinstreichelt. Es macht unwahrhaftig und erzieht zu Phrasen, wenn ein Jüngling dem anderen verspricht, „seine Seele sei gerettet".

Mein Emil hat sich einmal ohne mein Wissen „besuchsweise" einfangen lassen. „Wir haben einen Garten, der gehört dem Jünglingsverein" — hatte ihm sein Schulkamerad, der blonde Adolf, gesagt. Ein Apfel lockt seit Adams Zeiten, und Emil versprach mitzukommen. Aber zuerst mußte der Noviz in dem Versammlungslokal des Jünglingsvereins antreten. Während sich viel junge Augen auf ihn richteten, redete eine erwachsene, liebevoll gedehnte Stimme den betretenen Emil, der mit dem Sprachgebrauch des Vereins nicht vertraut war, vor allen andern an, und es entspann sich, wie er mir abends erzählte, wörtlich folgendes Gespräch:

„Emil, hast du Christus gefunden?"

„„Nein.""

„So suche ihn!"

Emil ging und war traurig, daß er nicht Ja gesagt habe, und auch sein Freund bedauerte ihn. Das ärgerte den Emil, und er fragte den blonden Adolf:

„„Hast du ihn gefunden?""

„Ja!"

„„So zeige ihn.""

Adolf habe meinem Emil aber nichts zeigen können und habe „nur Sprüche gemacht". Emil glaubt nicht an Adolfs Fund und schloß seinen Bericht, den ich schweigend anhörte, mit den Worten: „Weißt du, Vater, der Adolf sagt nur so."

Er ging nicht mehr in den Jünglingsverein, aber der blonde Adolf hat zwei andere mitgenommen. Beide hatten, gewitzigt durch meinen Emil, auf Anhieb die kritische Frage mit Ja beantwortet, und einer hat gleich darauf selbst eine Seele gerettet.

Dr. Heinrich Hutter

Mystik und Erotik

Je brünstiger die religiöse Andacht, um so mehr klingen dabei sinnliche Untertöne mit. Im Marienkult des asketischen Mönches wie im Gesangbuch der Herrnhuter. Das wissen auch die religiösen Cagliostros ganz genau. Will man eine gläubige Gemeinde gründen, so muß man die Frauen gewinnen. Und die Frauen lockt man nicht durch die Logik der Lehre; sie wollen nach allen Regeln der Kunst verführt sein. So dachte auch Eliaschew, der neue Prophet, als er sich beim Zaren einführte wie weiland Nathan beim König David — nur ganz anders. Ohne Bußpredigten, dafür mit auserlesenen gesellschaftlichen Genüssen. Nach den spiritistischen Sitzungen, die das ohnedies getrübte Hirn des Alleinherrschers umnebelten, kamen die erotisch angehauchten „Liegungen".

Die ganze Hofgesellschaft ließ sich auf die Felle am Fußboden nieder, und zwar in streng vorgeschriebenem, sozusagen übersinnlichem Kostüm — die Damen in Spitzenhemden bis zum Knie und durchbrochenen Seidenstrümpfen. Man pries Eros, den Allbezwinger, und da man sich nicht selbst Lügen strafen wollte, folgte den Worten auch die Tat. Man sieht, es geht überall, wo das ancien régime herrscht, ähnlich zu. Nur dünkt mich Petersburg geschmackvoller als Berlin, wo gesundgebetet wurde und Fürst Eulenburg die Rolle des Alcibiades spielte — auch frei nach Platos Symposion.

Elkan

Namenraub

Ums Jahr 1811 hat das schwäbische Bodenseestädtlein Buchhorn seinen schönen Namen lassen müssen und ward Friedrichshafen genannt. Ein paar

„Nörgler“ ärgern sich heute noch über diesen Raub und meinen, „Fritzhafen“ wäre schöner gewesen. Ich halte es mit diesen „Nörglern“. Aber auf daß die Württemberger nicht allein einen fürstlichen Hafen besäßen, taten die Badener es ihnen gleich. Sie tauften Sematingen Anno 1826 in Ludwigshafen um.

Ich weiß nicht, ob die Bürgersleute sich ohne jeden Widerstand diesen Namenraub gefallen ließen und die schönen, gewachsenen Namen ihrer Städtlein preisgegeben haben. Haben sie sich tatsächlich gewehrt, so hat es ihnen offenbar nichts genützt, — ihre Vaterstädte wurden für alle Zeiten fürstliche Häfen.

Warum ich diese alte, vergessene Geschichte ausgrabe?

Weil in unserer Zeit der Namenraub wieder ein beliebter Sport geworden ist. So nämlich: ein jed' Dörflein „muß“ eine Kaiser Wilhelmstraße haben, koste es, was es wolle. Eine neue Straße zu bauen, ist schlechthin unmöglich, da niemand zuzieht. Was tun? Man nimmt einfach einem alten Sträßlein seinen lieben, treuen Namen und nennt es Kaiser Wilhelmstraße. Wieviel Brunnen-, Post-, Salz-, Waldhorn-, Bachgäßlein sind nun Wilhelm-, Friedrich-, König-, Kaiser-, Prinzenstraßen geopfert worden. Nur damit in jeder Stadt jeder deutsche Prinz und jede deutsche Prinzessin ihre Straße hat. Und nächstens werden die älteren nicht mehr ausreichen, und man wird nach den ganz alten greifen; so schöne, wunderliche Namen, wie sie zum Beispiel straßburger Gassen tragen, „dem Brand ein End“ und „wo der Fuchs den Enten singt“ müssen zu guter Letzt auch noch weichen.

Man sieht: das schlechte Beispiel von den fürstlichen Häfen tut seine Wirkung bis in unsere Tage. Indes wäre es an der Zeit, sich gegen derlei Unfug mit allen Kräften zu wehren.

Oes

Henrik Steffens

Es ist in den letzten Jahren auf eine etwas laute und übertriebene Weise von der deutschen Romantik geredet worden, und eine Art von romantischer Mode ließ sich von den Verlegerprospekten bis zu den Titeln der literarhistorischen Doktorarbeiten spüren. Dabei war und ist viel Mode, viel Wind. Was aber von wirklichem Interesse für die echte Romantik übrigbleibt, ist erfreulich und wird nicht verloren gehen. Das Wort „romantisch“, ursprünglich nahe mit „romanisch“ verwandt, ist uns gerade zum Gegenteil geworden, indem wir unter romantischer Kunst etwas wesentlich Germanisches verstehen. Doch darüber ein andermal.

Von den vielen Veröffentlichungen der letzten Jahre, die irgendwie auf die Romantik Bezug nehmen, haben jedenfalls die Neuausgaben von Novalis, Brentano und andern sowie die Ausgaben von Briefen und Memoiren jener Zeit einen wirklichen Wert. Erwähnt seien als besondere Leistungen die große Novalisausgabe bei Diederichs, Gundelfingers „Romantikerbriefe“, Max Hesses noch etwas dünne Auswahlen von Arnim und Brentano. Nun bringt Gundelfinger bei Diederichs eine einbändige gute Auswahl aus den Lebenserinnerungen von Henrik Steffens. Das oft genannte, doch längst vergriffene und überdies zehnbändige Originalwerk hat wohl weder Hoffnung noch ernsthaften Anspruch auf eine komplette Neuausgabe, so angenehm und sympathisch es sich liest. Aber diese Auswahl war verdienstlich und ist mir lieber als manche der modernen Bücher über die Romantik. Steffens erzählt anschaulich und gibt ein lebendiges Bild jener regsamen Zeit, namentlich des damaligen Jena. Seine Notizen über Fichte, Schelling, die Schlegel, Schleiermacher und andere Genossen jenes blühenden

Kreises sind immer interessant, zum Teil glänzend, zum Teil unschätzbar. Nebenher ergibt sich beim Durchlesen ein flüchtiges, doch frisches Bild damaligen deutschen Lebens. War Steffens kein Bahnbrecher und ging er manche Wege seiner Vorbilder vielleicht etwas blindlings mit, er war doch ein feiner und ernster Mensch, dessen Gesellschaft auch unabhängig vom Inhalt seiner Aufzeichnungen erfreut und bildet. Für Freunde der Romantik wird die Ausgabe ein Ereignis, aber auch für Fernerstehende eine liebe und wohltuende Erscheinung sein.

Hermann Hesse

Ibsen im Franziskanerkloster

Durch die Zeitungen ging kürzlich die Nachricht, der Erzbischof von Köln habe dem Franziskanerpater Expeditus Schmidt aufs strengste verboten, Vorlesungen über Henrik Ibsen zu halten. Man sieht daraus wieder einmal deutlich, wie Rom und dessen Beauftragte jede freiere geistige Bewegung innerhalb der Kirche im Keim ersticken. In unserem Franziskanerkloster am Lehel herrscht gegenwärtig ein überaus reges geistiges Leben, das an die besten Zeiten des mittelalterlichen Mönchtums erinnert. Der eine Pater komponiert zu Ehren seines Spezialheiligen ein liebliches Oratorium, ein anderer hält in der orientalischen Gesellschaft wissenschaftliche Vorträge, und nun gesellt sich zu den beiden gar ein dritter, der öffentlich über den größten Zweifler des 19. Jahrhunderts sprechen möchte. Gewiß ein kühnes Wagnis für einen gläubigen Mann im Ordenskleide. Für einen Psychologen, der die Seele des Christen zu entwirren sucht, wären diese Vorträge unstreitig ein Genuß und eine Fundgrube neuer Wahrheiten gewesen. Rom aber, auf dessen Index sogar Goethe und Schiller stehen, mußte an ihnen Ärgernis nehmen. Vielleicht noch mehr als vor siebenhundert Jahren — wenn man großes mit kleinem vergleichen darf — an den weltlichen Bestrebungen des Franziskaners Roger Bacon, der Vergrößerungsgläser erfand, über die scheinbare und wirkliche Größe von Sonne und Mond nachdachte, vermittelst der Höllenkunst der Chemie den Stein der Weisen suchte und mit Schwefel, Kohle und Salpeter den Blitz nachmachte. Dafür mußte der entartete Mönch auch zehn Jahre im Kerker schmachten. Pater Expeditus Schmidt tut daher gut daran, dem Befehle des streitbaren Kardinal-Erzbischofs Dr. Fischer zu gehorchen. Die Franziskaner sind ohnehin von alters her den Rechtgläubigen als eigenwillige Köpfe verdächtig. Die Jünger Loyolas, die heute die Kirche beherrschen, haben es ihnen immer noch nicht vergessen, daß Ganganelli, der 1773 als Papst Clemens XIV den Jesuitenorden aufhob, die Kutte des heiligen Franziskus getragen hat. Und nun gar sich mit einem ruhelosen Grübler wie Ibsen beschäftigen! Das verrät eine weltliche Denkweise und eine wissenschaftliche Neugier, die fast an Alexander von Hales erinnert, jenen Franziskaner, der sich den Kopf darüber zerbrach, ob eine Maus, die die Hostie benage, den Leib Christi genieße und der Erlösung durch sein Blut teilhaftig werde.

Simson

An die Jugend zwischen zwölf und siebzehn Jahren

Wie wir schon in der vorigen Nummer mitteilten, sind uns auf unsere Aufforderung in Heft 19 hin sehr viele Briefe junger Leser und Leserinnen zugegangen, für die wir herzlich danken

Als wir uns dann begierig und voller Hoffnung an die Lektüre machten, wurden wir doch recht enttäuscht, und in der ersten Enttäuschung sagten wir uns: Es gibt keine Kinder mehr! Merkwürdig altklug und unjugendlich waren alle diese Urteile. Aber in der ersten Enttäuschung ist man leicht ungerecht. Gar bald fragten wir uns: Woher kommt es wohl, daß diese jungen Menschen beiderlei Geschlechts sich so wenig selbständig und ursprünglich äußern? Die Briefe selbst gaben Aufschluß. Einmal ist sicherlich die Dressur des deutschen Aufsatzes in der Schule daran schuld. Sie zwingt unsere Jugend immer noch, nicht zu sagen, was sie denkt, sondern nur zu sagen, was der Lehrer wünscht, daß sie denken soll. Ein anderer, kleinerer Teil unserer Einsender wurde außerdem bei seinen Ausführungen ganz offensichtlich von der Zeitungslektüre beeinflußt. So bekamen wir einige schrecklich kluge Feuilletons und geistreiche Essays. Nur stammt diese Weisheit und dieser Geist aus zweiter Hand, eben aus dem Zeitungsfeuilleton.

Um aber unsere jugendlichen Leser nicht zu kränken, haben wir uns entschlossen, trotzdem zehn von den Einsendern die Bücher der Selma Lagerlöf, wie wir versprachen, zugehen zu lassen; und zwar denen, deren Ausführungen uns wenigstens relativ einige Freude bereiteten.

Die Zusendung geschieht in den nächsten Tagen.

Die Briefe selbst wollen wir jedoch lieber nicht veröffentlichen. Wir glauben: wenn unsere jungen Freunde älter und dem Zwang der Schule erst mehr entwachsen sind, werden sie gewiß jugendlicher und selbständiger urteilen, und dann werden sie sich mit uns wundern, wie altklug sie einst in ganz jungen Jahren waren.

Die Redaktion

An unsere Abonnenten

Einige unserer Abonnenten fühlen sich dadurch beschwert, daß die Hefte des „März" nicht immer pünktlich am Ersten und Fünfzehnten jedes Monats erscheinen, sondern zuweilen um einige Tage später. Man hält das offenbar für den Beweis einer unpünktlichen und ungeschickten Redaktion und zürnt uns deshalb. Man hätte allen Anlaß und alles Recht zu solchem Zorn, wäre das wirklich der Grund für solch späteres Erscheinen. So aber verhält es sich nicht. Gerade um politisch immer möglichst aktuell zu bleiben, müssen wir zuweilen den Erscheinungstermin hinausschieben. Wäre zum Beispiel das vorige Heft pünktlich am Fünfzehnten herausgekommen, so hätten wir uns nicht mehr ausführlich zu dem Kaiser-Interview äußern können. Das aber hielten wir gerade im Interesse unserer Leser für wichtiger als ein pedantisches Festhalten am ursprünglichen Erscheinungstermin. Wir zweifeln nicht, daß man unser Verhalten nun richtig verstehen und billigen wird, und wir freuen uns an dem Interesse unserer Leser, das auch in solchen Beschwerden zum Ausdruck kommt.

Die Redaktion

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15

Die Verfassungsdebatte

Gedanken eines Unpolitischen von Ludwig Thoma

Nur um Gotteswillen keine Konsequenzen! — In dem Augenblick, wo der Liberalismus über Theorien hinausgeht, wird er ungemütlich für die meisten, die ihn parlamentarisch ausüben. — Das Vergnügen, Gesinnung zu haben und zu zeigen, soll einem nicht durch das Verlangen nach Betätigung gestört werden.

Wenn jetzt wirklich die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers oder so etwas wie parlamentarisches Regime käme, dann hat kein Nationalliberaler mehr die Möglichkeit, durch ein Tröpfchen Säure seinen Patriotismus genießbarer zu machen.

Das nette Spiel des übergangs von Entrüstung zu Begeisterung müßte aufhören; das Klettern an der Stimmungsskala vom volkstümlichen Zorne bis zur Pietät des Herrn Paasche wäre unmöglich.

Der Parlamentarismus würde ein ernstes Gewerbe, und statt eines Kitzels hätte man die unerhörte Erscheinung, daß ein Volksbote für das eintreten müßte, was er spricht.

Was sind Standpunkte, die man nicht korrigieren darf?

Nein, der jetzige Zustand entspricht dem unpolitischen Charakter der Nation und ihrer Vertreter.

Wir wollen das Recht auf Schimpfen nicht gegen das Recht auf Mitregieren eintauschen.

Bedenken wir doch: Die ganze Sensation, in der wir seit dem zehnten November leben, wäre einfach unmöglich, wenn unsere Mandatare den Kanzler hinwegvotieren könnten.

Es gäbe keinen Ministerpräsidenten mehr, der seinem König eine schlechte Führungsnote in öffentlicher Sitzung erteilte; es gäbe keinen König mehr, der seine Schweigsamkeit garantieren müßte.

Wir brauchen solche Machthaber, die für unsere Unterhaltung sorgen.

Wir brauchen Kaiser und Kanzler, über die wir die Köpfe schütteln können.

Im Namen aller, die beim Morgenkaffee etwas Aufregendes lieben, protestiere ich gegen die banale Nüchternheit, die aus der Politik ein ernsthaftes Geschäft machen will.

Ich protestiere im Namen der Nationalliberalen dagegen, daß man durch Konsequenzen die freiheitlichen Brusttöne verscheucht.

Die schöne Gewißheit, daß ja doch nichts dabei herauskommt, ist die Trägerin unserer Mannhaftigkeit.

Und diese hinwiederum ist die Grundlage unserer Zeitungslektüre und unseres Morgenbehagens.

Ich weiß mich also einig mit dem nationalliberalen Abgeordneten Herrn Doktor Funck, und um so einiger, je weniger klar sich aus dem Gesagten für andere und mich mein Standpunkt ergibt.

Theoretisch bin ich an und für sich für ein konstitutionelles Prinzip, das sinngemäß eine Einschränkung der Zentralgewalt bedeutet, jedoch nur soweit, als diese Zentralgewalt nicht eingeschränkt wird.

Ich gebe sofort zu, daß das undeutlich klingt.

Aber wenn Bassermann am zehnten November den Mund voll Konstitution genommen hat, und Doktor Funck am dritten Dezember für Bassermann wiederum alles ausspucken muß, dann kann es nicht deutlicher werden.

Der Fehler liegt nicht an mir, sondern am Wind, sagte die Wetterfahne, als sie wieder anders zeigte.

Es ist schade, daß man im häuslichen Leben die nationalliberalen Zeitungen so schnell verbraucht. Sie könnten jetzt, meine verehrten Leser, sachdienliche Vergleiche anstellen zwischen den Angriffen auf die Zentralgewalt, welche Herrn Bassermann als opportun gegolten haben, und der hochherzigen Verteidigung dieses Institutes, welche Doktor Funck drei Wochen später für angebracht hält. Sie hätten aber nicht recht, wenn Sie darin ein Schwanken der Überzeugung erblicken wollten.

Wenn die nationalliberale Partei die Sicherheit hat, daß ihr Standpunkt keine Konsequenzen nach sich ziehen kann, kehrt sie möglicherweise wiederum zur Tatkraft des zehnten November zurück.

Ihre heutige Umkehr bezieht sich nicht auf das Prinzip, sondern nur auf seine Folgen.

Eine Überzeugung, das heißt eine Summe von Grundsätzen, die nicht angewendet werden, kann sogar bei den Nationalliberalen dreiwöchige Dauer haben. Nur dann, wenn wir diese Wahrheit richtig erfassen, wird uns die Rede des Herrn Doktor Funck klar; sogar sehr klar.

Sie ist die Auflehnung des deutschen Spießbürgers gegen Verantwortlichkeit mit Offenlassung einer theoretischen Unabhängigkeitsbestrebung, die jedoch nicht zur Wirklichkeit ausarten darf. Sie ist die sich selbst abschwächende Empörung gegen Übergriffe der Zentralgewalt mit vorsorglicher Bekämpfung aller Maßregeln gegen ihre Wiederkehr.

„Was wir wollen," sagte Naumann, „ist eine Waffe, die an der Wand hängen soll, damit man weiß, daß sie an der Wand hängt."

Aber diese konstitutionelle Hausflinte würde bald verrosten und nur dem gefährlich werden, der sie einmal losdrücken wollte. Kein braver Mann würde sie jemals vom Nagel herunterholen.

Mit einem Blicke auf die besorgten Mienen aller deutschen Philister würde er sie neben der anderen Waffe, der Etatverweigerung, hängen lassen.

Auch diese wäre ja ein brauchbares Schießeisen; würden wir sie jetzt zum Fenster hinaushalten, dann würden nicht bloß herumstreifende Schatzsekretäre, sondern auch Minister und Kanzler einen Schrecken kriegen und vielleicht ein paar Volksrechte in unsern Garten fallen lassen.

Aber haben Sie nicht bemerkt, wie schon der Gedanke an eine solche Verwegenheit ein allgemeines Grauen erregte?

Es wäre eine Erpressung, sagte Kopsch. Jetzt, wo die Regierung in einer solchen Klemme sitzt, daß sie unsere Drohungen wirklich beachten müßte, dürfen wir nicht so rauh verfahren. Später, wenn sie uns was flöten kann, dürfen wir ihr den Ernst unserer Mißbilligung zeigen. Dann hat es keine Folgen und sieht gut aus.

Nein. Müller-Meiningen hat nicht recht, wenn er das deutsche Bürgertum als reif für konstitutionelle Verfassung erklärt.

Das Bürgertum will den angenehmen Kitzel seiner Mannhaftigkeit nicht missen; und es weiß, daß sein Mut aufhört, wo die Konsequenzen anfangen.

Griechische Miniaturen / Von Sir Galahad

I
Der Lustro

Im Apollinischen wie Dionysischen hat das moderne Griechenland kaum Erhebliches hervorgebracht! — In einem aber steht es unerreicht da — von der Ära Perikles bis zur Ära Roosevelt — einfach unerreicht — im Stiefelputzen!

Da sind begnadete Epheben mit Zauberkästen, Zauberkästen voll ambrosischer Cremes, voll edler Salbgefäße, die von geheimnisvollen Bräuchen zeugen! Sechzehn kleine Laden bergen Seiden- und Samtstreifen, Bürsten, Pinsel und Kautschukrollen für Stiefelkosmetik und Schuhmassage. Das Ganze krönt ein Thron aus rotem Plüsch in Gestalt einer Stiefelsohle. — So sieht der berühmte, griechische Putzkasten aus!

Der Jungbrunnen für Fußbekleidung!

Der Tempel des Oberleders!

Der Herr des Kastens heißt Lustro, und auf ihm ruht das gesamte Staatswesen, öffentliches wie privates Wohl — das Leben des Reisenden aber hält er einfach in seiner starken, dunkeln Hand! — — — Ohne ihn ist kein wie immer geartetes Sein denkbar, ohne ihn würden einfach an allen Straßenecken verendende Fremde herumliegen!

Der Lustro weiß alles!

Vom „Unbestimmten" des Anaximander bis zu den Abfahrtszeiten der Züge nach Olympia (was doch die Züge selber nicht wissen).

Oder er geht einfach auf den Bahnhof und sagt dem zwei Uhr vierzig Hammelexpreß, er soll heute um vier Uhr gehen — oder heute garnicht und lieber morgen um sechs Uhr früh!

Er besorgt das Gepäck und den Kredit und die Rendez-vous — kann alles — kennt alles — leistet alles für zehn Lepta, denn dieses herrliche Geschöpf nimmt sogar griechisches Geld, was doch kein Mensch in Griechenland sonst tut!

Dazwischen findet er immer noch Zeit, den Damen Blumen anzubieten, am Stephanostag von seinem Esel herab runde, blühende Lorbeerkränze in die Wagen zu werfen und hilflose Kinder über die Straße (wo sie besonders reißend ist) zu tragen. — Er ist überall, wo man ihn braucht, und man braucht ihn überall; ist doch in Athen statt der Straßenreinigung die Schuhreinigung obligatorisch, und die Straßen befinden sich von November bis Mai im vierten, dem sogenannten „gatschigen" Aggregatzustand.

Am Syntagmaplatz ist die „Akademie" der Stiefelputzer — ihre Kundschaft, wie von alters her, die Peripathetiker!

Über die okkulte Handlung des Stiefelputzens selbst aber sollte der Laie nicht sprechen! Genug! Unter des Lustro begnadeten Händen verlieren selbst germanische Zugstiefel sichtbarlich an Verhatschtheit!

Es ist wie ein holdes Wunder!

Der Wohlchaussierte hinwiederum schreit auf in Angst und Qual! —! Der Ephebe gießt schwarze Tinte über lichte Chevreaux — und lächelt! — Und nimmt Samt und Seide und Bananenschalen — vollführt magische Streichungen, und die schwarze Tinte wandelt sich in Glorie, und die Gesalbten leuchten gleich penteliscchem Marmor! —

So was muß man gesehen haben! Es ist ein Eindruck fürs Leben. —

Wo der Lustro die Weihen empfängt, ist unbekannt! — vielleicht doch wieder Eleusis?! — — — — — — — — — — — — — — — —

Das profane Wissen wird ihm in Abendkursen zuteil, da übt er sich auch in den fremden Zungen der Bädekerbarbaren. Es scheint aber, daß man überhaupt nur zwischen dem zwölften und dreißigsten Jahr Lustro sein kann, wenn eben der Intellekt in seiner ersten, glänzendsten Spannkraft ist — nie habe ich ein älteres Mitglied der Gilde gesehen!

Was nach dem dreißigsten Lebensjahr mit ihm geschieht, ist unbekannt!

Wird er gleich Herakles der Unsterblichen einer? Oder wird er hinweggerafft von einer reichen Amerikanerin? —

Da sich die Blüte der Nation dem Beruf des Lustro weiht, so stehen die übrigen Stände begreiflicherweise an Genialität zurück! —

Da ist zum Beispiel der athenische Kutscher! Seinen Werdegang stelle ich mir so vor: Ein eisgrauer Hirte aus dem Peloponnes, den sechsmal der Sonnenstich getroffen, möchte vor seinem Ende einmal eine Stadt schauen,

und so steigt er, geleitet von der treuen Ziege, aus daphnischen Hainen das erstemal zu Tal! — Knieweich und ganz verteppt steht er an den Grenzen der Stadt — wagt sich nicht in das Gewirr!

Da kommt der Magistrat, nimmt ihn, setzt ihn auf einen Wagen und sagt ihm, er sei Kutscher in Athen.

Nun naht der Fremde und steigt ein!

Der Fremde hat einen Bädeker, einen Regenschirm und Spuren von Gymnasialbildung. Dem Bädeker entnimmt er den Plan von Athen und breitet ihn auf seinen Knieen aus — mit dem Regenschirm stupft er den Hirtengreis der jeweilig gewünschten Richtung zu, mit den Spuren von Gymnasialbildung endlich versucht er, in Angstschweiß gebadet, die griechischen Straßennamen zu enträtseln! (Immer dieses ekelhafte große Alphabet.)

Ist die Unterrichtsstunde aus, so wechselt der Bergesalte den leuchtenden Napoleon gegen seltsam amorphe Materienstückchen — überreste verblichener Münzsysteme, die er aus einem alten Strumpf seiner Vorfahren herauszählt. — — — Wer dem Raunen der Volksseele lauscht, staunt überhaupt der Frage nach, wozu dies Land eine Währung braucht — will einer was, nimmt er's dem andern doch einfach weg! Wozu ihm noch falsches Geld anhängen? —

Und noch einer andern Frage sinnt der Fremde nach — oder vielmehr einem Schicksal — dem dantesken Schicksal des Kustoden im Inschriftensaal!

Ich weiß nicht, womit er das verdient hat?! — —

Vielleicht werden die Schwerverbrecher von strengen, doch gerechten Richtern zur Deportation ins epigraphische Museum verurteilt?

Vielleicht auch ist's ein allerletzter Atride von einer unbekannten Seitenlinie?!? —

Jedenfalls wirkt es erschütternd, wie dies Geschöpf, fern allem menschlichen Verkehr, in ewiger Einsamkeit dahinwelkt! —

Nie sproßt Trinkgeld! —

Wie der flüchtige Hirsch durchjagt zuweilen ein versprengter Fremder den Saal, der den Stern des Bädekers im Osten verlor — irre Hoffnung flackert in dem Einsamen auf — mit einem Satz sucht er den Ausgang zu verstellen — flehend hebt er die Hände — umsonst! Antilopengleich flüchtet

der Fremde, schon verhallt sein Schritt in der Ferne, dort wohin die Doppelsterne des Bädekers weisen, dort wo glücklichere Kustoden rastlos die Vorhänge auf und zu ziehen dürfen und alleinreisenden Damen die Muskulatur des Paris von Euphranor erläutern! Und sie wehren den Deutschen, und sie lehren die Amerikaner, daß Hermes der Gott des Trinkgeldes sei!

Während der Einsame . . . . . .

Nein, ich weiß nicht, womit er das verdient hat!

2

Κοριζα — die Wanze

Ich bin ungemein wohlerzogen! —

Immer wieder hab' ich mir gesagt: „Von so etwas spricht man doch nicht! — So was tut man doch nicht! Es geht einfach nicht! Und überhaupt nicht!" —

Dann hat natürlich wieder das moralische Gewissen gepenzt und taktlos, wie immer, unelegante Sachen gesagt: „So schön — um ästhetischer Vorurteile willen soll der prominenteste Faktor im modernen Griechenland — der das halbe Leben ausmacht — die ganze Nachtseite des Daseins beherrscht, eigenmächtig und voll Willkür aus dem Weltbild gelöscht werden!?! —

Der Hammel regiert den Tag und die Wanze die Nacht — so hat es die Moira gefügt! Vom Hammel hast du gesprochen — so sprich auch von der Wanze!" (Gewissen sind nämlich stets taktlos und reden immer unelegante Sachen.) —

Ich will wenigstens mit der Grammatik anfangen, um mein Thema etwas ins Ewige zu rücken! — —

Schon Aristoteles hat die Grammatik als logische Funktion des Intellekts erfaßt. — Alle Denk- und Seinsmöglichkeiten liegen klarumrissen, fertig in ihr — sie ist die reine Geometrie des Lebens — weder Mensch noch Vieh ann irgendetwas anstellen, dem sie nicht längst den Ausdruck vorgeprägt! — „Sanskrita", zu deutsch die „Vollendete", hat sogar Formen ausgebildet, in denen überhaupt noch nie etwas passiert ist, so unwahrscheinlich sind sie, und so galt Sanskrit lange für die vollkommenste Sprache — mit Recht —, bis das Neugriechische kam und auch diesen Rekord brach! Die Welt der

Erscheinungen einfach negierend, schwang es sich zur reinsten Abstraktionskraft auf und schuf — einen Singular für Wanze!!!! — — für etwas, das sich nie und nirgends hat begeben, liegt hier — sozusagen als platonische Idee — die grammatikalische Form vor. — —

Im Reich des Realen hinwiederum wird gerade das plurale-tantum-hafte Vorkommen geschätzt und vielfach praktisch verwertet! —

Zum Beispiel in den Gymnasien! Da nimmt man einfach ganze Kolonnen von den Bänken, ordnet sie und demonstriert an ihnen den strebsamen Knaben das Prinzip der römischen Phalanx oder die dorische Wanderung. Im Hotel „zum pythischen Apollo" in Delphi aber vermögen Kenner am regelmäßigen Abtropfen vom Plafond sogar die Zeit zu messen — nach dem Prinzip der alten Sanduhr! —

Den flüchtigen Outsider will es nun bedünken, als zöge dieser Reichtum an Individuen Verarmung der Arten nach sich. Wie die Spatzen bei uns alle übrigen Singvögel, so haben die Wanzen in Griechenland die zarteren Vertreter der Zimmerfauna verdrängt — höchstens daß bei einer rascheren Bewegung ein Feuerwerk von Flöhen in die Luft geht — das ist aber auch schon alles! —

Kreta allerdings weist speziell eine reichere Waschtischfauna auf (steht aber dafür auch nur unter griechischem Protektorat) — was will aber selbst das bedeuten, verglichen mit dem neuen Hotel am Ölberg — überhaupt mit dem Orient, von den Tropen ganz zu schweigen, wo Fachleute und Sammler den Segen kaum bergen können — wo schlichte Laien zu Autodidakten und begeisterten Kennern heranreifen!!!

Der moderne Grieche hingegen — gleichweit von den edelstillen Nächten Mitteleuropas wie von der blühenden Pracht der Tropen entfernt, reibt sich fruchtlos auf in Pyrrhussiegen gegen die öden „Vielzuvielen" — die „hoi polloi" des Heraklit.

3

Im Tempel des Schlagobers zu Athen

Nur der König hält eine Kuh! —

Bankiers, Minister und Edeldamen trinken ihren Eiskaffee aus Ziegenmilch. — In der Heroenzeit wurde wenigstens noch ab und zu spontan ein

Rind kreiert, wie im Fall Jo; jetzt hat auch das schon lange aufgehört.
— — — — —

Agamemnon Chrysakēs' tea rooms aber hat Schlagobers — direkt — scheinbar ohne die üblichen Zwischenstufen von Gras, Kuh und Milch!!! —

Steht er nun mit dem Bösen im Bund, oder gibt es schon ein Verfahren, um pulverisierte Schlagoberskonserven in Tuben für entlegenere Jours in Tibet herzustellen, oder ist alles einfach Hypnose??? — Kurz, er hat's — und er kennt seine Macht — und er übt sie — und der Liter kostet sechzehn Franken, Hypnose oder nicht! —

Der Tempel selbst ist verhältnismäßig schlicht gehalten. — Hinter dem Bundesladentisch sitzt ER, Agamemnon Chrysakēs; rechts ist Milchschokolade, links Haferkakao — nett mit blauen Bändchen geziert und zu Säulen gehäuft, vor ihm in winzigen Väschen stehen Narzissen und Anemonen. (Er bezieht sie offenbar aus dem Norden.) —

Eine Pyramide von Leibnitzkakes klimmt die Wand empor! Dort hängt auch das regierende Haus! Gegenüber steht irgendeine Scheußlichkeit aus Gips, durch Rückenflossen als Psyche spezialisiert. — Auch sonst äußert sich ein überraschender künstlerischer Sinn im neuen Athen — immer dient mindestens der praxitelische Hermes als Annonce für Bruchbänder, der Diadumenos hinwiederum — offenbar seiner Siegerbinde wegen, für Kühlkompressen! —

Jeder Athener lebt nämlich in der freundlichen Vorstellung, der Parthenonfries, die platonischen Dialoge, die sophokleischen Dramen, — das alles sei irgendwie sein persönliches Verdienst; aber edler Bescheidenheit voll und offenen Sinnes für das Moderne sähe er es vielleicht nicht ungern, würde die ganze Akropolis zu einem, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Tingel-Tangel umgestaltet, dem sich eventuell ein Kabarett Parthenon harmonisch angliedern könnte. —

Wer einem eleganten Griechen auf der Straße folgt, dürfte in der Regel in ein Vergnügungslokal oder zum Friseur kommen — wer einem Engländer folgt, landet im tea room — man kann ihn direkt als Wünschelrute für Tee verwenden!

Wen der Nordsturm graugefroren von der Pnyx herabgefegt und zurückgetrieben in die Behausung der Menschen — der staunt immer wieder

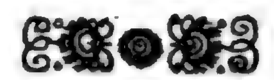
aufs neue über die wunderbaren Kühlvorrichtungen der Innenräume! — Da gibt es Berieselungsanlagen die Marmorwände entlang, dieweil ein Springbrunnen dem Erstarrten Kühlung zufächelt, und riesige Rotationsflügel jagen immer neue Eisluft über die Epidermis, entziehen den letzten Rest animalischer Wärme und geben ihn an den Weltraum ab! Und daß bei Chrysakēs auf besonderen Wunsch der Tee statt geeist auch warm serviert wird, fällt eher stilwidrig aus der Linie des Landes heraus! —

Zu warmem Tee bestellen Griechen ausnahmslos auch guten, warmen, englischen Toast, während der stets zu Torheiten geneigte Fremde natürlich das „Nationalgebäck" probieren muß. Es besteht ausnahmslos aus Marmorstaub mit Honig und wirkt wie Syndetikon auf die Konversation — man kann gerade noch knapp Pfui Teu ... sagen, dann erlischt infolge von Kieferverlötung das Sprachvermögen auf längere Zeit. — — — — — — —

Honig gibt es immer und überall! Er heißt Hymettoshonig, weil er in der Nähe des Hymettos gegessen wird — kommt aber, glaub' ich, aus Chikago!

Was für Gretchen das „Kästchen" — was für unsere Damenwelt ein 60 HP-Wagen — ist für die elegante Griechin eine Portion Schlagobers! Man führe sie einfach zu Chrysakēs (ein Wink für Wüstlinge) — — — — dann geht alsbald ein Murmeln und Raunen durch den Saal — Entferntere steigen auf Stühle, um besser sehen zu können — schon formt sich in der Küche der hieratische Zug — in seiner Mitte auf silbernem Schüsselchen ruht ES — verhüllt gleich dem Grale — Knabenstimmen aus der Höhe!!!!

Agamemnon Chrysakēs aber neigt das Haupt tief über den Rosenkranz und fleht inbrünstiglich in „seinem lieben Herzen": „Laß mich nur nicht überschnappen, o Herr, — denn ich habe Schlagobers! Der König hält nur eine Kuh."



Unter Herbststernen

Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

(Fortsetzung)

14

Falkenberg hatte ausgerechnet, daß man auf dem Nachbarhofe gewiß nicht zurückstehen wolle und sicher das Klavier stimmen lassen werde. Die Tochter des Hauses war auf einem Ausflug, aber man wollte die Arbeit in ihrer Abwesenheit vornehmen lassen, als eine kleine Überraschung für sie. Sie habe so oft über das verstimmte Klavier geklagt, auf dem man nicht mehr spielen könne.

Von da an wurde ich mir wieder selbst überlassen. Falkenberg blieb im Hause. Als es dunkel wurde, brachte man ihm Licht, und er stimmte weiter. Sein Abendessen wurde ihm drinnen serviert; nach dem Essen kam er heraus und verlangte seine Pfeife.

„Welche Pfeife?"

„Dummkopf! Die Faust!"

Nur ungern lieferte ich ihm meine kunstreiche Pfeife aus, die, mit Daumennagel, goldenem Ring und einem langen Rohr versehen, gerade fertig geworden war.

„Laß den Nagel nicht zu warm werden," flüsterte ich, „er biegt sich sonst am Ende um."

Falkenberg zündete die Pfeife an, tat groß damit und ging wieder hinein. Aber er sorgte auch für mich und verlangte in der Küche Essen und Trinken für seinen Kameraden.

Ich suchte mir einen Schlafplatz in der Scheune.

In der Nacht erwachte ich; da stand Falkenberg mitten in der Scheune und rief mich. Es war Vollmond und klare Luft; ich konnte das Gesicht meines Kameraden unterscheiden.

„Was gibt's?"

„Da hast du deine Pfeife wieder."

„Die Pfeife?"

„Zum Kuckuck! ich will sie nicht mehr. Sieh sie an, der Nagel macht sich los.“

Er gab mir die Pfeife, und ich sah, daß sich der Nagel zurückgebogen hatte.

Falkenberg sagte:

„Er hat mir im Mondschein förmlich gedroht, und da mußte ich daran denken, wo der Nagel hergekommen ist.“

Glücklicher Falkenberg ...

Als wir am nächsten Morgen weiter wollten, war die Tochter des Hauses zurückgekehrt; wir hörten sie auf dem Klavier einen Walzer hämmern. Kurz nachher kam sie heraus und sagte:

„Ja, das ist jetzt etwas ganz anderes! Ich danke dir vielmals!“

„Sie sind also zufrieden?“ fragte der Meister.

„Gewiß, jetzt hat es eine ganz andere Art.“

„Und wohin würden Sie mir jetzt zu gehen raten?“

„Nach Övrebö zu Falkenbergs.“

„Zu wem?“

„Zu Falkenbergs. Sie gehen immer auf dem geraden Weg weiter, und wenn Sie anderthalb Stunden gegangen sind, steht rechts ein Pfosten, dort biegen Sie ein.“

Da setzte sich Falkenberg platt auf die Haustreppe und fragte das Fräulein kreuz und quer über die Falkenbergs auf Övrebö aus. Nein, daß er hier Verwandte treffen würde und sozusagen geradewegs heimkäme! „Ich danke Ihnen recht vielmals, Fräulein, da haben Sie mir einen großen Dienst erwiesen.“

Wir gingen weiter, und ich trug die Reisesäcke.

Als wir den Wald erreicht hatten, setzten wir uns nieder, um zu überlegen. Wäre es wohl ratsam, daß ein Falkenberg vom Range der Klavierstimmer zu dem Kapitän von Övrebö käme und sich als Verwandten auswiese? Ich war der furchtsamere von uns zweien und machte auch Falkenberg unsicher. Aber es könnte ja auch ganz spaßhaft sein.

„Hast du denn nicht ein Papier, auf dem dein Name steht? Ein Zeugnis?“

„Doch, aber verflixt, da steht ja nur, daß ich ein tüchtiger Arbeiter bin.“

Wir überlegten eine Weile, ob wir das Zeugnis nicht ein bißchen fälschen

sollten; aber noch besser wäre es vielleicht, wenn wir ein ganz neues schrieben. Das könnte dann auf einen Klavierstimmer von Gottes Gnaden und auf den Namen Leopold anstatt Lars lauten.

„Getraust du dir, so ein Zeugnis zu schreiben?"

„Jawohl, das getraue ich mir."

Aber jetzt ging meine arme lebhafte Phantasie mit mir durch und verdarb alles. Klavierstimmer war viel zu wenig, ich wollte ihn zum Mechaniker machen, zu einem Genie, das schon schwere Aufgaben gelöst hätte; er hätte eine Fabrik.

„Ein Fabrikant braucht keine Ausweise," unterbrach mich Falkenberg und wollte mir nicht mehr zuhören. — Nein, das ging doch wohl nicht. —

Mißmutig und niedergeschlagen gingen wir weiter und kamen schließlich an den Pfosten.

„Du willst doch nicht einbiegen?" fragte ich.

„Geh du hin!" antwortete Falkenberg hitzig. „Da hast du deine Lumpenkleider!"

Aber als wir am Pfosten glücklich vorübergekommen waren, machte Falkenberg immer langsamere Schritte und murmelte:

„Es ist auch ärgerlich, daß nichts daraus wird! Eine so gute Ernte."

„Ich meine eben, du solltest einen Versuch machen. Es ist ja auch nicht unmöglich, daß du garnicht mit ihnen verwandt bist."

„Schade, daß ich nicht erfahren habe, ob er einen Neffen in Amerika hat."

„Hättest du in diesem Fall englisch sprechen können?"

„Schweig," sagte Falkenberg, „und halt dein Maul! Ich weiß nicht, was du dir einbildest und ausmalst."

Er war nervös und ärgerlich und machte lange Schritte. Plötzlich hielt er an und sagte:

„Ich tu es. Leih mir deine Pfeife noch einmal. Ich werde sie nicht anzünden."

Wir gingen den Hügel hinauf. Falkenberg tat sehr wichtig, er deutete hin und wieder mit der Pfeife und sprach sich über die Lage des Hofes aus. Es ärgerte mich etwas, daß er so hochmütig dahinschritt, während ich die Säcke trug, und ich sagte:

„Bist du jetzt also Klavierstimmer?"

„Ich meine, ich hätte bewiesen, daß ich ein Klavier stimmen kann," antwortete er kurz. „Also, das kann ich!"

„Aber angenommen, die Hausfrau versteht sich ein wenig darauf? Und sie probiert das Klavier gleich nachher?"

Falkenberg wurde schweigsam; ich sah, wie sehr er überlegte. Allmählich sank er zusammen und ging mit vorgebeugtem Rücken.

„Es ist vielleicht doch nicht ratsam. Da, nimm deine Pfeife nur wieder. Jetzt gehen wir hinein und fragen schlecht und recht nach Arbeit."

15

Es traf sich, das wir uns gleich bei unserm Eintritt in den Hof ein wenig nützlich machen konnten: man wollte eben eine neue Flaggenstange aufrichten, es waren aber nur wenig Leute da; wir griffen zu und richteten die Stange mit Glanz auf. überall an den Fenstern erschienen weibliche Gesichter.

„Ist der Herr Kapitän daheim?"

„Nein."

„Aber die Frau?"

Die Frau Kapitän kam heraus; sie war groß, blondhaarig und freundlich wie ein junges Füllen, und sie erwiderte unsern Gruß aufs liebenswürdigste.

Wir fragten, ob sie vielleicht Arbeit für uns habe?

„Ich weiß nicht," antwortete sie. „Nein, ich glaube nicht, weil mein Mann nicht daheim ist."

Ich bekam den Eindruck, daß es ihr schwer werde, nein zu sagen, und griff schon nach der Mütze, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Aber Falkenberg mußte ihr fremdartig vorgekommen sein, weil er so ordentlich gekleidet war und einen Träger bei sich hatte; sie sah ihn deshalb neugierig an und fragte:

„Was für Arbeit?"

„Jede Art Arbeit im Freien," antwortete Falkenberg. „Wir können Zäune aufrichten, Gräben ziehen, mauern —"

„Für solche Arbeiten ist es wohl etwas zu spät im Jahre," sagte einer der Männer bei der Flaggenstange.

„Ja, das ist wohl richtig," stimmte die Frau bei. „Ich weiß nicht, wollen Sie vielleicht hereinkommen und essen? So wie wir es haben."

„Schönen Dank und vergelt's Gott!" antwortete Falkenberg.

Ich ärgerte mich über seine Antwort, weil sie so gewöhnlich war und uns heruntersetzte. Da mußte ich einschreiten.

„Mille grâces, madame, vous êtes trop aimable!" sagte ich mit edelm Ausdruck und nahm meine Mütze ab.

Sie wandte sich um und sah mich einen Augenblick an. Ihr Erstaunen war geradezu komisch.

Wir wurden in die Küche geführt und bekamen eine ausgezeichnete Mahlzeit. Die Frau ging hinein; aber als wir gegessen hatten und gehen wollten, kam sie wieder heraus. Falkenberg war jetzt wieder keck geworden und wollte ihre Freundlichkeit ausnützen; er fragte, ob er nicht ihr Klavier stimmen dürfe?

„Können Sie das auch?" fragte sie und machte große Augen.

„Ja, ich kann es. Auf den Nachbarhöfen habe ich die Klaviere auch gestimmt."

„Aber mein Instrument ist ein Flügel. Und ich möchte nur ungern —"

„Sie können ganz ruhig sein."

„Haben Sie irgendwelche . . ."

„Nein, ich habe keine Zeugnisse, denn ich habe nie um welche gebeten. Aber die Frau Kapitän können ja zuhören."

„Na ja, ja, bitte!"

Sie ging voran, er hinterdrein. Als sie durch die Tür gingen, sah ich in ein Zimmer hinein, in dem viele Bilder hingen.

Die Dienstmädchen schwänzelten in der Küche herum und beobachteten mich, den fremden Mann; eine von ihnen war sehr hübsch, und ich freute mich, daß ich mich heute rasiert hatte.

Zehn Minuten vergingen, Falkenberg hatte mit dem Klavierstimmen begonnen. Die Frau kam in die Küche heraus und sagte:

„Und Sie, der französisch spricht! Das ist mehr, als ich kann!"

Gottlob, dann mußte ich nicht noch mehr sprechen. Es hätte sich auf meiner Seite hauptsächlich um „omelette", „pardon", „où est la femme" und „l'état c'est moi" gehandelt.

„Ihr Kamerad hat mir seine Zeugnisse gezeigt; ihr scheint tüchtige Leute

zu sein. Ich weiß nicht — ich könnte ja meinem Mann telegraphieren und anfragen, ob er Arbeit für euch hat."

Ich hätte ihr gerne gedankt, brachte aber kein Wort heraus und begann nur zu schlucken.

Neurasthenie!

Dann trieb ich mich auf dem Hof und den Äckern umher; überall war alles wohl bestellt, und die Feldfrüchte waren eingeheimst, ja selbst das Kartoffelkraut, das an manchen Orten in großen Haufen draußen liegen bleibt, bis es schneit, war eingebracht. Ich sah nirgends eine Arbeit für uns. Sichtlich waren die Leute reich.

Als es Abend wurde und Falkenberg immer noch am Flügel stimmte, nahm ich etwas Proviant mit und entfernte mich vom Hof, um nicht zum Abendessen eingeladen zu werden. Der Mond schien, und Sterne glänzten am Himmel, aber mir machte es Freude, mich tief in den dunkeln Wald hineinzutasten; da, wo er am dunkelsten war, setzte ich mich auf die Erde. Hier war es auch am wärmsten. Welche Stille überall, auf der Erde und in der Luft! Die Kühle ist eingetreten, die Felder bereifen sich, nur ab und zu wird ein sprödes Knacken in den Halmen laut, ein Mäuschen pfeift, eine Krähe streicht über den Baumwipfeln hin — dann ist alles wieder still. Hast du je in deinem Leben schon so blondes Haar gesehen? O nein. Herrlich gestaltet von oben bis unten, der Mund wunderhübsch und üppig! Und wie lauter Lichter zittert es durch ihr Haar ... Wer jetzt ein Diadem aus seinem Sack herausnehmen könnte und es ihr schenken! Ich will eine rosenrote Muschel nehmen und einen Nagel daraus machen, dann überreiche ich ihr die Pfeife für ihren Mann, ja, das will ich ...

Falkenberg treffe ich auf dem Hofe, und er flüstert mir in aller Eile zu:

„Sie hat Antwort von ihrem Mann bekommen, wir dürfen im Walde Holz hauen. Kannst du das?"

„Ja."

„Dann geh in die Küche. Sie fragt nach dir."

Als ich hineinkam, sagte sie:

„Wo sind Sie denn geblieben? Bitte, kommen Sie zum Essen! Haben Sie schon gegessen? Wo denn?"

„Wir haben unser Essen bei uns."

„Das wäre nicht nötig gewesen. Wollen Sie nicht lieber Tee? Gar keinen? ... Können Sie Bäume fällen? Dann ist's gut. Sehen Sie hier: ‚Wir brauchen zwei Holzhauer, Petter soll ihnen den angeschlagenen Wald zeigen.'"

Lieber Gott! Sie stand dicht neben mir und deutete auf das Telegramm! Ein Hauch von Jungfräulichkeit umgab sie!

16

Wir sind im Walde. Petter ist der eine von den Knechten, und er hat uns den Weg gezeigt.

Als wir uns miteinander besprachen, war Falkenberg garnicht besonders dankbar, daß die gnädige Frau uns die Arbeit verschafft hatte. „Da braucht man ihr garnicht dafür zu danken," sagte er, „hier ist Arbeitermangel."

Falkenberg war übrigens ein Holzhauer von der minderwertigsten Art; ich hatte Erfahrung darin von einem anderen Ort in der weiten Welt draußen her und konnte hier zur Not den Anführer machen. Falkenberg war auch ganz einverstanden damit, daß ich die Oberleitung übernahm.

Jetzt begann ich auch, mich mit einer Erfindung zu beschäftigen.

Bei den gewöhnlichen Baumsägen müssen sich die Leute schräg auf den Boden legen und seitwärts ziehen. Das ist der Grund, weshalb im Tag nicht mehr geleistet wird und warum soviel häßlich abgesägte Stümpfe im Walde stehen. Mit einem konischen Auswechselungsapparat, der an der Wurzel des Baumes angeschraubt würde, müßte man die Säge auf gewöhnliche Sägermanier hin und her ziehen können, und zwar mit dem Erfolg, daß sie wagrecht schnitte. Ich fing nun an, die Teile zu einer solchen Maschine auf dem Papier zu entwerfen. Am meisten Kopfzerbrechen machte mir der leichte Druck, den das Sägeblatt brauchte, und der mit einer Druckfeder, die wie eine Uhr aufgezogen würde, hervorzubringen sein müßte; oder vielleicht könnte man statt der Druckfeder auch ein Gewicht nehmen. Das Gewicht wäre am leichtesten herzustellen, aber es würde sich immer gleich bleiben; und je tiefer die Säge hineindränge, desto schwerer würde es gehen, und der Druck müßte sich verringern. Eine Stahlfeder dagegen würde nachgeben, so oft der Schnitt tiefer würde, und dadurch immer richtig daraufdrücken.

Ich entschloß mich zu der Feder. „Du wirst sehen, du kannst den Apparat machen," dachte ich. „Und das würde der größte Ruhm deines Lebens sein."

Ein Tag verging wie der andre; wir fällten neunzöllige Stämme, ästeten sie ab und glätteten sie. Die Verpflegung im Hause war reichlich und gut: wir nahmen kaltes Essen und Kaffee in den Wald mit und bekamen am Abend, wenn wir heimkamen, warmes Essen. Dann wuschen und putzten wir uns, damit wir besser aussähen als die Knechte, und wir saßen in der Küche, wo eine große Lampe brannte und drei Mägde waren. Falkenberg wurde Emmas Schatz.

Und ab und zu drang vom Flügel im Zimmer eine Woge von Wohlklang zu uns herüber, ab und zu kam die gnädige Frau heraus in ihrer mädchenhaften Jugend und ihrer einnehmenden Freundlichkeit.

„Wie ist es heute im Walde gegangen?" konnte sie fragen. „Habt ihr einen Bären gesehen?" Aber eines Abends dankte sie Falkenberg für seine gute Arbeit am Flügel.

Wie — wirklich? Falkenbergs wettergebräuntes Gesicht wurde ganz schön vor Freude, und ich war geradezu stolz auf ihn, als er die bescheidene Antwort gab: „Ja, es kam mir selbst vor, als sei es etwas besser geworden."

Entweder hatte die Übung ihn tüchtiger zu dieser Arbeit gemacht, oder die gnädige Frau war ihm dankbar, daß er ihren Flügel nicht verdorben hatte.

Jeden Abend zog Falkenberg meine Hosen an. Ich konnte sie unmöglich wieder zurückverlangen und selbst tragen, denn jedermann hätte geglaubt, ich hätte sie nur von meinem Kameraden geliehen.

„Du kannst die Kleider behalten, wenn du mir die Emma dafür abtrittst," sagte ich im Spaß.

„Ja, nimm die Emma nur," erwiderte Falkenberg.

Da merkte ich, daß zwischen Falkenberg und Emma eine Abkühlung eingetreten war. Ach, Falkenberg hatte sich verliebt, gerade wie ich auch. Nein, was für reine Jünglinge wir waren!

„Was meinst du, ob sie heute abend auch zu uns herauskommt?" konnte Falkenberg im Walde sagen.

Und ich konnte sagen:

„Ich bin nur glücklich, wenn der Kapitän recht lange fortbleibt."

„Jawohl," entgegnete Falkenberg. „Höre, wenn ich erfahre, daß er nicht gut gegen sie ist, dann gibt es einen Krach."

Dann sang Falkenberg eines Abends ein Lied. Und wieder war ich stolz auf ihn. Die gnädige Frau kam heraus, er mußte das Lied wiederholen und noch eins dazu singen; seine schöne Stimme erfüllte die Küche, und die Frau war ganz verdutzt. „Nein aber, das ist mir doch noch nie vorgekommen!"

Dann begann sich in mir der Neid zu regen.

„Haben Sie Unterricht im Singen gehabt?" fragte die Frau. „Kennen Sie die Noten?"

„Jawohl," antwortete Falkenberg. „Ich bin in einem Verein gewesen."

Aber ich dachte mir, hier hätte er sagen müssen: „Nein, leider nicht, ich habe nichts gelernt."

„Haben Sie schon einmal jemand vorgesungen? Hat Sie schon jemand gehört?"

„Ja, ich habe ab und zu bei Tanzvergnügen gesungen. Und einmal auch auf einer Hochzeit."

„Aber hat Sie jemand gehört, der sich darauf verstand?"

„Nein, das weiß ich nicht. Ja, ich glaube doch."

„Ach, singen Sie noch etwas!"

Falkenberg sang.

„Es wird wohl so weit kommen, daß er eines Abends geradeswegs in die Stube geführt wird, und daß ihn die gnädige Frau auf dem Flügel begleitet," dachte ich. Laut aber sagte ich:

„Entschuldigen Sie, kommt der Herr Kapitän bald zurück?"

„Ja," antwortete sie fragend. „Warum?"

„Wegen der Arbeit."

„Habt ihr schon alle die bezeichneten Bäume gefällt?"

„Nein, noch nicht alle, aber ... Nein, noch lange nicht alle, aber ..."

„Nun —?" fragte sie, und dann kam ihr ein Gedanke. „Ich weiß nicht — wenn es wegen der Bezahlung ist, dann ..."

Ich richtete mich auf und sagte: „Ja, es könnte schon sein."

Falkenberg sagte nichts.

„Dann sagen Sie es nur gerade heraus. Nehmen Sie, bitte," sagte sie und reichte mir die Banknote, die ich verlangte. „Und Sie?"

„Ich will nichts haben. Danke sehr," sagte Falkenberg.

Lieber Gott! wie klein wurde ich; bis auf den Boden sank ich. Und Falkenberg, der schändliche Kerl, der so reich war und keinen Vorschuß brauchte! Gleich heute abend wollte ich ihm die Kleider vom Leibe reißen und ihn ganz nackt machen!

Was aber natürlich doch nicht geschah.

17

Und die Tage gingen.

„Wenn sie heute abend wieder herauskommt, werde ich das Lied von der Mohnblume singen," konnte Falkenberg im Walde sagen. „Das hatte ich bis jetzt vergessen."

„Hast du nicht auch Emma vergessen?" fragte ich.

„Emma? Ich will dir etwas sagen: du bist ganz derselbe wie vorher auch."

„So?"

„Ja, durch und durch. Du könntest vor den Augen der gnädigen Frau fröhlichen Herzens Emma zum Schatz haben, aber das könnte ich nicht."

„Das lügst du," erwiderte ich zornig. „Du wirst mich nie mit irgendeinem Mädchen gehen sehen, solange ich hier auf dem Hofe bin."

„O, ich schleiche hier auch keiner bei Nacht nach. Glaubst du, daß sie heute abend herauskommt? Bis jetzt hatte ich die ‚Mohnblume' ganz vergessen. Hör einmal!"

Und Falkenberg sang das Lied von der Mohnblume.

„Ja, du hast Glück mit deinem Singsang," sagte ich, „aber trotzdem bekommt sie keiner von uns."

„Bekommt sie. Hat man je solch einen Affenschwanz gehört?"

„O, wenn ich jung und reich und schön wäre, dann könnte ich sie schon bekommen," sagte ich.

„Ja, dann! Da würde ich sie auch bekommen. Aber dann wäre ja noch der Kapitän da."

„Ja, und dann wärst du da und dann ich. Und dann wäre sie da und die ganze Welt. Und dann könnten wir beide unser Lästermaul über sie

halten," sagte ich und war über mich selbst wütend wegen des dummen, kindischen Geschwätzes. „Ist das ein passendes Gerede für zwei alte Holzhauer?"

Wir wurden beide bleich und mager, und Falkenbergs leidendes Gesicht wurde voller Runzeln; keinem von uns schmeckte es wie vorher. Um uns unseren Zustand gegenseitig zu verbergen, pfiff ich lustige Weisen, während Falkenberg nach jeder Mahlzeit schimpfte und sagte, er esse zu viel und werde steif und unbeholfen davon.

„Ihr eßt ja gar nichts," konnte die gnädige Frau sagen, wenn wir von unserem Proviant zuviel wieder zurückbrachten. „Was seid ihr für Holzhauer!"

„Falkenberg ist schuld daran," sagte ich.

„Nein, der da ist es!" rief Falkenberg. „Er ißt garnichts mehr."

Ab und zu, wenn uns die gnädige Frau um eine Gefälligkeit, um einen kleinen Dienst bat, liefen wir beide wie die Wiesel; schließlich trugen wir von selbst Wasser in die Küche und füllten die Holzkiste. Aber einmal schnappte Falkenberg mir eine Haselgerte zum Teppichklopfen vor der Nase weg, und die gnädige Frau hatte doch ausdrücklich niemand anders als mich gebeten gehabt, ihr eine Haselgerte aus dem Walde mitzubringen.

Und Falkenberg sang regelmäßig jeden Abend.

Da nahm ich mir vor, die gnädige Frau eifersüchtig zu machen. — Ei, ei, mein guter Mann, bist du verrückt oder bist du dumm? Die gnädige Frau würde den ganzen Versuch nicht eines einzigen Gedankens würdigen.

Aber trotzdem, ich wollte sie eifersüchtig machen.

Von den drei Mädchen konnte ich höchstens mit Emma experimentieren, und so begann ich mit Emma anzubändeln.

„Emma, ich weiß einen, der nach dir seufzt."

„Woher weißt du das?"

„Von den Sternen."

„Es wäre mir lieber, du wüßtest es von jemand hier auf Erden."

„Das tu ich auch. Aus erster Hand."

„Er spricht von sich selbst," sagte Falkenberg aus Angst, mit hineingezogen zu werden.

„Jawohl spreche ich von mir selbst. Paratum cor meum."

Aber Emma war unzugänglich und machte sich nichts aus mir, obgleich ich tüchtiger war als Falkenberg. Was — ich sollte nicht einmal Emma erobern können? Da zeigte ich mich aufs äußerste stolz und schweigsam, ging meine eigenen Wege, zeichnete meine Maschine und verfertigte kleine Modelle. Wenn Falkenberg abends sang und die gnädige Frau zuhörte, ging ich in die Gesindestube zu den Knechten und hielt mich da auf. Das war viel würdiger. Es hatte nur den Nachteil, daß Petter, der krank geworden war, das Geräusch von Axt und Hammer nicht ertragen konnte, deshalb mußte ich, so oft ich etwas Hartes zu klopfen hatte, in den Schuppen hinausgehen.

(Fortsetzung folgt)

Der Patriot / Von Karl Kraus

In den bangen Tagen, die jüngst das deutsche Vaterland durchlebt hat, weil die Lust zum Fabulieren die Fähigkeit zum Regieren ernstlich in Frage zu stellen schien, ist es doch einer Beruhigung froh geworden: Fest steht und treu Herr Maximilian Harden. Denn wenn auch Deutschlands Gewissen nicht mehr zwischen den Wipfeln des Sachsenwaldes webt, so macht es dafür den Grunewald zur Sehenswürdigkeit, und wenn Deutschlands politische Weisheit nicht mehr einer Schöpferkraft entstammt, so ist sie eine jener Anlagen, die dem Schutze des Publikums empfohlen sind. Uns lebt ein eiserner Journalist. Das ist einer, der wie Lassalle ausspricht, was ist, und wie Bismarck, was sein sollte. Der Einfachheit halber aber läßt er gleich Bismarck selbst sprechen, und weil es keine Möglichkeit einer politischen Situation gibt, über welche sich dieser mit ihm nicht beraten hätte, so gewöhnen sich die Deutschen in einen Zustand, dank dem sie den Hingang des eisernen Kanzlers überhaupt nicht mehr spüren. Ob freilich Bismarck, als er die Flasche Steinberger Kabinett mit Herrn Harden teilte, mehr den Gast ehren oder den Spender kränken wollte, ist bis heute nicht festgestellt, und es ist nur sicher, daß er mit der Verabreichung der Tasse Vanilleeis eine demonstrative Aus-

zeichnung der publizistischen Eigenart des Herrn Harden im Sinne hatte. Diese Gelegenheiten böten aber für die Fülle politischer Vertraulichkeit, die der Hausherr dem schüchternen Gast aufgenötigt hat, keinen Raum, und so bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß Fürst Bismarck nach dem Hausverbot, welches von Friedrichsruh an Herrn Harden ergangen war, ihn im Grunewald aufgesucht und ihm jene Bismarckworte zugetragen hat, deren Echtheit uns im Zeitalter der Surrogate immer aufs neue frappiert. Da aber Bismarck viel mehr gesprochen haben muß, als Herr Harden verrät, und die letzten Lebensjahre des Fürsten kaum ausgereicht hätten, auch nur so viel zu sagen, als Herr Harden gehört haben will, so muß man zu der Erklärung greifen, daß selbst der Tod den Kanzler nicht davon abgehalten hat, mit dem Altreichsjournalisten jene trauliche Zwiesprach zu pflegen, die ihm nun einmal zur Gepflogenheit geworden war. Und so erleben wir Deutschen, die Gott, aber sonst nichts in der Welt fürchten, das grausige Schauspiel, wie ein Toter die Ruhe eines Lebendigen stört, glauben zuweilen, daß der Tote im Grunewald sitzt und der Lebende im Sachsenwald liegt, und aus der Verwirrung der Sinne hilft uns nur die Anwendung eines weisen Spruches: Wenn ein Sarg und ein Zettelkasten zusammenstoßen, und es klingt hohl, so muß nicht immer der Sarg daran schuld sein.

Trotz alledem wird es dem Andenken Bismarcks, der bloß ein Mißvergnügter war, nicht gelingen, die Taten des Herrn Harden, der ein Patriot ist, zu kompromittieren. Denn es gibt Gott sei Dank noch einen Fürsten, der der Lebensanschauung des Herausgebers der „Zukunft" näher steht als Bismarck, und das ist der Fürst Eulenburg. Man kann es ja heute sagen, daß die Kränklichkeit dieses Staatsmannes der Individualität des Herrn Maximilian Harden einen weit größeren Dienst erwiesen hat als der Tod des Fürsten Bismarck. Nur ein Jahr lang stand Herr Harden im Banne der Normwidrigkeit jenes Mannes, dem er bis dahin nichts weiter vorzuwerfen hatte, als daß er in den Zeiten politischer Not beinahe so schlechte Gedichte gemacht hat wie die lyrischen Mitarbeiter der „Zukunft". Aber wir wissen, was dann weiter geschah, wie die Wahrheit nach fünfundzwanzig Jahren an den Tag kam, und wie die deutsche Nation sich freute, weil sie zwei solche Kerle wie den Riedel und den Ernst hatte. Durch alle diese Aktionen, zu deren geistiger Deckung die Inspiration eines Bismarck nicht ausgereicht

hätte und deshalb vernünftigerweise ein Detektivbureau herangezogen wurde, zieht sich wie ein schwarz-weiß-roter Faden der Patriotismus des Herrn Maximilian Harden. Nicht um ein erotisches Privatvergnügen oder gar die Sensationslust unbeteiligter Abonnenten zu befriedigen, nein, für das Vaterland hat er sich unter den Betten der Adlervillen und der starnberger Hotels gewälzt. Ein Commis voyeur ist durch Deutschland gezogen, aber er hat das Erlebte, Erlauschte, Erlogene mit staatsretterischer Gebärde offeriert. Wer sollte glauben, daß es ihm darauf ankam, dem Skandal zu opfern, ihm, der den Skandal nicht scheute, um dem Vaterland zu opfern, und der um der Ehre willen selbst einen Mehrgewinn seines Blattes nicht gescheut hat? Daß ihm der Skandal nicht Selbstzweck war, sondern bloß die notwendigsten Mittel zum Zweck hereinbrachte, beweist er gerade jetzt, da er der Politik der offenen Hosentüren endlich entsagt hat und den Fürsten Eulenburg einen lahmen Mann sein läßt. Und in der Tat, seit dem Augenblick, da dieser den Diener Dandl — Herr Harden verzichtet heute auf solche Alliterationen — an die Wade faßte, hat kein politisches Ereignis so sehr die Wachsamkeit des Vaterlandsfreundes herausgefordert und so dringend an die Pflicht auszusprechen, was ist, gemahnt als das kaiserliche Interview. Wenn man den Opfermut, mit dem er sich auf ein steuerloses Schiff stellt, unbefangen betrachtet, muß man sogar zu der Meinung neigen, daß für Herrn Harden heute die Frage, ob der Wille eines Monarchen auf die bekannten ministeriellen Bekleidungsstücke verzichten darf, eine wichtigere Sorge bedeutet als selbst die Frage, ob Graf Moltke mit Unterhosen sich ins Ehebett gelegt hat. Ja, hol mich der Teufel, Herr Harden scheint überzeugt zu sein, daß ein Eigenwille dem Reiche größeren Schaden zufügt als eine Willfährigkeit, die den Einfluß einer normwidrigen Hofgesellschaft duldet. Das ist nur konsequent. Herr Harden hat den Kaiser von seinem Umgang befreit, jetzt ist es an ihm, den Kaiser vor den Gefahren des Alleinseins zu warnen. Was immer er aber für das Wohl des Landes unternehmen mag, er ist mit der gleichen Ehrlichkeit eines Kent bei der Sache. Ob er nach Schranzen sticht oder königlichem Zorn die Brust darbietet, ob er Männerstolz vor Königsthronen offeriert oder Königsstolz vor Männerliebe behütet, er handelt stets in Wahrnehmung berechtigter Interessen. Und nicht etwa solcher, wie sie das Reichsgericht in wiederholten Entscheidungen

anerkannt hat: die einzig berechtigten Interessen eines Publizisten seien die seines geschäftlichen Vorteils.

Was aber ist ein Patriot? Wir wollen eine Entscheidung der allerhöchsten Instanz provozieren, des kulturellen Schamgefühls. Diese Instanz hatte mit Herrn Harden noch nichts zu schaffen, sie ist unbefangen. Sie sagt: So wie das religiöse Gefühl der meisten Frommen sich erst bekundet, wenn es verletzt wird, so liegt auch der Patriotismus der meisten Patrioten auf der Lauer der Gelegenheit, gekränkt zu sein. Der Sprachgebrauch, der davon spricht, daß einer, der leicht zu beleidigen ist, „gern" beleidigt ist, hat recht. Das religiöse und das patriotische Gefühl lieben nichts so sehr wie ihre Kränkung. Will nun Herr Maximilian Harden als ein echter Patriot dastehen, von dem die schwarz-weiß-rote Farbe auch dann nicht heruntergeht, wenn man ihn in seine eigene schmutzige Wäsche nimmt, so muß er vor allem die Gelegenheit suchen, die Verletzung seines patriotischen Gefühls durch andere zu beklagen. Der wahre Patriot liebt zwar das Vaterland, aber er würde selbst das Vaterland opfern, um jene hassen zu dürfen, die das Vaterland nicht lieben oder nicht auf dieselbe Art lieben wie er. Der wahre Patriot ist immer ein Denunziant der Vaterlandslosen, sowie der wahre Christ ein Denunziant der Gottlosen ist. Den Hut vor der Monstranz zu ziehen, ist bei weitem kein so schönes Verdienst, wie ihn jenen vom Kopfe zu schlagen, die kurzsichtig oder andersgläubig sind. Zwischen Monstranz und Demonstration liegt ein Spielraum für populäre Möglichkeiten, den kein Demagoge des Glaubens und kein Pfaffe der Politik je ungenützt ließ. Herr Harden hat das wirksamste Mittel gefunden, um seinen Patriotismus vor allen gläubigen Gemütern zu legitimieren. Denn es waren Zweifel aufgetaucht. Die Normwidrigkeit deutscher Höflinge in Ehren, aber man hatte sich öfter gefragt, ob ein Patriotismus sich in der Wahl seiner Mittel nicht doch vergriffen habe, der dem Blick der schadenfrohen Nachbarn eine so abscheuliche Perspektive durch das Loch der Vogesen eröffnet hat. Da besteigt Herr Harden mit einem unwiderleglichen Argument zum Beweise seiner vaterlandsfreundlichen Gesinnung die Tribüne: Der „Simplicissimus", ruft er, hat eine französische Ausgabe! Und durch sie könnte der Erbfeind ein ungünstiges Bild von dem Geistesleben deutscher Offiziere bekommen. Das sei der bare Landesverrat. Denn so notwendig es war, Europa über die Geschlechtssitten

der deutschen Armee reinen Wein einzuschenken, so indiskret ist es, über das Bildungsniveau des Reserveleutnants Mitteilungen ins Ausland gelangen zu lassen.

Als ich dieses Argument für die Echtheit eines Patriotismus, dem auch ich bis dahin mißtraut hatte, vernahm, war meine Freude groß. Schon deshalb, weil Herr Maximilian Harden, der der Rede mächtiger ist als der Schrift, es vorgezogen hatte, den Beweis seiner patriotischen Leistungsfähigkeit einem Auditorium statt einer Leserschar zuzumuten. Denn wäre dieser Beweis in der „Zukunft" geführt worden, so hätte ich die Mühe der übersetzung in unsere Sprache gehabt, und von dieser Aufgabe könnte ich nur sagen, daß ich es mir immerhin leichter und dankbarer vorstelle, den Text des „Simplicissimus" ins Französische zu übersetzen. Geschähe es doch! Ich bin ein schlechter Verteidiger gegen den Vorwurf, daß einer Landesverrat begehe, wenn er Humor verbreitet oder wenn er eine künstlerische Sprachleistung Lesern zugänglich macht, deren Sprache für künstlerische Leistungen eigens erschaffen ist. Ich kann das Pathos nicht aufbringen, Herrn Harden einer Verleumdung zu beschuldigen, wenn er fälschlich behauptet hat, der „Simplicissimus" veranstalte eine französische Ausgabe. Ich habe weder für die Ausfuhrverbote des Geistes noch für die Zollschranken der Kultur jenes Verständnis, das notwendig wäre, um die Behauptungen des Herrn Harden als ehrverletzend zu empfinden. Ich müßte seine Entrüstung teilen, um ihre Ursache mit Vehemenz zu bestreiten, und ich müßte einen vaterländischen Stolz begreifen, der seinen Manschettenknöpfen einen Siegeslauf um die Welt ersehnt, aber seinen Satiren das „made in Germany" verübelt. Sie sollen im Lande bleiben und sich redlich von den übelständen der Heimat nähren. Aber das ist schließlich der Mahnruf aller kritischen Nachtwächter, die es noch nie verstanden haben, daß man von der Kunst auch etwas anderes beziehen könne als Tendenzen und stoffliche Reize. Und ich sehe nicht ein, warum ich einem eine Unwahrheit nachweisen soll, wenn ich ihn einer Unwahrhaftigkeit beschuldigen kann. Ich würde Herrn Maximilian Harden die kitschige Gemeinheit seines Arguments mit demselben Hochmut vor die Füße werfen, wenn die französische Ausgabe des „Simplicissimus" bestünde, wenn sie sich nicht auf die übersetzung der paar Illustrationswitze reduzierte, mit der deutsche Satiriker ihren französischen Kunstgenossen gefällig sein

wollten und die auf sechshundertfünfzig Exemplaren einer angeklebten Schleife das deutsche Ansehen im Ausland gefährdet. Gäb's eine richtige französische Ausgabe, ich würde trotzdem die äußerste Geringschätzung für einen Agitator übrig haben, der den Blick der Weinreisenden von seiner eigenen politischen Schande abzulenken sucht, indem er vor ihnen die künstlerische Ehre des andern in eine politische Schande verwandelt. In den Kehricht des deutschen Geistes mit ihm! Und daß er nie wieder mit vorgeschützten Kulturinteressen uns belästige, uns, denen vor Europa eine Produzierung zeichnerischer Kunstwerke wahrlich besser anstünde als die literarischen Offenbarungen sexueller Spionage. Hätten wir die Wahl, einer kultivierten Welt die Satiren der Heine und Gulbransson oder den speckigen Ernst eines Leitartiklers zu unterbreiten, die Lumpenhülle der Kunst eines Rudolf Wilke oder den stilistischen Prunk, in dem die schäbigsten Wahrheiten unserer Publizistik einherstolzieren, einen Thönyschen Leutnant oder einen Hardenschen Flügeladjutanten —, ich wüßte bei solcher Wahl, welches Erzeugnis deutschen Geistes ich getrost ins Ausland schicken wollte, um dessen Achtung zu gewinnen, und ich wüßte, in welchem Falle ich ein Patriot wäre!

Beklagen wir es, daß solche Entscheidung nie ermöglicht wurde. Der „Simplicissimus" hat, wie wir durch die Aufklärung Ludwig Thomas gehört haben, die geschäftlich verlockendsten Anerbietungen abgelehnt, und so erfahren die Franzosen, die uns ihre Witzblätter in hunderttausenden Exemplaren herüberschicken, aus unserem Geistesleben leider nur dann etwas, wenn Herr Harden in einem seiner Sexualprozesse beweisen will, was er nicht behauptet hat, oder behauptet, was er nicht beweisen kann. So bleibt es ausschließlich Herrn Harden vergönnt, zu tun, was er dem „Simplicissimus" nachsagt: die Scham seines Volkes zu entblößen, um seine Einnahmsmöglichkeit zu vergrößern. So bleibt es Herrn Harden vorbehalten, seine Angriffe auf die hintere Linie der deutschen Schlachtordnung im Angesicht des Auslandes zu verüben und den Interviewern des „Matin" in spaltenlanger Rede zu versichern, daß er Material gehabt habe, Material habe und noch haben werde, bis der Termin des Jüngsten Gerichtes anbricht. Er mag sich für einen deutschen Patrioten halten, weil die Franzosen bloß seine Reden und nicht auch seine Schriften zu übersetzen vermocht haben, und wir wiederum wüßten nichts von der unpatriotischen Gesinnung des „Simplicissimus", wenn Herr

Harden es vorgezogen hätte, darüber zu schreiben anstatt zu sprechen. Aber er wollte verstanden werden, er wollte jene Instinkte gewinnen, zu denen man auf stilistischen Stelzen nicht gelangen kann. Nicht populär zu sein, dieses Schicksal teilt der Umworter aller Worte mit jenen, die die Menge mit Gedanken in Versuchung führen. Will Herr Harden lügen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dann steigt er auf das Podium und heimst für den Verzicht auf die höhere Bildung und auf das Recht, den November Nebelmond und den König von England King zu nennen, jene Lorbeeren ein, die er seit den Tagen von Moabit so schwer entbehrt hat. Hätte er in seiner „Zukunft" etwa beteuert, daß der „Simplicissimus" Mariannens lüsternem Blick die Scham germanischen Wesens, des vom Dünkel der Gewaffneten mählich nur in die Zucht des Fritzenstaates gekirrten, mit flinkem Finger entblößt habe . . . ach, ich hätte mich erbarmen und wieder einmal aussprechen müssen, was ist. Ich freue mich also, daß Herr Harden es uns diesmal so leicht gemacht hat, die Schwäche seiner ethischen Hemmungen zu empfinden. Wenn er erweislich Wahres sagt, kommen wir ihm nur schwer darauf; wenn er lügt, gewinnt er uns sofort. Aber wer einmal lügt, glaubt einem andern nicht, und wenn der auch die Wahrheit spricht. Was Herr Harden vorgebracht hatte, wurde von Thoma glatt in Abrede gestellt, er selbst hätte also zugeben müssen, daß „der Stank schnell verflog." Aber man müßte „seines Wesens Ruch" nicht kennen, wenn man es verwunderlich finden sollte, daß er nun erst mit der Festigkeit eines Galilei an seiner Entdeckung festzuhalten begann. Und es gibt doch eine französische Ausgabe! Er hat eine gesehen! Waren nicht hundert Lügen gegen eine Wahrheit zu wetten, daß Herr Harden sich auf die Friedensnummer, die unter dem Titel „Paix à la France" im Jahre 1905 erschien, berufen würde? Thoma war abgeführt; denn: „die Behauptung, es habe nie eine französische Ausgabe des „Simplicissimus" gegeben, ist also unrichtig." Ist sie's?, muß man sofort im feinpolemischen Fragestil des Herrn Harden hinzusetzen. Die Entblößung der deutschen Armee vor dem Ausland beweist er folgerichtig durch jene Publikation des „Simplicissimus", die eine Propaganda der Abrüstung bezweckt hat. Einer behauptet, daß ich meine Hausfrau verraten habe, weil ich meiner Nachbarin erzählte, daß sie Wanzen beherberge, und meint, es gehe nicht an, die eigene Hausfrau in den Augen der Nachbarin

herabzusetzen. Ich antworte, daß ich dergleichen nie getan habe. So?, sagt er, zufällig kann ich beweisen, daß du einmal bei der Nachbarin warst. Und das stimmt wirklich, denn das war damals, als ich sie für eine gemeinsame Aktion gegen das Teppichklopfen gewinnen wollte . . . Herr Harden ist ein Ehrenmann mit logischen Unterbrechungen. Und er wird so lange bei seinem Argument bleiben, als dessen Billigkeit ihn mit dessen Richtigkeit versöhnt und in den Augen deutscher Spießer zum ehrlichen Manne macht. Denn es muß ein verflucht angenehmes Gefühl sein, das Odium eines Polizeihundes, der auf homosexuelle Tiergartenabenteuer geht, mit dem Ruf eines Wächters am Rhein vertauschen zu dürfen, der anschlägt, wenn ein Satiriker vorbei will.

Zum heuchlerischen Alarm ist da und dort Gelegenheit; aber so sehr es der Bürger liebt, wenn ihm die Moral gerettet wird, noch mehr staunt er die Bravour des Tapferen an, der ihm das Vaterland rettet. Und das zweite Problem ist umso interessanter, als es neben der politischen Spannung auch wieder Gelegenheit für eine moralische Kunstfertigkeit bietet. Die ahnungslosen Deutschen sitzen im Biergarten, da steigt Herr Harden auf einen Sessel und wird seine Leistungsfähigkeit zeigen; vorerst aber bittet er die Herrschaften „um ein kleines Trinkgeld oder Douceur"; — die französische Übersetzung ist bei der Ansprache der Trapezkünstler üblich, wird ihnen aber nicht weiter übelgenommen. Und Herr Harden versichert den angenehm überraschten Biertrinkern, daß ihn die „Tat" des „Simplicissimus", der den 650 Exemplaren eine Schleife mit fünf französischen Zeilen beigeheftet hat, „unverzeihlich dünkt, so unverzeihlich wie das Handeln eines, der eine schmähliche oder lächerliche Familiengeschichte in die Zeitung bringt . . . Süd oder Nord: die Deutschen sollen sich als einer Familie angehörig fühlen und die Darstellung der traurigen oder lächerlichen Mißstände, die im Familienhaus leider noch fühlbar sind, nicht selbst den Fremden zum Kauf anbieten". Die Besucher sind entzückt, geben ein Trinkgeld und kein Douceur, und alle stehen im Bann einer erstklassigen akrobatischen Leistung, die den patriotischen Bauchaufschwung mit dem großen salto morale vereinigt. Nur einer im Hintergrund ruft: Eulenburg! . . Er will damit sagen, daß er den Artisten schon von früher her kennt und daß ihm die Methode, mit der Moral Politik zu machen, schon einmal Übelkeit erregt hat.

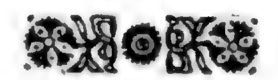
Er will sein Mißbehagen ausdrücken, daß Herr Harden die Erinnerung an eine Produktion heraufbeschwört, die ihm beinahe den Hals gekostet hätte. Denn daß einer ein Jahr lang nichts anderes tat, als die Geheimnisse fremder Betten zu lüften und den Familienfrieden derer von Sokrates bis Lynar zu zerstören, war eine stärkere Gesinnungsprobe, als ein durchschnittlicher Moralheuchler eigentlich nötig hat. Aber daß er es dann als eine unverzeihliche Handlung brandmarkt, schmähliche oder lächerliche Familiengeschichten in die Zeitung zu bringen, ist bereits eine Fleißaufgabe der Scheinheiligkeit. Freilich wünscht er nicht, daß man die sittlichen Wirkungen seiner Aktion mit der Erschütterung des deutschen Ansehens durch die Übersetzung der Simplicissimus-Witze vergleiche. Hat Herr Harden „sein Beweismaterial in einer Weltverkehrssprache veröffentlicht"? Das hat er, wenn man von den Interviews in der französischen Presse absieht, weiß Gott nicht getan, und trotzdem ist „durch sein Reinigungswerk das deutsche Ansehen wesentlich gebessert" worden. Die Welt hat also davon erfahren, es hat ihr imponiert, und es kommt offenbar auf den Kredit dessen an, der ein Reinigungswerk vornimmt. Der „Simplicissimus" kann sich gewiß nicht auf ein anerkennendes Schreiben des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten, des Barons Speck von Sternburg berufen. Herr Harden kann es. Denn der Baron Speck hat ihm bestätigt, daß alle führenden Männer in den Vereinigten Staaten des Lobes voll waren. Er ist tot, er starb bald, nachdem er Herrn Harden seine Anerkennung ausgesprochen hatte. Er teilte das Schicksal aller bedeutenden Männer, die sich auf ihre Vertraulichkeit mit Herrn Harden etwas zugute taten. Qui mange du pape, en meurt. Aber essen die Leser von diesem Speck? Möglich, daß der Tote Herrn Harden gelobt hat. Aber selbst wenn wir diesen Botschafter hörten, es fehlte uns der Glaube. Denn es kommt auch beim Ansehen des Herrn Harden im Ausland, wie in allen Lebensproblemen, weniger auf das erweislich Wahre, als auf die innere Wahrscheinlichkeit an.

Wie umständlich muß heute ein deutscher Patriot seine Ehrlichkeit beweisen, damit sie die Welt nicht glaubt! Man verdächtigt die Motive des Herrn Harden, die ihre Ursprünglichkeit an der Stirne tragen. Man ist nicht einmal vorweg davon überzeugt, daß er in die Volksversammlung kam, um

den künstlerischen Wert des „Simplicissimus" zu loben, und daß ihm „erst während er sprach, einfiel, daß dieses Lob als ein auch der Geschäftspolitik des Blattes geltendes gedeutet werden könnte". Weil ihm dies erst während er sprach, zufällig einfiel, deshalb, nur deshalb sagte er, „daß er das Blatt nicht mehr ganz so gern wie früher sehe", und brachte auch die französische Ausgabe zur Sprache. Anstatt daß man nun der spontanen Natur des Herrn Harden, deren Unberechenbarkeit heute nur noch im Wesen einer einzigen Persönlichkeit in Deutschland ihresgleichen hat, Gerechtigkeit widerfahren läßt, anstatt daß man zugleich eine Besonnenheit anerkennt, durch die sich auch ein Temperament im letzten Augenblick Zügel anzulegen vermag, behaupten die Feinde, der Tadel des „Simplicissimus" sei nicht von der Gerechtigkeit der Liebe, sondern das Lob sei von der Taktik des Hasses diktiert, und der Wandel in der Ansicht des Herrn Harden sei nicht dem verletzten patriotischen Gefühl zuzuschreiben, sondern der verletzten Eitelkeit. Daß die Welt das Strahlende zu schwärzen liebt, ist bekannt, aber es ist besonders undankbar von der Welt, wenn sie diese Praxis gegenüber einem Manne betätigt, der sich so gern an die Welt wendet. Müssen solche Erlebnisse nicht schließlich zur Vereinsamung der Agitatoren führen? Mit ungerechter Rauhheit sehen wir da ein Berliner Blatt in ein naives Seelenleben greifen, wenn es dreist behauptet, der Wandel in der Ansicht des Herrn Harden über den „Simplicissimus" sei auf meine Mitarbeit am „Simplicissimus" zurückzuführen . . . Wärs möglich? Wäre ich wirklich schuld? Aber da es behauptet wird, so fühlt mein Magen auch noch eine moralische Verpflichtung, sich bei der patriotischen Zubereitung einer Rankune mit allen anderen deutschen Magen umzudrehen.

Wenn ich schuld bin, muß ich's auf mich nehmen, und tue es vor der ganzen Öffentlichkeit mit jener freudigen Bereitschaft, die Herr Harden an mir schon gewohnt ist. Daß ich bloß als Mitarbeiter des von ihm beschimpften „Simplicissimus" das Wort führe, mag er behaupten, wenn er sich seinerseits darauf verlegen will, die Motive einer Aussprache zu verdächtigen. Ich würde mich zu meiner Konsequenz so gut bekennen, wie zu jenem Widerspruch, dessen die aufrechten Männer mich damals beschuldigt haben, als ich nach einer Polemik gegen den „Simplizissimus" mich durch Mitarbeit zu ihm bekannte. Was ich einmal — mit höherer Achtung vor dessen künst-

lerischem Wert als Herr Harden — gegen den „Simplicissimus" einzuwenden hatte, das hat meine Subjektivität eingewendet, die von Zugeständnissen an den Geschmack des Publikums nichts wissen will und deren luxuriöses Recht ich mir nur selbst zugestehen darf. Keinen besseren Beweis seines Verständnisses für solch unerbittliche Kunstauffassung konnte der „Simplicissimus" erbringen, als durch Einladung eines Autors, dessen Beiträge sicherlich kein Zugeständnis an den Geschmack des Publikums bedeuten, und in keinem ehrlicheren Krieg der Meinungen ist je ein ehrlicherer Friede geschlossen worden. Wenn er aber den unehrlichen Krieg des Herrn Maximilian Harden gegen den „Simplicissimus" eröffnet hat, so lasse ich es mir gefallen, daß man meinen Angriff auf den Angreifer als die Erfüllung einer Bündnispflicht deutet. Ich habe oft genug bewiesen, daß ich keines anderen Winks bedarf, um gegen diese publizistische Macht mobil zu sein, als die Lektüre der „Zukunft", und wer mich kennt, wird mir glauben, daß ein patriotisches Bekenntnis des Herrn Maximilian Harden durchaus genügt hat, um mich in den alten Zustand der Feindseligkeit zu versetzen. Vollends im Angesicht des Versuchs, die Tribüne zu erobern und zum Paradeplatz für eine Gesinnung zu machen, deren populäres Verständnis die Sprache des Literaten so lange gehemmt hat. Daß Herr Harden die Zeit für solche Veränderung seiner Operationsbasis gekommen sieht, und daß er so verpönte Hilfsmittel nicht verschmäht, ist ein Beweis, wie hoch er den Verlust an publizistischer Ehre einschätzt, den er erlitten, und wie sehr die Eulenburg-Kampagne sein Ansehen im Inland herabgesetzt hat. Wahrlich, groß ist der Schaden, der sich auf allen Seiten ergibt. Und wenn wir an Frankreich fünf Milliarden Simplicissimuswitze bezahlten, die Niederlage könnte nicht größer sein. Deutschland steht vor der Welt als ein Staat da, dessen Mannschaft durch Selbstmord dezimiert und infolge gewisser Schwierigkeiten der Fortpflanzung nicht ergänzt wird. Dem Riedel, dem „aufrechten Milchmann", haben die besseren Leute die Milch abbestellt. Und einem aufrechten Publizisten bleibt nichts übrig, als ein Patriot zu werden.



Das Goethemuseum in Sesenheim

Von G. Stoskopf

Mit zwei Abbildungen nach Gemälden von Henri Loux

Was ich über Sesenheim zu berichten habe, verdanke ich im wesentlichen den Mitteilungen meines für die elsässische Kunst leider allzufrüh verstorbenen Freundes Henri Loux. — Henri Loux zählte zu den begabtesten Malern des jungen Elsaß. Wie kaum ein zweiter wußte er das elsässische Dorfleben zu schildern, den intimen Reiz des elsässischen Bauerndorfes und Städtchens wiederzugeben. Er war in Sesenheim, wo sein Vater Lehrer war, aufgewachsen und hing mit Leib und Seele an seinem Heimatsdorf mit den alten, malerischen Bauernhäusern und vor allem an der hübschen alten Dorfkirche, in der einst Goethe mit Friederike gesessen hat. Loux wäre bei seinem feinen Verständnis unserer alten Städtchen und Dörfer berufen gewesen, ein eifriger Verfechter der altelsässischen Volkskunst und Baukultur zu werden. Wie liebte er diese alten Häuser und Gassen, wie wußte er auf die Kantonal- und Kommunalbaumeister zu schelten, die in eifrigem Wettstreit bemüht schienen, unsere elsässischen Städtchen und Dörfer mit geschmacklosen Neubauten zu verunstalten! Gar an dem neuerbauten sesenheimer katholischen Schulhause, das zugleich als Rathaus dient, konnte er nicht vorübergehen, ohne zu fluchen wie ein Türke, was sich denn auch für jeden anständigen Christenmenschen geziemt, der diesen Bau zu Gesicht bekommt. Bei den sesenheimer Bauern hatte Loux allerdings mit seinen Bestrebungen wenig Glück.

Sie charakterisierten seine Theorien als „dummi Plän" und waren der Ansicht, daß ein neues Haus unter allen Umständen schöner sein müsse als ein altes, wie ja auch ein neues Paar Stiefel jederzeit einem alten vorzuziehen sei. Und gar der Umstand, daß Loux Maler war und nicht angeben konnte, was für eine Stellung er einmal bekommen und wieviel Geld er verdienen werde, genügte, ihn bei den Sesenheimern als eine minderwertige,

bemitleidenswerte Persönlichkeit erscheinen zu lassen, deren Äußerungen am Wirtshaustisch deshalb nicht mehr Wert beizumessen sei als denen des kleinsten Kuhbauern im Dorfe. Selbst lobende Kritiken, die Loux bei seinen Ausstellungen in Straßburg erhielt, erzielten die gegenteilige Wirkung, da die Schriftkundigen des Dorfes sie in vorgefaßter Meinung immer zum Nachteile ihres Landsmannes zu deuten wußten. Als gar ein straßburger Kritiker über die Louxschen Bilder von „stimmungsvollen Mattengräben", in denen der Maler sich heimisch fühle, schrieb, um dann zum Schlusse zur Betrachtung zu kommen, daß Loux jedoch noch vieles schuldig bleibe, da steckten die Sesenheimer die Köpfe zusammen, und einer erzählte es schmunzelnd dem andern: „Aha, hanr's widder geläse vom Louxe-Henri, in de Mattegräwe kejt'r herum, un iweral macht er Schulde!"

Wußten so die Bauern wenig Gutes von ihrem Landsmanne Loux zu erzählen, so revanchierte er sich seinerseits mit seinem köstlichen Erzählertalent und gab in Freundeskreisen unzählige prächtige Geschichten über die Sesenheimer zum besten. Er wußte von gewaltigen Kämpfen aller Art zu berichten, die in der Gemeinde ausgefochten worden waren. Unter diesen war der Kampf um ein Goethemuseum geradezu klassisch.

Die Idee, in Sesenheim ein Goethemuseum zu errichten, war von einem begeisterten jungen „Dichter" ausgegangen, der damals in Straßburg lebte und, wenn ich nicht irre, Schultze oder so ähnlich hieß, und den wir daher auch so nennen wollen. Er wußte den Bauern in glühenden Farben zu schildern, welch unermeßlichen Wert für Sesenheim die Gründung eines Goethemuseums habe, wie es durch solch eine Tat mit einem Male die Aufmerksamkeit der gesamten gebildeten Welt auf sich lenke, und was der erfreulichen Begleiterscheinungen mehr seien, die mit der Gründung von Museen Hand in Hand zu gehen pflegten. Er gab der Gemeinde den wohlgemeinten und, wie wir annehmen wollen, sicherlich auch uneigennützigen Rat, ihre Ersparnisse, die sie zum Ankauf eines simmenthaler Stieres verwenden wollte, einem poetischeren Zwecke zuzuwenden, nämlich der Gründung eines Goethemuseums.

Der Schöpfer der Idee hatte auch schnell eine Anzahl Reliquien von Goethe und Friederike zusammengebracht und sie auf dem Rathause ausgestellt. Es befanden sich recht bemerkenswerte Sachen darunter, so eine Locke von

Straße in Sesenheim

Friederike, ein Paar Stiefel von Goethe, Faksimiles von Briefen und andere Kostbarkeiten mehr. Die Bauern sahen sich die Sachen, die der Dichter Schultze vortrefflich zu erläutern verstand, samt und sonders mit großen Augen an; und wenn auch keinem die Zweckmäßigkeit eines Museums so recht einleuchten wollte, es rückten nur die wenigsten mit der Sprache heraus. Die Leute, die für besonders gebildet und für gescheiter gelten wollten als die andern, waren für das Museum. Die Pfiffigen jedoch, die irgend einen Leim witterten, verhielten sich reserviert und ließen höchstens zweideutige Äußerungen fallen, aus denen man geradesogut auf ihre Zustimmung zu der Museumsidee schließen konnte wie auf das Gegenteil. Die Bauern jedoch,

Digitized by Google

die ohne jeden höheren Ehrgeiz nur auf den Vorteil ihrer Landwirtschaft bedacht waren, erklärten schlankweg, sie pfiffen auf das Museum, und proklamierten laut, daß die Ersparnisse der Gemeinde unter allen Umständen nur zum Ankauf eines simmenthaler Stieres und nimmermehr zur Gründung eines Goethemuseums verwandt werden dürften.

So war die Gemeinde bald in zwei Parteien gespalten, die sich heftig befehdeten und deren Schlachtruf lautete: „Hie Goethemuseum, hie simmenthaler Stier." Minen und Gegenminen wurden gelegt, erbitterte Kämpfe wurden am Wirtshaustisch ausgefochten und viele Bauernschädel durch ungewohntes emsiges Nachdenken gemartert. Die Freunde des Goethemuseums warfen den Gegnern Unbildung und Rückständigkeit vor, worauf die Partei des simmenthaler Stiers das Goethemuseum verächtlich als „Schwowedings" brandmarkte und die praktischen Erfolge, die man sich von einem simmenthaler Stier versprach, weit über die ideellen Werte stellte, die die andern von dem Goethemuseum erhofften. Als schließlich die Stierfreunde die bissige Bemerkung verbreiteten, daß von einem Goethemuseum überhaupt nur die Wirte profitieren, und daß dann die Bauern das Nachsehen haben würden, begannen die Aktien des Stieres gewaltig zu steigen. Wenn nicht ein großer Coup gelang, wenn nicht irgendein Trumpf ausgespielt wurde, so war die Museumssache verloren.

Trotz allen Anstrengungen des „Dichters" Schultze — er kann übrigens doch vielleicht auch Huber geheißen haben — ließ niemand von der Regierung sich für das Museum breitschlagen. Weder der Kreisdirektor noch irgendein Assessor, ja nicht einmal der Gendarm ließ ein gewichtiges Wort zugunsten des Museums fallen, aus dem man hätte schließen können, daß das Unternehmen an hoher Stelle genehm sei. In der Not verfiel der Schöpfer der Museumsidee auf einen letzten rettenden Gedanken. Irgendeine bedeutende Persönlichkeit mußte sich der Sache annehmen und nach Sesenheim kommen, um die wankenden Reihen mit neuem Mute zu beleben und die Sache zum Klappen zu bringen.

Die gewünschte Person mit dem nötigen Relief fand sich denn auch in einem Grafen von „Thurn und Taxis", der sich, wie der Dichter Schultze laut und vernehmlich zu verkünden wußte, außerordentlich für das eminent nationale Unternehmen interessiere und demnächst nach Sesenheim zu kommen sich herablassen würde.

Mit Spannung wurde die Ankunft dieser bedeutenden Persönlichkeit erwartet. Die Aufregung war um so größer, als bis dato mit Ausnahme von „s'Schierehanse Jockel", der als Husar Bursche bei einem Grafen gewesen war, noch niemand einen lebendigen Grafen gesehen hatte. Die Museumsfreunde triumphierten, während die Partei des simmenthaler Stieres, der die Wandelbarkeit der Volksmeinung gar sehr wohl bekannt war, der Ankunft des Malefizgrafen mit scheelen Augen und viel Bekümmernis entgegensah. Die Gegenpartei verfehlte denn auch nicht, das Ereignis gehörig aufzubauschen, und als an dem festgesetzten Sonntag der Zug in Sesenheim einfuhr und der Dichter mit einem eleganten, aristokratisch aussehenden Herrn ausstieg, der feine Lackstiefel und nagelneue Glacéhandschuhe trug, begrüßte er mit Genugtuung am Bahnhof eine Anzahl Bauern in Gehröcken und unheimlichen Zylindern von allen Formen und Gattungen, an denen zahllose Begräbnisse und Hochzeitsschmäuse nicht spurlos vorübergegangen waren. Auch der katholische Pfarrer war erschienen, um eine wohldurchdachte Ansprache an den Grafen zu richten, in der er seiner Freude Ausdruck verlieh, einen Sproß der berühmten Familie kennen zu lernen, die der katholischen Kirche schon so viele wackere und hochverdiente Männer geschenkt hätte.

Die Zeremonie nahm einen würdigen Verlauf, dieweil der Graf von der Dorfjugend und den herbeigeeilten Zuschauern wie ein Mondkalb angegafft wurde. Der Graf war sehr leutselig und sprach viele beherzigenswerte Worte, die die Museumskämpfer elektrisierten und mit neuem Mut erfüllten. Bald überflog ein siegesgewisses Lächeln ihre Gesichter, was die Gegenpartei mit vermehrter Unruhe erfüllte. Um der Stierpartei einen weiteren Stoß zu versetzen, von dem sie sich nach der Berechnung der Museumsfreunde nicht mehr erholen sollte, wurde der Graf in die größte Wirtschaft des Dorfes geleitet. Auch „s'Schierehanse Jockel" stellte sich als Sachverständiger ein und verwandte keinen Blick von dem Grafen und dessen Hantierungen.

Ein Graf ist schließlich auch ein Mensch, und so kam es, daß er seine Begleiter nach einer Weile um die Erlaubnis bat, sich einen Augenblick zurückziehen zu dürfen. Eine Ehreneskorte, die sich sofort erbötig machte, ihn zu begleiten, lehnte er dankend ab und verschwand, nachdem er noch einige geheimnisvolle Worte mit dem Wirt gewechselt hatte, hinter der Tür, die nach dem Hofe führte. In demselben Moment kam Freund Loux durch den

Garten herein, um in die Wirtschaft zu gehen, da er sich das Schauspiel mit dem Grafen doch nicht entgehen lassen wollte. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er unverhofft die sympathische Gestalt seines Studiengenossen Schmitt, mit dem er auf dem Gymnasium zusammen gesessen hatte, einem wohlbekannten Gemach des Hauses zusteuern sah.

„Holla Schmitt," rief er, „was machst du denn hier?!"

Schmitt erbleichte und blieb wie versteinert stehen. „Pscht!" flüsterte er seinem Studiengenossen Loux zu, als er die Sprache wiedergewonnen hatte. „Unglücksrabe, nenne meinen Namen nicht mehr, ich mime nämlich hier den Grafen von Thurn und Taxis, ich sage dir, ein Mordsfetz; aber um alles in der Welt, verrate mich nicht, die Bauern schlagen mich sonst tot."

Loux ging denn auch bereitwilligst auf seinen Plan ein und verleugnete seinen Freund Schmitt, um keinen Verdacht zu erregen. „s'Schierehanse Jockel aber, der zur Stierpartei gehörte und dem Grafen stets mit den Augen folgte, hatte die Szene mit Loux beobachtet. Hatte er schon vorher zu seiner großen Verwunderung bemängeln müssen, daß der Graf weder auf seiner Krawattennadel noch auf seinen Manschettenknöpfen noch sonstwo eine Grafenkrone trug, so mußte ihn der Umstand in seinen Zweifeln bestärken, daß der hochgeborene Herr Graf den Sohn des Schulmeisters zu kennen schien, der dazu noch Maler war. Die Sache mit dem Grafen wollte ihm nicht recht gefallen. Kurz entschlossen ging er, noch bevor der Graf zurückgekehrt war, in die Wirtschaft zurück, nahm zum Entsetzen der Bauern, die über solche Kühnheit erschraken, die gräfliche Kopfbedeckung von der Wand und stellte zu aller Verblüffung fest, daß in dem Hut die Initialen K. S. zu lesen waren, ohne Grafenkrone noch ein sonstiges Kennzeichen blauen Blutes.

Zwar suchte der eifrige Prophet des Goethemuseums die Position zu retten, indem er mit großer Geistesgegenwart erklärte, K. S. bedeute, was nur Ignoranten und Troddel nicht wüßten, Kaiserlicher Seigneur, ein Titel, der nur altem angestammten Adel verliehen werde usw. usw. Die Ausrede verfing jedoch nicht recht; die üble Saat des Mißtrauens, die vom Schierehanse Jockel ausgestreut worden war, ging unerwartet schnell auf. Man wußte ja, daß er von Grafen etwas verstand. Die Schar der Getreuen wurde wankend, einer nach dem andern verschwand, da jeder befürchtete, er möchte sich lächerlich machen und zur Zielscheibe des Spottes werden.

Dem braven Dichter Schultze blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Grafen zu voreiligem Aufbruch zu drängen, da allerlei Anzüglichkeiten und Sticheleien, die ihm zu Ohren drangen, zur Vorsicht mahnten. Der Abschied hatte keinerlei Ähnlichkeit mehr mit dem imposanten Empfang; es war ein Rückzug nach verlorener Schlacht. Das Goethemuseum wurde von der Gemeinde aufgegeben und mußte dem simmenthaler Stier weichen, sehr zum Nutzen der Rindviehzucht, wovon sich jedermann heute noch in der Gemeinde Sesenheim überzeugen kann.

Nur einer war nicht zum Wanken zu bringen, und das war der biedere Gastwirt und Schreiner Gillich, der im Laufe der Kämpfe seinen Goethe und die Friederike liebgewonnen hatte und kurz entschlossen den Plan faßte, auch ohne die Gemeinde ein Goethemuseum auf eigene Faust zu errichten. Im

Die alte Kirche in Sesenheim

Digitized by Google

ersten Stock seines Gasthauses „Zum Ochsen" wurde schnell eine Kammer geräumt; der Dichter Schultze stellte zahlreiche Bilderausschnitte aus illustrierten Zeitungen, Faksimiles Goethescher Briefe, die schnell gerahmt wurden, und sonstige Kostbarkeiten mehr, darunter auch einige selbstverfaßte Gedichte, zur Verfügung; und siehe da, ehe mans gedacht, war das Goethemuseum fertig. Die Kammer avancierte zum Museum und der Schreinermeister und Gastwirt Gillich zum Museumsdirektor.

Zwar kann das Museum nicht zu den größeren mitteleuropäischen Museen gerechnet werden, dagegen kann es stolz den Titel des ersten elsässischen Dorfmuseums und des ersten Goethemuseums in Elsaß-Lothringen überhaupt für sich beanspruchen. Seit der Gründung des Museums sind dessen Schätze noch bedeutend angewachsen. So ist unter anderm auch eine Photographie erworben worden von Friederikens Grab mit der bekannten Inschrift: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh." Der Museumsdirektor weiß den Spruch zwar richtig zu deuten und zu erläutern; trotzdem beharrt die Mehrheit der sesenheimer Bauern und gar die Partei, die für den simmenthaler Stier war, hartnäckig bei der Auffassung, aus der Inschrift sei zu schließen, daß Friederike am Sonnenstich gestorben sei.

Unter den Schätzen des Museums befinden sich außer den schon erwähnten und bedeutenden Erwerbungen noch einige alte Bibeln und Gebetbücher, von denen man auf den ersten Blick vermuten könnte, daß sie aus dem Pfarrhause von Sesenheim stammten. Dies ist zwar nicht der Fall, trotzdem können sie unser Interesse in vollem Maße beanspruchen, und es muß der umsichtigen Museumsdirektion als bleibendes Verdienst angerechnet werden, daß sie diese Gegenstände erworben hat. Sie sind uns nämlich eine wertvolle Erinnerung an den unvergeßlichen Oelpeter selig, dessen Verdienste um die Goetheforschung immer noch nicht genügend bekannt sind. Der Oelpeter war, was wohl die wenigsten wissen, der erste Fremdenführer in Sesenheim und hat den Goethefreunden vergangener Zeiten viele wertvolle Aufschlüsse über Goethe zu geben gewußt und damit vielen Freude bereitet. Kein geringerer als er war es, der noch zeigen konnte, wo Goethe eigenhändig einen Apfelbaum gepflanzt hatte, obschon er erst dreißig Jahre nach dem Besuche Goethes in Sesenheim das Licht der Welt erblickt hatte; auch wußte er in lebhaften Farben zu schildern, wie er den jungen Goethe als Bauernburschen

verkleidet gesehen habe, und wie dieser beim „Meßti" die Dorfschönen im Tanze gedreht und allerlei Schabernack mit ihnen getrieben habe, und viele ähnliche schöne Sachen mehr. Kein geringerer als der Oelpeter war es ferner, der jahrelang einen schwunghaften Handel mit alten Halstüchern getrieben hat, die er in Sesenheim und Umgegend aufkaufte, um sie als Friederiken-reliquien wieder an durchreisende Engländer zu verkaufen. Das sollten Geschenke der Friederike an ihre Patenkinder gewesen sein. Ja, das waren damals schönere Zeiten in Sesenheim als heute! Viele andere Verdienste des Oelpeters wären noch aufzuzählen, doch für heute genügt es uns, die Aufmerksamkeit der Forscher auf ihn gelenkt zu haben und das Verdienst der rührigen Museumsdirektion ins richtige Licht gesetzt zu haben, die uns Gelegenheit gibt, uns an den Bibeln und Gebetbüchern dieses bedeutenden Mannes zu erfreuen und zu erbauen. In dem Goethemuseum wird außerdem als ganz besonders wertvolles Stück eine Spulhaspel Friederikens gezeigt, angeblich aus dem Besitze eines ihrer Patenkinder. Besucher, die noch nicht von dem alles zersetzenden Zeitgeist angesteckt sind, werden diese Haspel nicht ohne innere Rührung betrachten, die Skeptiker dagegen, zu denen auch mein Freund Loux gehörte, werden ihr jedoch, da sie in bedenklicher Nähe der Gebetbücher und der Bibeln des Oelpeters steht, ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen. Wenn wir noch erwähnen, daß in dem Museum ein Fremdenbuch zum Einzeichnen der Besucher aufliegt, und daß ferner daselbst der Fremdenführer durch Sesenheim sowie andere Hauptwerke derselben Gattung zu haben sind, so glauben wir, in unserm Berichte das Wichtigste und Sehenswerteste verzeichnet zu haben.

Nachdem der Besucher in den Museumsräumen geistige Nahrung zu sich genommen hat, kann er sich unten in der Wirtschaft leiblich stärken, wodurch ihm Gelegenheit geboten wird, die Vielseitigkeit der Museumsdirektion schätzen zu lernen.

So war es zur Zeit meines Freundes Loux. So ist es auch heute noch.

Eine Frage wird sich nun jeder stellen, der sich mit Volksbildung beschäftigt. Welches sind die praktischen Resultate, die durch das Museum erzielt worden sind? Haben sich die Hoffnungen, die man seinerzeit daran knüpfte, als die Gemeinde das Museum gründen sollte, wenigstens teilweise erfüllt? Und hat das Goethemuseum des Gastwirts Gillich auf die geistige Ent-

wicklung der sesenheimer Bauern denselben segensreichen Einfluß gehabt wie die Erwerbung des simmenthaler Stieres auf die Rindviehzucht?

Wir müssen es leider stark bezweifeln, denn von Sesenheim kommt uns die betrübende Kunde, daß die hübsche alte Dorfkirche, von der wir anfangs sprachen, demnächst abgerissen und eine neue Kirche gebaut werden soll. Dadurch wird die einzige wirklich schöne und echte Erinnerung an Goethe in Sesenheim von der Bildfläche verschwinden. Bis auf den heutigen Tag war das Innere des Kirchleins in demselben Zustande erhalten wie zu Goethes Zeiten. Da war noch die Kanzel, auf der einst der alte Pfarrer Brion predigte, da war vor allem noch der alte Chorstuhl, in dem Goethe mit Friederiken der „etwas ledernen Predigt“ von Friederikens Vater zugehört hat, sogar die Orgel, auf der der alte Schulmeister damals spielte, war noch vorhanden; und nun soll dies alles verschwinden. Die Kirche, die während fünf Jahrhunderten den religiösen Bedürfnissen der sesenheimer Bevölkerung genügte, muß einem Neubau weichen, da sie angeblich nicht mehr ausreicht. Zwar hat die Bevölkerung nicht zugenommen, ihre Frömmigkeit ist auch nicht gewachsen, aber es wird nun auf einmal behauptet, die Kirche sei zu klein und müsse daher den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechend erweitert werden.

Wie es sich für einen gewissenhaften Chronisten geziemt, haben wir neuerdings wieder eine Reise nach Sesenheim unternommen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Unser Freund, der Museumsdirektor Gillich, bedauert mit uns, daß das Kirchlein dem Untergang geweiht sei. Ein Bauer, den wir an Ort und Stelle interpellierten, ob die Kirche denn wirklich zu klein sei, meinte: „Sie isch ze klein und au widdr nit ze klein, wenn alli nin gängte, ze wärd sie zu klein, awer sie gehn nit alli nin.“

Das war weise gesprochen und beweist, daß die Kirche noch groß genug wäre. Die wahre Ursache, warum das Dorfkirchlein verschwinden soll, mußte daher anderswo gesucht werden. Nach Besprechung mit andern Bauern war sie auch nicht schwer zu finden. Am Eingang des Dorfes soll nämlich eine funkelnagelneue katholische Kirche errichtet werden. Die Katholiken benutzten früher gemeinsam mit den Protestanten das kleine Dorfkirchlein; mit dem Neubau einer Kirche wollen sie sich den längstgehegten Wunsch erfüllen, ein eigenes Heim zu bekommen. Die Protestanten waren anfangs froh, daß sie die

Katholiken aus ihrer Kirche herausbekommen sollten und rieben sich vergnügt die Hände. Sie hatten die Rechnung jedoch ohne den Wirt gemacht, denn die Pläne der Katholiken gehen heimtückischerweise erstens auf eine Kirche, die viel größer und geräumiger werden soll als die alte Dorfkirche, und zweitens, was das allerschlimmste ist, dazu noch auf einen Kirchturm, der den protestantischen um ein paar Meter überragen wird.

So etwas mußte als geradezu unerhört gelten, da doch die Katholiken in Sesenheim in der Minderheit sind. Auf diesen Trumpf mußte ein stärkerer gesetzt werden, und so werden denn die sesenheimer Protestanten bald eine noch größere Kirche haben als die Katholiken, und vor allem wird der Kirchturm wieder ein paar Meter höher werden als der katholische. Sie werden sich durch diesen Bau zwar eines kostbaren Juwels berauben; aber was schadet das? Sie werden ihrem Herrgott ein paar Meter näher sein als die andern und diese noch obendrein ärgern, daß sie vor Neid platzen, was doch schließlich unter anständigen Christenmenschen die Hauptsache ist.

Was ist sozial?

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.

Vor zwei Jahren habe ich in den Annalen des Deutschen Reichs auf die heillose Zersplitterung des Rechtes über den Arbeitsvertrag, insbesondere über den Dienstvertrag der Privatangestellten hingewiesen und die Notwendigkeit eines einheitlichen Angestelltenrechtes betont. Meine Anregung ist von der Gesellschaft für soziale Reform in dankenswerter Weise aufgegriffen worden. Auf der nächsten Tagung bildet die Privatbeamtenfrage den einzigen Gegenstand der Beratungen; die Forderung des einheitlichen Rechtes, die vom Vorstande bei der Einleitung der neuen Aktion in den Vordergrund geschoben ist, wird auch wohl den Abschluß der Erörterungen bilden. Gegenwärtig erscheinen einige Bände der Schriften der Gesellschaft, die den Vorbereitungen der für den Januar geplanten Generalversammlung dienen. Diese Schriften zeigen, wie unglaublich ver-

worren die Gesetzgebung und die Rechtsprechung, wie unhaltbar die Zustände sind, und wie energisch, wenn auch meist unbewußt, alle Reformbestrebungen der Angestellten selbst nach gleichen Zielen gehen. Ja, darüber hinaus: auch die Bestrebungen der Arbeiterschaft liegen im wesentlichen in der gleichen Richtung. Es gibt eine große, gewaltige Strömung aller Arbeitnehmer nach einem einheitlichen, sozialen Arbeitsrechte.

Ob ein solches einheitliches Arbeitsrecht möglich, ob es im Interesse des Gemeinwohles, des Volksganzen erlaubt oder geboten ist, das hängt von der Bedeutung ab, die man dem Worte „Sozial" gibt. Da gerade dieses Wort, das doch den Ausgangspunkt der wichtigsten politischen Vorgänge bildet, leider zu einem unklaren, oft mißbrauchten Schlagworte geworden ist, so ist es wohl angebracht, im Anschluß an die besondere Frage des Arbeitsrechtes eine Grundlegung des Begriffes „Sozial" zu versuchen.

Soziales Recht

Die „soziale Frage" ist uns als Folgeerscheinung der großindustriellen Entwicklung Deutschlands vor einem Menschenalter zuerst als industrielle Arbeiterfrage entgegengetreten. Diese Arbeiterfrage hat jahrzehntelang die Wissenschaft und die Gesetzgebung beherrscht. Aber schon damals hat man sich nicht dem Zwange entziehen können, gelegentlich einzelne Stücke der für Arbeiter berechneten Schutz- und Fürsorgegesetze auch auf benachbarte Gruppen zu übertragen. Der Standpunkt, daß die soziale Frage sich in der Arbeiterfrage erschöpfe, daß die soziale Pflicht des Staates nur in „Arbeiterpolitik" bestehe, ist heute mit Recht allgemein verlassen.

Wer an Stelle dieser veralteten Definition die Erweiterung setzt, daß Sozialpolitik „Arbeitnehmerpolitik" sei, kann von ihr aus zu der Forderung eines einheitlichen Arbeitnehmerrechts, also auch eines einheitlichen Privatbeamtenrechts, kommen. Aber wenn er den Inhalt dieses Rechts bestimmen soll, so läßt seine Definition ihn im Stich. Denn warum sollen Arbeitnehmer besonders bevorzugt werden vor anderen Bevölkerungsschichten? Die Arbeitgeber können den Einwand erheben, daß ihre Leistungen für den Staat mindestens ebenso wichtig und notwendig seien, daß eine Berücksichtigung ihrer Interessen ebenso berechtigt, daß die Arbeitnehmerpolitik eine ungerechte

Einseitigkeit sei; ungerechte Sozialpolitik aber ist für jeden politisch Empfindenden ein Widerspruch in sich.

„Schutz der wirtschaftlich Schwachen" ist vielen der Inbegriff des Sozialen. Von ihm ist unsere Gesetzgebung vielfach ausgegangen und hat Versorgungs- und Schutzgesetze auf Angestellte beschränkt, die ein gewisses Arbeitseinkommen nicht überschreiten. Der Begriff zwingt zu dieser von den Angestellten selbst ungern gesehenen Teilung des Berufes. Die fast in jedem Gesetze wechselnde Grenze der „Schwäche" hat zu lächerlichen Verschiedenheiten geführt. Der Schutzbegriff muß überall da versagen, wo kleine Unternehmer in Frage kommen, die man nicht als wirtschaftlich überlegen gegenüber dem bessergelohnten Beamten bezeichnen kann.

Als Grundlegung für ein einheitliches, fortschrittliches Arbeitnehmerrecht, das gegenüber den Anforderungen anderer Gruppen sich jederzeit schlüssig verteidigen läßt, kann nur eine allgemeine Definition dienen, die bis auf den Grund der Rechtsfragen taucht. S o z i a l b e d e u t e t d a s V o r r e c h t d e s l e b e n d i g e n M e n s c h e n vor allen Gütern und Einrichtungen dieser Erde. Sozial ist das Recht nur, wenn es die Persönlichkeit des Menschen, des Staatsbürgers höher wertet als Sachgüter, als Vermögensinteressen, als irgendwelche Institutionen. Das soziale Recht dient dem obersten Zwecke des Staates, recht viele gesunde, leistungsfähige, frohe Menschen als Bürger zu zählen.

Ist diese Begriffsbestimmung des Sozialen theoretisch auch nicht allgemein anerkannt, so doch praktisch. Denn was ist der Zweck aller Arbeitergewerkschaften, aller Berufsvereine von Privatbeamten anders, als die Persönlichkeit im modernen Großbetriebe zu retten, die schwachen Existenzen durch Organisierung von Tausenden zu festigen, daß sie nicht durch die Macht des Kapitals erdrückt werden? Alle Bestrebungen dieser Verbände zielen doch nur dahin, den Massen der Berufsgenossen die Entwicklung und das Ausleben einer menschenwürdigen, kulturgemäßen, staatsbürgerlichen Existenz zu ermöglichen. Gewiß spielen rein wirtschaftliche Fragen, wie der Kampf um die Lohnhöhe, um den Unterhalt in Zeiten der Arbeitsunfähigkeit, eine große Rolle. Aber die Kulturbedeutung dieser wirtschaftlichen Kämpfe liegt doch nur darin, daß ihr Erfolg eine Erhöhung der Lebenshaltung und der Arbeitsleistung bringt. Das Wirtschaftliche verschwindet fast ganz hinter dem

Persönlichen. Solange das Einkommen nicht wesentlich über das zur angemessenen Lebensführung Nötige hinausgeht, solange dient seine Vermehrung nur der Möglichkeit persönlicher Entfaltung. Alle weiteren Bestrebungen aber, die auf Verkürzung der Arbeitszeit, auf freien Sonntag, auf Abendruhe, auf Verbot eines Mißbrauchs der Abhängigkeit, auf Beseitigung von Konkurrenzklauseln und so weiter gehen, sind reine Forderungen zugunsten der Person gegenüber dem Kapital.

Unser Recht ist in seinem Grunde noch sehr unsozial, weil wir zu viel herübergenommen haben aus dem alten Rom, in dem der Typus des arbeitenden Menschen der Sklave war, der im Eigentume des Arbeitgebers stand und vom Rechte nur als Haustier gewertet wurde. Die Fortschritte der letzten Jahrzehnte sollen gern anerkannt werden; aber welche bescheidene Rolle spielt noch im Bürgerlichen Gesetzbuche gegenüber den minutiösen Regelungen aller Eigentums-, Besitz-, Sachschuld- und Erbrechtsverhältnisse der sechste Titel des siebenten Abschnittes, der mit seinen zwanzig Paragraphen über den Dienstvertrag das Rechtsverhältnis regeln soll, auf dem heute die Existenz von dreißig Millionen Menschen beruht. Wie herrscht das Vermögensinteresse überall vor gegenüber dem persönlichen Interesse! Wieviel besser sind alle Vermögensrechte geschützt als die rein persönlichen Rechte und Güter, wie Gesundheit, Ehre, vor allem Arbeitskraft! Wir haben den Sachwucher für unsittlich und strafbar erklärt (§ 138 Bürgerliches Gesetzbuch und § 302 a—c Strafgesetzbuch); den viel schlimmeren Personenwucher nicht. Wer die Notlage eines Angestellten dadurch ausbeutet, daß er sich Arbeitsdienste (also Vermögenswerte) versprechen und gewähren läßt gegen eine Entlohnung, die den Umständen nach in auffälligem Mißverhältnisse zu dem Werte der Dienstleistungen stehen, ist noch niemals wegen Wuchers belangt worden; und erst in allerneuester Zeit haben Kaufmannsgerichte erfreulicherweise derartige Gehaltsvereinbarungen für nichtig erklärt und den Arbeitnehmern ein angemessenes Entgelt zugesprochen. In der Konkurrenzklausel (der Vereinbarung, durch die ein Angestellter sich verpflichtet, Jahre lang nach dem Austritt aus einem Dienstverhältnis nicht in einer Konkurrenzfirma Stellung zu nehmen) ist das Vermögensinteresse des früheren Arbeitgebers maßgebend gewesen gegenüber dem Persönlichkeitsinteresse des Arbeitnehmers, der seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse nicht verwerten darf. Unser Patentrecht spricht

eine Erfindung und ihre Ausnutzung nicht dem zu, der den Gedanken hatte, sondern dem, der die sachlichen Mittel zur Ausführung gab.*)

Solche Beispiele lassen sich leider häufen.

Aller Kampf der Arbeitnehmer um ein besseres Recht geht darauf hinaus, das Recht sozialer zu machen, das heißt die Rücksichten auf den lebenden Menschen, auf die Person des Staatsbürgers in den Vordergrund zu schieben. Die Erreichung des Zieles liegt nicht nur im gleichmäßigen Interesse aller Arbeitnehmer ohne Unterschied des Berufes, der sozialen und wirtschaftlichen Lage, sondern auch im Interesse der Allgemeinheit. Denn der Staat kann kein wichtigeres Interesse haben, als die Entfaltung aller nützlichen Kräfte aller Staatsangehörigen.

Soziale Wirtschaft

Denn der Reichtum eines Staates, eines Volkes liegt nicht in den „Sachgütern", sondern in den „produktiven Kräften". Die wichtigste dieser Kräfte ist das Menschenmaterial, in dem auch rein materiell der größte Teil des Nationalvermögens angelegt wird. Der Mangel an sozialem Denken in unserer Volkswirtschaftslehre läßt sehr häufig übersehen, daß der Mensch selbst nicht nur das Subjekt, sondern auch das wichtigste Objekt der Volkswirtschaft ist. Aller Besitz an Boden, Gebäuden, Maschinen, Produkten, Geld und so weiter verschwindet vor dem wirtschaftlichen Werte der Bevölkerung selbst. Professor Lexis schätzt das gesamte Sachgütervermögen des deutschen Volkes auf dreihundert Milliarden, Engel die Erziehungskosten der sechzig Millionen deutscher Reichsangehöriger auf tausend Milliarden, also das Dreifache des fälschlich so genannten Nationalvermögens. Die Tatsache, daß unser Recht ein Vermögensrecht und unsere Volkswirtschaftslehre eine Unternehmerökonomie ist, hat es bewirkt, daß wir den großen Unterschied zwischen privatwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Bewertung eines Unternehmens so oft übersehen.**)

*) Vergleiche Heft 7 der Schriften des „Deutschen Werkmeisterverbandes": Dr. Potthoff und Lehmann, „Die Konkurrenzklausel".

**) Näheres über die hier angedeuteten Fragen habe ich ausgeführt im Patria-Jahrbuche der „Hilfe" 1907: „Das Rentabilitätsproblem in der Bevölkerungs-

Seit wir den Menschen freigemacht haben, braucht der Unternehmer die Kosten des Menschenlebens bei seiner Kalkulation nicht mehr zu berücksichtigen. Er steckt kein Kapital in den Handlungsgehilfen oder Techniker wie in eine Maschine oder ein Pferd. Er braucht deswegen auch nicht auf lange Verzinsung, also auf rentable Ausnutzung durch pflegliche Behandlung zu sehen. Nach den Erziehungskosten des Arbeiters fragt der Arbeitgeber nicht; er zahlt den Marktwert der Arbeitskraft; er nutzt sie aus ohne Rücksicht auf die Dauer der Leistungsfähigkeit; er entläßt den Mann, wenn seine Leistung nicht mehr genügt, und hat rechtlich und grundsätzlich keine Verpflichtungen gegenüber dem Alten, Kranken, Invaliden oder gegenüber der Familie des in seinen Diensten Gestorbenen.

Der Staat, das ganze Volk aber hat ein dringendes Interesse daran, daß auch das Menschenmaterial pfleglich behandelt werde; daß nicht durch übermäßige Anspannung der Arbeitskraft, durch mangelhafte Ernährung, durch Fehlen von Ruhepausen und so weiter die Leistungsfähigkeit und Gesundheit vor der Zeit verbraucht werden. Denn (von allem nicht Wirtschaftlichen einmal abgesehen) nur der arbeitende Mensch macht sein Volk reicher, der arbeitsunfähige zehrt von fremdem Reichtum. Die Konkurrenzfähigkeit, die Wehrfähigkeit, die Zukunft eines Volkes hängt von der Gesundheit, Kraft, Arbeitsfähigkeit und Berufsfreudigkeit aller seiner Bürger ab.

Daraus folgt, daß alle Maßnahmen eines Staates, die eine übermäßige Ausnutzung der menschlichen Arbeit im Privatinteresse anderer hindern, die eine möglichst lange Dauer der Arbeitsfähigkeit fördern wollen, nicht aus Mitleid mit den geplagten Gliedern, sondern aus der Erkenntnis einer Notwendigkeit für die Gesamtheit entspringen; daß solche Maßnahmen nicht nur aus sittlichen und politischen, sondern vor allem auch aus wirtschaftlichen Gründen nützlich und notwendig sind. Gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit, Verbote besonders gesundheitsschädlicher Tätigkeit, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Sicherung der Sonntags- und Nachtruhe, Zwang zu gesundheitlich rationeller Einrichtung der Betriebe, Schaffung der Vorbedingungen für wirksame Standesvertretung, Schutz der Arbeitnehmer

---

frage" und in Heft 15, Jahrgang 1908 der „Umschau": „Der wirtschaftliche Wert des Menschenlebens".

gegen Verletzung ihrer Persönlichkeitsrechte und dergleichen sind also Forderungen im Interesse der Gesamtheit; sie sind keine Begünstigungen der Arbeitnehmer auf Kosten der Arbeitgeber; sie dürfen grundsätzlich vor keinem Berufe, vor keiner sozialen oder wirtschaftlichen Schicht haltmachen.

Auch die soziale Versicherungsgesetzgebung gewinnt durch diese wirtschaftliche Betrachtung des Menschenlebens zwei neue, wichtige Seiten. Ein Durchdringen des Volkes mit dem Gedanken, daß jeder der Gesamtheit nur das wert ist, was er ihr leistet, daß nur der Tätige dem Volke nützt, daß aber der dauernd Leistungsunfähige ein toter Posten in der Wirtschaftsbilanz ist, — ein Durchdringen mit diesem Gedanken wird das Volk in seiner Leistungsfähigkeit ungemessen erhöhen, kann aber zugleich für alle Invaliden, Kranken und Schwachen einen schweren Druck bedeuten. Dagegen muß die soziale Versicherung helfen. Sie nimmt von dem Arbeitsunfähigen das drückende Gefühl, er lebe von der Gnade anderer. Er bekommt ein Recht auf Rente und das Bewußtsein, daß diese Rente gezahlt wird aus dem, was er selbst in gesunden Tagen erarbeitet hat. Er verzehrt in der Rente den Rest seines Verdienstes, den der Staat für ihn aufgespart hat.

Diese Erwägung nötigt zu einer weitgehenden Versicherung aller, die nicht Kapitalien für ihren Lebensabend aufsparen können. Die Einrichtung braucht aber nicht haltzumachen vor einer bestimmten Einkommensgrenze, denn sie ist nicht ein Almosen auf Kosten der Allgemeinheit, sondern nur die Aufsparung von Arbeitseinkommen zu späterer Verwendung. Allerdings, soweit aus allgemeinen Mitteln Zuschüsse zu den Renten geleistet werden (wie in der Invalidenversicherung), ist es berechtigt, daß dieser Zuschuß sich auf wirtschaftlich Schwache beschränkt. Aber der Zwang für den Arbeitnehmer, aus dem Ertrage seiner Arbeit Versicherungsprämien zur Fürsorge für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit zurückzulegen, und auch der Zwang für den Arbeitgeber, sich an den Kosten dieser Versicherung zu beteiligen, muß auf die Gesamtheit ausgedehnt werden. Eben, je höher der Verdienst eines Angestellten ist, desto mehr Grund liegt vor, ihn zu einer ausreichenden Versorgung seines Alters und seiner Familie zu zwingen, damit er nicht durch irgendwelche Schicksalsschläge künftig der Allgemeinheit zur Last falle. Und auch ein Zwang für den Arbeitgeber, Beiträge für die Versicherung eines hochbezahlten Angestellten zu entrichten, ist besonders berechtigt

(abgesehen von der Frage, wieweit überhaupt der Versicherungsbeitrag vom Arbeitgeber gezahlt und nicht auf die Dauer durch Gehaltsverschiebungen ausgeglichen wird).

Diese Forderung ist eine einfache und naturgemäße Folge aus der Erkenntnis des wirtschaftlichen Wertes des Menschenlebens. Das Handelsgesetzbuch zwingt jeden Kaufmann, sein Inventar nur mit dem tatsächlichen Werte in die Jahresbilanz einzusetzen. Es zwingt ihn, von seinem Besitze sachgemäß abzuschreiben. Ist nicht auch die Arbeitskraft des Menschen etwas, was sich abnutzt? Ist es etwas Besonderes, wenn der Abschreibungszwang auf das menschliche Inventar des Unternehmens ausgedehnt und der Arbeitgeber gezwungen wird, für den Verbrauch der Arbeitskraft eine Reserve in Gestalt einer Versicherungsprämie zu legen? Für jeden ordentlichen Geschäftsmann, sei er Fabrikant, Händler oder Landwirt, ist es etwas Selbstverständliches, daß er sein totes Inventar gegen Feuer, Hagelschlag und Diebstahl, sein lebendes Inventar gegen Krankheit, Unfall und so weiter versichert. Es ist höchste Zeit, daß auch eine Versicherung des menschlichen Inventars zu einer selbstverständlichen Pflicht des ordentlichen Kaufmanns wird.

Grindelwald / Von Hermann Hesse

Der Schwindsucht zum Trotz hatte mein Freund Petrus Ogilvie fast die ganze Erde bereist, und ich, der ich mein Zigeunerleben auf Europa beschränkte, hatte ihn oftmals auf Reisen angetroffen. Kennen gelernt habe ich ihn, wenn ich nicht irre, in der Bahn zwischen Nürnberg und München, einen hageren Engländer von internationalen Manieren mit einem klugen, etwas bissigen Habichtsprofil und stillen, gutmütig ironischen Augen. Er gehörte zu den Unbefriedigten und trieb sich, da er wohlhabend war, als bescheidener Reisender in der Welt herum, erwarb sich gute Kenntnisse der Länder und Sprachen und hatte Sinn für die schönen, kleinen Abenteuer, die man nicht in Hotels und Bahnhöfen, sondern nur abseits im Volk, in Fischerhütten und Gebirgsherbergen erleben kann. Darin paßte er zu mir, und es traf sich, daß wir uns fast jedes Jahr

einmal irgendwo unvermutet wiedersahen. Wir begegneten uns Sommers in Zermatt, wir fuhren einmal zusammen von Venedig nach Fiume, wir haben am Lido und in Rapallo miteinander gebadet und gerudert.

Nun war es über ein Jahr her, daß ich ihn nicht mehr gesehen hatte; ich wußte nicht, ob er noch lebe, und hatte ihn fast vergessen. Da traf mich jenen Winter in Basel ein Briefchen von ihm:

Grindelwald, Hotel Baer.

„Mein Bester! Ich höre, Sie seien in Basel. Wenn das wahr ist, und Sie noch der Alte sind, besuchen Sie mich doch für ein paar Tage oder Wochen! Ich war das ganze letzte Jahr so krank, daß der Arzt mir für diesen Winter nur die Wahl zwischen Davos, Grindelwald und dem Tode lassen wollte. Davos ist schrecklich, der Tod ist bitter; also fuhr ich im November hierher, und jetzt befinde ich mich seit Wochen so wohl wie Gott in Frankreich. Ich mache die tollsten Bergschlittenfahrten und bin eine der besseren Nummern auf dem Eisplatz. Aber es fehlt mir Gesellschaft. Hier sind ausschließlich Engländer, und Sie wissen, wie sehr ich meine Landsleute liebe. Die romanische Rasse fehlt durchaus; seit zwei Monaten habe ich kein Wort Französisch oder Italienisch gehört. Deutsch natürlich auch nicht. Also wollen Sie kommen? Wir werden schlitteln und eislaufen und uns amüsieren wie früher manchmal. Mich verlangt sehnlich nach Ihren philosophischen Gesprächen. Ihr

Petrus Ogilvie."

Ich besann mich nicht lange. Zwei Tage später saß ich morgens im Zug und fuhr so eilig, als es der behagliche Winterfahrplan erlauben wollte, dem Berner Oberland entgegen. Erst von Interlaken an fand ich die Landschaft beschneit.

An einem bleichen Nachmittag mit starkem Schneefall kam ich in dem tief eingeschneiten Bergnest an. Gerade über der obersten schartigen Schroffe des Eiger hing hinter Schneewehen die Sonne weißlich fahl wie ein trüber Mond. Sonst war nichts zu sehen als ein blendendes Schneetreiben, das die Häuser und Hotels von Grindelwald nur wie hinter schweren Schleiern erkennen ließ, verwaschen und wesenlos wie Schatten ..... Trotz dieses Wetters fand ich Ogilvie nicht im „Bären". Er sei wohl schlitteln ge-

gangen. Ich nahm ein Zimmer und versuchte vergebens, mich in dem pompösen Riesenhotel heimisch zu fühlen. Auch ein Gang über die nächste Dorfstraße war unbefriedigend und langweilig. Es waren da, gerade wie im Sommer, die wohlbekannten, scheußlichen Holzbudiken, in deren Schaufenstern Gemshörner, Photographieen, Bergstöcke, Holzschnitzereien und Bände der Tauchnitz Edition auslagen. Dieser ganze bunte und ärmliche Trödel sah in der weißen Einsamkeit des Gebirgswinters doppelt affektiert und langweilig aus. In einem dieser Läden wurde meine deutsch vorgebrachte Frage nach einer gewissen Zigarrensorte englisch beantwortet.

Als ich gegen Abend ins Hotel zurückkehrte, war mir der berühmte Sports- und Winterkurort gründlich verleidet. Im Bären war großer Ball angesagt, und ich hatte die heitere Aussicht, die halbe Nacht Tanzmusik, Lärm und Treppengepolter als Wiegenlied hören zu müssen. Wie viel lieber hätte ich die Nacht, gleich so vielen früheren, auf Stroh in einem stillen Bauernhause zugebracht.

Ich hatte gebeten, mich beim Diner neben Ogilvie zu setzen. Und kaum hatte ich Platz genommen, da erschien mein Freund mit seinem gewohnten raschen Schritt neben mir, grunzte mir ein saures „bon soir“ entgegen und erkannte mich erst, als ich lachend seine Hand ergriff. Ein froher Blick aus seinen schönen, klugen Habichtsaugen dankte mir und goß einen Hauch von Seele und Güte über sein scharf gefaltetes, herbes Abenteurergesicht.

„Sie da, Hesse?“ rief er erfreut und vergaß fast zu essen vor Aufregung und Redeeifer, er sah nicht übel aus, entsetzlich mager zwar, aber zufrieden und frisch. Als ich auf meine unerfreulichen grindelwalder Eindrücke zu sprechen kam, lachte er lustig.

„Warten Sie bis morgen, wo wir vermutlich gutes Wetter haben werden! Und Schlitten gefahren sind Sie auch noch nicht. übrigens, haben Sie Schlittschuhe mitgebracht?“

Nach der Mahlzeit kamen wir bei einer Partie Billard und später bei einer Flasche Bordeaux zu ruhigerer Aussprache. Nach seiner Gesundheit durfte ich, das wußte ich schon, nicht fragen. Dafür erhielt ich Auskunft über seine vorjährige Reise, über Wanderungen und Ritte auf Sizilien und Korsika, über einige Bekannte, über berühmte Frauen und Pferde. Und dann fing er ganz plötzlich an, vom Sterben zu sprechen.

„Wissen Sie, ich lernte hier allmählich ein paar von den Schwerkranken kennen. Mein Gott, die Leute leben und husten so hin, als stünde nichts dahinter. Aber einer davon ist anders. Ein englischer Pfarrer, lungenkrank, aber noch lange nicht im letzten Stadium. Er leidet an einer unglaublichen Todesfurcht, und jetzt, wo es mir selbst wieder so gut geht, habe ich ordentlich Mitleid mit ihm. Na! Genug von ihm. Aber den Gedanken ans Sterben bin ich diese ganze Zeit her nie völlig losgeworden. Deshalb bat ich Sie auch zu kommen. Vous comprenez, n'est-ce pas? Sie haben mich ja früher gekannt — wann habe ich je an den Tod gedacht? Jamais de la vie! Es muß von dem friedlichen Leben herkommen. Unter unsicheren Kameltreibern oder bei Seestürmen — Sie sind ja einmal mitgewesen — hab' ich das nie gefühlt, und bei allerhand Revolverchosen war ich doch auch dabei."

„Ich weiß noch nicht recht," sagte ich, „wovon Sie reden. Ist es ein Angstgefühl oder —"

„Angst? O nein! Außerdem bin ich meiner Gesundheit wieder sicher, wohl für Jahre hinaus. Wie soll ich es ausdrücken? Etwa so: ich muß mir von Zeit zu Zeit vorstellen, daß eines schönen Tages der Eiger und das Wetterhorn wie sonst heruntersehen werden, ich aber bin nicht mehr da. Das ist es: nicht mehr da! Was heißt das eigentlich? Ich bin ja wohl noch da, im Sarg unterm Boden, aber der ganze Petrus Ogilvie, der ganze lustige Satan, der ich war, — was ist's damit?"

„Herrgott, Ogilvie, machen Sie sich wirklich darüber Gedanken? Soll ich Ihnen wieder einmal die ganze hübsche Leier vom Werden und Vergehen und Wiederwerden vorsingen? Sie sind doch kein Schuljunge mehr!"

„Allerdings nicht, Sie verstehen mich falsch. Übrigens — ist Ihre ganze schöne Naturphilosophie denn etwas anderes als Phrasendrescherei? Der Zellenstaat löst sich auf — oder: die Würmer fressen mich, das ist doch tout à fait la même chose! Ihr Philosophen müßt eine rührende Liebe zum Universum haben, dem ihr im Sterben euch so freundlich übergebt. Ich fühle nur: Herr Ogilvie, der ein flotter Mensch war und zu leben verstand, soll eines Tages nicht mehr leben dürfen."

„Was heißt nicht mehr leben?"

„Ei, was wird das heißen! Ich weiß wohl, daß die in Herrn Ogilvie vorhandene Summe von Leben und Stoff auch nach seiner Auflösung

irgendwie dasein und wirken wird — aber wo ist Herr Ogilvie selbst geblieben?"

„Er ist ein Präteritum geworden, wie König Artur oder Julius Cäsar. Einen mehr als subjektiven Todestrost hat übrigens kein Philosoph je gehabt, auch kein moderner!

Aber bester Ogilvie, es lebe das Präsens! Vor dem Schlafengehen wäre vielleicht noch ein letztes Glas Wein am Platz."

Wir bestellten noch eine Flasche und trennten uns gegen Mitternacht in der besten Stimmung.

* *

Am nächsten Morgen genoß ich einen Anblick, dessen Schönheit selbst mein durch unzählige Wanderfreuden verwöhntes Auge sättigte und beglückte. Der ganze Himmel war klar und von einem tiefen, f[illegible]enfarbenen Blau, in welchem die reinen Umrisse der entferntesten Gi[illegible] scharf und leuchtend hervortraten. Von den Wetterhörnern bis zur Schynigen Platte stand Berg an Berg klar und rein in der frischen, kräftigen Schneeluft; zwischen Wetterhorn und Mettenberg stand die Morgensonne, die niederen Schneefelder zur Rechten vergoldend, während die atlasweißen Mulden und Flächen des Männlichen im kühlen Silberglanz lagen. An dem prachtvollen, schwarzen Kegel des Tschuggen glaubte man die Felsritzen zählen zu können. Ich stieg im Dorfe bergauf, den laublosen, schönen Ahornen der Villa Bellary entgegen, denn von dort aus genießt man die morgendliche Bergaussicht schöner als irgend sonst wo.

Bald sah ich denn auch hinter der riesigen Nordwand des Eiger die schlanke, elegante Pyramide des Silberhorns vortreten, die östliche Seite blendend goldig von der Sonne beschienen. Bald darauf sprang der abenteuerliche Tschuggengipfel plötzlich ins Licht, dann folgten die milden, weichen Schneefelder des Männlichen. Diamantlichter blitzten da und dort mit jähem Glanz auf, blasse bläuliche Schatten liefen wie lebendige Adern über den Schnee. Das war der Hochgebirgswinter — Schnee, Felsen, Tannen und Hütten von einem strahlend schönen Himmel überblaut und von intensivem Licht überflutet. Das Licht feierte prahlende Feste auf dem reinen, fleckenlosen, seidig weichen Schnee, es glitt mit flüchtigen Blitzen über geründete

Anhöhen, lief mit blankem Lachen über breite Flächen hinweg, schmiegte sich mild in weiche Mulden, drang scheu und spielend in die Tannenhaine und zeichnete lange Reihen von schlanken spitzen Wipfeln als graublaue Schatten auf den weißen Grund. Das ganze Bild war von einem zarten Anhauch reiner Frische überflogen, der mir in die Seele hinein wohl tat. Wer hat in der Stadt oder überhaupt im Tieflande eine Ahnung von diesen weltfernen Winterschönheiten?

„Auf dem Rückweg begegnete ich Ogilvie, der auf meine begeisterten Loblieder mit einem zufriedenen Kopfnicken antwortete.

„Ja, da schauen Sie! Und im Januar haben wir es drei Wochen ununterbrochen so blau und klar gehabt wie heute."

Er brachte mir einen kleinen, leichten Davoser mit. Ich war das Bergschlitteln von der Ostschweiz und vom Schwarzwald her gewohnt. So fuhren wir gleich die beliebteste Sportbahn, deren steiler Abschluß der „Niagara" heißt. Ich beobachtete dabei Ogilvie, der mit gerötetem Gesicht und fliegenden Haaren dahinsauste und um Jahre verjüngt erschien. Er hustete nicht, er spuckte nicht aus, er keuchte kaum, und ich fing selber an, an seine Genesung zu glauben. Später ging ich zum Eisplatz mit, wo mein Freund die Augen der Sportsmen auf sich zog. Ich verstehe nichts vom kunstmäßigen Eislauf, aber er schien mir einer der besten Läufer. Er lief nicht, sondern schwebte wie ein Vogel mit eleganter Balance in schönen, reinen, zuweilen kapriziös gebrochenen Halbbogen, deren Entstehung keine Kraft zu fordern, vielmehr mühelos aus dem straffen, sich wohlig wiegenden Körper zu kommen schien. Es war eine Lust, ihn anzusehen.

Nachmittags besuchten wir den oberen Gletscher, dessen blaugrüne Eiswogen kühl und seltsam unter dem in steifen Bärten über die Klippen hängenden Neuschnee hervorglänzten. Wir fuhren bequem auf unseren Davosern zurück bergabwärts, nahmen den Lunch auf dem Balkon und blieben dort bei einer guten Flasche Wein in der Sonne sitzen, bis uns der kühle, frische Abend ins Zimmer trieb. Petrus sprach diesmal nicht vom Sterben, er machte sogar Witze über unsere gestrige Unterhaltung. Bald aber begann er von Dingen zu sprechen, die mir aus seinem Munde wunderlich fremd und grotesk klangen. Ich hatte ihn über Frauen nie anders sprechen hören wie als über eine Sache, die man gelegentlich kauft, genießt und liegenläßt. Ich wußte

von einigen seiner Liebesabenteuer, die zum Teil recht romantisch, aber alle kurz und schneidig waren, und von denen er selten, dann aber mit drastischer Ironie zu reden pflegte. — Und jetzt fand ich ihn verliebt, und zwar in ein Weib, das er schon vor vier Jahren gekannt und genossen hatte.

„Ja, schauen Sie," sagte er, „das kommt von dem faulen Leben und vom Gesundsein. Es ist mir einfach zu wohl, und da doch der Überschuß irgendwo hinaus mußte, bin ich nun sentimental geworden. — Unterbrechen Sie mich nicht, es ist nicht anders. Seit zwei Monaten denke ich, zumal bei Nacht, an nichts in der Welt so viel, als an eine schöne Frau, in die ich mich vor vier Jahren ums Haar verliebt hätte. Mein Abenteuer mit ihr kennen Sie. Es ist die Florentinerin."

„Die Mona Lisa?"

„Ja, wie ich sie damals nannte. Sie haben sie ja nicht gekannt. Das ist ein Weib! Weinen könnte man um sie! Seit ich so viel an sie denken muß, hat ihr Wesen für mich etwas so zärtlich Liebes, daß ich oft direkt poetisch werde. Nicht wahr, da lachen Sie?"

„Allerdings, Bester. Daß Sie noch solche Märchen erleben müssen, Petrus? Also, ich kondoliere."

„Langsam, Verehrtester! Sie wissen ja erst die Hälfte. Es kommt noch viel schlimmer. Das ist so: der Arzt ist ja zwar höchst zufrieden mit mir, hält aber eine erhebliche Einschränkung meiner Reisen für notwendig. Ich müßte also künftig mindestens für die Hälfte des Jahres einen gesunden, ständigen Wohnort haben. Das wäre mir aber auf die Dauer einfach unerträglich, ohne daß, — na, es muß heraus — also, ohne daß ich heirate. Was sagen Sie nun?"

„Ich schweige."

„Vor Schrecken?"

„Vor Schrecken."

„Na, so schweigen Sie, Sie Weltweiser!"

Und eine Weile blieben wir still. Ich betrachtete sein kühnes, etwas verwittertes Gesicht, auf dem die Erregung arbeitete, und die hohen, zarten Schläfen, und den schön durchgebildeten, länglichen Schädel.

„So stehen die Dinge," fuhr er fort. „Sie ist nämlich noch immer Witwe, vermutlich weil längst kein Vermögen mehr da ist. Im Frühjahr reise ich

nach Florenz. Sie hat ja damals für mich geschwärmt. Sagte ich Ihnen, daß sie mich gern mit dem englischen Condottiere John Hawkwood verglich?"

Plötzlich brach er ärgerlich lachend ab. Es war indessen Nacht geworden, und er zog mich ans Fenster und wieder hinaus. Über den Fischerhörnern und dem kleineren Gletscher hing der halbe Mond am grünlich lichten Himmel. Es war so hell, daß man auf den Zacken des Wetterhorns zuweilen das gespenstische, silbrige Stäuben der Schneewehen sah. Wir beschlossen, noch einen Gang zu machen, und stiegen ein Stück weiter bergan gegen die Ällfluh. Es war bitter kalt geworden. Scharf und blauschwarz zeichnete das Mondlicht unsere stark verkürzten Schatten auf den Schnee.

Bei unserer Rückkunft ins Hotel fand ich ein Telegramm, das mich eilig nach Bern rief. Ich mußte anderntags in der Frühe nach Bern reisen, versprach aber, in längstens drei Tagen wieder hier zu sein.

In Bern hielt mich ein unerquickliches Geschäft immer wieder für einen Tag auf. Ärgerlich und ohne die Sache zum Abschluß gebracht zu haben, reiste ich am sechsten Tag nach Grindelwald zurück.

Ich fand Ogilvie nicht mehr im Hotel Bear. Er war plötzlich erkrankt und nach einem entlegenen Hause im Dorfe überführt worden. Dort lag er, als ich bei ihm eintrat, still im weißen Bett, von einer Krankenschwester gepflegt. Er hatte sich auf jenem kurzen Nachtspaziergang verdorben. Sein Gruß war kurz und fast grob, ich hatte den Eindruck, er schäme sich seines Krankseins. Nach einiger Zeit bat er plötzlich:

„Hören Sie, mein Schlitten steht noch im Bären, den sollen Sie mir holen. Sie sind so gut, nicht wahr? Ich brauche ihn ja jetzt nicht, aber wenn er nicht geholt wird, stiehlt ihn das Pack, darauf können Sie Gift nehmen. O, das Hotelgeschmeiß!"

Ich ging und holte den Schlitten ab. Es war ein hübscher, solider Davoser, und auf der Rückseite des Sitzes standen, in ungleichmäßigen Buchstaben eingebrannt, die Worte: „Gestohlen dem Herrn Petrus Ogilvie." Ich mußte lachen, und Petrus lachte mit, als ich ihm die schwarzen Buchstaben zeigte.

„Nun wäre es beinahe schon wahr geworden," sagte er. „Sie stehlen, diese Leute, sie stehlen alle."

Er schien müde und lag bis gegen Abend im Halbschlummer. Ich ruhte indessen aus und blieb dann die Nacht bei ihm wach. Eine wunderliche

Nacht! Er war so still, lächelte fortwährend und sprach nur zuweilen ein paar Worte — von Florenz. Nur zwei-, dreimal brach durch diese müde Heiterkeit ein Blitz seines früheren Wesens, ein herber Witz oder eine seiner bitter komischen Grimassen. Erst in den letzen Stunden — es war Vormittag geworden — begann er einzusehen, daß er sterben müsse. Der Arzt kam und erbot sich, zu bleiben, obwohl er nichts mehr für den Sterbenden tun könne. Ich bat ihn, zu gehen.

Dann hielt ich noch fast drei Stunden lang seine harte, braune Hand, die ich vor Jahren mehrmals beim Rudern bewundert hatte, einmal bei einem der bösen ligurischen Stürme, wo Ogilvie mitten in der Gefahr ein kleines, drolliges genueser Ulklied gesungen hatte. Wir sprachen wenig mehr. Aber wir sahen einander in die Augen und dachten an die vielen Fahrten und Wanderungen, die wir gemeinsam gemacht hatten, zwei ruhelose, heimatlose Menschen. Und als er zum letzten Male sprach, waren es die Worte:

„Sie sind ein guter Kerl. Wenn Sie gern meinen Schlitten haben wollen und die Schlittschuhe, als Andenken — — —"

Und als ich ihn beruhigen wollte, fuhr er fort: „Lassen Sie, Kamerad. Jetzt bin ich noch Herr Ogilvie und schenke Ihnen meinen Schlitten. Nachher werde ich ein Präteritum sein."

Die finanziellen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland

Von Marcel Rouffie

Seitdem sich die deutsch-französischen Beziehungen etwas günstiger gestaltet haben, sucht man die Grundlage einer gegenseitigen Annäherung beider Länder näher zu bestimmen. Allgemein gesprochen, bezeichnet man als die Basis, auf der sich ein Übereinkommen ermöglichen ließe, das wirtschaftliche, genauer gesagt, finanzielle Gebiet. Seit einiger Zeit ist in oberflächlicher, zumeist ungenauer Weise die

Rede von der schwierigen Lage Deutschlands und dem Reichtum Frankreichs sowie von der Art, in der sich ein Ausgleich herstellen ließe. Im allgemeinen scheint man sich über den wirklichen Stand der finanziellen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich nicht klar zu sein, und es ist unseres Erachtens von Interesse, auf deren Wesen und Bedeutung hinzuweisen.

Diese Beziehungen sind keineswegs ein Spiel des Zufalls, sondern beiderseits das Ergebnis nationaler, wirtschaftlicher Verhältnisse. Wir sehen auf der einen Seite ein tatkräftiges, strebsames, ausdauerndes Volk, ein Volk voll Unternehmungsgeist, voll Geduld zu methodischem Schaffen und voll begeisterter Freude am Erfolg. Durch einen rapiden industriellen Aufschwung berauscht, sieht es auf geschäftlichem Gebiete keine Grenzen mehr für seine Schöpfungen und Errungenschaften. Es braucht Kredit, vielleicht in zu ausgiebigem Maße. Die Steigerung der Nahrungsmittelpreise geht Hand in Hand mit diesem Unternehmungsfieber. Die Verteuerung des Lebensunterhaltes, der Rohstoffe, die allgemeine Lohnerhöhung verschlingen Unsummen. So sieht die Deutsche Reichsbank die Zahl des in Umlauf gesetzten Papiergeldes und ihren Wechselbestand steigen und ist schließlich gezwungen, ihren Diskont auf einem verhältnismäßig hohen Fuß zu halten.

Auf der andern Seite haben wir ein reiches, großen Unternehmungen wohl zugängliches Volk, bei dem jedoch der persönliche Wagemut sehr gesunken ist. Arbeitsam, sparsam und bescheiden, bezieht es seine Einkünfte vielmehr aus der Anlage seiner Kapitalien, durch die es zum Gläubiger der ganzen Welt geworden ist, als aus den Erzeugnissen seiner Industrie, die sich nur sehr langsam entwickelt. Es ist das unermeßliche Reservoir disponibler Kapitalien, der Besitzer des größten Goldschatzes. Trotz aller Nachfrage an Gold, der es gerecht wird, sieht sich seine Bank niemals gezwungen, den Diskontofuß zu erhöhen, und bereitwillig hilft es allen an Bargeld armen Staaten aus.

So müßte sich zwischen diesen zwei Ländern derselbe natürliche Vorgang abspielen wie bei der Verbindung eines vollen und eines leeren Gefäßes; die französischen Kapitalien müßten sich naturgemäß massenhaft nach Deutschland ergießen, und müßte Deutschland infolgedessen bedeutende Zinsen an Frankreich zahlen.

Die Ausdehnung dieser Beziehungen kann nur durch den geschäftlichen Ehrgeiz Deutschlands und die Summe von Frankreichs Reichtum beschränkt

werden. Und sie sind für beide Länder gleich vorteilhaft. So verhält es sich in der Theorie. Aber es handelt sich darum, zu untersuchen, auf welche Art und Weise und in welchem Maße Frankreich Deutschland in der Praxis Kapitalien leiht. Dieser Verkehr entspricht den Schwankungen des Diskontfußes in beiden Ländern. Es ist selbstverständlich, daß es um so weniger im Interesse unserer Kapitalisten liegt, Geld in Deutschland anzulegen, je mehr sich der deutsche Zinsfuß dem französischen nähert. Augenblicklich befinden wir uns in einer Periode wirtschaftlicher Abspannung, die Preise stehen niedrig, und der Diskont ist billig; Geld ist reichlich vorhanden, in Berlin wie in Paris, folglich sind die Umsätze beträchtlich vermindert. Aber diese Periode ist anormal und kann nicht lange dauern. Nehmen wir also vielmehr die letzte Periode industrieller Hochkonjunktur, als zwischen den zwei Diskontsätzen ein Unterschied von zwei bis drei Franken bestand, und wir werden einen genaueren Begriff von den finanziellen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland erhalten.

Die vorherrschende Form ist jene des Wechselverkehrs. Französische Banken unterschreiben Wechselakzepte für deutsche Banken, welche die ihnen auf diese Weise zur Verfügung gestellten Kapitalien ihrerseits wieder dem Handel und der Industrie Deutschlands und manchmal der überseeischen Länder zuführen. Unmöglich läßt sich die Höhe der auf die Art von der französischen Finanz eingegangenen Verpflichtungen feststellen; dies bleibt das Geheimnis der unterschreibenden Institute. Allein man kann sie annähernd auf fünfhundert Millionen bewerten, wenn man die aus zuverlässiger Quelle stammenden Indiskretionen zusammenhält und vergleicht. Es mögen zeitweise hundert Millionen mehr oder weniger sein, je nach den Bedürfnissen der deutschen und der Leistungsfähigkeit der französischen Banken. In zweiter Linie beschaffen unsere Banken das Geld für Prolongationsgeschäfte. Manche mißbrauchen sogar diese Art der Kapitalsanlage, die gewisse Sicherheiten bietet. So zog sich vor einigen Monaten eine davon Bemerkungen darüber zu. Die auf diese Weise in Deutschland angelegten Kapitalien dürften sich auf fünfzig bis siebzig Millionen belaufen. Endlich kommen noch die direkt an deutschen Unternehmungen beteiligten Summen dazu. Ist es möglich, die Höhe der Staatspapiere und den Betrag der deutschen Industriepapiere festzustellen, die in der Hand französischer Kapitalisten sind? Allgemein glaubt

man, es sei sehr wenig, kaum einige Millionen. Aber wir haben triftige Gründe zu der Annahme, daß eine Schätzung von vierzig bis fünfzig Millionen hinter der Wirklichkeit noch zurückbleibt*). Außerdem sind noch die bei deutschen Banken deponierten, kaum auf dreißig Millionen zu schätzenden Kapitalien anzuführen und der unmöglich zu berechnende, doch jedenfalls nicht bedeutende kommerzielle Diskonto. Wir sind uns der Bedeutung dieser Ziffern wohl bewußt; wir führen sie hauptsächlich an, um der Sache eine feste Gestalt zu geben. Tatsächlich und genau genommen sind sie nicht richtig, aber in solchen Fragen ist es unmöglich, mathematisch genaue Schätzungen zu geben. Wenn wir die unter normalen Konjunkturen in Deutschland unter den verschiedenen angeführten Formen angelegten französischen Kapitalien auf sechshundertfünfzig bis siebenhundert Millionen beziffern, glauben wir durch diese Annahme die wirkliche Höhe noch nicht erreicht zu haben. Das ist eine bedeutende Summe. Vergleicht man sie jedoch mit den Darlehen, die Frankreich andern Ländern bewilligt hat, so findet man, daß sie viel niedriger ist, als sie sein könnte. Und das kommt daher, daß ein nicht wirtschaftlicher Faktor dazwischentritt, um die wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder zu bestimmen. Das ist die Politik.

In der Tat kann die französische Regierung die Anlage französischer Kapitalien im Auslande fördern oder einschränken, je nachdem sie sie als den Landesinteressen entsprechend ansieht oder nicht. Erstens kann sie den Zutritt zum offiziellen pariser Markt gestatten oder verwehren. Man weiß, daß die Notierung der fremden Wertpapiere an unserer Börse von dem Gutdünken des Finanzministers und des Ministers des Auswärtigen abhängt. Ihre Entscheidungen dürfen weniger durch die Interessen einzelner an dem Erfolg eines Unternehmens, als durch die Auffassung geleitet werden, die sie als Minister von den allgemeinen Landesinteressen haben. Außer dieser direkten Beeinflussung unserer Geschäftsverbindung mit dem Ausland verfügt die französische Regierung noch über indirekte, aber gleichwohl wirksame Mittel. Obwohl die auswärtigen Wechsel von Privatunternehmungen ge-

*) Wir glauben zu wissen, daß die Spannung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland einen sehr bezeichnenden und beträchtlichen Rückzug französischer Kapitalien zur Folge hatte, die unter dieser Form in Deutschland angelegt worden waren.

zeichnet und die in Prolongationsgeschäften angelegten Kapitalien Eigentum von Privatbanken sind, so ist es doch in Wirklichkeit die Bank von Frankreich, die die Papiere diskontiert. Es kann also vorkommen, daß die Bank von Frankreich, durch die in diesen Formen erfolgende Goldableitung erschreckt, den zeichnenden Instituten mitteilt, daß sie kein Papier mehr akzeptiert. Die deutschen Banken werden dadurch mit einem Schlag eines großen Teils ihrer Hilfsmittel beraubt. Der Fall ist im September 1905 und im Oktober 1906 eingetreten, es sei dahingestellt, ob aus politischen oder finanziellen Ursachen. Ebenso trat eine merkliche Erschlaffung unserer finanziellen Beziehungen zu Deutschland infolge der marokkanischen Krise ein. Erst in dem Maße, als die Spannung nachließ, wurden die Geschäfte wieder aufgenommen. Folglich läßt sich behaupten, daß wir, unter sonst gleichbleibenden Verhältnissen, viel größere Kapitalien in Deutschland anlegen würden, sowie eine dauernde Festigung unserer politischen Beziehungen zustande käme.

Da die französischen Kapitalisten in Deutschland einen durch Klugheit geleiteten Unternehmungsgeist, hohe Garantie für technische Organisation sowie ein geregeltes Geschäftswesen, also alle Bedingungen einer vorteilhaften Kapitalsanlage, finden, würden sie sicher Nutzen daraus ziehen wollen. Beiden Teilen würde dies zum Vorteil gereichen, dem einen durch die ihm zufließenden Zinsen, dem anderen durch die Ausbreitung seiner Unternehmungen, da die Industrie sich nur im Verhältnis zu dem verfügbaren Kapital entwickeln kann. Warum ist dem nicht heute schon so, da doch die wirtschaftliche Grundlage gegeben ist? Nur, weil die deutschen Wertpapiere auf zu enge, zu wenig lebhafte, nicht genügend leistungsfähige Märkte angewiesen sind. Weder Berlin noch Frankfurt vermögen kühne Unternehmungen und prompte Flüssigmachungen ins Werk zu setzen. Die ganze Zukunft der deutsch-französischen Finanzbeziehungen hängt allein von der Erschließung des pariser Marktes ab.

Man muß noch eine andere Art von Geschäftsverbindung anführen, auf die die Politik zwar weniger unmittelbar, doch ebenso sicher einwirkt. Französische und deutsche Kapitalisten haben sich bereits zu verschiedenen geschäftlichen Unternehmungen auf gemeinschaftliche Rechnung in Peru, in Mexiko und Rumänien vereinigt. Diese heute noch verhältnismäßig seltenen Geschäftsverbindungen würden sicherlich sofort zahlreicher werden, sowie ihre Papiere anstandslos große Absatzgebiete fänden und ein Institut zu ihrer

Prüfung und Einführung auf den Markt existierte. Man faßte vor einigen Jahren den Plan zur Gründung einer für die Gestaltung der deutsch-französischen Geschäftsbeziehungen vielversprechenden Bank, dessen Ausführung ebenfalls durch die marokkanische Krise verhindert wurde.

* * *

Man braucht diese Lage nur genau zu prüfen, um zu erkennen, wie sie anders gestaltet werden kann und soll. Deutschland braucht Geld, Frankreich politische Konzessionen. Wie soll nun die Schätzung und der Austausch stattfinden?

Die Unterstützung durch französische Kapitalien ist für Deutschland von ungeheurer Wichtigkeit. Deutschland nimmt den Kredit in Anspruch, nicht nur um das Defizit des Reichshaushaltes und der Lokalbudgets zu decken, um den Bedürfnissen der Städte gerecht zu werden, sondern hauptsächlich, um seine Industrie zu fördern, deren geschäftlicher Aufschwung durch den Mangel an Geld gehemmt ist. Am lebhaftesten wurde jenseits des Rheines die Notwendigkeit einer Annäherung von der hohen Finanzbourgeoisie empfunden, der handeltreibenden und industriellen Klasse; und sie bemüht sich, eine Annäherung zu begünstigen. Wir möchten nicht in die Übertreibung mancher französischen Publizisten verfallen, die ohne weiteres behaupten, Deutschland würde kein Geld finden, um einen Krieg zu unternehmen, und es könne wegen Mangel an Kapitalien den Bau der Bagdadbahn nicht beschleunigen. Vor noch nicht sehr langer Zeit konnten wir sehen, wie Länder, deren Kredit dem Deutschlands nicht gleichkommt, einen langwierigen und kostspieligen Krieg führten. Und was die Bagdadbahn angeht, so wird man mit Rücksicht auf die Zinsgewähr, die die Türkei diesem Unternehmen zuteil werden läßt, mit der Zeit um so leichter die nötigen Gelder finden, als die französischen Banken den deutschen Finanzleuten ihre Mitwirkung unter einer Form gewähren, der gegenüber die Regierung machtlos dasteht. Wir wollen demnach nicht zuviel von der Behauptung halten, Deutschland sei gezwungen, zu den französischen Ersparnissen seine Zuflucht zu nehmen. Nichtsdestoweniger wäre es möglich, wenn die Gesellschaft der Bagdadbahn die zur Vollendung der Bahn erforderliche Anleihe in Paris ausgeben könnte, die Summe in einigen Monaten zusammenzubringen, während auf einem anderen Wege mehrere Jahre dazu nötig sein würden.

Was die Staatsanleihen angeht, so bietet die Anfang April von der deutschen und preußischen Regierung gemachte Operation ein vielsagendes Beispiel. Man emittierte zu vier Prozent und unter Pari sechshundertfünfzigtausend Mark deutscher und preußischer Staatspapiere, von denen ein guter Teil als Konterpartie und gewissermaßen als Pfand Verbesserungen der preußischen Bahnen bot. Das Ergebnis der Emission war mittelmäßig. So verlockend diese Papiere auch waren, die französischen Kapitalisten nahmen sie trotzdem nicht. Warum? Aus dem einfachen Grund, weil der Finanzminister unsern großen Finanzinstituten mitgeteilt hatte, die Regierung halte jede Mitwirkung des französischen Kapitals für inopportun. Man verstand sofort den politischen Sinn dieser Mitteilung. Die Zirkulare der Banken, die Finanzzeitungen wählten die Woche, in der die Emission stattfand, um darzulegen, mit welcher Schnelligkeit das Deutsche Reich und die deutschen Staaten in Schulden geraten seien, in welcher Bedrängnis sich die Industrie befinde, und um an die von deutschen Großbanken und Industriellen begangenen Unvorsichtigkeiten zu erinnern. Und zwei Tage nach der Emission wurde mitgeteilt, die Papiere der neuen Anleihe würden unter dem Emissionspreis abgegeben. Das wäre nicht zu befürchten gewesen, wenn der pariser Markt diesen Papieren zugänglich gewesen wäre. In Frankreich ist man sich der Bedeutung der finanziellen Unterstützung bewußt, die dies Land bieten kann. Früher ging man zu leichtfertig mit den französischen Ersparnissen um. Heute bereut man es, und die jetzige Regierung, besonders der Finanzminister, Herr Caillaux, hat die feste Absicht, die früheren Fehler zu vermeiden. Sollte jemand daran zweifeln, so würden wir ihm raten, sich über die Unterhandlungen Aufschluß zu verschaffen, die der Zulassung der dänischen Staatspapiere zur französischen Notierung vorangegangen sind.

Zug um Zug! Und was könnte uns Deutschland bieten als Gegenleistung für unsern finanziellen Beistand? Wir glauben, daß der Tag, wo die deutschen und preußischen Staatspapiere in die offizielle Kursliste eingetragen werden können, noch fern ist. Wenn die französischen Zeitungen von diesen Möglichkeiten sprechen, so schwebt ihnen als gleichwertige Gegenleistung nur die Herausgabe von Elsaß-Lothringen vor. Anders verhält es sich jedoch mit den industriellen Wertpapieren und gewissen Anleihen von Städten und Staaten. Dadurch, daß man dem deutschen Geldmarkt einen Teil dieser

Papiere entzöge, würde man die Handhabung und Klassierung der Reichsanleihen erleichtern. Der deutschen Industrie würde eine gesunde finanzielle Basis geschaffen, und neue Bahnen würden ihr eröffnet. Das Zugeständnis das unter diesen Umständen als Konterpartie der Eröffnung des französischen Marktes gelten könnte, wäre beispielsweise ein Neutralitätsprotokoll in der marokkanischen Frage. Für Frankreich hat das marokkanische Problem ein nationales Interesse, für Deutschland nur ein koloniales. Da sich Frankreich verpflichtet hat, die Souveränität des Sultans, die Integrität seines Reiches und die Handelsfreiheit zu achten, so wären die Handelsinteressen Deutschlands vollständig gewahrt. Und so wäre zum Wohle der beiden Länder und des Weltfriedens einer Spannung ein Ende gemacht, die jeden oft genug beunruhigt, der den wirklichen Charakter der Beziehungen zwischen den Kabinetten von Paris und Berlin kennt.

Pe Ling*) / Von Alfons Paquèt

Vorsichtig schreiten müssen Pferde durch die Felder,
Die schmal bewässerten; nun sind wir auf der Weide
Und traben munterer den grünen Plan entlang; der Abend
Beginnt zu glänzen und die Luft zu wehen,
Die heiß und blendend heute auf den Straßen
Der lärmerfüllten Stadt der schwarzen Tore lag.

Wie zierlich hebt sich aus der weiten Runde
Ein ferner Turm umbüscht zum klaren Himmel;
Das hügelige Feld, das gräbervolle,
Endet am niedern Damm, darauf der Schienen Glanz
Sich weit entfernt. Nun tragen uns auf angenehmen Wegen
Die eifrigen, Galopp gewohnten Tiere wie im Schweben
Zu dem Gehölz, dem stillen, rot umzäunten,
Das unserm Weg mit reichen Schatten sich

*) Pe Ling ist das nördliche Kaisergrab bei Mukden

Entgegenhebt. Der Weg wird Pfad und findet sich zum Grase;
Düstere Kiefern, alt und würdevoll
Scheinen dich abzuwehren; sieh, aus Blumenbüschen
Ragt hoch, gebieterisch ein schmaler Stein,
Verwittert, doch mit leserlichen Zeichen:
Denn hier, o Fremdlinge, ist Tempelboden,
Burgfrieden, Grabesruh erhabner Geister,
Die graue Säule aber mahnt zur Ehrfurcht.
Doch achten hier des ernstlichen Befehles
Die Lebenden nicht mehr; nicht steigt der ahnengläubige
Besucher mehr vom Roß, noch läßt er seinen Wagen
Im Schritte folgen, weil er langsam wandelt,
Im nahen Tempel Einlaß zu begehren. Ruhig traben
Die flinken Pferde, durch die Zweige streifend,
Tief ins Gebüsch; durch Büsche, Gräser schlängelt
Der Pfad sich zum verschloßnen mächtigen Tore,
Zu dem die längst gespaltnen Marmorstufen, übergroß,
Den Eintritt Sterblicher verwehrend, aus dem Wildgestrüpp
Von steinernem Getier bewacht, emporgehn.

Getrennt und einsam wandelst du im dämmernden
Umhegten Hain, der finster seine Wege,
Reinlichen Steins, umschattet; doch die Reihen
Der uralt angepflanzten Todesbäume weisen
Zur Lichtung hin, wo aus dem Haine drüben
Der gleiche Pfad einmündet in die Straße,
Die breit vom stets geschlossnen Tor, das nur der kaiserlichen Würde
Sich öffnet, stracks zum Heiligtume führt.
Gestalten seltener Ungetüme kauern hier versteinert,
Gelagert wie in tausendjährigem Schlaf;
Einhorn und Büffel, Hirsch, Kamel und Löwe,
Pferd, Elefant und Fuchs, vieläugige Ungeheuer
Stehn hingebannt, wie aus dem Fabelwald
Hervorgerufen. Schweigend stehn die trocknen

Zwei hochgetürmten Brunnen; und am Ende
In tempelgleicher Zelle haust allein
Das Tier des Alters, der Unsterblichkeit. Steinern
Auf steinernes Getäfel reckt es Hals und Maul;
Auf seines Schildes breit gewölbter Schale ragt
Die höchste Last, die schlanke Lebenssäule.

Den Vorhof säumen diese drei Gebäude,
Vom Hain umdunckelt: hier das Haus der Schildkröte
Und recht und links, von Bäumen fast verborgen,
Die alten unbewohnten Hütten mit den moosigen
Geborstnen Dächern; vor dir hebt sich hoch
Die Mauer, rot getüncht; über dem Tore prangen
Des breiten Turmes schön geschweifte Giebel
Gleich stolzen Booten, schwimmend in der Luft;
Und rechts und links aufragen in den Ecken
Der altbewehrten Mauer niedrigere Türme
Mit Drachen und mit Schlangen, die sich bäumen,
Goldknäufe auf den dunkelgelben Ziegeln, die,
Die Wipfel überragend, in der Abendsonne
Zum Klang der windbewegten Glöcklein glänzen.

Es finden sich die Diener, die geschäftig
Das tiefe Tor dem Fremdling öffnen. Klirrend stürzt
Das plumpe Schloß, und polternd legt sich
Des Tores Balken dir zu Füßen; und wie Lungen
Einer gewaltigen Brust
Öffnen des Tores weite Flügel sich und halten
Den Atem an: du stehst, du schaust den Hof,
Ein riesiges Geviert in steilen Mauern, menschenleer,
Und gegenüber, wiederum verschlossen,
Der Tempel heiligsten mit schwarz bemooster Stufe.
Nur abgestürzte Ziegel, Scherben alter Pracht,
Liegen im Unkraut hart umhergestreut.

Auf fast zerbrochner Treppe steigst du nun
Die Mauer ohne Halt empor, betrittst
Des Turmes schmale Schwelle, klimmst die Stiegen
Innen hinan, trittst auf die Brüstung, halb gebückt
Und schaust hier von des Daches staubiger Zinne
Hinab ins friedlich-abendliche Schweigen
Und weit hinaus ins Feld und auf die ferne Stadt.

Schon mischen sich im Zwielicht ungewiß
Der Sonne letzte Glut und bleicher Schimmer.
Rings auf des Walds verstummte Wipfel taut
Des Mondes Glanz aus kühlem Silberbecken.
Die gelben, rötlichen und braunen Dächer
Verfärben sich, und leise deuten sich
Im weiten Hof der Türme Schatten an.
Dies ist die Stunde, da der Geist der Ahnen
Sich dürstend aus dem Grabeshügel hebt,
Umherzuweben in der Luft und Stille und die Wonne
Der Abgeschiedenheit zu schlürfen.
Doch unter alten Bäumen vor der Mauer glänzen Lichter,
Stimmen, Gelächter schallen, Gläser klingen
Und eifrig füllen die bezopften Diener
Aufs neue nach beim Schaukeln der Laternen.
Gesellig tafeln, heiter, sommerlich
Im Waldesschatten Fremdlinge und schlicht geschmückte Gelbe.
Von starken Stimmen schallt ein Gaudeamus,
Von stärkern Stimmen schallt the Yankee doodle,
Und ein Chinese gurgelt eine Rede,
Und aus den Büschen kracht ein Feuerwerk.
Man trinkt auf „Tschaina“ und die Segnungen
Der westlichen Kultur, und unterdessen
Macht ein rothaariger kleiner Herr für seine Life Insurance
Diskret bei seinem gelben Nachbar Propaganda.

Schon bricht man auf; Reitpferde, Wagen, Kulis,
Die im Gebüsch auf ihre Herrschaft warten,
Geraten kurz in hastige Bewegung, und geschwind
Bewegt sich jetzt der Zug mit seinen Lichtern
Durch Waldgestrüpp und hohes Gras zurück,
Zur Stadt zurück, gleich einer Feuerschlange
Über die Ebene und schwindet wie ein Traum.
Der Wald liegt still und schwarz —

Da hebt sich im Gesträuch ein Lallen:
Halb singend, halb vor Furcht aufschreiend, wankt ein alter Sünder,
Der Tempelwächter, dunkelblau, noch blauer
Als seine Jahrmarktsuniform, zur Hütte,
Ihm graut entsetzlich vor dem Grimm der Geister,
Auf deren Wohl er alle Neigen austrank.
O zürnt nicht, ewiger Glanz! — er stöhnt es schluckend —
Erleuchtet're als ich, der schmutzige Sklave, haben
Den fremden Teufeln längst schon sich verschrieben;
Es sind so kluge, ehrenvolle Teufel, flennt er.
Von einem Geisterfußtritt rollt er auf die Erde.

Im bleichen Mondglanz heben sich gespenstisch
Die Marmorstufen, das verschloßne Tor, die Drachen
Vom windbewegten duftenden Gestrüppe,
Von Gräsern, Blüten, alten Bäumen ab.
Die Geister sammeln sich, sie treten vor das Tor;
Sie kauern auf der weißen Treppe nieder,
Sie schaun bewegungslos, mit glatten Stirnen
Brütend und lächelnd jener Feuerschlange,
Die da zur Stadt zurückeilt, bitter lächelnd nach.

Münchner Marionetten / Von Karl Schloß

Mit neun Abbildungen

In diesen Tagen wurden es fünfzig Jahre, daß unser allverehrter und weit — selbst über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus — berühmter Papa Schmid sein Marionettentheater gegründet hat. München, wenn es sich selbst versteht und zu ehren weiß, darf diesen Gedenktag nicht ungefeiert vorüberlassen. Vielleicht vom Hofbräuhaus abgesehen, gibt es nichts, was so münchnerisch, so urmünchnerisch wäre wie das Schmidsche Marionettentheater. Im Hofbräuhaus kann man Leben und Treiben der Münchner studieren, im Marionettentheater lernt man das Herz, die Seele der Stadt kennen. Hier, wo Kasperle Larifari, eine Art münchner Lokalheiliger, in dessen Person alle menschlichen Mängel und Torheiten humorvoll vergöttert scheinen, das große Wort führt, lernt man erst verstehen, warum München für jung und alt eine so eigentümliche Anziehungskraft besitzt. Nirgends tritt der innerste Geist dieser Stadt, ihre kindliche Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit so rein zutage wie in den Puppenspielen des Grafen Pocci, die dort immer und immer wieder aufgeführt werden. Sie bedeuten für München dasselbe, was die französische Romanliteratur für Paris,

Papa Schmid

Digitized by Google

Vorhang des Schmidschen Marionettentheaters
Nach einem Entwurf von Pocci

was Gassenhauer und modernes Drama für Berlin bedeutet: sie bilden den Mythus der Stadt. Das haben die weisen Stadtväter auch endlich erkannt und haben dem Marionettentheater, das sich in Schwierigkeiten befand, ein schönes Haus in den Anlagen an der Blumenstraße auf Kosten des Stadtsäckels bauen lassen. Denn das münchner Marionettentheater muß erhalten bleiben und wird erhalten bleiben. Und solange man am Platzl Bier trinkt, wird man an der Blumenstraße Puppen spielen. Zwischen beidem besteht ein tiefer mystischer Zusammenhang.

Das ist gleich das Schöne an diesem Theaterchen: es ist kein Zufallsprodukt, keine spekulative Geschäftsgründung, sondern Wachstum, eigenste Kreszenz. Wie jedes echte Kind seine Puppe hat, so hat München, die Stadt, die ein Kind im Wappen führt, sein Puppentheater. Dieses Urwüchsige ist es, was viele Fremde anzieht, auch Leute, die die künstlerische Bedeutung des kleinen Theaters kaum zu würdigen wissen. Denn das Schmidsche Marionettentheater ist nicht nur eine münchner Spezialität, sondern auch ein wirkliches Kunstinstitut. Manche behaupten sogar, es sei das beste münchner Theater, und das sind nicht nur durchgefallene oder zurückgewiesene

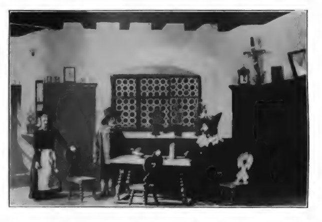
Digitized by Google

Dramatiker. In allen Kreisen der Bevölkerung zählt es Verehrer. Ein Dozent an der hiesigen Universität erzählte mir einmal, daß er von dem Augenblick an, wo man im Hoftheater Ibsen aufführte, grundsätzlich nur noch ins Marionettentheater gegangen sei. Es war ein Dozent für Literaturgeschichte. Das Hauptpublikum aber bilden natürlich die Kinder und dann jene großen Kinder, die man Künstler nennt.

Gewisse romantische Neigungen des Zeitgeistes haben dem Theater in den letzten Jahren stärkere literarische Beachtung zugewandt, und heute ist der alte Papa Schmid ein berühmter Mann, der so gut wie jeder andere Theaterdirektor seinen Zylinder und Pelzmantel tragen könnte, wenn er Lust und — Geld dazu hätte. Denn freilich, das Puppentheaterspielen ist kein Geschäft, bei dem man Millionär werden kann. Aber hundert Jahre und mehr kann man dabei alt werden und stets von Herzen jung dabei bleiben. Das hat der prächtige Papa Schmid, der trotz seiner siebenundachtzig Jahre mit einem Feuereifer am Werk ist, der manchen Jüngling beschämt, wohl von seinen Puppen gelernt, die ja auch nicht altern, sondern zeitlos, in hübsche Gewänder gehüllt, auf die armen Menschen herabschauen.

Papa Schmids Kasperl

Digitized by Google



Szenenbild aus dem Schmidschen Marionettentheater

Ich habe das Marionettentheater auch schon gekannt, als es noch nicht Mode geworden war. Erinnerst Du Dich noch manchmal, lieber alter Papa Schmid, an „das alte Haus" auf dem Maffeianger? Von außen war es etwas einfach; ums Haar hätte man es mit einem Geräteschuppen verwechseln können. Aber innen! Nie werde ich das Bild vergessen können, wie es sich mir zum erstenmal bot: die schlichte Halle, unten braun, oben blau gestrichen, mit Tannenzweigen geschmückt und mit ein paar Kerzen dämmrig erleuchtet, und in dieser Dämmerung auf ansteigenden Bänken Kopf an Kopf dichtgedrängt einige hundert Kinder, die mit glühenden Gesichtern auf das Klingelzeichen warteten. Und eine kaum niederzuhaltende Erregung, eine Unruhe in dem drückend vollen Raum, daß die dünnen Bretterwände zitterten und die Kerzen in ihren Glaskästen flackerten. Ein magischer Duft, der, wie ich später erfuhr, von verbrannten Wacholderbeeren herrührte, zog lieblich, als stiege er aus der Räucherbüchse der heiligen drei Könige, durch den Raum und vertiefte noch die eigentümlich geheimnisvolle Stimmung. Nur der Pinsel Rembrandts hätte diese Szene wiederzugeben vermögen. Deutsche Märchen und christliche Legende, die Erscheinung des Rattenfängers von Hameln neben der Gestalt des Mannes, der gesagt hat: Lasset die Kindlein

zu mir kommen, Heiligstes und Unheiligstes, Verführung und Erlösung, — alles das schien sich wunderbar zu spiegeln im Ausdruck dieser ekstatischen Kindergesichter.

Solche Stimmungen kann man immer wieder in dem alten Puppentheater erleben. Peter Altenberg schildert in einer seiner schönsten Skizzen ein Kind, das zum erstenmal im Theater war und nun auf alle Fragen immer wieder nur antwortet: Ich war im Theater. So empfinden alle diese Kinder. Wenn man wissen will, was Theater bedeutet, welche unergründliche Lust am Schein, am Spiel, an Trug und Blendwerk, muß man dorthin gehen und die Kinder studieren.

Aber auch der Erwachsene erliegt den suggestiven Kräften des kleinen Theaters. Wer vermag, wenn Kasperle Larifari sich am Schluß durch ungeheure Reverenzen für den Beifall bedankt, der Täuschung zu widerstehen, daß es sich hier um ein menschliches Wesen wie wir selbst, ein Gebilde von Fleisch und Blut handelt? Niemand, nein, ganz gewiß niemand! Im Innersten überzeugt von der Existenz, ganz hingerissen von der wahrhaft genialen schauspielerischen Leistung, die die Rolle bis auf die letzte Nüance erschöpft, applaudiere ich

Tänzerinnen

Digitized by Google

Szenenbild aus „Kasperl als Garibaldi"
Figuren von Professor Jakob Bradl

unwillkürlich mit den Kindern. Und doch ist dieser Kasperle nichts als eine buntangezogene Holzpuppe mit Füßen und Händen aus Blei und drehbarem Kopf, die an neun Drähten hängt und von Herrn Lentner geführt und von Papa Schmid gesprochen wird. Freilich, dreißigjährige treue Zusammenarbeit zweier Meister hat dazu gehört, diese Figur so restlos zu verlebendigen.

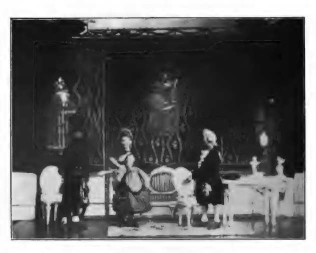
So schlechthin Leben wie für das Kind ist die Puppe natürlich für den Erwachsenen nicht. Der ästhetische Reiz des Puppenspieltheaters liegt für ihn in einem eigentümlichen Doppelspiel. In demselben Grade nämlich, wie die Puppe für ihn Mensch wird, wird der Mensch für ihn — Puppe. Daher ist die Puppe für den Erwachsenen zugleich das Symbol des Lebens wie der Erkenntnis. Illusion und Desillusion machen hier in einem beständigen Wechsel und Widerstreit den ästhetischen Zustand des Zuschauers aus. Wie stark die Illusion trotz allem wirkt, das weiß namentlich auch der, dem es vergönnt war, einmal einen Blick hinter die Kulissen zu werfen. Er glaubt es zunächst einfach nicht, daß diese winzigen Stühle und Tische, diese Teller

Digitized by Google

und Blumensträuße, von denen man mehrere in einer Westentasche unterbringen kann, dieselben sind, die er vorher zehnmal so groß auf der Bühne gesehen hat.

Was die technische Seite des kleinen Theaters betrifft, so darf man sicher behaupten, daß es darin den größten Theatern kaum nachsteht. Sogar elektrisches Licht gibt es und wunderbare Kulissen und Prospekte, die von den besten Münchener Malern — umsonst — gemalt sind. Es ist beinahe eine Ehrensache für jeden Münchener Maler, der dazu gehören will, daß er einmal etwas für den Papa Schmid gemalt hat. Man kann denn dort auch reizende szenische Bilder erleben, die bei dem geringen Ausmaß der Bühne ganz besonders intime Wirkungen hervorbringen.

Die Hauptsache aber sind doch die Akteure und Aktricen; in diesem Punkt übertrifft das kleine Theater auch die allergrößten Bühnen. Nicht viel weniger als tausend sind es, wenn ich nicht irre, und doch herrscht unter ihnen die schönste Einigkeit. Der Herr Direktor führt freilich auch ein gar strenges



Szenenbild aus „La serva padrona“
Figuren und Dekoration von Josef Wackerle

Digitized by Google

Szene aus „Der tapfere Cassian" von Arthur Schnitzler
Figuren von Professor Ignatius Taschner

Regiment und — unter uns gesagt — er hat sie alle im Sack. Nämlich jeder Akteur hängt fein säuberlich in seinem Leinwandsack auf dem Speicher des Theaters und wartet geduldig, bis die Reihe an ihn kommt. Das kann lang dauern, und manche hängen wohl so schon seit vielen Jahren und werden vielleicht in alle Ewigkeit hängen. Es kommen einem ganz Andersensche Gedanken, wenn man dort zwischen allen den Säckchen steht.

Es wäre unrecht, wollte man vom münchner Marionettentheater sprechen und des Mannes vergessen, der ihm mit seinen genialen Puppenspielen den Fond geschaffen hat, von dem es lebt: des Grafen Franz Pocci. Es ist hier nicht der Ort, auf die literarische Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes einzugehen, aber das deutsche Volk hat hier noch eine Schuld abzutragen. Möge die eben (bei Georg Müller in München) erscheinende billige Ausgabe seiner schönsten Puppenspiele dazu beitragen, ihm und dem Marionettentheater immer neue Freunde zu werben.

* * *

Digitized by Google

Das Interesse am Puppenspiel ist, wie gesagt, in den letzten Jahren erheblich gestiegen. Marionetten sind zurzeit das Allerfeinste, was man hat. Mag das romantische Gefühl, das sich darin ausdrückt, echt sein oder, wie sicherlich in vielen Fällen, bloß erheuchelt, jedenfalls ist es ein Faktor, mit dem man rechnen kann. Das beweist auch der schöne Erfolg des „Marionettentheaters Münchener Künstler", das der Schriftsteller Paul Brann vor einigen Jahren gegründet hat, und das eben wieder auf der münchner Ausstellung allgemeinem Interesse und warmer Anerkennung begegnet ist. Das neue Theater hat ein doppeltes Ziel. Einmal will es die gute alte münchner Tradition fortführen, namentlich durch stilgetreue Aufführungen der Pocci'schen Puppenspiele. Anderseits sucht es die Marionettenbühne zu modernisieren und, sowohl was Ausstattung, als auch, was Repertoire betrifft, auf den „dernier cri" zu bringen. Man muß gestehen, daß dies Herrn Brann trotz der großen Schwierigkeiten, die sich seinem Unternehmen in den Weg stellten, innerhalb weniger Jahre überraschend gelungen ist. Er hat es verstanden, die besten künstlerischen Kräfte unserer Zeit seinem Theater fruchtbar zu machen, wie die hübschen geschmackvollen Dekorationen von Salzmann, Wackerle und anderen, die prächtigen Puppen von Professor Bradl, Ignatius Taschner und Wackerle beweisen. Alles strebt hier nach Eleganz und Feinheit. In diesem Punkt ist das Brannsche Theater dem Schmidschen sicherlich überlegen, während es an Urwüchsigkeit und Intimität der Stimmung naturgemäß hinter ihm zurücksteht. Wenn das kleine Theater an der Blumenstraße seinem ganzen Wesen nach ein Volks-

Polizeidiener Schnuffler
Von Professor Jakob Bradl

theater ist, könnte man von dem Branschen Unternehmen sagen, es strebe danach, das Puppenspiel zu einer Belustigung für die — zahlungsfähige — Creme der Gesellschaft zu machen. Nur mit dem modernen Repertoire hapert's. Weder „Der tapfere Cassian" von Schnitzler noch die Maeterlinckschen Marionettenstücke sind richtige Puppenspiele. Auf diesem Gebiet liegen denn auch die größten Schwierigkeiten für ein modernes Marionettentheater. Einstweilen hat Herr Brann nach einer andern Richtung hin einen sehr glücklichen Vorstoß unternommen. Ich meine die reizenden Aufführungen der beiden kleinen Opern, die auf der münchner Ausstellung so ungeteilten Beifall gefunden haben: La serva padrona von Pergolese und Bastien und Bastienne von Mozart. Niemals vielleicht ist mir der poetische Reiz des Rokoko, das für uns doch nicht mehr als eine wehmütig-lüsterne Erinnerung sein kann, so pikant zum Bewußtsein gekommen als in diesen Aufführungen. Gerade der Stich ins Pervers-Drollige, ins Frech-Konventionelle, welcher der Puppe so leicht anhaftet, bringt hier ganz außerordentliche Wirkungen hervor. Zudem hängen Oper und Puppenspiel ihrem ganzen Wesen nach innig zusammen. Hier geht darum ein Weg für das Marionettentheater münchner Künstler, auf dem ihm noch mancher schöne Erfolg beschieden sein dürfte.

Rundschau

Der leichtsinnige Bismarck

Bismarck war bekanntlich in jüngeren Jahren außerordentlich gutherzig, weshalb seine Gattin Johanna sich schon am Beginn seiner berliner Laufbahn dahin aussprach: er sei für die leidige Politik viel zu nobel und viel zu schade. Robert von Keudell, ein Intimus des Hauses, der für den überlasteten Chef das Ressort der privaten Wohltätigkeit verwaltete, bestätigt es in seinen Erinnerungen, daß Bismarck, in damaligen Verhältnissen viel zu splendid, eigentlich für jeden Bittsteller eine offne Hand hatte. Das beweist, daß dieser so ungemein kluge und mißtrauische Mann wie jeder echte Held mitleidig war; und Mitleid wieder ist ohne einen bestimmten Grad von Vertrauensseligkeit, um nicht zu sagen Leichtgläubigkeit, undenkbar. Darum begegnen wir neben Akten der höchsten Besonnenheit mitten im Glück, eines erstaunlichen Maßhaltens auf dem Gipfel des Erfolges, bei diesem Genius doch stellenweise gewissen wohlwollenden Voreingenommenheiten, die ihn fast aller Kritik beraubt erscheinen lassen und nur durch die oben erwähnte Mischung seiner Naturanlage erklärbar sind.

Niemandem so sehr wie seinem verehrten Prinzipal Wilhelm I gegenüber. Bismarck hatte unter Friedrich Wilhelm IV in allernächster Nähe so Furchtbares und für Preußen so Demütigendes an politischer Impotenz erlebt, daß er eigentlich für alle Zeiten vom Monarchismus hätte kuriert sein müssen. Er ist es aber nicht gewesen. Die Berührung mit der Persönlichkeit Wilhelms I reichte hin, um ihn dem Gedanken absoluten Herrschertumes in einer Weise zurückzugewinnen, daß man zuweilen vor einem Rätsel zu stehen glaubt. Denn Wilhelm I war keineswegs ein bequemer Herr. Er hatte erstens seine eigenen, oft recht altmodischen Ideen und unterlag zweitens allzuleicht den Einflüssen einer irrationellen Umgebung. Er hat seinem Premierminister und Kanzler an entscheidenden Punkten einen fanatischen Widerstand entgegengesetzt. Er ist nur mit der größten Mühe davon abzubringen gewesen, 1863 zum Frankfurter Fürstentag zu fahren und Bismarcks ganze deutsche Politik zu verderben; und es ist nach dem Siege von Königgrätz zwischen den beiden Männern zum härtesten Zusammenstoß darüber gekommen, daß der weiterschauende Bismarck Österreich so leichten Kaufes entschlüpfen ließ. Ja der Kanzler hat eines späten Tages im Hinblick auf den alten Kaiser das bittere Wort gesprochen: „Dieser Mann kostet mich täglich drei Stunden." Will sagen drei Stunden nutzlos zerriebener und vergeudeter Kraft, die andernfalls fruchtbar hätte verwendet werden können. Und gleichwohl jenes fast drohende Wort im Reichstag: Solang er auf seinem Posten sei, werde es einen Royalisten und einen treuen Diener seines Herrn geben? Gleichwohl der von ihm stammende verhängnisvolle Erlaß des vierten Januar 1882, der für den Träger der preußischen Krone „das Recht zur persönlichen Leitung der Politik" in Anspruch nahm, sodaß auch die von Ministern gegengezeichneten Kundgebungen dennoch persönliche Willensakte des Königs allein darstellen sollten??

Was hat Bismarck hievon gehabt? Er gießt schon auf den ersten Seiten seiner „Gedanken und Erinnerungen" volle Schalen des Hohnes über diese Sorte von Gesinnung aus. War die grausame Ernüchterung seines Sturzes notwendig, um ihn jenen Irrtum einsehen zu lehren? Es scheint: ja. Ohne seinen Sturz, ohne die „hanebüchenen" Tage, die ihm voraufgingen, würde Bismarck bis zu seinem Tod ein gehorsamer Monarchist im Dienst persönlichen Regimentes geblieben sein. Wir aber miterleben nicht ohne Wehmut diesen intellektuellen Defekt an einem sonst so prachtvoll funktionierenden Gehirn. Denn mag er immerhin einen gefestigten Absolutismus zur Deckung und Durchführung der eigenen Potitik brauchbar gefunden haben, so war er doch nicht jener kurzsichtige Egoist, um nach der Weise des bösen Erzbischofs Turpin zu sprechen:

„Wär ich auf gute Art davon,
Mög euch der Teufel holen!"

Nein, Bismarck der Zweifler muß, gerade hier optimistisch mit eingeschläferter Besinnung, den ihm angenehmen Wahn gehegt haben, daß eine ununterbrochene Reihe erster Wilhelme den preußischen Thron zieren würde, daß solche Unzulänglichkeiten wie Friedrich Wilhelm III oder IV niemals wiederkehren könnten. Darum hat er unbeschwerten Gewissens und leichtherzig unsere konstitutionelle Entwickelung mit jenem Erlaß vom Januar 1882 verbarrikadiert.

Auch sein politischer Dämon war mitschuldig hieran, das Gefühl unerschöpflicher innerer Hilfsquellen in Stunden der Gefahr und des Durch-

einanders. Die haben ihn so oft einem Spieler ähnlich gemacht, dem sein Trick, alle Probleme diplomatisch lösen zu wollen, zuletzt gar und ganz mit Recht den Vorwurf der Frivolität eintrug. Hat er doch dem Großherzog von Baden beim Ausbruch des Krieges von 1866 den Rat gegeben, sich unter Frankreichs Schutz zu stellen! Hat er doch in den letzten Tagen seiner Macht noch sich mit dem Gedanken wiederholter Reichstagsauflösungen und Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts getragen! Nicht früher als am vorletzten Nachmittag, ehe die (zum fünfzehnten Dezember 1866) eingeladenen Bundesbevollmächtigten sich zur Beratung versammelten, hatte er die ersten Paragraphen des Verfassungsentwurfes für den Norddeutschen Bund zu diktieren begonnen, und Lothar Bucher hat selbige Nacht hindurch aufsitzen müssen, um diesen flüchtigen Notbau, eingerichtet allein für die Bedürfnisse Bismarcks im Verkehr mit Wilhelm I, präsentabel zu machen. Nicht minder hastig war das Einführungsgesetz jener nur wenig umgewandelten Verfassung fürs Deutsche Reich vom sechzehnten April 1871. Darum tragen wir, denen er die Sorge für die Zukunft überließ, jetzt die Kosten, leben mit einem Alp auf der Brust, rüsten uns für peinvolle Kämpfe.

Denn unsern Bürgern fehlen einem Kaiser gegenüber, der nicht Wilhelm I ist, alle irgendwie wertvollen und wirksamen Verteidigungsmittel. Der Kaiser beschwört nicht einmal die Reichsverfassung; auch diese Bemühung hat Bismarck seinem gnädigen alten Herrn erlassen. Daß der Kaiser einen Kanzler halten darf, der die Majorität des Reichstages nicht hinter sich hat, mag bei der Zersplitterung und Buntscheckigkeit unseres Parteiwesens vorkommen, wenn es auch höchst anfechtbar bleibt. Dagegen ist es unter allen Umständen ein Skandal, daß der Reichstag mit schlaffen Armen zusehen soll, wie ein Kanzler weggejagt wird, auch wenn er das Vertrauen der Nation genießt; ein Skandal, daß er auf die Neubesetzung des Postens nicht den allermindesten Einfluß üben darf. Der Kaiser kann, wenn er Lust hat, seinen Stallknecht zum Reichskanzler machen, nicht bloß einen Cancantänzer. Der König von England könnte das nur, wenn jener Stallknecht, jener Tänzer Mitglieder der geschäftsführenden Mehrheit im Unterhaus wären, und außerdem würde der betreffende King sich weislich hüten, die öffentliche Meinung herauszufordern, die in England eine ganz andre Macht als bei uns darstellt.

Die erste unserm konstitutionellen Leben geltende, den Europäern sichtlich unerwartete und selbst den Engländern imponierende Kundgebung der öffentlichen Meinung von Deutschland war der allgemeine Unwille, der sich am zehnten und elften November auch im Reichstag entlud. Aber während die „constitution“ von England weit mehr auf lebendiger Tradition als auf gedruckten Unterlagen beruht, haben wir Systematiker bei der allzulangen Gleichgültigkeit des Publikums für Verfassungsfragen keinerlei Fortschritte über die Urkunde vom sechzehnten April 1871 hinaus aufzuweisen. Ihr Wortlaut ist ungünstig, seine Auslegung nicht einmal sicher. Sie handelt in ihren wesentlichen ersten Abschnitten nicht etwa von den Rechten der Reichsbürger und den Pflichten des Kaisers, sondern ausschließlich von den Pflichten der „Reichsangehörigen“ und den Rechten des Kaisers. Der Kaiser *kann* Vortrag hören, aber er muß es nicht; er *darf* sich informieren, aber niemand kann ihn dazu zwingen, sobald er nicht will. Er ist an die Reichsverfassung überhaupt nicht gebunden, außer durch Klugheit und Vorsicht, die beide ihm gründlich abhanden kommen können. Dazu darf

er durch seine drei Untergebenen, die Chefs des Zivil-, Militär- und Marinekabinetts, die nachgerade sehr auffällig an die berüchtigten Kabinettsräte Lombard und Beyme erinnern, die Zirkel jeder ministeriellen Politik stören, wie und wo er will, allein durch Personenwechsel. Noch auch ist er absetzbar; man muß ihn im Reich behalten, solang er König von Preußen bleibt. Hohenzollernprinzen aber werden durch den Erlaß vom Januar 1882 zum persönlichen Regiment geradewegs angereizt und erzogen.

Darum ist die ganze Schwierigkeit auch nur von Preußen aus lösbar. Nicht bloß wäre jener Erlaß als unzeitgemäß wieder aufzuheben, sondern die Könige von Preußen müßten überhaupt bessere konstitutionelle Manieren ins Reich mitbringen, statt, wie es jetzt geschieht, unser Kaisertum absolutistisch von Preußen her infizieren zu wollen. Deshalb ist die Reform des preußischen Wahlrechts nach wie vor die wichtigste aller Aufgaben. Der Bundesrat könnte praktisch einiges Gute tun; der Reichstag, solange die Geschäftsordnung nicht von ihm abgeändert und Vertrauensvota eingeführt sind, hat bis auf weiteres nur Proteste, deren Wirksamkeit vom Resonanzboden im Lande abhängt, und sein Budgetrecht.

Auch den Konservativen, denen es an gesundem Stolz nicht fehlt, war die Minderung ihres Ansehens durch die Schäden des persönlichen Regiments kurze Zeit unerträglich. Aber sie kollabierten sofort und bliesen zum Rückzug, weil sie durch die großen familiären Vorteile bestochen werden, die ihnen ein „Monarch“ bietet, der zwar viel von seinem Großvater spricht, aber sich in die Anschauungsweise seines reaktionären Urgroßvaters eingelebt hat und seiner Vorliebe für den Adel sogar die Kameradschaftlichkeit der preußischen Armee zum Opfer bringt. Der Kampf, den uns Bismarck heraufbeschworen hat, fällt somit hauptsächlich auf die Schultern der demokratischen Publizistik, die sich durch ein paar, noch dazu recht zweideutige, Redensarten nicht sogleich wie die Drossel durch ein paar rote Sprenkel ködern und einfangen ließ. Ein Teil des Bürgertums schien freilich zu erwarten, daß uns Fürst Bülow am siebzehnten November aus Potsdam wie auf einem Präsentierteller die wundervollsten „Garantien“ heimbringen würde. So gute Dinge wollen jedoch mühsam errungen, nicht hergeschenkt sein. Wir werden, wie schon Theodor Barth hervorhob, uns noch Jahrzehnte hindurch dafür einzusetzen haben.

Talbot

Der nackte und der angezogene Mensch

Die Prüden rümpfen die Nase; die Losen lächeln frivol; von Dingen, die mit „wahrer Schönheit“ etwas zu tun haben, und von solchen, die nichts damit zu tun haben, ist die Rede. Auf der Suche nach neuen Kulturformen hat man die „Nacktkultur“ entdeckt. Was darunter zu verstehen ist, weiß zwar kein Mensch, aber es handelt sich jedenfalls um eine „ernste Angelegenheit“, und man muß also Stellung nehmen.

Tatbestand: Die Schönheit, Vereinigung für ideale Kultur, versendet Rundschreiben, in denen sie mitteilt, daß sie unter Ausschluß aller politischen und religiösen Tendenzen die Pflege der Schönheit in jeder Form, im besonderen die Förderung und Veredelung der menschlichen Körperschönheit im Leben und in der Kunst bezweckt. An sogenannten Schönheitsabenden gibt diese Vereinigung Rechenschaft; Vorführungen

unverhüllter menschlicher Schönheit bilden den Mittelpunkt. . . Die Prüden rümpfen die Nase; die Losen lächeln frivol.

Aus Neugier ging ich hin, und eine Erkenntnis brachte ich heim: Manche können sich anziehen, was sie wollen, und ihr Anblick erfreut das Auge, und ebenso können sich manche ausziehen, was sie wollen, und ihr Anblick erfreut auch das Auge. Die meisten Menschen jedoch brauchen sich durch diese Bemerkung nicht getroffen zu fühlen; die meisten Menschen sind angezogen und ausgezogen — unschön. Wie wär's auch anders möglich; in der schmutzigen Ungemütlichkeit, die den Alltag des Lebens beherrscht, gedeiht die Schönheit nicht. Aber in der „großen, guten Stadt", die uns die Zukunft bescheren soll, werden schöne Menschen wohnen, denn zwischen Leben und Kunst wird es dort keine Gegensätze mehr geben. Das Ideal der Lebensführung wird die ästhetischen Ideale bestimmen, und die bewußt handelnde Menschheit wird äußerlich und innerlich so sein, wie sie sein will; richtiger: sie wird nicht anders sein wollen, als sie sein kann. Wird sie den Begriff menschlicher Schönheit mit dem des Nackten verbinden? Ich habe Gründe — triftige Gründe —, die mir solches zweifelhaft erscheinen lassen. Allein weshalb über eine Ästhetik der Zukunft debattieren, da wir uns doch noch nicht einmal im Wesen der Kunst unserer Tage auskennen. Wenn ich nicht irre, war es Tolstoi, der sich den Spaß machte, durch den Hinweis auf die Unzahl der einzig richtigen Definitionen des Begriffs „Kunst" die heillose Verwirrung zu bespötteln, die im „Reich des Schönen" herrscht. Und jedesmal, wenn das „Nackte in der Kunst" auf der Tagesordnung steht, zeigt sich, daß wir von einer Entwirrung dieses Durcheinanders noch weit entfernt sind. Im großen und ganzen lassen sich jedoch zwei Parteien unterscheiden, die sich wegen des Nackten grimmig befehden, eigentlich aber der gleichen Meinung sind, und die einander wacker schmähen, eigentlich aber die volle Berechtigung des gegnerischen Standpunktes anerkennen. Da sind die ästhetisch Gestimmten; sie sagen, das Nackte ist schön, allein es kann auch unsittlich sein. Da sind die sittlich Gestimmten; sie sagen, das Nackte ist unsittlich, allein es kann auch schön sein. Und beide Parteien stimmen noch darin überein, daß Sinnlichkeit meist von Übel ist („Liberale" sprechen wohl dunkel von „gesunder Sinnlichkeit", indes wenn Farbe bekannt werden soll, erröten sie und finden nur ungesunde Sinnlichkeit) . . . . Die Vereinigung für ideale Kultur ist übel dran.

Lassen wir alles „Nebensächliche" beiseite — lebende Bilder in Naturfarben, Poses plastiques in Bronze-, Marmor- oder Fleischtönung, Bewegungsplastik — so bleibt das Wesentliche: der Tanz einer nackten Frau vor einem geladenen oder auch vor einem ganz allgemein dazu aufgeforderten, stets aber vor einem zahlenden Publikum. Haben dafür die künstlerisch Interessierten eine Lanze zu splittern, haben berufene und unberufene Sittlichkeitswächter dagegen Front zu machen? Wer hat recht? Beide — keiner! Die sehr geschäftsgewandte Leitung der Vereinigung für ideale Kultur schleppt Stöße von Gutachten namhafter Künstler herbei, die ihr bestätigen, daß die Darbietungen künstlerisch hervorragend wertvoll und sittlich einwandfrei sind. Die neunzehnte Konferenz deutscher Sittlichkeitsvereine hat einem gescheiten und vorurteilsfreien Gelehrten, Professor Lang-Tübingen, das Referat über das „Nackte in der bildenden Kunst" übertragen, und er wendet sich entschieden gegen die berliner Schönheitabende. Aber so treffend seine Argumente auch

sein mögen, an der Tatsache, daß der Mensch von Natur aus sinnlich ist und dieser Eigenschaft immerhin bedarf, weil ja sonst die Krone der Schöpfung in einigen Jahren nicht mehr existieren würde, kam er nicht vorbei; und um Eingriffe zu verlangen, welche die menschliche Sinnlichkeit auf das Maß des Zulässigen, Notwendigen oder Erwünschten zurückführen sollen, ist er zu geschmackvoll, obwohl er dazu als Professor der Kunstwissenschaften garnicht verpflichtet wäre. Natürlich kann man die Schönheitsabende verbieten, allein: was müßte dann nicht verboten werden! Das wäre eine lustige Welt, wenn es sich die Obrigkeit angelegen sein ließe, des Lebens bunte Vielgestalt daraufhin zu untersuchen, wie sie die Sinnlichkeit des einzelnen Individuums beeinflußt. Polizeireglements sind doch bloß Hilfsmittel, um eine gewisse äußere Ordnung des sozialen Lebens aufrecht zu erhalten; der Wahn aber, die moralische, intellektuelle und ästhetische Höherbildung des Typus Mensch auf einem anderen Wege als auf dem sozialer und individueller Pädagogik erzielen zu wollen, konnte nur in einer Zeit groß werden, die alles von Institutionen zu erhoffen gewohnt ist.

Man möge sich beruhigen: Selbst wenn man die Fortsetzung der Schönheitabende gestatten sollte, selbst wenn das Statut der geplanten „Hochschule für Nacktkultur“ genehmigt wird (Keine Angst! Die preußische Polizei verbietet beides), — was wäre zu befürchten? Man wird deshalb in Berlin oder sonstwo nicht nackt umherlaufen; Klima und Verkehr laden kaum zu solchen Experimenten ein. Die Vorführung von nackten Menschen als Schaustellung aber wird die „Scham des Volkes“ nicht verwüsten; es wird sich immer nur um einen Kunstgenuß oder um ein — Vergnügen der Begüterten handeln. Und hier wie überall wird es Unbefangene geben, die Freude am Nackten haben, doch aus anderen Gründen als die Losen, oder denen das Nackte mißfällt, doch auch wieder aus anderen Gründen als den Prüden. Den Prüden aber wird man es nie recht machen, und die Losen wird man nie bändigen; jene rümpfen stets die Nase, und diese lächeln immer frivol, denn die Funktion des Lebens soll erst noch entdeckt werden, die sich nicht in Beziehung zum Sinnlich-Geschlechtlichen bringen ließe.

Leon Zeitlin

Unsere Bundesbrüder

Die deutsche Reichsregierung ist fürchterlich. Ich meine furchterregend. Da war eine Geschichte mit Herrn Just in Casablanca. Entweder hat man ihm eine heruntergehauen, oder er hat Prügel ausgeteilt.

Die Franzosen zeigen den Stock vor, den Just abgeschlagen hat; er ist photographiert worden; ist in der Wochenschrift „Illustration“ zu sehen.

Auch Herr Just ist darin abgebildet; ob vor oder nach der Maulschelle, weiß ich nicht; Spuren derselben sieht man nicht. Dieser Herr war kurze Zeit der Repräsentant unserer verletzten Nationalehre.

Er hatte mit ungemeinem Takte die Aufgabe übernommen, sechs französische Deserteure aus Casablanca herauszubringen, weil sie als deutsche Reichsangehörige den Schutz des Konsulats angerufen hatten.

Hinterher stellte sich heraus, daß drei ganz bestimmt keine Deutschen sondern Österreicher und Schweizer waren. Bei einem Vierten schien die Sache zweifelhaft.

Die Unternehmung mißglückte; es kam zu einer lebhaften Szene, vielleicht sogar zu Tätlichkeiten.

Ob Herr Just etwas abkriegte, weiß man nicht, aber der arabische Dragoman soll nicht abzuleugnende Backpfeifen empfangen haben. Er selbst war gewiß damit einverstanden, jedenfalls war er darüber nicht entrüstet. Gott, man hat ihm schon so viele heruntergehauen Wer will da zählen?

Aber in der deutschen Reichsregierung bäumte sich etwas auf. Mögen Lüderitz und Just gefehlt haben, das kam nicht in Betracht.

So selbstmörderisch denkt unsere Regierung nicht, daß sie Dummheiten verurteilt.

Sie stellte Krieg in Sicht. Nicht sofort, sondern drei Monate später.

Vom siebenten bis zehnten November 1908 stand Europa vor aufregenden Telegrammen. Die Idee, daß man einem Deutschen straflos Ohrfeigen gibt, respektive einem Araber, der mit vierzehntägiger Kündigung im deutschen Konsulat angestellt ist, war unmöglich. Die ganze nationale Presse massierte unser Ehrgefühl, unsern Stolz; sie suggerierte uns nachträglich einen völkischen Schmerz über Watschen, die wir nicht knallen hörten.

Wir standen vor dem Krieg. Wir alle, Spießbürger und Helden, waren gezwungen, in uns die Idee einzubohren, daß wir einen Schimpf zu rächen hatten

Wir waren fast versucht, uns auf einen Standpunkt zu stellen. Aber indem wir die Backen des Herrn Just mit landsmännischer Trauer bedachten, knallte es wieder.

Nicht von einer, nicht von zwei, sondern von hundert Maulschellen, Stockhieben, Steinwürfen.

Entsetzt blickten wir auf und sahen, daß harmlose Deutsche nicht wegen einer herausfordernden Dummheit, sondern ausschließlich wegen ihrer Muttersprache, beschimpft, bespuckt, mißhandelt, blutig geschlagen wurden.

Ein feiger Pöbel wirft sich, Hundert gegen Einen, auf bartlose Knaben, schlägt sie zu Krüppeln, bedroht und mißhandelt Frauen, nur weil sie Deutsche sind.

Die Polizei, die um Schutz gebeten wird, versagt ihn; ihre hündischen Beamten beteiligen sich an der Roheit, leihen ihre Waffen zu Angriffen gegen Wehrlose, schlagen mit Säbeln auf sie ein, dringen in die Häuser der Schutzsuchenden und öffnen die Tore, damit das Diebsgesindel nachströmen kann.

Ein Lump, der sich Bürgermeister schimpfen läßt, geht nur auf die Straße, um hohnlachend die Prügeleien zu bewundern, der Schuft feuert die Sicherheitsorgane zur größeren Roheit an und leiht organisierten Diebsbanden amtliche Unterstützung.

Und dieses Land, in dem die Gebote der Menschlichkeit schweigen, sofern es gegen Deutsche geht, dieses Land, das aufgehört hat, ein Rechtsstaat zu sein, das deutsche Arbeit und deutschen Gewerbfleiß den wütenden Angriffen eines lungernden Gesindels preisgibt, ist uns nicht erblich verfeindet, o nein! es ist uns verbündet, so eng verbündet, daß unsere weise Reichsregierung die Sicherheit Deutschlands für seine Balkanpolitik in die Schanze schlägt.

Vorschauend hat Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen davor gewarnt, dem casus foederis die Vertretung österreichischer Interessen substituieren zu lassen; klar hat er ausgesprochen, daß es nicht Aufgabe des Deutschen Reiches sein könne, seine Untertanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen.

Das, was sich heute bei uns Regierung heißt, hat auch diese Warnung in den Wind geschlagen und sich zum verachteten Mitläufer hergegeben. Der

Dank ist nicht ausgeblieben. Heute läßt die österreichische Regierung deutsche Untertanen in Prag totschlagen und vermeidet wochenlang den Schein, als wolle sie dem Mordgesindel die Freude stören.

Und der Verantwortliche in Berlin hat nur ein verlegenes Achselzucken dafür, daß das Deutschtum mit Knüppeln niedergeschlagen wird. Vor drei Wochen aber schnaubte er Krieg, weil ein Deutscher Händel fand, die er frivol gesucht hatte.

Damals appellierte er an alle dummen Instinkte gegen den Erbfeind, in dessen Lande jeder Deutsche unter dem starken Schutze der Gesetze und in voller Sicherheit seinem Erwerbe nachgehen darf.

L

Ariost

Seit die Alleinherrschaft der humanistischen Bildung gestürzt ist, hat nicht nur die Kenntnis der Griechen und Römer, sondern auch die Lektüre und Beliebtheit der älteren italienischen Klassiker entschieden nachgelassen. Mochten Dante und Petrarca auch schon in früheren Zeiten bei uns mehr berühmt als gekannt sein, so haben Boccaccio, Ariost und Tasso, um nur diese paar zu nennen, neuerdings sichtlich an Popularität verloren. Boccaccio war zur pikanten Lektüre für Junggesellen herabgesunken und erlebt erst jetzt, auf Grund der guten, neuen Inselausgabe und wohl auch infolge eines wachsenden Interesses für die klassische Novellenform, wieder eine reine Anerkennung. Tasso hat wohl am meisten Boden verloren, er ist gleich Petrarca zu einer etwas wesenlosen Berühmtheit geworden. Natürlich gilt das alles nur für Deutschland und auch hier nicht für den kleineren Kreis derer, die ältere Italiener im Original lesen, sondern eben für die Allgemeinheit.

Zu Ariost, dessen Anziehungskraft gleichfalls stark abgenommen zu haben schien, haben sich auch in neuester Zeit je und je bedeutende und einflußreiche Leute bekannt. Auch ich verdanke den Anstoß zu meiner ersten Ariostlektüre (noch ehe ich italienisch lesen konnte) jener Erzählung, daß Böcklin bis ins hohe Alter ein eifriger Ariostleser gewesen sei. Seither habe ich mit dem rasenden Roland ungezählte schöne Stunden hingebracht und mich oft gewundert, ihn auch von gebildeten und belesenen Leuten wenig gekannt zu finden. Nun ist es allerdings gerade für Feinschmecker ein zweifelhaftes Vergnügen, tausende von achtzeiligen Versen in Übersetzung zu lesen. Je schlechter die Übersetzung, desto kleiner der Genuß; je besser aber die Übersetzung, desto häufiger auch und stärker das Gefühl, eben doch aus zweiter Hand zu genießen und unendlich viel zu verlieren. Namentlich in den älteren, längst wohlfeil gewordenen und daher weit verbreiteten Übertragungen, vor allem in der von Gries, störten die zahllosen übeln, unreinen Reime, die man als Notbehelf empfand, und die das Auskosten mit dem Gehör oft ganz vereitelten. Hier hat Gildemeister viel gebessert. Doch war die Frage nach der lesbarsten Ariostübersetzung noch nicht erledigt, und es werden auch weiterhin mit dem Wandel unsrer Sprache und unsres Formgefühls neue Mängel und neue Bedürfnisse hervortreten.

Nun ist soeben eine neue Übersetzung erschienen von Alfons Kißner (Verlag Georg Müller, München). Das Wagnis war nicht klein, und zum Teil deshalb ist es wohl bei einer Bibliophilenausgabe geblieben. Hoffentlich werden die beiden schönen Bände auf dem Umweg des untergeordneten bibliophilen Interesses dem Italiener manche neue Freunde gewinnen. Hoffentlich wird es aber

dabei nicht bleiben und möglichst bald eine neue, einfachere und billigere Ausgabe der Kißnerschen Übersetzung erscheinen. Ich glaube, sie verdiente das. Wer kritteln wollte, könnte natürlich leicht an Hand von Stichproben manche Stellen sammeln, die von frühern Übersetzern kräftiger oder wörtlicher oder klarer gegeben worden sind. Aber man könnte ebenso leicht viele Beispiele fürs Gegenteil beibringen, und außerdem ist diese neue Übersetzung, trotz der strengeren Wahrung der Form und der Reinheit der Reime, von einer schönen Flüssigkeit und einer unauffälligen Modernität der Sprache, die sie mir lieber und brauchbarer macht als ihre Vorgänger.

H H

Rundschau des März

Politik

Im Londoner Oberhaus hat Lord Roberts, der Besieger der Buren, aus dem Stegreif einen Antrag auf Schaffung einer englischen Landarmee von einer Million Mann eingebracht und diesen befremdlichen Vorschlag, der Englands antimilitärischer Tradition widerspricht, mit der Gefahr einer deutschen Invasion in England begründet. Der Antrag wurde von den konservativen Pairs mit vierundsiebzig gegen zweiunddreißig Stimmen zum Beschluß erhoben. Das zeigt, bis zu welchem Höhepunkt die Verstimmung, das Mißtrauen und die Verwirrung der Geister durch eine falsche Politik und das System der friedfertigen Rüstungssteigerungen gestiegen ist. Volkswirtschaftlich wird das „Weihnachtsgeschäft" unter diesem verstärkten Druck schwer leiden, und nicht nur das Weihnachtsgeschäft.

In Rom hat der auswärtige Minister Tittoni ein Vertrauensvotum von einer Zweidrittelmehrheit erhalten. Er hat sich mit Worten zum Dreibund gestellt, aber zugleich die „alte Freundschaft" zu England, die erneuerte Freundschaft zu Frankreich und die neueste Annäherung an Rußland scharf unterstrichen. So zeigt sich in Italien, wie Bündnisse durch Freundschaften unterhöhlt werden können. Das bewies auch der Erfolg der Rede des früheren Ministerpräsidenten Fortis, der Italien auf die eigene Kraft verwies, das heißt, dem Dreibund nicht zu trauen empfahl. Der Ministerpräsident Giolitti schüttelte ihm die Hand, der Marineminister küßte ihn. Kammer und Presse jubelten, und der italienische Kriegsminister fordert zwanzig Millionen mehr für Rüstungen.

Der Casablancafall ist an ein Schiedsgericht übergeben. Das ist eine Wohltat und der erste Fall einer Anwendung des Schiedsgerichts zwischen Frankreich und Deutschland. Hätte man nur vor drei Jahren die ganze Marokkoaffäre einem Schiedsgericht übergeben können! Die Schädigung der Volkswirtschaft von Europa übersteigt den Nutzen des deutschen Handels mit Marokko um das Hundertfache.

Die Idee der Balkankonferenz kann, wie im „März" vorausgesagt wurde, nicht leben und nicht sterben. Die Art des Vorgehens Österreich-Ungarns erweist sich immer mehr als ein schwerwiegender Fehler, der sich an Österreich rächt. Die nicht waffenstarke Türkei hat den passiven Widerstand

in Form eines Boykotts gegen österreichische Waren organisiert. Das ist für Österreich so überaus schmerzlich, daß auch der Gedanke an kriegerische Verwicklungen noch nicht völlig unmöglich ist. Ein Krieg, um Handelssympathien zu erkämpfen, — das wäre die neueste Spezies eines Krieges.

In Persien hat der brutale Staatsstreich des Schahs die Verworrenheiten auf den Gipfel getrieben.

China hat eine große Kaiserin und ihren Sohn, den Schattenkaiser, durch den Tod verloren. Einen gewaltsamen Tod anzunehmen, liegen keine genügenden Gründe vor. Unmittelbar vor ihrem Tode hatte die reaktionäre Kaiserin noch in einem Staatsakt eine Konstitution als bevorstehend proklamiert, die inzwischen in ihren Grundzügen veröffentlicht worden ist. Der neue Kaiser ist, wegen der Ahnenopfer an den verstorbenen Kaiser, ein Kind. Sein Vater, der wirkliche Regent, ist jener Sühneprinz, den Deutschland so ungeschickt war, einen Kotau in Potsdam machen zu lassen.

Der deutsche Reichstag hat zwei große Stoffe in Beratung genommen, die Reichsfinanzreform und die Kanzlerverantwortlichkeit. Bei dieser ließ sich der Kanzler höflich entschuldigen, womit die Unsicherheit der inneren Lage gekennzeichnet ist. Der Reichstag verwies die Anträge auf konstitutionelle Garantien an eine Kommission, welche die Frage wahrscheinlich um einen Schritt weiter bringen wird. In der Steuerdebatte wurde die Elektrizitätssteuer ganz erschlagen, die Inseratensteuer halb. Alles andere ist so unsicher wie die Position Bülows, der seit dem siebzehnten November vom Kaiser nicht mehr befohlen wurde.

Handel

Unlauterer Wettbewerb. Gegen ein neues Ausverkaufsgesetz werden allerhand Stimmen laut. Es ist an dieser Stelle schon darauf hingewiesen worden, daß mit Ausverkäufen Unfug getrieben wird, daß ein Inventur- und ein Saisonausverkauf den normalen Bedürfnissen genügen würden.

Man hat Angst vor diesem Gesetz, und diese Angst ist nicht ganz unberechtigt, weil schon das derzeitige Wettbewerbsgesetz nicht ganz seinen Zweck erfüllt, die kleinen Spitzbuben fängt und die geriebenen laufen läßt.

Interessant ist da eine neue Entscheidung, die schon reichsgerichtlich festgenagelt ist.

Es ist eine allgemein verbreitete Unsitte der Detailleure, Artikel einer bestimmten Preislage herauszugreifen und teilweise zu einem bedeutend niedrigeren Preise auszustellen.

Bisher glaubte man, daß dieses Lockverfahren nur dann strafbar sei, wenn man den Verkauf verweigere. Ein kleiner Händler aber, der die Sache zu deutlich gemacht hatte, muß daran glauben, obwohl er anstandslos zu dem reduzierten Preise verkauft hatte.

Das ist gut, man hat hier wirklich etwas Unlauteres angegriffen.

Aber!

Dienen zum Beispiel die Fünfundneunzigpfennigtage der Warenhäuser einem anderen Prinzip? Hier handelt es sich durchaus nicht allein um Abstoßen liegengebliebener Waren, sondern um die unverkennbare Absicht, durch ein zeitlich und materiell begrenztes Angebot den Eindruck der Billigkeit zu erwecken, der sich auch auf andere Warengattungen ausdehnen soll, deren Preis vom Publikum nicht geschätzt werden kann.

Wie viel Fünfundneunzigpfennig-

artikel kosten aber nach dem Rummel wieder mehr?

Wenn zwei das gleiche tun, ist es nicht das gleiche.

Im übrigen! Ehret die Frauen, sie flechten und weben.

Konventionsblüten. Die deutschen Seidenstoffabrikanten sind zu einem Verband vereinigt, der durch seine strammen Diktate viel von sich reden macht.

Die Verbandsfirmen verkaufen bestimmte Waren nur mehr zu einem festgesetzten Preise und sind verdrießlich über jene Kollegen, die der Vereinigung nicht angehören und deshalb nach Gutdünken anstellen.

Das hat dem Verband zu einem „Erlaß" Veranlassung gegeben, wonach jeder Detailleur, der von Outsidern kauft, bei Verbandsfirmen zehn Prozent Aufschlag zu bezahlen hat. Ein hamburger Detaillistenverband erreichte nur eine Abänderung dahin, daß in diesem Falle jeder Detaillist für die bei Outsidern gekaufte Konventionalware ein Viertel des Fakturenbetrages, mindestens aber hundert Mark, an den Fabrikantenverband abzuführen hätte.

Notabene pro Fall, ohne Rückfälligkeit besonders zu bestrafen.

Jeder Käufer übernimmt stillschweigend diese Verpflichtung, ohne besondere Vereinbarung beim Abschluß.

Nun wollen sich die Detaillisten des obengenannten Verbandes die betreffenden Warengattungen abgewöhnen.

Die Outsider, die in ihrer Minderheit nur einen sehr kleinen Teil des Marktes versorgen können, haben die Manometer unserer Trustkessel bisher sehr wohltuend beeinflußt. Es wäre bedauerlich, wenn dieses Gegengewicht verschwinden würde, um einem einträglichen Despotismus der Fabrikanten ein uneingeschränktes Wachstum zu ermöglichen. Der Trust ist eine Waffe, die kulturfeindlich ist, wenn ihre Benützung über berechtigte Verteidigung hinausgeht.

Gerade weil es Leute gibt, die nicht immer die Herrschaft über sich besitzen und, was noch schlimmer ist, garnicht besitzen wollen, verbietet das Gesetz das Waffentragen.

Aus Amerika wird berichtet, daß die Wahl Taffts eine ganz ungewöhnliche Haussestimmung ausgelöst hat, und daß die schlummernde Unternehmungslust zu energievollem Leben erwacht ist.

Gleich werden aus allen kontinentalen Industriegebieten Ordres der Amerikaner in erfreulicher Höhe gemeldet, und alle Fachzeitungen futtern Hoffnung an ihre bedrängten Leser. Sogar die Detailleure lugen interessiert in die Höhe wie Hasen hinter einem langsam schmelzenden Schneehaufen.

Wie bei einer Prozession! Wenn die Vordersten stehen bleiben, hört die ganze Reihe zu gehen auf, langsam, wellenförmig, und ebenso geht's wieder an.

Ob wohl ein neuer Reichskanzler bei uns auch so befruchtend aufs Geschäft einwirken würde? Kaum zu glauben.

Bei uns wirken solche Änderungen nur auf die Volksausgaben.

Im „hilligen" Köln haben die Detailleure jedweden Detailrabatt aus der Welt geschafft und damit bewiesen, daß sich auch in diesen Kreisen das neidische Mißtrauen von einer nützlichen Einigkeit zurückdrängen läßt.

Glossen

Eine denkwürdige Staatsurkunde

Es ist verkündet worden:

Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradieren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: „Drei Hurras für . . .“ werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradierenden Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando „Hurra“ gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von 45 Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht.

Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers zur Rekrutenvereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren.

Kiel, den 10. November 1908.

J. V.
v. Holtzendorff.

Das war am zehnten November, in den Tagen, die der Reichskanzler als „schwere Tage“ bezeichnet hat. In diesem denkwürdigen Erlaß wird das Höchste erreicht: Die Begeisterung wird im Stechschritt eindressiert. Die Hände „gehen“ und müssen lernen, Kniebeuge zu machen, während der Mund die drei „Hurras“ von sich gibt. Den Armen wird befohlen, sich zu „krümmen“. Das konnte bisher nur der menschliche Rücken. In den Armen sind gerade Knochen, die sich nicht krümmen können. In der deutschen Marine sollen sie's lernen wie in einem mediko-mechanischen Institut. Wie viele Deutsche wohl bei Kaisers fünfzigjährigem Geburtstag in acht Wochen nach diesem Kommando handeln werden?

Muß deutscher Drill sich auf die Gefühlsäußerungen erstrecken und sich und uns zum Gespötte der ganzen Welt werden?

Dr. Heinrich Hutter

Auf Erden

Unsre heutige Nummer enthält ein Gedicht von Alphons Paquèt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, auf Paquèts schönes, originelles Gedichtbuch „Auf Erden“ (zweite Auflage, Verlag E. Diederichs, Jena) hinzuweisen. Da stehen Gedichte, ähnlich wie dieses heutige, feine und überraschende Beobachtungen, kühne Bilder, blitzhaft aufleuchtende Momente. Schüchternen

Lesern wird manches gewaltsam, ja frech und bizarr vorkommen. Es handelt sich aber hier nicht um Verblüffungsversuche eines experimentierenden Formkünstlers, sondern um lauter Gesehenes und Erlebtes, um unmittelbare Impressionen; und solche sehen, gerade wie Momentphotographien, oft geradezu phantastisch aus. In der Lyrik haben wir solche Impressionen seit Arno Holz nimmer erlebt. Die schönern von Paquèts Gedichten gehen aber darüber hinaus und werden zu Bekenntnissen eines rastlosen, begeisterten, unermüdlichen Menschensuchers und Erdenwanderers, dem die Idee einer befreiten Menschheit im Blute lebt. Über die Form seiner Gedichte ist wenig zu sagen. Man wird finden, sie sei stark von Walt Whitman beeinflußt, also nicht völlig original. Das ist richtig; aber um diese hunderte von freien Rhythmen in Fluß und Klang zu bringen, dazu gehört mehr als Formgeschick, dazu gehört Wucht und Größe der Gefühle und Gedanken, dazu gehört Begeisterung und inneres Pathos, lauter seltene Dinge. Paquèt besitzt sie, und wenn nun Freunde seiner Schriften vielleicht wünschen, er möge wieder einmal zur strengeren Form greifen und seine Fülle in festen Maßen bändigen, so schätzen sie darum den strömenden Reichtum nicht weniger, der in dem „Auf Erden" so ungehemmt flutet.

Hermann Hesse

Schmücke dein Heim!

Wallots Reichstagshaus habe ich nie für den „Gipfel der Geschmacklosigkeit" gehalten. Diese allerhöchste Ansicht steht allein. Auch die Innenausschmückung, im allgemeinen groß, würdig und monumental, wird seit Jahren fortgesetzt. Hier waltet nicht immer eine glückliche Hand. Höchst unglücklich aber ist der Mittelpunkt der neuen Wandbilder, die vor fünf Wochen im großen Sitzungssaal angebracht worden sind. Schon die Idee ist nicht von einem Künstler, sondern von einem germanischen Geschichtslehrer: Links beugen sich die Orientalen vor Karl dem Großen, rechts die Mailänder vor dem Gaul Barbarossas und in der Mitte Frankreich vor Kaiser Wilhelm und seiner berittenen Tafelrunde. Der Grundgedanke aller dieser Bilder ist renommistisch, und alles Renommische wirkt opernhaft. Aber nun erst die naturalistische Symbolik. In der Mitte des Mittelbilds liegt auf dem Boden die französische Trikolore, auf die Kaiser Wilhelm fast tränenfeucht niederblickt. Dahinter ein toter Franzose und — ein brennendes Dorf. Wie mag man es unternehmen, diesen Chauvinismus, dem das deutsche Volk seit etwa zehn Jahren entwachsen ist, gemalt im Parlament zu verewigen? Das wäre, wenn es bliebe, eine Entgleisung nicht bloß des künstlerischen, sondern des natürlichen Geschmacks; vielleicht ist es ein Gipfel der Geschmacklosigkeit, wenn man sich an etwas erinnert: ich meine nicht die Anwesenheit der Elsaß-Lothringer, die das Dorf ewig rauchend vor sich sehen sollen, sondern die internationalen Kongresse, die, gastlich geladen, in diesem Saal zu tagen pflegen. In diesem Saal hat Fürst Bülow vor acht Wochen den interparlamentarischen Kongreß und besonders warm auch Fréderic Passy offiziell begrüßt und sich über die Fortschritte friedlicher Annäherung gefreut. Gottlob war damals über ihm noch nicht die französische Fahne in den Staub gemalt.

Man hat das Recht, zu glauben, daß der Präsident Graf Stolberg-Wernigerode ein lebhaftes Gefühl dafür besitzt, was fair und nicht fair ist, und deshalb Vorsorge trifft, das Ärgernis

zu mildern. Soweit ich es beurteilen kann, würden ihm sehr viele Abgeordnete dankbar sein.

Über die künstlerischen Qualitäten der Bilder des verdienten Malers möchte ich nicht urteilen. Aber wahr bleibt, daß eine Landschaft zum Immer-wieder-Anschauen wohltätiger wäre als die figürliche Historie. Man hätte, wenn man partout huldigen will, die Landschaft mit dem Zollerberg wählen können, die sehr schön ist. Ich weiß das, weil mein Wahlkreis hart an den Zollerberg angrenzt.

C. Haußmann.

Die deutsche Sozialdemokratie Böhmens

Sie stand schon einmal vor der gleichen Frage — es war in der Badenizeit —, und sie hat einmal schon das starre Festhalten am Dogma schwer gebüßt.

Die Frage mußte zuerst in Böhmen deutlich werden: Ist das sozialdemokratische Parteiprogramm geeignet, im nationalen Streit den rechten Weg zu weisen?

In der Badenizeit hatte ein Sturm der nationalen Entrüstung das ganze Deutschböhmen erfaßt; die Sozialdemokratie aber sah im neu auflodernden Zwist nur ein neues Hindernis auf dem Wege zur Erkämpfung des allgemeinen Wahlrechts für den Reichsrat.

Ähnlich ist es heute; ganz Deutschböhmen fühlt das nationale Leid; das ganze Volk steht auf zum Verzweiflungskampf um seine Sprache.

Und die Sozialdemokratie sieht voll Ingrimm wieder, wie der nationale Zwist die Erringung des Wahlrechts für den Landtag auf lange Zeit hinausrückt.

Wir können also begreifen, wenn die Sozialdemokratie hinter den nationalen Streitigkeiten nur die Drahtzieher sucht, die Mandatskleber, die die Stimmen der Sozialdemokratie fürchten.

Wir können mit kühlem Erwägen schwer Argumente finden gegen den Ruf der Sozialdemokratie „Gleiches Recht allen“, also auch tschechische Schulen und Richter den tschechischen Minderheiten in Deutschböhmen.

Und dennoch, soll der Sozialdemokratie dereinst wirklich die Führung des Geschickes von Deutschböhmen in die Hände fallen, wird sie im sozialen Kampfe, im politischen Kampfe ums Wahlrecht ihr Herz dem nationalen Leid nicht verschließen dürfen.

Es sind nicht die tschechischen eingewanderten Arbeiter, die in Deutschböhmen tschechische Schulen wollen; so wenig, als sie sie im Deutschen Reiche fordern würden. Es sind die eroberungssüchtigen, unlauteren tschechischen Portefeuillejäger in Prag; die nach den Exkursionen des heurigen Ausstellungssommers auf das Gebiet der internationalen Politik, nach dem allslawischen Kongreß, dem Besuche des Pariser Gemeinderates, sich stark genug fühlen, ihre Eroberungsgelüste offen zu bekennen.

Sie riefen einst nach der nationalen Gleichberechtigung; sie fordern heute die Herrschaft über ganz Böhmen.

Sie hassen deutsche Kultur, wie der Undankbare den Wohltäter von einst haßt.

Die Deutschen in Böhmen haben, seit sie der Herrschaft über die Tschechen haben entsagen lernen, an innerer Kraft unsagbar gewonnen. Es ist ein neues Land erstanden an den Grenzen des Deutschen Reiches: Deutschböhmen; die glückliche Stimmung des gefühlswarmen Österreichertums mit dem arbeitsamen Sinne des Volkes jenseits der Grenze hat ein Land geschaffen,

das in Deutschland so wenig wie in Österreich seinesgleichen findet. Und nach diesem Lande nun strecken die Prager großslawischen Politiker die gierigen Hände.

Es ist ein Kampf um die Kultur: sollen jene selbstsüchtigen, kleindenkenden tschechischen Politiker, die durch ihre Gesinnungslosigkeit das tschechische Volk vor Europa diskreditierten, Herren werden auch über unser Land? Soll Deutschböhmens Kultur den Helden der Prager Röhrenlieferung ausgeliefert werden?

Und ganz Deutschböhmen, das den Krieg fürchtet, wie die Kultur die Zerstörung fürchtet, ersteht wie ein Mann, und es ist Keiner, der nicht mitriefe: „Wir müssen Deutsche bleiben, Deutsche vor allem!"

Das ganze Volk ist es dennoch nicht; die sozialdemokratischen Führer und ihr Gefolge ballen die Faust gegen jene, die sie um das Wahlrecht betrügen wollen: die deutschen und die tschechischen Mandatskleber.

Es ist eine harte Probe für die Sozialdemokratie; ist sie taub jetzt gegen den Notschrei des deutschen Volkes in Böhmen, so wird sie Jahrzehnte dafür büßen, ehe sie das Herz ihres Volkes wiederfindet.

Kann sie sich in die Reihen ihres Volkes stellen, hat sie den bürgerlichen Mandatsklebern die rechte Antwort schon gegeben — das Volk wird glauben lernen, daß unter dem künftigen Wahlrecht seine nationalen Interessen auch bei den sozialdemokratischen Abgeordneten geborgen sind. Das deutsche Volk Böhmens wird sich nicht länger gegen eine Wahlreform sträuben, die Sozialdemokraten in den Landtag bringen wird, wenn es einmal weiß, daß die Sozialdemokraten ihrem Deutschtum auch Opfer bringen können.

M. Ber

Die konservativen Patrioten

Der konservative Reichstagsabgeordnete Graf von Schwerin-Löwitz, Präsident des Landwirtschaftsrats, hat am sechsundzwanzigsten November in seiner Rede zur Reichsfinanzreform im Reichstag folgendes gesagt: Von den Rednern der Linken ist angekündigt worden, die Bewilligung neuer Steuern abhängig zu machen von der Gewährung konstitutioneller Garantien und der Erfüllung anderer politischer Wünsche, die mit der Finanzreform gar keinen sachlichen Zusammenhang haben. (Hört, hört! rechts.) Ich muß gestehen, daß mir angesichts der Bedeutung, die das Zustandekommen oder Scheitern der Finanzreform für die ganze Zukunft des Reiches hat, ein solcher politischer Standpunkt geradezu unverständlich ist. (Sehr wahr! rechts.)

Geradezu unverständlich? Die Konservativen sind also nicht das Muster selbstsüchtiger Politiker, die, während sie alle Lasten auf andere schieben, dabei noch als Lohn, im Namen des Patriotismus, für sich Nutzen herausschinden? — Es ist einmal im Deutschen Reich eine wirkliche Kulturtat vollbracht worden: das Bürgerliche Gesetzbuch. Vierundzwanzig Jahre hatte man gearbeitet, um die politisch geeinten Deutschen auch juristisch zu einen und der Zerrissenheit der deutschen Rechtsprechung ein Ende zu schaffen. Der Entwurf hatte schon das Fegefeuer der Komissionsberatung überstanden; es galt die Krönung des mühevollen Werkes. Nun fand sich im Entwurf die Bestimmung, daß auch für Wildschaden durch Hasen und Fasane Ersatz geleistet werden müsse. Die Bestimmung entsprach dem Gebot der Gerechtigkeit; doch es ist bei der Naturanlage unserer Konservativen verständlich, daß sie ihnen trotzdem (oder deswegen) nicht gefiel. Was taten die Musterpatrioten? Sie

ließen — es war am dreiundzwanzigsten Juni 1896 — durch den Abgeordneten von Stein im Reichstag erklären: wenn diese verdammte Geschichte mit den Hasen drin bliebe, würden sie das ganze Bürgerliche Gesetzbuch lieber in den Orkus werfen. Die Drohung war so ernst gemeint (Herr von Stein sprach ausdrücklich im Namen der konservativen Partei), daß man, um das mühevolle Werk, an dem man vierundzwanzig Jahre gearbeitet hatte, zu retten, den Konservativen nachgab und das Bürgerliche Gesetzbuch hasenrein machte. — Natürlich, Bauer, ist das etwas anderes als die Geschichte mit der Finanzreform. Auch dem Nichtbauern leuchtet der große Unterschied ein. Wenn Patrioten ein für die deutsche Einheit notwendiges Kulturwerk zertrümmern wollen wegen einer gerechten Bestimmung, die ihrem kleinen Eigennutz zuwiderläuft — wie kann man das mit dem Bestreben einiger Abgeordneten (zu dem man im Prinzip stehen mag, wie man will) vergleichen, eine Mehrbelastung des Volkes mit einer halben Milliarde, euphemistisch „Finanzreform" genannt, zu benutzen, um konstitutionelle Garantien zu erlangen? Kann man konstitutionelle Garantien essen? Kann man sie trinken? Nützen sie dem Leib? Sind sie klingendes Gold, für das man sich etwas kaufen kann? Nein? Na also! Dann ist es doch verständlich, daß ein solches Verhalten den patriotischen Konservativen „geradzu unverständlich" ist.

Sch—k.

Wie die Alten sungen ...

Der jüngste Sohn des Kaisers hat auch eine Rede gehalten. Es ist erstaunlich, wie sich in Deutschland künstlerische und unkünstlerische Anlagen so leicht vom Vater auf den Sohn vererben. Man denke nur an die Familie Bach, die drei Generationen hindurch gute Musik machte, und an die Hohenzollern, die nun schon im zweiten Gliede sich neben ihrem eigentlichen Berufe der Rhetorik widmen. Der Vater gab das Stilmuster. Kein Wunder, daß die Söhne es nachzuahmen suchten. Den Anfang machte der Kronprinz mit der berüchtigten „Elenden"-Rede zu Ehren Krupps, auf die die deutschen Arbeiter bei den nächsten Reichstagswahlen eine deutliche Antwort gaben. Und jetzt kommt Prinz Oskar und verdirbt den Professoren in Bonn mit einer Ansprache das Rektoratsessen. Der junge Mann ist kaum zwanzig Jahre alt. Aber weil sein Bruder schon nach vier Semestern den Doktor gemacht hat, fühlt er sich als Genie. Und so hält er denn seinen ergrauten Lehrern eine landesväterliche Vorlesung über die patriotischen und religiösen Pflichten eines preußischen Professors. Der hat nämlich nicht etwa farblose Wissenschaft zu treiben, sondern er soll vor allem der Jugend den Glauben an den besonderen brandenburger Gott einbläuen, der, wie Jehovah den Mose durch das Rote Meer, den alten Ziethen Anno 1745 mitten durch die österreichische Schlachtlinie zum Markgrafen Karl geleitete. Außerdem weiß der noch nicht einmal großjährige Prinz ganz genau, daß wir schweren Zeiten entgegengehen, vergißt aber ganz zu sagen, wem wir das in erster Linie verdanken. Man sieht, wie schwer man unrecht tut, wenn man den Hohenzollern die Klugheit abspricht.

Ob sich Fürst Bülow jetzt ein Rundreisebillett nimmt, um, wie den Vater auch die Söhne zum Schweigen zu bringen?

Tarub

Weihnachtspoesie

Es nebelt.

Aber die Schaufenster strahlen Licht und Begehren über die Scharen, die in langen Zügen durch dämmernde Gassen wogen.

O du fröhliche, o du selige . . .!

Locker nur sitzen die Taler im Beutel.

Was kauf' ich meinen Lieben? Hier den neuen Sudermann? Dort den Eßlöffel aus garantiert echtem Luftschiffaluminium? Oder den Alligatorschädel als Tintenfaß?

Von bangen Zweifeln umgetrieben, kehrst du endlich bedrückt in die Stille deines Arbeitszimmers zurück. Und siehe: mit den Prospekten von Buch- und sonstigen Spezereihandlungen hat dir die Post eine bunte Ansichtskarte auf den Tisch gelegt, einen verschmitzt lächelnden Expresser, der im einen Arm einen blühenden Rosenstock trägt („Es ist ein' Ros' entsprungen . .") und im andern etliche Flaschen und ein Paket. Darüber aber steht geschrieben:

Die schönste
Weihnachtsgabe
für die
Hausfrau.
Ein Karton
Regulin,
modernstes
Darm-Regulierungs-Mittel.

„Fast geschmacklos" nennt der Fabrikant dies Mittel.

Ob das nicht doch vielleicht allzu bescheiden ausgedrückt ist?

O

Der Friedensbringer

Herr Bienerth, seit ein paar Tagen für ein paar Tage österreichischer Ministerpräsident, hat schnell das Mittel gefunden, wie man nationale Zusammenstöße verhindert. Man verkündet das Standrecht und schickt in die erregte Gegend als Mittler des nationalen Friedens einen Scharfrichter hin. So sind die üblichen Abendunterhaltungen des Prager Pöbels — die Prügelung deutscher Studenten — abgesagt worden, weil sich derlei Volksbelustigungen schwer im Rahmen des Standrechtes veranstalten lassen. Herr Lang, der wiener Scharfrichter, wurde in den Zeitungen als der Löser der böhmischen Frage gepriesen.

Die Störung der gewohnten Abendunterhaltung wurde vom tschechischen Pöbel mit Mißmut aufgenommen. Doch die tschechische Intelligenz, worunter ich vor allem die politisch denkende Arbeiterschaft verstehe, sah ein, daß das abendliche Volksvergnügen auf dem prager Graben nicht zu halten war. Im Grunde sahen es auch die Regisseure dieser Abendunterhaltungen ein. Das Standrecht wurde verkündet, aber selbstverständlich nicht betätigt. Die Regierung aber suchte nach Mitteln, ihr neues nationales Versöhnungsrezept auch dem tschechischen Volk halbwegs genießbar zu machen. Als die Ankunft des wiener Henkers gemeldet wurde, da schrieen die tschechischen Zeitungen auf: „Seht, das schickt uns Wien!" Herr Bienerth sah sofort ein, daß es ein schwerer Mißgriff wäre, den Tschechen einen fremdsprachigen Henker aufzudrängen. Zur Beruhigung der tschechischen Nation ließ er sogleich berichten, es sei eine tendenziöse chauvinistische Lüge, daß eventuelle Opfer des Standrechtes von einem nationalen Gegner, von einem deutschen Scharfrichter, behandelt werden würden. Herr Lang, so besänftigten die Freunde des neuen Lösers der nationalen Probleme, ist in Wien geblieben! Im Bedarfsfalle wird sein prager Kollege, ein Tscheche, inter-

Digitized by Google

venieren, der auf den beruhigenden Namen Wohlschläger hört!

Die Gefahr war also beseitigt, daß ein nationaler Gegner des tschechischen Volkes ins standrechtliche Verfahren im letzten Augenblick eingegriffen hätte. Die Tschechen, die unaufhörlich tschechische Richter verlangen, konnten nun wenigstens auf einen tschechischen Scharfrichter rechnen. Um ihnen das Standrecht noch sympathischer zu machen, will Herr Bienerth die standrechtlichen Urteile nicht auch in deutscher Sprache, sondern ausschließlich in tschechischer Sprache abfassen lassen! Die Forderung nach tschechischer Gerichtssprache soll also im Standrechtsverfahren endlich verwirklicht werden! Die Tschechen werden diesen nationalen Erfolg — Einsprachigkeit in gemischtsprachigen Bezirken — zu würdigen wissen. Wenn jetzt noch die für die Exekutionen nötigen Stricke von der tschechischen Industrie bezogen werden, dann wird selbst der erbittertste Gegner des Herrn von Bienerth zugeben, daß er gerade im standrechtlichen Verfahren seine Sympathien für das tschechische Volk praktisch betätigte.

Arm in Arm mit dem Henker, wird er das nationale Problem unschwer lösen! Herr von Bienerth wird alles tun, um bei der Erfüllung dieser Mission keine nationale Empfindlichkeit zu verletzen. Mit Ausnahme natürlich der Halswirbel . . .

Stefan Groß

Graf Zeppelin als Christ

Den Orgien von Geschmacklosigkeit und kitschiger Begeisterung, deren Anlaß und Opfer der Graf Zeppelin wurde, scheint nun doch eine ernsthafte Art der Betrachtung zu folgen. Den Anfang machen die Zürcher, wenigstens stand im dortigen Tagblatt neulich die Annonce:

Kirche Wiedikon.

Sonntag den 15. Nov., abends 6 Uhr

Vortrag von Hrn. Pfarrer **Baumann:**

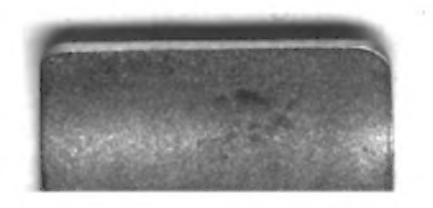
„Graf Zeppelin als Christ."

Es wird aus dem Kirchengesangbuch gesungen.

Die Kirchenpflege.

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 13

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google